This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

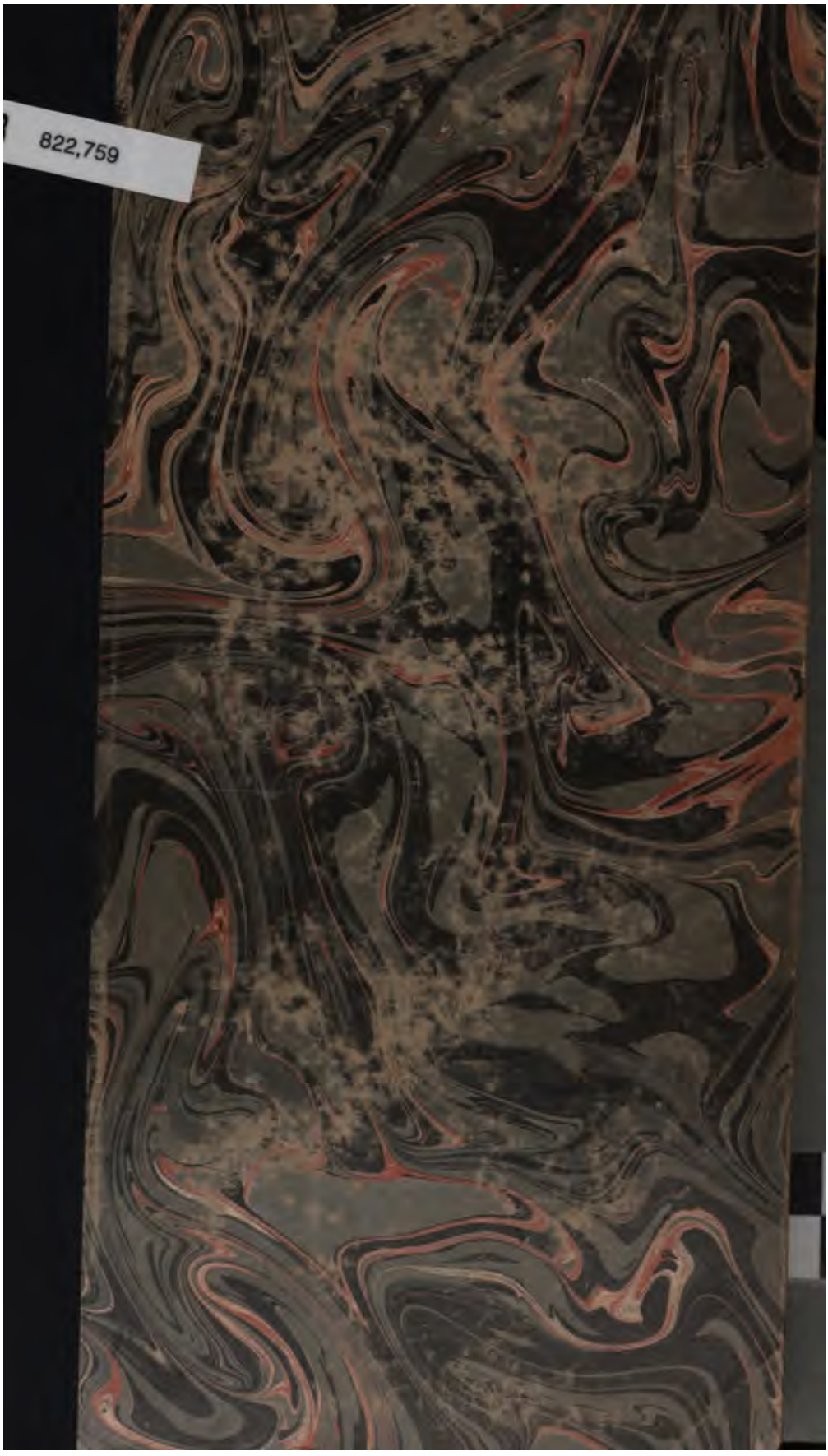
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

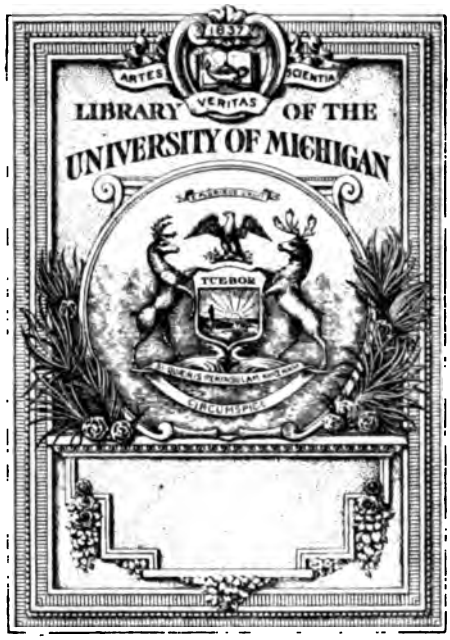
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

822,759




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

BF
183
.F74

System der Psychologie.

Erster Theil.

System

der

Psychologie

als

empirischer Wissenschaft

aus der Beobachtung des innern Sinnes.

Von

Karl Fortlage,

Doctor der Philosophie und außerordentl. Professor an der Universität Jena.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

Transferred to A.C.: 4-25-73

Den Manen

des unvergeßlichen

Hermann Samuel Reimarus,

des scharfsinnigen Begründers einer Psychologie der Thierwelt,

des siegreichen Streiters gegen den Materialismus,

des Vorkämpfers für die Rechte einer natürlichen Religion,

in dankbarer Nacheiferung

gewidmet.

Vorrede.

Die Experimente der Nervenphyſik, welche beweiſen, daß bei aller ſinnlichen Empfindung und Bewegung der Glieder elektriſche Thätigkeiten mit im Spiele ſind, dürfen für die Wiſſenſchaft der Pſychologie ein erfreuliches Ereigniß genannt werden. Denn indem ſie den thatſächlichen Beweis führen, daß auch auf dem phyſiologiſchen Standpunkte äußerer Beobachtung in Beziehung auf die Agentien der Nervenproceſſe Beobachtungen möglich ſind, weiſen ſie um deſto dringender in das Feld ſorgfältiger Analyſe auf dem Wege der innern Beobachtung hinein, ohne deren Zuhülfenahme es für das Verſtändniß jener durchaus keinen Schlüſſel gibt. Und je weniger man vom Standpunkte innerer Beobachtung aus auf eine Verwandtſchaft oder einen nahen Zuſammenhang zwiſchen den pſychiſchen Proceſſen und der Elektricität rathen durfte, deſto wichtiger für das ganze Reich der Naturwiſſenſchaft erſcheinen nun mit einem male die Analyſen pſychiſcher Proceſſe. Denn das Reich der elektriſchen Wirkſamkeit iſt ſo groß wie das Univerſum.

So ſchätzbar aber die auf die Analyſe der pſychiſchen Thätigkeiten in neueſter Zeit verwandten Bemühungen eines Beneke, Drobiſch, Lotze, Waitz u. A. um eine Pſychologie vom rein empiriſchen Standpunkte des innern Sinnes ſind, ſo reichen ſie doch noch immer nicht völlig aus, um ein beſtimmt abgegrenztes Feld von innern Thatſachen zu verzeichnen, auf welchem hinfort, abgeſehen von aller Verſchiedenheit, welche aus bloßen metaphyſiſchen Meinungen entſpringt, von den Anhän-

gern der entgegengesetzten speculativen Richtungen gemeinsam fortgearbeitet werden könne. Dies kommt nicht daher, daß es an unbestreitbaren Thatsachen und Gesetzen der innern Welt bisher gänzlich gemangelt hätte, sondern vielmehr daher, daß man es nicht für der Mühe werth hielt, dieselben für sich selbst und möglichst weit entfernt von aller speculativer oder metaphysischer Ansicht zu verzeichnen, sondern daß man mehr oder weniger von der Annahme ausging, eine Psychologie, welche nicht eine bestimmte Meinung über das Wesen der Seele mitbringe, dürfe gar nicht wagen, vor die Augen des Publicums zu treten, ähnlich wie man vor Baco die Ansicht hegte, daß die speculative Meinung über das Wesen der Materie die Hauptsache sei, ohne welche keine wahre Physik bestehen könne.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit ist der entgegengesetzten Ansicht. Er glaubt, daß erst dann die Psychologie größere Erfolge bieten wird, wenn sie sich ganz auf die Analyse der im innern Sinn oder der unmittelbaren Wahrnehmung des Bewußtseins vorliegenden Processe und deren Erklärung durch sich selbst beschränkt, und die voreiligen Fragen nach dem metaphysischen Wesen der Seele gänzlich von sich weist. Nicht wenige durch Leibniz, Spinoza, Kant u. A. bereits aufgedeckte Gesetze des inwendigen Getriebes unserer Vorstellungen gelten nur darum noch nicht als völlig evident und werden nur dadurch verhindert, ins allgemeine Bewußtsein aufklärend einzudringen, weil sie selten oder niemals ohne alle Beimischung speculativer Ansichten vorgetragen wurden und man daher häufig mit Beiseiteschaffung einer falschen speculativen Ansicht zugleich glaubte, die richtige psychologische Beobachtung, an welche jene sich lehnte, bei Seite geschafft zu haben. Nur allein auf diese Art hat sich bis zum heutigen Tage das Vorurtheil von der Unsicherheit der psychologischen Erkenntniß fortpflanzen können, welches an sich nicht mehr Grund hat, als das Vorurtheil des Alterthums von der Unsicherheit aller Naturerkenntniß hatte.

Man hat häufig neuerdings die Foderung ausgeſprochen, die Pſychologie ebenfalls als Naturwiſſenſchaft zu behandeln. Wenn hierunter auch möglicherweiſe das Richtige verſtanden werden kann, ſo iſt doch der Ausdruck vieldeutig und kann auf Abwege führen. Verſteht man nämlich darunter die Tendenz, die Pſychologie zu einer Nebenwiſſenſchaft der Phyſiologie herabzuſetzen, ſo verkennt man ganz und gar ihr Weſen, ihr Beobachtungsfeld, ihre Kraft, Fähigkeit und Beſtimmung. Man ſpannt dann von vorn herein alle Anſprüche an ſie zu einer ſolchen Kleinheit herab, daß man ſie nur als Anhängſel eigentlicher Naturwiſſenſchaften zuläßt und mit Broſamen ſpeiſt, welche von der übrigen Tiſche fallen. Nimmt man aber die Sache ſo, daß man will, ſie ſolle zwar ihr eigenes Erfahrungsgebiet haben, aber in deſſen Bearbeitung die königliche Methode der Naturwiſſenſchaft, die mathematiſche, nachahmen, ſo ſchlägt man die ungeheure Verſchiedenheit der äußerlichen Beobachtungsſphäre, worin es überall widerſtehende Maſſen und locomotive Bewegungen derſelben gibt, von der innern Beobachtungsſphäre, worin es weder das eine noch das andre gibt, für zu gering an. Vielmehr iſt, wenn man das Wort Natur in ſeiner engern Bedeutung faßt, wo es alles durch die äußern Sinne Wahrnehmbare bedeutet, die Pſychologie das directe Gegentheil von aller Naturwiſſenſchaft zu nennen. Denn ihr Beobachtungsfeld iſt theils der innere Sinn oder das Bewußtſein, theils ſein Verhältniß zu den äußern Sinnen als Sinnen genommen. Das Feld der Erfahrung, auf welchem die Pſychologie ihre Beobachtungen und Thatſachen ſammelt, iſt ein von dem, auf welchem ſämmtliche Naturwiſſenſchaften die ihrigen ſammeln, gänzlich verſchiedenes.

Nun wiſſen wir wohl, daß Manche, die ſich jenes Ausdrucks bedient haben, mit ihm nichts Andres ſagen wollten, als daß auch in der Pſychologie die inductive Methode als die Methode der auf reine Beobachtung zu gründenden Feſtſtellung von Grundgeſetzen möge angewandt werden. Dieſes

zu thun, ist eben unsere durchgängige Absicht gewesen. In diesem Sinne mag man denn auch gern das Feld innerer Beobachtung zur Natur (im weitern Sinne des Worts) rechnen; nur vergesse man dabei nie, daß jedes Beobachtungsfeld nach seiner eigenen speciellen und originellen Natur will in sich selbst erfaßt und aus sich selbst erklärt sein, und daß die Bedingungen hierzu ganz andre sind auf einem Felde, wo sich weder Massen noch locomotive Bewegungen zeigen, und dafür qualitative Bestimmungen sich als die wichtigsten in den Vordergrund drängen, als auf einem Felde, wo alle Qualitätsbestimmungen nur, soweit sie sich in Locomotion und Widerstand auflösen lassen, eine Bedeutung haben.

Unser Bestreben ist gewesen, auf eine auf die Beobachtung im Felde des innern Sinnes fußende Erfahrungswissenschaft von der menschlichen Seele hinzuarbeiten. Es galt dabei einestheils größere als gewöhnliche Anstrengungen zu versuchen, um von dem flachen und trivialen Boden der gemeinen psychologischen Schilderung hinweg zu wirklichen Gesetzen vorzudringen, anderntheils sich auf den engen Raum der wirklichen innern Beobachtung zu beschränken, ohne durch Einmischung von Metaphysik oder Physiologie eine Tiefe und Fülle der Erkenntniß zum bloßen Schaugepränge auszubreiten, welche dem Gegenstande selbst nicht zugutekommt. Denn es hat ganz und gar keinen Nutzen, bei Gelegenheit eines Gegenstandes, über den man wenig weiß, dafür lieber von hundert andern halb zu ihm gehörigen Dingen zu reden, von denen man mehr weiß. Im Gegentheil ist hier danach gestrebt worden, den Gegenstand ganz allein selbst sprechen zu lassen, und so zu schreiben, daß die durch einfache Analyse der innern Erscheinungen zu gewinnenden Resultate einem jeden gesunden Verstande, der sich nur die Mühe, sorgfältig zu folgen, nicht verdrießen läßt, klar und durchsichtig zur Controle vorliegen.

Unser Verfahren hat uns auf dem Wege der Induction auf allgemeine Gesetze geführt. Von diesen Grundgesetzen der

Vorſtellungen, ihren Verſchmelzungen, Complicationen, ihren Zergehungsproceſſen u. ſ. w. kann nicht wol ohne Vorbereitung geredet werden. Der Zuſammenhang nur kann gehörig erklären, was mit ihnen gemeint iſt. Dagegen wird es zweckmäßig ſein, den Leſer hier im Allgemeinen auf die Grundbegriffe vorzubereiten, auf welche eine Unterſuchung nach der hier eingeſchlagenen Methode zuletzt immer kommt, damit er ſich daran im voraus einen etwaigen Ueberſchlag machen könne, ob unſer Verfahren überhaupt zu etwas, und zu wieviel es führe.

Der aus innerer Selbſtbeobachtung gewonnene Begriff, über welchen eine Wiſſenſchaft nach der hier eingeſchlagenen Methode nicht hinaus reicht, iſt der des Triebes. Man wird dieſen Begriff vielleicht einestheils von Seiten der Naturwiſſenſchaft, anderntheils von Seiten der Metaphyſik nicht als einen Fundamentalbegriff anerkennen. Wir ſind auch weit entfernt, denſelben als einen ſolchen jenen Gebieten der Forſchung aufdringen zu wollen. Aber ebenſo ſehr verbietet uns unſer methodiſches Gewiſſen, auf dieſem Gebiete, worauf wir uns bewegen, uns über ihn hinaus zu ſchwingen, welches nimmermehr auf dem Wege der ſchrittweiſen Beobachtung gelingt. Für dieſe erſcheint das Selbſt immer nur als ein Trieb, welcher nach ſich ſelbſt und ſeiner eigenen Erhaltung ſtrebt, aus welchem ſich aber in Folge dieſes Strebens eine Menge von abgeleiteten oder Gegenſtandstrieben entwickeln. Ueber den Begriff des Triebes hinaus reicht die innere Beobachtung nicht. Was darüber hinaus liegt, gehört entweder der metaphyſiſchen oder der phyſikaliſchen Hypotheſe an. Daß eine metaphyſiſche Hypotheſe weniger Werth hat als eine gewiſſenhafte Beobachtung, weiß man. Daß aber auch eine phyſikaliſche Hypotheſe weniger Werth habe, an dieſe unbeſtreitbare Wahrheit wird man ſich in Zukunft ebenfalls zu gewöhnen haben.

Dem Begriffe des Triebes entgegen ſtellt ſich in innerer Wahrnehmung ein Begriff von anderer Art, obwol mit ihm verwandt, welchen man den Vollkommenheitsbegriff der Innen-

welt nennen darf, indem er der Gradmeſſer der Vollkommenheit pſychiſcher Entwickelung iſt. Es iſt der Begriff der Vernunft als der überlegenden Thätigkeit. Bei ihm fängt die Zurechnung unſerer Handlungen und alſo unſer moraliſcher Charakter als Perſonen an.

Zwiſchen dieſen beiden Begriffen ſchwebt die Anſicht, welche der Menſch von ſich ſelbſt gewinnt, immer mitten inne. Je nachdem der eine oder der andere derſelben in ihm vorherrſcht, wird ſie entweder mehr materialiſtiſch oder mehr idealiſtiſch ausfallen, mehr auf die phyſiologiſche oder mehr auf die ethiſche Seite neigen.

Es ergibt ſich hieraus die Wichtigkeit, welche einer jeden Bemühung, in das Verhältniß dieſer beiden Grundbegriffe des Seelenlebens tiefer einzudringen, beigelegt werden muß. In dem Maße, als dieſes Verhältniß im Dunkeln liegt, tappt der Menſch über die ganze Organiſation ſeines Weſens im Dunkeln.

Eine richtige Ahnung, wie es mit dieſem Verhältniß ſtehen möge, war zwar ſchon in unſern philoſophiſchen Syſtemen von Fichte an und durch Fichte gewonnen worden, indem der darin herrſchende Zuſammenhang von metaphyſiſchen Poſtulaten Dem, welcher ihm zu folgen vermochte, den Gedanken ganz unausweichlich machte, daß in dem Mechanismus der Triebe bereits eine nur noch nicht zum Selbſtbewußtſein geſteigerte Vernunft, oder umgekehrt in den Geſetzen der Vernunft ein zu erhöhten Wirkungen geſteigerter Triebmechanismus thätig ſein müſſe. Dieſe aus Speculation fließende Vorausnahme enthielt aber nur, daß ein ſolches Verhältniß irgendwie ſtatt haben müſſe. Wie daſſelbe in ſeiner wirklichen innern Einrichtung ausſehe, davon lehrten die ſpeculativen Poſtulate nichts, und man war hierin auf bloße Redensarten verwieſen, welche niemals aus der wirklichen Beobachtung der Sache ſelbſt, ſondern immer nur aus der Methode der Speculation geſchöpft waren. Indem wir hier dieſes Verhältniß aus ſorgfältiger Zergliederung unſers Erkenntniß- und Empfindungsproceſſes nach der Natur zu zeich-

nen ſuchen, treten wir zwar nur als Erneuerer und Befeſtiger einer ältern Hypotheſe auf, doch müſſen wir ſogleich dabei bemerken, daß dies nicht ohne eine weſentliche Umgeſtaltung derſelben möglich iſt.

Wir können uns darüber am beſten durch ein Beiſpiel aus der Natur deutlich machen. Es findet eine Identität ſtatt zwiſchen dem Waſſer und dem Springbrunnen, denn derſelbe beſteht aus Waſſer; es findet aber auch eine ſolche ſtatt zwiſchen dem Waſſer und dem Schnee, denn derſelbe beſteht ebenfalls aus Waſſer, aber auf eine andere Weiſe. Der Springbrunnen iſt eine unter den vielen möglichen Thätigkeitsformen des Waſſers, der Schnee iſt aber gar nicht mehr Waſſer, ſondern nur eine andere Formation aus denſelben Grundſtoffen, aus denen das Waſſer ebenfalls beſteht. Ebenſo kommt eine ganz verſchiedene Anſicht von der Seele heraus, wenn ich die Vernunft nur für eine unter den vielen Thätigkeitsformen des organiſchen Trieblebens halte, oder wenn ich Vernunft und Trieb für einander ausſchließende Zuſtände deſſelben Ich anſehe, in welche daſſelbe abwechſelnd übergeht. Obgleich auch der letztere Fall eine Identität zwiſchen Vernunft und Trieb ſetzt, ſo iſt dies doch nicht diejenige, welche man gewöhnlich darunter verſtand, wenn von einer ſolchen geredet wurde.

Die genauere Beobachtung lehrt nun, wie im Folgenden nachgewieſen wird, über dieſes Verhältniß dies: Jeder Trieb, z. B. Hunger, Furcht u. ſ. w. geht dadurch, daß ihm der Gegenſtand, in Beziehung auf welchen er thätig iſt, z. B. Speiſe, Gefahr u. ſ. w. mehr oder weniger verſagt wird, in einen Zuſtand der *Hemmung* über, worin ſeine Thätigkeit nicht aufgehoben, wol aber *umgewandelt* wird, und in dieſer Umwandlung die Zuſtände des Aufmerkens, Fragens, Zweifelns, Probirens, Lernens, Ueberlegens, bis hinauf zum Nachdenken und freien Wählen hervorbringt. Die nähern Zuſammenhänge und Beglaubigungen dieſer Thatſache können hier nicht anticipirt werden. Dagegen wird es zweckmäßig ſein, ſogleich hier

auf zwei wichtige phyſiologiſche Folgen aufmerkſam zu machen, welche ſich an ſie knüpfen.

Die erſte iſt die Gewißheit, daß das Bewußtſein keines beſondern Organs im Nervenſyſtem bedarf. Denn jede Nervenfaſer, deren inwohnender Trieb eine Hemmung von der Art des Bewußtſeins erleidet, wird eben dadurch zugleich Organ oder Träger des Bewußtſeins, welches daher in einer unaufhörlichen Verwechſelung ſeiner Wohnſitze gedacht werden darf.

Die zweite iſt die Gewißheit, daß alle künſtlichen Hypotheſen zur Erklärung der centripetalen und centrifugalen Nervenwirkungen einer weit einfachern Erklärung aus der innern Beſchaffenheit des Princips der Triebe mit der Zeit zu weichen haben. In dieſem Princip ſind nämlich, wie die genauere Beobachtung lehrt, überhaupt alle räumlichen Unterſchiede aufgehoben, alle Verſchiedenheit iſt hier eine lediglich qualitative, alles Gleichartige iſt als ſolches immer ganz von ſelbſt eins und verbunden, und daher iſt zwiſchen den mit gleichen oder ähnlichen Triebkräften verſehenen Nervenfaſern ohne weiteres ein viel urſprünglicherer und engerer Zuſammenhang, als durch ein ſich in gewiſſen Zeiträumen (und wenn auch noch ſo geringen) fortpflanzendes Medium hervorgebracht werden könnte. Nicht erſt auf ſucceſſive Art brauchen ſich die Senſationen vom Sinnorgan zum Gehirn fortzupflanzen; denn ſie ſind, vermöge der Identität des afficirten Triebes, in allen Punkten des betroffenen Nervenfadens in einem und demſelben Moment gegenwärtig. Und ebenſo wenig hat man nöthig, ſich unter der die Glieder bewegenden motoriſchen Vorſtellung einen ſucceſſiven Impuls vom Gehirn in die Peripherie zu denken, ſondern ſie iſt, vermöge der Identität des gleichartigen Triebes in ſich, in allen Punkten des betroffenen Nervenfadens in einem und demſelben Moment zugegen.

Hier begegnet nun die aus innerer Beobachtung geſchöpfte Erkenntniß den neuen Experimenten der Nervenphyſik, denen zufolge ebenfalls die Vorſtellung von der ſucceſſiven Fortpflan-

zung der Senſationen und Impulſe als unnöthig hinwegfällt. Das Princip des Conſenſus, welches in der innern Wahrnehmung der Trieb heißt, iſt im phyſikaliſchen Experiment von elektriſchen Erſcheinungen begleitet, welche eine enge Verwandtſchaft zwiſchen Trieb und Elektricität bekunden, beſonders in dem von der Nervenphyſik als negative Stromesſchwankung bezeichneten Experiment.

Eine völlige Einerleiheit zwiſchen Elektricität und Trieb darf darum nicht angenommen werden, weil im Princip der Triebe die Raumverhältniſſe ſich aufheben, welche durch die elektriſchen Ströme geſetzt und hervorgebracht werden. Wollte man hierbei die Identität von Elektricität und Trieb ſo ſehr behaupten, als es nur möglich iſt und das Experiment zu fodern ſcheint, ſo dürfte man auch hier vielleicht am ungezwungenſten zur Kategorie der Umwandlung greifen. Trieb wäre dann gehemmte oder umgewandelte Elektricität, wie Vernunft gehemmter oder umgewandelter Trieb iſt. An die Stelle der nicht mehr in gewöhnlicher Weiſe wirkſamen Elektricität träte der Trieb, ſowie an die Stelle des nicht mehr in gewöhnlicher Weiſe thätigen Triebes nachweislichermaßen die Vernunft tritt. Die latent werdende Elektricität würde offenbar als Trieb, wie der latent werdende Trieb als Vernunft offenbar und wirkſam wird.

In eben dem Maße, als die Grundverhältniſſe des Volumens und der Schwere die Maßſtäbe ſind für die Stöchiometrie der Maſſen, und als die mathematiſchen Gleichungen die Maßſtäbe ſind für die phyſikaliſchen Kräfte, in eben dem Maße ſind die pſychologiſchen Grundverhältniſſe des Triebmechanismus und ſeiner Hemmungen im Act des Bewußtſeins, zuſammengehalten mit dem elektriſchen Nervenexperiment, die einzig möglichen Maßſtäbe für Das, was im Nervenbau eines Organismus vorgeht.

Wir wiſſen die Methode, nach welcher hier zu Werke gegangen wird, nicht beſſer zu bezeichnen, als daß in ihr die in

der Kant'schen Vernunftkritik begonnene Zergliederung der unsern Erkenntniß- und Wahrnehmungsproceß constituirenden Elemente ihre unmittelbare Fortsetzung erfährt. Obgleich also die Methode alt ist, dürfte sie doch Manchem als ungewohnt und neu erscheinen. Denn selbst in Kant's eigener Schule hatten nur die Wenigsten ihm die Handhabung seiner analysirenden Methode abzulernen gewußt. Die Meisten begnügten sich, wenn ihnen die durch sie gewonnenen Resultate auf dem Wege eines mit ihnen übereinstimmenden unmittelbaren Fürwahrhaltens klar und plausibel geworden waren. Unsere Zeit hat den zu eng gezogenen Kreis dieser Resultate durchbrochen, und damit die eine ihrer Pflichten erfüllt. Die Erfüllung der zweiten schwerern aber, das große von Kant begonnene Werk einer Orientirung in der eigenen Innenwelt auf eine würdige Art fortzusetzen, ist die Aufgabe der Zukunft. Kant und seine Nachfolger von Fichte bis Hegel behandelten nach der Methode einer psychologischen Analyse nur erst zwei Bestandtheile unsers Erkenntnißprocesses, nämlich die aprioriſchen Urtheilsformen und die aprioriſchen Anschauungen genauer. Den dritten Bestandtheil des Erkennens, die Sensationen oder das Aposteriori im Proceß unterwarfen sie noch nicht einer sorgfältigen Analyse, und gingen daher auch die Orte mehrentheils ganz vorbei, welche den Proceß der Wahrnehmung mit dem Proceß des Fühlens und dem Mechanismus der Triebe in Verbindung setzen. Der gegenwärtige Versuch hat die Absicht, in diese Lücke kräftig einzutreten, und schließt sich daher wetteifernd an diejenigen bisherigen Arbeiten an, denen derselbe Zweck mit mehr oder weniger Klarheit bereits vorgeschwebt hat.

Fries will hier zuerst genannt sein als Der, welcher im Interesse einer fruchtbaren Fortsetzung des Kant'schen Werks der Kritik auf die hier von Kant in der Analyse des Erkenntnißprocesses gelassene Lücke aufmerksam machte und dieselbe in seiner neuen Kritik der Vernunft sowie in seiner psychischen Anthropologie auszufüllen bestrebt war. Was aber Fries ergän-

zend hinzufügte, wie z. B. seine Lehre vom obern und untern Gedankenlauf, bezog sich mehr auf das Verhältniß, in welchem die aprioriſchen Principien im Proceß den aposteriorischen gegenüber und in Verbindung mit ihnen agiren, als daß er sich einer genauern Analyse der Elemente der Sinnlichkeit, der Empfindungen, Begehrungen u. s. w. hingegeben hätte. Und wenn Fries die Berechtigung des Gefühls beim Fürwahrhalten stärker hervorhob, als Kant dieses gethan hatte, so trug dies zwar viel zu einer Vergrößerung der Würde des Gefühls, aber wenig zu seiner Zergliederung bei.

Energischer, obwol mit nicht vollständiger Benutzung des von Kant bereits Sichergestellten, wurde die Sache von Herbart angefaßt. Herbart strebte, wie wir, nach einer bis auf den Grund dringenden Zergliederung des Processes der Sensationen; Herbart war, wie wir, von der Idee beseelt, daß die Psychologie die Bestimmung trage, den Wissenschaften des äußern Sinnes als eine ebenso reiche Wissenschaft des innern Sinnes gegenüber zu treten; Herbart blieb nicht bei bloßen Associationsregeln der Vorstellungen stehen, sondern strebte, wie wir, nach einem Wege, dieselben auf Grundgesetze des Vorstellens zurückzuführen; Herbart kam gleich uns zur Erkenntniß, daß jeder Bewußtseinsact einen Proceß der Hemmung in sich schließe, obgleich er aus Unkunde über die nähere Natur des zu Hemmenden nicht in die naturgetreue Zergliederung des Processes eindrang. Bei so vielen Berührungspunkten ist jedoch die Verschiedenheit unserer Bestrebungen gegen die der Herbart'schen Schule noch immer groß genug. Herbart trachtete Kanten in gewissen Hauptpunkten zu widerlegen, wo wir ihn vertheidigen. Herbart suchte die enge Verwandtschaft seiner Psychologie mit der Fichte'schen Wissenschaftslehre mehr zu verdecken als einzugestehen; uns hat in Zeiten, wo wir uns recht alleinstehend fühlten, die Uebereinstimmung unserer Forschungen mit den Grundsätzen der Wissenschaftslehre häufig zur hauptsächlichsten Zuversicht gedient. Herbart glaubte seiner Psychologie durch

Hülfe der Mathematik erſt eine Stütze der Wahrheit geben zu müſſen; wir halten umgekehrt dafür, daß die Mathematik bei der Pſychologie in die Schule zu gehen habe, wenn ſie einen genauen Einblick in ihre Grundbegriffe Zeit, Raum und Zahl gewinnen will. Denn dieſe erſcheinen in der Pſychologie nicht, wie in der Mathematik, als Grundbegriffe, ſondern als Erzeugniſſe, welche in ihre Factoren zerlegt ſein wollen. Herbart gründete die Pſychologie auf ſpeculative Poſtulate; uns iſt der Boden der Pſychologie ein von ſpeculativen Poſtulaten unabhängiges Feld reiner Beobachtung, von welchem jede Art von Speculation erſt entweder die Beſtätigung oder die Kritik ihrer Reſultate zu erwarten hat.

Endlich ſchließt ſich, wenn auch nur in gewiſſen Punkten, in ihnen aber häufig aufs engſte, unſere Arbeit an die Arbeiten von vier Männern an, deren jeder ſich innerhalb des durch Kant begründeten Laboratoriums eine eigenthümliche und von den gewöhnlichen Parteirückſichten möglichſt befreite Stellung errungen hat, nämlich Reinhold d. J., Trendelenburg, Schopenhauer und Beneke.

Mit Reinhold verbindet uns die von ihm mit Recht ſtark urgirte Beobachtung, daß das Erkennen der Außenwelt nicht bei einer bloßen Receptivität ſinnlicher Eindrücke anfängt, ſondern daß es ein actives Ingrediens ſinnlicher Erkenntniſſe gibt, welches jene Receptivität durchweg begleitet, nämlich diejenigen, welche der ſpontanen Bewegung unſerer Glieder entſprechen, und dadurch ein von Kant ausgelaſſenes Mittelglied zwiſchen dem Apriori und dem Apoſteriori unſerer Erkenntniſſe bilden. Denn ein jedes Glied projicirt, indem es ſich ausſtreckt, ſelbſt und folglich a priori einen Raum, bringt aber eben dadurch im Apoſteriori ſeiner empiriſchen Exiſtenz eine Veränderung hervor. Durch dieſe Aufweiſung des Uebergangsgliedes zwiſchen dem Apriori und dem Apoſteriori unſerer Erkenntniſſe iſt der Weg zu einer beſſern Theorie der Perception geebnet worden. Auf demſelben weiter ſchreitend, haben wir geſtrebt, eine auf

Beobachtung gegründete Theorie des ſinnlichen Erkenntnißtriebes zu entwerfen, welchen wir bei näherer Analyſe in zwei Factoren, einen Bewegungs- und einen Einbildungstrieb, zerlegbar fanden.

Trendelenburg iſt hier inſofern zu erwähnen, als ſeine logiſchen Unterſuchungen voll anregender Bemerkungen in Bezug auf die raum- und zeitproducirenden Urbewegungen ſind, durch welche einerſeits die Natur ſelbſt ihre Producte formt, andererſeits der Denkproceß ſeine Kategorien und Schemata entwirft zur Auffaſſung und Nachbildung jener. Raum und Zeit ſind nach Trendelenburg nicht Grundbegriffe, ſondern Erzeugniſſe. Er nennt das Erzeugende die Bewegung, wir den Trieb. Auch wir werden im Folgenden vom Urſprunge der Zeit, des Raums und der Zahl zu handeln haben, deren Quellen wir in der Vertauſchbarkeit gewiſſer Grundbeſtimmungen des Trieblebens gefunden haben, weshalb wir dieſelben unter die Kategorie der Vertauſchungsbilder ſubſumiren.

Mit Schopenhauer theilen wir die Einſicht, daß der Wille oder Trieb überhaupt das Grundverhältniß des pſychiſchen Weſens als empiriſchen Ich bezeichnet, daß Trieb und Gefühl nur zwei verſchiedene Seiten oder Anſchauungsweiſen deſſelben empiriſchen Grundverhältniſſes ſind, daher auch in der Terminologie promiscue gebraucht werden dürfen, und daß das Bewußtſein ein Phänomen iſt, welches das Triebleben zur weſentlichen Unterlage hat. Indem wir einerſeits bemüht geweſen ſind, den Mechanismus, durch welchen die Hemmung oder Umwandlung der Triebe zum Intellect erfolgt, näher zu beſchreiben, ging andererſeits unſer Streben dahin, das Verhältniß des Gefühls zum Triebe in Beziehung auf die Unterſchiede der directen und indirecten Gefühle, Gefühle der Action und der Reaction, ferner der Grundtriebe und der Gegenſtandstriebe, der einfachen und der zuſammengeſetzten Triebe, der verſchiedenen Arten von wirklicher Hemmung und ſcheinbarer Annihilation der Triebe u. ſ. w. zu einer auf Beobachtung gegründeten genauern Theorie auszubilden.

Vor allen aber fühlen wir uns Beneken verpflichtet als dem stärksten Anreger zu diesem unsern Unternehmen. Beneke hat die von Herbart überkommenen Verschmelzungsgesetze der Vorstellungsreihen und Vorstellungsgruppen vom Roste der anklebenden speculativen und mathematischen Formeln gereinigt, und dadurch anwendbarer und fruchtbringender gemacht. Indem er die Verschmelzung des Gleichen und Aehnlichen auf allen Feldern der psychischen Beobachtung bis tief hinab in die Physiologie siegreich nachwies, legte er den Grund zu seinen Forschungen auf der breitesten und sichersten Unterlage. Auch der Lehre von der Perception hat er bedeutend vorgearbeitet in seiner Theorie von den Urvermögen und deren Erfüllungen durch Reize. Indem nämlich die frei werdenden Reste organischer Triebe, welche allen sinnlichen Anschauungen zum Grunde liegen und dieselben zuerst möglich machen, seiner Beobachtungsgabe nicht entgingen, belegte er dieselben mit dem Namen der unerfüllten und ihrer Erfüllung durch Anschauungsreize entgegenstrebenden Urvermögen. Wir schließen uns hierin, wie in vielen andern Dingen, an Beneke an, indem wir die Lehre von den frei werdenden Urvermögen bis tiefer ins physiologische Leben hinein zu verfolgen suchen. Man kann von Beneke sagen, daß die vortrefflichsten Seiten seiner Arbeit gerade die sind, in denen er den Muth hatte, sich von dem Anreger Herbart zu entfernen, während er seine Grundschwächen, nämlich das Verkennen der synthetischen Apperception Kant's und die damit zusammenhängende schädliche Misachtung der speculativen Systeme der Fichte'schen Richtung, mit Herbart theilt. In Beziehung auf diese Punkte haben wir in unserer Lehre von der Aufmerksamkeit und ihrem (durch Herbart falsch gedeuteten) Complicationsgesetz das von Beneke Versäumte nachzuholen gesucht, und hoffen, daß man in diesen Partien des Werks den Anhänger Kant's und Mitarbeiter in den Wegen der Wissenschaftslehre nicht vermissen wird.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

1. Einleitung 1
2. Gegenstand und Methode 4
3. Absteckung des Beobachtungsfeldes 14
4. Geschichte der Psychologie 20
5. Literatur der Psychologie 38

Erstes Capitel. Vom Bewußtsein.

6. Unterscheidung des Bewußtseins vom Sinn 53
7. Frage nach dem Wesen des Bewußtseins 63
8. Das bewußte Unterscheiden schließt eine Frage in sich 70
9. Rückblick auf die fünffache Bedeutung im Wort Bewußtsein 77
10. Nähere Erörterung des Inhalts fragender Thätigkeit 83
11. Entscheidung der Bewußtseinsfrage 93
12. Von den Arten und Graden der Aufmerksamkeit 100
13. Physiologische Folgesätze 108

Zweites Capitel. Von den allgemeinen Eigenschaften des Vorstellungsinhalts.

14. Erste allgemeine Eigenschaft, Unbewußtheit und Erinnerbarkeit 119
15. Zweite allgemeine Eigenschaft, Verschmelzbarkeit 127
16. Gesetz der Verschmelzung des Gleichartigen 136
17. Physiologische Folgesätze 145
18. Dritte allgemeine Eigenschaft, Complicationsfähigkeit 159
19. Zweite und dritte Eigenschaft im Verhältniß betrachtet 169
20. Verhältniß der Gedächtnißräume untereinander und zum Sinnenraum. 177
21. Vierte allgemeine Eigenschaft, Zergehbarkeit 186
22. Gesetz des Zergehens der Vorstellungen 194
23. Von der Bildung der abstracten Begriffe 203
24. Von der Bildung der Urtheile und Schlüsse 213
25. Fortsetzung der Lehre von den Schlüssen 227

Drittes Capitel. Von den beſondern Eigenſchaften am Vorſtellungsinhalt.

Seite

§. 26. Singulärer und univerſeller, primärer und ſecundärer Inhalt 239
§. 27. Die äußerſte Grenze der Univerſalität 249
§. 28. Die äußerſte Grenze der Singularität 258
§. 29. Aeußerer und innerer Sinn 269
§. 30. Verhältniß beider Sinne zueinander 278
§. 31. Analyſe der Sinnanſchauung 289
§. 32. Von den Trieben 299
§. 33. Von den Grundtrieben der Sinnlichkeit 309
§. 34. Von den indirecten Gefühlen 319
§. 35. Grundgeſetze des Trieblebens 330
§. 36. Von den Anticipationen der Zukunft 340
§. 37. Von den Begehrungstrieben ohne Anticipation 351
§. 38. Von den reagirenden Trieben 360
§. 39. Das Selbſt oder die Perſon 372

Viertes Capitel. Vom Verhältniß des Bewußtſeins zum Vorſtellungsinhalt.

§. 40. Von der Annihilation der Triebe 385
§. 41. Grundtrieb und Gegenſtandstrieb 396
§. 42. Die Grade der Frage 404
§. 43. Die Grade der Antwort 416
§. 44. Das Nachdenken 423
§. 45. Die Anſtrengung und ihre Agentien 435
§. 46. Die gebundene und freie Aufmerkſamkeit 446
§. 47. Die äſthetiſche und die wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit 455
§. 48. Allgemeine Geſetze der Aufmerkſamkeit 464
§. 49. Erweckung des Bewußtſeins durch Anſchauungsbilder 474
§. 50. Erweckung des Bewußtſeins durch hinzutretende Triebe 481

§. 1.

Einleitung.

Hinderniſſe der Pſychologie. Nutzen derſelben. Ihre Stellung unter den übrigen Wiſſenſchaften. Innige Berührung von Empirie und Speculation in ihrem Gebiete. Schwierigkeit ihres Studiums.

Es iſt die Zeit noch kaum vorhanden, wo das Studium der Pſychologie in ſeiner ganzen Wichtigkeit gewürdigt und mit dem Erfolg getrieben werden kann, der ihm gebührt und auch nach Jahren unausbleiblich eintreten wird. Die Thätigkeit des Beobachtens der im innern Sinn vorgehenden Proceſſe des Vorſtellens und der Geſetze, nach denen Vorſtellungen einander wecken und verdrängen, miteinander verſchmelzen und ſich wieder aus den Verſchmelzungen ſondern, ſich vervielfachen und verwandeln, miteinander zu Reihen und Gruppen von Urtheilen und Empfindungen ſich verſchlingen, während ſie dabei beſtändig von der Activität des denkenden Bewußtſeins Einflüſſe empfangen, wie ſie wiederum auch auf dieſelbe zurückwirken — die Thätigkeit dieſes Beobachtens weicht zu ſehr von der Thätigkeit der meiſten bis jetzt gewohnten wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen ab, als daß es nicht einem Verſtand, welcher in allen ſeinen Uebungen und Beſchäftigungen nur gewöhnt worden iſt, die Erfahrung des äußern Sinns nebſt der Dialektik des räſonnirenden Denkens für die einzigen Erkenntnißquellen zu halten, befremdlich ankommen ſollte, mit Ernſt in den innern Sinn als einen ganz neuen Welttheil des Unterſuchens eingeführt zu werden, ſollte derſelbe auch an ſich ſo intereſſant ſein und ſo viel Ausbeute verſprechen, als dies wirklich der Fall iſt.

Dennoch beſteht ein Hauptfortſchritt, welchen die Philoſophie der Neuzeit gegen die des Alterthums gemacht hat, darin, daß ſie gefliſſentlicher anfing im Felde der Vorſtellungen zu beobachten, und dadurch einen innern Erfahrungskreis aufzuſchließen, in welchem vieles unmittelbar und aus der erſten Hand wahrzunehmen und zu erkunden iſt, was die Welt des äußern Sinnes nur in den von ihm ausfließenden Wirkungen berührt, und daher vom dialektiſchen Schlußvermögen nur im fernen und hohlen Umriß erkannt, nicht aber unmittelbar wahrgenommen wird. Auf dem Felde der Beobachtung des innern Sinns ſieht man die feinen Fäden der urſachlichen Proceſſe ſich ſpinnen, deren entlegnere Wirkungen der Phyſiologie, der Aeſthetik, der Moral, der Theologie, der Criminaliſtik, der Pſychiatrie u. ſ. f. zu wichtigen und umfangreichen Gegenſtänden der Unterſuchung längſt geworden ſind. Es leidet daher gar keinen Zweifel, auf welches Feld ſich alle dieſe Wiſſenſchaften als auf eine höchſte Inſtanz des Fürwahrhaltens und des wiſſenſchaftlichen Beweiſens werden gedrängt ſehen, ſobald die in ihnen allen noch immer mehr oder weniger vorwaltende erſchlaffende Muthloſigkeit in Beziehung auf die höchſten Fragen ſich wird in den weiterbringenden Muth verwandelt haben, alles daran zu ſetzen, um die in der gähnenden und häßlichen Kluft zwiſchen dem gewöhnlich zu ſpeciellen und complicirten Fall der Thatſache des äußern Sinns und dem gewöhnlich zu generellen und ſackähnlichen Cauſalbegriff des dialektiſchen Schlußvermögens nothwendig noch vorhandenen maßgebenden Mittelglieder zu entdecken. Sobald bei geſteigerten Anfoderungen in den genannten Wiſſenſchaften auf dieſe Mittelglieder alles ankommen wird, muß nothwendig in dem Grade, als dieſes Suchen ſich belohnt findet, diejenige Wiſſenſchaft in der Ausbreitung und Bearbeitung ſteigen, welche eben das Gebiet dieſer Mittelglieder zu ihrem eigenthümlichen Beobachtungsfelde hat, nämlich die Pſychologie. Es wird ſich zugleich dadurch ein noch obwaltendes Misverhältniß in einem großen Theile der menſchlichen Erkenntniß aufheben, durch eine nähere Aneinanderrückung des zu Erklärenden und Deſſen, wodurch daſſelbe erklärt werden kann, in einer Sphäre, worin beides nicht mehr ſo weit voneinander getrennt liegt wie Sinn und Verſtand, ſondern einander auf eine viel nähere und eingreifendere Weiſe die Hand bietet.

Hieraus geht die höchſt ausgezeichnete Stellung des pſychologiſchen Wiſſens einleuchtend genug hervor. Sie beruht darauf, daß der Ge-

genſtand dieſer Wiſſenſchaft, der Menſch, zugleich Gipfel der Natur und Baſis der Geſchichte iſt, in der Mitte ſtehend zwiſchen einem von Körpern erfüllten Raum und einer von Thaten erfüllten Zeit, zwiſchen einer unermeßlichen Leibwelt und einem unabſehbaren Geiſterreiche. Hier hat, was iſt, ſeine Blüte, und, was werden ſoll, ſeinen Anfang und daher empiriſches und praktiſches Wiſſen ſeinen unumgänglichen Mittelpunkt, der uns um ſo wichtiger iſt und um ſo näher liegt, als er mit unſerer eigenen Exiſtenz zuſammenfällt. Auch zeigt ſich dieſer Ort dadurch von ſehr wichtiger und centraler Natur, daß an ihm die empiriſche und ſpeculative Thätigkeit, die Thätigkeit des Beobachtens und des Discutirens der Beobachtungen, ſich enger und unmittelbarer als irgendwo ſonſt berühren. Denn das Organ der Beobachtung des innern Sinnes iſt das unmittelbare Selbſtbewußtſein, welches zugleich, in Activität gedacht, die denkende und reflectirende Potenz in uns bildet, ſodaß hier gleichſam von einem ungetheilten Punkt aus die beiden entgegengeſetzten Thätigkeiten des Erkenntnißproceſſes ſich verbreiten, welche auch an dieſem Punkte ihrer innigſten Berührung noch auf das ſorgfältigſte unterſchieden werden müſſen.

Daß eine ſolche Wiſſenſchaft unter den empiriſchen, d. h. unter denen, die überhaupt auf Beobachtung beruhen, die ſchwierigſte zu nennen iſt, kann wol nicht auffallen. Das Selbſterkennen iſt verwickelter als das Erkennen äußerlicher Objecte. Daß das Selbſterkennen das einfachſte ſei, weil ja ſelber ſich Jeder der nächſte iſt, beruht auf einer Täuſchung. Unſer Blick iſt von Natur nach außen gerichtet. Daher er anfangs, ſobald er ſich auf innere Objecte wendet, ſo viel erblickt, als der, welcher aus dem hellen Sonnenlichte in ein dämmeriges Gewölbe tritt, bis ſich allmälig das Auge gewöhnt hat. Dennoch bleibt aber auch bei der vollen Gewöhnung die Anſtrengung und Richtung der Aufmerkſamkeit in der Discuſſion des innern Sinnes am höchſten geſpannt, höher als in der Discuſſion eines äußerlichen Sinnfeldes. Dabei iſt auch die Art der Discuſſion eine andre, ſchwierigere. In einem jeden Objecte der Beobachtung des innern Sinnes kommt ſehr Verſchiedenartiges durcheinander gemiſcht vor, an deſſen Trennung der gewöhnliche Verſtand niemals denkt, deſſen genaue Sonderung aber zuvor vorgenommen werden muß, wenn auch nur eine einzige der auf dieſem Felde anzuſtellenden Inductionen gelingen ſoll. Die Klarheit und Deutlichkeit des zu Sehenden, welche

auf dem Felde des äußern Sinnes entweder sogleich von selbst vorhanden ist, oder doch durch Hülfe eines Mikroskops sehr leicht gewonnen wird, muß auf dem Felde des innern Sinns erst auf mühsame und künstliche Art durch eine genaue Begriffsanalyse an der Hand des Nachdenkens gewonnen werden. Das Nachdenken ist das Mikroskop des innern Sinnes. Die bloße einfache Auffassung, die bei den Anschauungen des äußern Sinnes blitzartig und mühelos von statten geht, vollzieht sich bei den Anschauungen des innern nur mit Anstrengung und Schritt vor Schritt. Nirgends ist daher auch die Hauptgefahr alles wissenschaftlichen Forschens, nämlich zusammengesetzte Qualitäten für einfach zu halten, größer als in der Psychologie, nirgends aber auch der einfache Grundsatz des Scharfsinns, alles Trennbare zu trennen, fruchtreicher und ergiebiger als hier. Und wenn die Wissenschaft des innern Sinnes dadurch in bedeutendem Nachtheil steht, daß sie erst mühsam nach dem Punkte zu ringen hat, auf welchem die Wissenschaft des äußern mühelos steht, so hat sie dagegen auch wieder den Vortheil, daß eine jede wirklich gelungene ihrer mühsamen Beobachtungen an Werth sogleich tausend sinnliche Anschauungen aufwiegt, weil das Wesen unserer selbst durch jene auf eine tausend mal nähere Weise berührt wird als durch diese.

§. 2.

Gegenstand und Methode.

Psychologie als Wissenschaft des innern Sinnes. Verhältniß von Beobachtung und Erklärung. Beurtheilung der speculativen, der genetischen, der empirischen, der phrenologischen und der gemischten Methode. Herbart und die Wolfianer. Beneke und die Sensualisten.

Anthropologie als Wissenschaft vom ganzen Menschen zerfällt in Physiologie als Wissenschaft vom Menschen, sofern derselbe mit dem äußern Sinn wahrgenommen wird, und Psychologie als Wissenschaft vom Menschen, sofern derselbe mit dem innern Sinn wahrgenommen wird.

Damit zu Anfang etwas Festes gesagt sei, sei dies gesagt. Auf den Unterschied zwischen dem äußern und innern Sinn hier sogleich einzugehen, hieße die Resultate der verwickeltsten Untersuchungen, welche uns bevorstehen, anticipiren.

Alle Wiſſenſchaft muß anfangen von der Beobachtung und von da übergehen zu ihrem Zweck, der Erklärung. Erſt dann, wenn ſie dieſen Zweck erreicht hat, verdient ſie den Namen wahrer Empirie. Nun aber pflegt man auch oft dieſen Titel an einen Haufen von Beobachtungen zu verſchwenden, welche blos in ihrem eigenen Felde ſtehen bleiben, ohne zu Erklärungen fortzuſchreiten. Was man bisher empiriſche Pſychologie genannt hat, iſt dem größten Theile nach nur von der letztern Art geweſen.

Auf dem Felde der Phyſiologie unterſcheidet man längſt die beobachtende und die erklärende Empirie aufs genaueſte. Indem man den Namen dieſer Wiſſenſchaft in ſeiner engern Bedeutung nur anwendet, um damit die Anfoderung der wahren oder erklärenden Empirie auszuſprechen, ſieht man in der Anatomie als der in ihrem eigenen Felde ſtehen bleibenden Beobachtung des menſchlichen Leibes nur eine nothwendige Hülfswiſſenſchaft der Leibeskunde, nicht aber ſchon dieſe ſelbſt.

Da dieſer Doppelſinn im Ausdruck Empirie überall wiederkehrt, ſo zerfällt alle Empirie in einen phänomenologiſchen und einen ätiologiſchen Theil. In der Pſychologie iſt die Gewohnheit entſtanden, den phänomenologiſchen Theil als empiriſche, den ätiologiſchen aber als ſpeculative Pſychologie zu bezeichnen.

Nun entſprang in der Pſychologie die ſo ſehr verſchiedenartige Weiſe der Bearbeitung dieſer Wiſſenſchaft daraus, daß einige Bearbeiter, welche ſich vorzugsweiſe die pſychologiſchen Empiriker nannten, ſich in allen ihren Beſtrebungen gar nicht über die Grundelemente einer pſychiſchen Phänomenologie hinüberſchwangen, andere hingegen von den Foderungen einer pſychiſchen Aetiologie ſo erfüllt waren, daß ſie ihre Wiſſenſchaft ſogleich ſynthetiſch begannen mit der Aufſtellung von Dogmen über das Weſen der Seele und ihrer Proceſſe. Die letzteren darf man unter dem Namen der ſpeculativen Pſychologen zuſammenfaſſen. Denn die ſpeculative Wiſſenſchaft unterſcheidet ſich dadurch von der empiriſchen, daß ſie nicht von einzelnen Thatſachen zu allgemeinen Regeln emporſteigt, ſondern daß ſie von allgemeinen Regeln der Denkbarkeit oder Möglichkeit einer Sache beginnt, und von ihnen auf die einzelnen Fälle zurückſchließt. Der blos empiriſche Pſycholog oder der reine Analytiker ſteht alſo vergleichungsweiſe auf derſelben Stufe wie ein Anatom, welcher in dem Wahn lebte, in ſeiner

Wiſſenſchaft ſchon eine vollſtändige Phyſiologie zu beſitzen, während der ſpeculative Pſycholog oder reine Synthetiker einem Phyſiologen gleicht, welcher zum Aufbau ſeiner Wiſſenſchaft eine genaue Anatomie nicht für nöthig hielte.

Eine dritte Gattung von Pſychologen ſuchte beide Wege, den empiriſchen und den ſpeculativen, getrennt voneinander und nebeneinander geſondert einzuſchlagen. So thaten Wolf und ſeine Schule, indem ſie für ihre ſo entſtehende Doppelwiſſenſchaft den Titel einer empiriſchen und rationalen Pſychologie wählten, unter der letztern den ſpeculativen Weg verſtehend. Denſelben Doppelweg hat neuerdings Herbart eingeſchlagen, auch in ſeinem kleinen Lehrbuche zur Pſychologie dieſelbe Doppelbenennung aufgefriſcht.

Daß die rein ſpeculative Methode ſich bisher in der Pſychologie als die ſchwächſte gezeigt hat, begreift ſich dem Geſagten zufolge leicht. Was iſt von einer Pſychologie zu erwarten, welche ihre Grundprincipien und die Regeln ihres Fortſchritts nicht in ſich ſelbſt findet und entdeckt, ſondern von außenher borgt? Demgemäß zeigt ſich dieſe Methode in ihren neueſten und reinſten Eruptionen aus der Hegel'ſchen Schule (bei Daub, Roſenkranz, Michelet, Erdmann) ebenſo unfruchtbar als unbequem, indem ſie die Aufmerkſamkeit durch ein ſtetes Ueberſpringen aus Speculation in Beobachtung und umgekehrt in einer unbehaglichen und für alles conſequente Begreifen ungünſtigen Unruhe erhält, ihre Themata nicht nach dem natürlichen Maß ihrer Einfachheit und ihres natürlichen Zuſammenhangs ordnet, ſondern dieſelben, je nachdem ſie von der Dialektik des ſpeculativen Begriffs gelegentlich citirt werden, in bunteſter Reihenfolge wie durch Zauberſchlag erſcheinen läßt, manchmal das Complicirte dem Einfachen (z. B. die Modification des Bewußtſeins im Wahnſinn dem Bewußtſein ſelbſt) voranſchickt und ſo die Themata auf den Kopf ſtellt, endlich den Anfang der pſychologiſchen Unterſuchung, der ſo vorurtheilsfrei als möglich genommen werden ſollte, mit Behauptungen über das Weſen der Seele und ihr Verhältniß zur Natur belaſtet, welche als außerhalb des pſychologiſchen Feldes bewieſen angenommen werden, und ſo durch die großartigſte Ausflucht den Einwürfen ausweicht, welche ſich ohne Aufhören aus innerer Beobachtung gegen ihre fortdauernde Verwechſelung und Vertauſchung des bloßen Bewußtſeinsphänomens in ſeinen verſchiedenen Phaſen mit dem Weſen der Seele ſelbſt erheben.

Beliebter und angebauter, als die rein-speculative Methode, war daher auch bisher eine gemilderte und nachgiebigere Abart derselben, die genetische, deren sich in neuerer Zeit besonders die naturphilosophische Schule (in Schubert, Steffens, Eschenmayer, C. G. Carus) bemächtigt hat. Sie schreitet nicht an der Hand einer dialektischen Begriffsentwicklung, sondern einer genetischen Naturentwickelung der psychischen Phänomene vorwärts. In diesem Sinn foderte z. B. C. G. Carus in seinen „Vorlesungen über Psychologie" (S. 23) auf, man möge, anstatt mit Betrachtung und Spaltung des völlig entwickelten geistigen Organismus in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit und Veränderlichkeit zu beginnen, den Anfang lieber wirklich am Anfange machen, d. h. zuerst die ersten, dunkeln, dumpfen, unbestimmten Regungen der Geisteswelt in unserm Innern aufsuchen, und von da aus an der Hand des zeitlichen Processes weiter schreiten. Dem berühmten Physiologen entging, als er diese Auffoderung an sich selbst und andre niederschrieb, ganz die Inconsequenz, deren er sich dadurch gegen das ihm doch so nahe liegende Gebiet der Physiologie schuldig machte. Denn würde er es wol je billigen, daß man Jemandem die Entwickelungsgeschichte des Fötus eher mittheilte, als man denselben mit den Grundzügen der Anatomie des ausgewachsenen Leibes bekannt gemacht hätte? Was würde er einem Klügling erwidern, welcher auch hier, anstatt mit Betrachtung und Spaltung des völlig entwickelten leiblichen Organismus in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit und Veränderlichkeit zu beginnen, d. h. anstatt zuerst Anatomie zu treiben, lieber den Anfang wirklich am Anfange machen möchte? Würde er ihm nicht antworten, daß hier der Anfang wirklich keineswegs am Anfange sei, sondern daß so wie der erwachsene Leib zwar den Anfang seines Wachsthums in der Fötus-Entwickelung habe, so doch ebenso gewiß die Fötus-Entwickelung den Anfang ihrer Erklärung und ihres Verständnisses aus der Betrachtung und Spaltung des völlig entwickelten Organismus entlehne, indem die Regel und der Maßstab, wonach der wachsende Körper zu beurtheilen ist, nicht eher als in den Verhältnissen des ausgewachsenen vor Augen tritt? Ueberdies hat die genetische Methode in der Psychologie bisher zu oft gedient, den Blick von den Hauptpunkten der Untersuchung unvermerkt abzulenken und den Untersuchungsgeist durch ein immerwährendes Umherführen auf Nebenwegen

zu erschlaffen und jener Spannung, welche wissenschaftliche Untersuchungen allein fruchtbar machen kann, zu entwöhnen. Durch ein bloßes combinirendes Umherschweifen und Herumrathen gewinnt sich die Wissenschaft der Seele so wenig als die des Leibes. Der Gegenstand will zerlegt, zersetzt, gefragt, zu bestimmten Antworten gezwungen sein, wenig hilft hier die schweifende Thätigkeit des Gedankens, alles die bohrende. Man muß der Natur auf so ausgedachte Art seine Fragen vorlegen, daß sie dieselben nicht mehr auf eine unbestimmte und zweideutige Art beantworten kann. Daß dies auf irgend einem Felde der Erfahrung unmöglich sei, kann Niemand beweisen und folglich muß es auf allen Feldern einer möglichen Beobachtung, und also auch der psychologischen, versucht werden. Man muß die Principien, welche in der Genesis der Naturprocesse in undeutlicher Verwirrung angetroffen werden, aus ihren bunten Complexen zu entwirren und jedes für sich zu isoliren suchen. Die Anatomie ist eine solche Isolation der Theile eines Complexes von gröberer Natur. In ihr ist das experimentirende Instrument das Messer. Das psychologische Messer ist die Schärfe der den innern Sinn beobachtenden Aufmerksamkeit selbst. So isolirt die Physik die Grundkräfte der Natur vermittels ihrer Experimente; so isolirt die Geometrie die Grundfunctionen der Raumerzeugung durch das Nachdenken. Alle wirkliche Wissenschaft geht diesen Weg. Denn erst aus ihren rein und isolirt dargestellten Principien ist jede Genesis überhaupt begreifbar.

Hierdurch wäre also über jede speculative Methode in der Psychologie ein ablehnendes Urtheil ausgesprochen. Vielleicht auch über alle Speculation überhaupt? fragt hier mancher Leser. Das letztere ist keineswegs hier die Meinung. Denn allerdings gibt es ein Gebiet der Wissenschaft, in welchem der Forschung, soll dieselbe überhaupt möglich sein, gestattet sein muß, alle ihre Gründe für Das, was da ist, lediglich aus den allgemeinen Regeln seiner Denkbarkeit oder Möglichkeit zu entnehmen. Dies Gebiet ist die Metaphysik. Freilich ist das rein speculative Verfahren in der Metaphysik nur als ein Nothbehelf anzusehen, weil auf ihrem Gebiete, wo keine unmittelbare Beobachtung möglich ist, kein anderes übrig bleibt, ein Nothbehelf, welcher so lange aufgeschoben werden muß, als es noch irgend etwas zu beobachten gibt. Daher sind speculative Gegenstände im eigentlichen Sinn nur solche, welche gar nicht anders als nach den bloßen

Regeln ihrer Denkbarkeit unterſucht werden können, dergleichen z. B. die Lehren von Gott, Freiheit und Unſterblichkeit ſind. Dabei iſt auch das ſpeculative Verfahren vor allen Dingen nicht zu verwechſeln mit der Anwendung der Denkbarkeitsregel auf dem Felde des Beobachtens ſelbſt. Denn ein ganz anderes iſt es, eine Beobachtung dadurch zu conſtatiren oder erſt zu einer ſolchen zu machen, daß man ſie von Widerſprüchen und Confuſion reinigt, d. h. daß man die einzig mögliche Art herausſtellt, wie ſie wirklich gedacht und feſtgeſtellt werden kann, ein anderes, ſtatt der Beobachtungen des innern Sinnes blos den Begriff der Seele den Denkbarkeitsregeln zu unterwerfen, wobei man die Beobachtungen des innern Sinnes in ihrer ganzen unentwirrten Confuſion ruhig nebenher ſpazieren läßt. Das letztere iſt das Verfahren aller ſpeculativen Pſychologie und dies Verfahren iſt ſchlechthin verwerflich. Denn ſo ſehr man es am Platze finden muß, wenn bei wirklich ſpeculativen Gegenſtänden, d. h. ſolchen, die gar nicht beobachtet werden können, das Sein feſtgeſetzt wird aus der Anwendung der Regel der Denkbarkeit auf den Begriff der Sache, ſo ſehr muß man ſich dem Begnügen mit dieſem Verfahren überall dort widerſetzen, wo noch wirklich beobachtet werden kann, d. h. wo noch irgend ein unmittelbarer Stoff der Anſchauung iſt, an welchem ſich die Regel der Denkbarkeit im Speciellen verſuchen kann. Dieſes Urtheil iſt ſo tief in der Natur unſerer Erkenntniß begründet, daß man dreiſt annehmen darf, Derjenige, welcher ſich in der Pſychologie mit Ernſt (und nicht aus bloßer Nachläſſigkeit) dem ſpeculativen Wege ergibt, dies immer nur wegen eines Zweifels an der Möglichkeit ſicherer Beobachtung des innern Sinns thue. Dieſer Zweifel iſt aber ein durchaus ungegründeter. Die Gewißheit und höchſtſtarke Anſchaulichkeit des eigenen Empfindens und Denkens, als rein innerlicher Erfahrungen, widerſpricht ihm laut, eine nicht geringe Anzahl bereits auf dem Wege der innern Beobachtung gefundener pſychiſchen Geſetze widerlegt ihn. Und wenn dieſe Anzahl noch nicht größer iſt als ſie iſt, ſo liegt die Schuld davon ſicher weit weniger in der Natur der Sache, als in der Natur der bisherigen, theils ſchlaffen, theils einſeitigen Bemühungen um dieſelbe. Auch die Empirie in den Naturwiſſenſchaften, ſoweit ſie uns hell und exact erſcheint, erſchien den Alten nicht minder verworren und unexact, ja ſogar noch verworrener und dunkler als die Empirie des innern Sinnes uns, bis man lernte, Das,

was man sah, wirklich festzuhalten, und durch innere Methoden und äußere Apparate in ein solches künstliches Licht zu setzen, daß fortan kein Entfliehen mehr war, oder daß die Sache nun wirklich nicht anders gedacht werden konnte. Was steht im Wege, daß wir nicht auf die Aufklärung und Denkbarmachung unserer innern Erfahrung ebenso unabläſſige Bemühungen richten ſollten, als auf die der äußern bereits fortwährend geſchieht? Die Mäßigkeit der bisherigen Fortſchritte in der Pſychologie ſteht mit der Mäßigkeit der Bemühungen in völliger Proportion.

Denn was die empiriſche Pſychologie der Vergangenheit betrifft, ſo drang dieſelbe höchſt ſelten oder niemals bis zu einem wirklichen Zergliedern und Reinigen der Thatſachen des innern Sinnes vor. Der Wuſt und die Confuſion des Beobachtungsfeldes war in den ſogenannten empiriſchen Pſychologien nicht minder groß als in den ſpeculativen. Man hatte mit wenigen Ausnahmen keine Ahnung davon, daß die empiriſche Beobachtung in nichts Anderm beſteht als in der Discuſſion einzelner Thatſachen nach allen möglichen Fällen ihrer Denkbarkeit, damit nach Herausſtellung des Undenkbaren das einzig Denkbare übrig bleibe. Sondern ſie meinten, man dürfe, um eine empiriſche Pſychologie zu ſchreiben, eben nur in die Seele hineinſchauen wie in einen Guckkaſten, und alles abconterfeien, was ſich eben zeige. Es entſtand ein Verfahren, wie wenn man, um eine Theorie des Gewitters zu begründen, eine möglichſt genaue Beſchreibung deſſelben veranſtaltete, die möglichen Geſtalten des herabfahrenden Blitzes zeichnete, vielleicht das verſchiedene Rollen des Donners auf Noten ſetzte, und vor allen Dingen recht viele Nachrichten von ausgezeichneten und curioſen Gewittern, die hier und da vorgekommen, hinzufügte. Kurz, man ſchleppte ſich mit großen Haufen unbrauchbaren Materials rathlos herum, und unterſchied ſich nur dadurch von den ſpeculativen Pſychologen, daß man doch noch immer etwas aus ihm zu machen hoffte, während dieſe die Hoffnung dazu gänzlich aufgaben, und ihr Heil anderswo verſuchten. Aber die Aehnlichkeit zwiſchen beiden Schulen wurde noch größer dadurch, daß die ſogenannten Empiriker (wie ſich Herbart treffend darüber in ſeiner Pſychol. Th. 1. S. 2—3 ausſpricht) die inneren Thatſachen nun auch ſchon bereits dadurch zu erklären glaubten, daß ſie ſie blos claſſificirten, und für jede Claſſe eine beſondere ihr entſprechende Möglichkeit annahmen, dieſe Möglichkeiten aber in ebenſo viele Vermögen überſetzten, wobei die logiſchen

höchstens zur vorläufigen Uebersicht der Phänomene brauchbaren Eintheilungen wider alles Recht für Erkenntnisse realer Vielheit und Verschiedenheit ausgegeben wurden, und sich so am Ende auch zu einem speculativen System, und zwar von der schlechtesten Sorte erhärteten. Denn wenn es auch den meisten dieser Psychologen mit dem Aggregat ihrer einerseits untereinander, andererseits von der Lebenskraft des Leibes geschiedenen Seelenvermögen gar nicht so sehr Ernst sein mochte, so war doch die Folge eben so schlimm, als ob es ihnen Ernst damit gewesen wäre. Denn wovon der Lehrer aus bloßer Verlegenheit problematisch sprach, das faßte der Schüler als eine Behauptung auf, und so setzte sich das gedankenlose Gespinnst in den Köpfen fest genug, sodaß die Schlaffheit einer trivialen Empirie auf negative Weise einen ebenso großen Irrthum erzeugte, als nur je auf positive Weise durch speculative Kühnheit einer ist geboren worden. Dem Misstand einer willkürlichen Feststellung der geistigen Vermögen suchte eine Abtheilung der empirischen Psychologen dadurch abzuhelfen, daß man bei ihrer Feststellung die Muthmaßungen zu Rathe zog, welche sich durch die Vergleichung der verschiedenen Schädelbildungen mit den ihnen entsprechenden psychischen Charakteren sowol in der vergleichenden Zoologie, als auch beim Menschen ergeben. So entstand die Phrenologie durch Gall, Spurzheim und Combe als eine auf die Erfahrungen des äußern Sinnes gegründete Wissenschaft von der Seele. Das Bestreben verdient an sich alles Lob und wird auch gewiß noch seine Früchte tragen, obgleich am wenigsten die, welche man sich vorzüglich davon versprach, nämlich eine Feststellung der Seelenvermögen und ihres Verhältnisses untereinander. Denn das hat sich schon aufs bestimmteste herausgestellt, daß die so oft gerühmte Sicherheit, durch die sich die Erfahrung des äußern Sinnes vor der des innern auszeichnen soll, auf diesem Felde der Erfahrung eine große Täuschung ist, und daß die Sicherheit, welche der Phrenologe im allergünstigsten Falle erlangen wird, immer den Namen eines künstlerischen Takts mit größerm Rechte als den einer wissenschaftlichen Einsicht verdient. Und wie weit ist die Phrenologie noch von diesem allergünstigsten Falle entfernt! Der Phrenologe theilt mit dem speculativen Psychologen den Irrthum, sichere innere Beobachtung für unmöglich zu halten. So wie der Speculant sogleich mit dem indirecten Wege seiner Möglichkeitsregeln beginnt, so beginnt der Phrenologe sogleich mit dem indi-

recten Wege ſeiner auf Phyſiologie geſtützten Muthmaßungen. Es liegt in der Natur unſers Fürwahrhaltens, daß ſo nur derjenige verfährt, welcher den directen Weg, den Ausbau der Wiſſenſchaft auf ihrem eigenen Felde, für unmöglich hält. Freilich kommt noch das dunkle Gefühl hinzu, von der Beobachtung des innern Sinnes in gewiſſen voreiligen Annahmen ſtarke Correcturen befürchten zu müſſen. Aus letzterm Grunde wird es dann ſogar zum Intereſſe, daß Beobachtung des innern Sinnes unmöglich ſein möge.

Da auf dieſe Weiſe der Gehalt und die Tiefe der Thatſachen des innern Sinnes von der pſychologiſchen Empirie nie erreicht, von der Speculation und Phrenologie aber ſtets überſprungen wurde, ſo fällt die Vermuthung der Anfänge zum Beſſern auf die nebenordnende Methode, welche Speculation und Empirie dergeſtallt nebeneinander herlaufen ließ, daß man entweder mit gewiſſen von der Speculation dictirten Geſetzen, deren Gültigkeit von vornherein nicht bezweifelt wurde, an den Reichthum der Erfahrung des innern Sinnes ſich begab, um nach ihnen ſeine Verworrenheit zu lichten und aufzuklären, oder daß man, um dieſe Entwirrung zu Stande zu bringen, in der Beobachtung des innern Sinnes ſelbſt nach gewiſſen durchgreifenden Geſetzen forſchte, und dieſelben, ſobald ſie durch Induction gefunden waren, in den Rang ſpeculativer oder ſchlechthin allumfaſſender pſychiſcher Geſetze erhob, und dieſelben als zureichende Maßſtäbe für alle möglichen pſychiſchen Phänomene anſah und anwandte. So wenig die erſtere Weiſe dieſer Doppelmethode auch vor der einfachen Speculation voraus hat, von der ſie ſich blos dadurch unterſcheidet, daß ihr das ſpeculative Reſultat nicht mehr der Zweck, ſondern blos das Mittel der Pſychologie iſt, und ſo gewagt und unſicher auch die zweite Weiſe iſt, wonach ein gewiſſer Kreis von beſonders hervorſtechenden Geſetzen ſogleich als der zureichende Erklärungsgrund für alles proclamirt und alles Darüberhinausgehen mit wahrhaft ſpeculativer Dreiſtigkeit abgeſchnitten wird, ſo haben beide Doppelmethoden doch das Verdienſt, das Streben nach einer wirklichen ſpeciellen Aetiologie der Phänomene des innern Sinns zu wecken und zu nähren, und ſich dadurch ſchon gleichſam rieſengroß über die Pygmäengeſtalten der vier zuvor abgehandelten Methoden zu erheben. So großen Lohn bringt in der Wiſſenſchaft ſchon das bloße Beſtreben, wirklich erklären zu wollen, der Verſuch, ſich nicht mehr zum Spielballe einer hiſtori-

schen Reihe von Erscheinungen herzugeben, sondern dreist auf dieselben, so flüchtig sie seien, zuzugehen mit dem Fangstrick des Gesetzes. Es ist wol kaum nöthig, die Namen der beiden Repräsentanten der eben geschilderten Methoden, Herbart und Beneke, noch dieser Schilderung hinzuzufügen, sie werden von selber kenntlich sein. Will man nach Vorgängern zu ihnen suchen, so findet man sie zu Herbart in den Psychologen der Wolf'schen Schule, welche ebenfalls psychologische Speculation und Empirie trennten, und die erstere der letztern als Werkzeug nebenordneten, zu Beneke aber in den Sensualisten einer älteren Epoche, welche mit der Aufstellung gewisser Associationsgesetze unter den Vorstellungen das Streben verbanden, dieselben zu einzigen und ausschließlichen Erklärungsprincipien sämmtlicher Seelenphänomene umzustempeln. Dabei übertrafen die Wolfianer zwar an scheinbarer Strenge ihrer Grundregeln die Sensualisten, diese hingegen jene an wirklicher fruchtbarer Anwendbarkeit der ihrigen, ähnlich wie Beneke von Herbart an scheinbarer wissenschaftlicher Strenge übertroffen wird, ihn dagegen eben so sehr an wirklicher fruchtbarer Anwendbarkeit seiner Grundregeln überflügelt.

So wohlthätig nun aber auch die von den beiden neuen (oder richtiger geredet erneuerten und gesteigerten ältern) Methoden ausgehende Anregung als eine solche wirken mag, so ist doch dabei nicht zu vergessen, daß beide Methoden ebenfalls als solche genommen einer krankhaften Wurzel entsprießen, nämlich der Tendenz, auf einem empirischen Felde mit Ueberschlagung der Phänomenologie (des analytischen Theils) sogleich in Aetiologie (den synthetischen Theil) überzuspringen. Dieser Sprung geschah zwar von den Wolfianern und Sensualisten unbewußt und ohne Arg. Dagegen würden ihn die neuen Steigerer ihrer Methoden nicht wiederholt haben, wenn nicht auch sie in dem Wahn gestanden hätten, daß eine Analyse des innern Sinnes keine größeren Resultate zur Folge haben könne, als die bisher von den psychologischen Empirikern gewonnenen. Ihr Verfahren würde selbst auch dann, wenn es nicht die analytischen Verstöße enthielte, die darin vorkommen, immer als ein empirisches Hysteronproteron, gleichsam ein Vorausschicken der Physiologie vor der Anatomie, erscheinen.

So schwer und langsam sind die Wege des Geistes.

Worauf daher gegenwärtig alles ankommt, das große Deficit der Psychologie, ist die Leistung Dessen, was die reinen Em-

piriker zwar leiſten wollten, aber nicht geleiſtet haben, eine Aufhellung der inneren Thatſachen, eine Lichtung des finſtern Chaos vom innern Sinn. Mag man ſich in der Verzagtheit, dieſe nicht erreichen zu können, drehen und wenden wie man will, man gelangt zu keiner wahrhaften Frucht. Durch eine immer erneuerte Verklebung dieſes heimlichen Schadens wird die Pſychologie nur in immer neue geſpreizte und unnatürliche Stellungen gejagt werden, bis man ſich zu der Arbeit entſchließt, die wirklich einzig und allein helfen kann.

Hier iſt für einen künftigen Columbus oder Kopernicus noch eine ganze zweite Welt zu entdecken.

Die wirkliche Spannung auf dieſe zu entdeckende innere Welt war die Größe an den nun faſt verſchollenen empiriſchen Pſychologen aus der alten Schule. Wenn dieſelben überall zu wenig erklärten, ſo kannten ſie dafür auch nicht die Erklärungswuth der Neueren, welche um jeden Preis überall alles friſchweg erklärt, und ſich daher alle Augenblicke den Blick für gewiſſe Theile der innern Erfahrung, welche minder willkommen ſind, künſtlich verhüllt. Und es dürfte ſich doch in Zukunft herausſtellen, daß jene zwar ſehr lahmen, aber auch meiſtentheils ſehr unbefangenen reinen Empiriker es geweſen ſind, welche die erſten Arbeiten an Ort und Stelle zur Grabung des innern Schachts, deſſen wir bedürfen, gethan haben, Arbeiten, auf deren Unverdroſſenheit und Redlichkeit nur ſpeculativer Muthwille oder phrenologiſcher Unverſtand mit vornehmthuendem Lächeln herabſchauen kann.

§. 3.

Abſteckung des Beobachtungsfeldes.

Von der ſinnlichen Erfahrung. Verhältniß von innerm zu äußerm Sinn. Die Entwickelung des äußern Sinnes pflegt der des innern voraus zu gehen. Anwendung auf die Pſychologie. Unbefugtheit des Materialismus. Voreiligkeit des Idealismus.

Das Reſultat aus den bisherigen Bemerkungen über die Methode iſt die Warnung, nicht mit einem Begriffe vom pſychiſchen Leben die Wiſſenſchaft zu beginnen, ſondern mit einer Abſteckung des pſychiſchen Beobachtungsfeldes.

So wie das Beobachtungsfeld der Phyſiologie der Menſch iſt, ſofern derſelbe mit dem äußern Sinn wahrgenommen wird, ſo iſt das

der Pſychologie der Menſch, ſofern derſelbe mit dem innern Sinn wahrgenommen wird. Denn wenn wir z. B. Härte, Wärme, Schwere, Undurchſichtigkeit, Bewegung, Geſtalt, Farbe, Stimme an uns ſelbſt wahrnehmen, ſo rechnen wir dieſes zu unſerm Leibe. Nehmen wir dagegen wahr, daß wir denken, erkennen, anſchauen, fühlen, begehren, Entſchlüſſe faſſen, dieſelben verzögern oder beſchleunigen u. ſ. f., ſo ſchreiben wir dieſe Vorgänge unſerer Seele zu. Was wir alſo in uns ſelbſt wahrnehmen, rechnen wir zur Seele; was wir dagegen nur an uns wahrnehmen, zum Leibe. Dem Urtheil, daß wir eine Seele ſind, liegen die Wahrnehmungen des innern, dem Urtheile, daß wir ein Leib ſind, liegen die Wahrnehmungen des äußern Sinnes zum Grunde.

Unter Sinn kann vor der Hand nichts weiter verſtanden werden, als eine Gruppe von Wahrnehmungen, Erſcheinungen oder Phänomenen. Die Phänomene des äußern Sinnes zerfallen zunächſt auf ungefähre Art in die Gruppen der bekannten fünf Sinne, die Phänomene des innern Sinnes in die ungefähren Gruppen der eben ſo bekannten drei ſogenannten Seelenvermögen, oder in die Gruppen des Erkennens, Fühlens und Wollens.

So trivial dieſe Sätze auch zu ſein ſcheinen, ſo ſchlummert doch ſchon in ihnen eine Polemik gegen ein hartnäckiges Vorurtheil, das uns, ſo wie es den unbefangenen Blick ins Leben überall trübt und verwirrt, ſo namentlich die unbefangene pſychologiſche Empirie auf jedem Schritte hemmen würde, wenn wir ihm nicht gleich zu Anfang entgegentreten. Es iſt dieſes die aus falſchen Philoſophemen entſprungene, aber tief ins Leben gedrungene Anſicht, als ob alles Das, was mit dem Namen ſinnlicher Erkenntniß, ſinnlicher Erfahrung, überhaupt Sinnlichkeit bezeichnet zu werden pflegt, lediglich dem Leibe als dem Gegenſtande der fünf äußerlichen Sinne angehöre und ſich auf dieſen beziehe. Niemand wird z. B. Anſtand nehmen, die Erſcheinungen des Erwachens und Einſchlafens, der Mattigkeit und Nervenſchwäche, der Willensanſtrengung in den Gliedern des eigenen Leibes, ſowie auch die Gefühle des Schreckens, des Zorns, des Schmerzes und Ekels, ſinnliche Erfahrungen zu nennen und die allerwenigſten werden Anſtand nehmen dies in dem Sinne zu thun, worin Sinnlichkeit eben den Bereich der allbekannten fünf Sinne bezeichnet. Würden alle dieſe, welche ſo verfahren, ſich bewußt, daß ſie, indem ſie die genannten Erſcheinungen ausſchließlich dem Gebiet der fünf äußeren Sinne zuſprechen, dieſelben dadurch

ausdrücklich und gewaltſam dem Gebiet des innern Sinnes abſprechen, ſie würden ſtutzen, indem eben kein großes Maß von Scharfſinn dazu gehört, um einzuſehen, daß dies nicht angeht.

Durch dieſe Reflexion gewinnt die pſychologiſche Beobachtung Raum und zeigt ein Feld von ſolcher Ausdehnung und Tiefe, daß ein Sinn, welcher aus Gewohnheit, nur im äußern Felde zu beobachten, unter Erfahrung nur die Ergebniſſe der fünf äußeren Sinne zu verſtehen pflegte, wol mit Recht darüber in Erſtaunen gerathen darf.

Wenn wir z. B. in Beziehung auf die genannten Erfahrungspunkte den wirklichen Zuſtand des Wahrnehmens feſtſetzen und abgrenzen, ſo findet ſich, daß unter Wachen ein Zuſtand verſtanden wird, worin beide Sinne, der innere und äußere, in wahrnehmender Thätigkeit ſind, unter Schlaf ein Zuſtand, worin bei mangelhafter Thätigkeit des innern der äußere faſt gänzlich ausſetzt, daß alſo die Erfahrung von Aufwachen und Einſchlafen keine äußerlich ſinnliche Erfahrung genannt werden darf, ſondern eine gemeinſame Erfahrung beider Sinne, worin die Thatſachen des äußerlichen Sinns gar nicht einmal die vorherrſchenden Ingredientien bilden. Die Ermüdung oder Mattigkeit als der Zuſtand, Glieder, welche ich bewegen möchte, nicht oder ſchwer bewegen zu können, die Nervenſchwäche als der Zuſtand, über jeden kleinen Anreiz zuſammenzuſchrecken, und Beſinnung und Gedächtniß zu verlieren, das Gefühl des Widerſtandes, ein Glied nach einer gewiſſen Richtung nicht ſo weit als mein Wille iſt ausſtrecken zu können, die Willensanſtrengung ſelbſt, womit ich ein Glied in Bewegung ſetze, der Schrecken, womit mich ein entgegengehaltener Flintenlauf erfüllt, ſobald ich glaube, daß derſelbe geladen ſei, der Ekel, welcher mich vor einer Speiſe befällt, deren unreinliche Zubereitung mir bewußt iſt, alle dieſe Wahrnehmungen gehören theils ganz allein, theils dem allergrößten Theile nach dem innern Sinn an, obgleich der Sprachgebrauch des Lebens anderer Meinung iſt, ſich immer noch, wie es ſcheint, anklammernd an jene alte einer längſtverjährten wiſſenſchaftlichen Periode angehörige Vorſtellungsweiſe, wonach alles dies in einem taſtbaren Körper, nämlich in der σάρξ, der Fleiſchfaſer, ſeinen letzten Grund finden ſoll.

Wenn eine wilde Beſtie dir entgegentritt und dein Herz in zitternde Bewegung ſetzt, ſo kannſt du das Netto der wirklichen äußerlich ſinnlichen Wahrnehmung am beſten iſoliren, wenn es dir gelingt,

das tobende Thier in einen Käfig zu ſperren. Die verwunderte Frage: alſo war es nur dies? — wird ein Zeugniß ablegen über die Größe der Emballage des innern Sinnes, durch welche jenes gigantiſche Brutto einer ſogenannten ſinnlichen Erfahrung erſt zu Stande kam. Wenn von der Friſche, dem Zauber, der unwiderſtehlichen Gewalt, wie auch von den Schrecken und der Majeſtät der ſinnlichen Eindrücke die Rede iſt, ſo bezieht ſich die Rede gewöhnlich auf die Emballage, ſelten auf das Netto. Wen nach geſehener Hinrichtung die ſonſt gern genoſſene Fleiſchſpeiſe anekelt, der empfindet aufs deutlichſte die Modification ſeiner Geſchmackswerkzeuge durch den innern Sinn. Wer ſich durch Studium der Muſik und Anhörung meiſterhafter Tonſtücke zu einer erhöheten muſikaliſchen Auffaſſung befähigt, der bewaffnet ſeinen äußern Sinn durch den innern, und wenn er hinterher in einem Muſikſatze Fehler von Schönheiten, Charakteriſtik von Flachheit, directe Bewegung von Gegenbewegung, Dur von Moll ſogleich im Gefühl unterſcheidet, ſo iſt das Unterſcheidungsvermögen hier nicht minder ein durch den innern Sinn bewirktes und hinzugebrachtes, als wie bei einer fremden Sprache, die man erſt dann verſteht, wenn man ſie gelernt hat. Wenn nun vollends eine Grundeigenſchaft der Körper, nämlich die des Widerſtandes, den ſie einander leiſten, auf directe und zuverläſſige Art nur durch den innern Sinn, nämlich durch einen gehemmten Willensact wahrgenommen wird, ſo liegt darin nichts Geringeres angezeigt, als daß es gar keine Wahrnehmung der Körperwelt durch den äußern Sinn ohne Zuhülfenahme des innern geben würde.

Dies wird hinreichen, um das Vorurtheil, daß die Erfahrungen und Wahrnehmungen, welche man die ſinnlichen zu nennen gewohnt iſt, durchaus aus den Erkenntnißkreiſen der äußerlichen fünf Sinne geſchöpft ſeien, in ſeiner Blöße zu zeigen. Man ſollte daher jede auf directem Wege (durch Wahrnehmung) gewonnene Erkenntniß eine ſinnliche Erkenntniß nennen, im Gegenſatz zu der auf indirectem Wege (durch Ueberlegung) gewonnenen reflectirten Erkenntniß, und dann die ſinnlichen Erkenntniſſe ſorgfältig ſcheiden in Erkenntniſſe des äußern und des innern Sinnes. Sobald man dies thut, wird man das Beobachtungsfeld des innern Sinnes ſich weit über die gewöhnlich geglaubten Grenzen ausdehnen ſehen, indem jeder kleine Abbruch, der dem äußern Sinn faſt überall begegnet, dem innern zu Gute kommt, ſodaß das Gebiet der äußeren Erfahrungen ſich mit dem

der inneren weder an lebendiger Stärke, noch an intereſſanter Mannichfaltigkeit nur irgend meſſen kann, ſogar ſich am Ende bedroht ſieht, einer großen Summe ſeiner Beſtandtheile nach in den Schatz des innern Sinnes einſchmelzen zu müſſen.

Dieſes Vorwiegen des innern Sinnes über den äußern in der wirklichen Lebenserfahrung bekommt nur allein dadurch von Seiten des äußern Sinnes ein Gegengewicht, daß der äußere ſeine Wahrnehmungen über die Grenze unſer ſelbſt hinaus in die Außenwelt hinein dehnt, dahin, wo wir nicht mehr ſind, wo etwas Anderes iſt als wir, und doch etwas, zum Theil etwas, wie wir ſelbſt. Der letztere Umſtand, verbunden mit der Thatſache, daß meine Wahrnehmung des entfernten Gegenſtandes doch immer die meinige, mein Sehen, mein Hören, mein Taſten u. ſ. f. bleibt, gibt nothwendig die früheſte Anleitung, eine Unterſcheidung zwiſchen den Wahrnehmungen des Sinnes und der objectiven Wirklichkeit, worauf dieſelben ſich beziehen, eintreten zu laſſen, eine Unterſcheidung, auf welcher alles wirkliche Wiſſen beruht. In Beziehung auf den innern Sinn ſtellte ſich eine ſolche Unterſcheidung nicht ſo leicht heraus, ja dieſelbe bildet noch heute die allgemeine Verlegenheit der Pſychologen. Daher iſt es ganz in der Natur der Sache gegründet, daß dasjenige Beobachtungsfeld, welches an und für ſich betrachtet, ſowol die reichſte als die tiefdringendſte Erkenntniß verſpricht, am ſpäteſten zur Bearbeitung kam. Es iſt überhaupt erſt ſeit Locke von einer Analyſe des innern Sinnes die Rede geweſen [1]), und auch noch jetzt werden die Beobachtungen des innern

---

[1]) Dies iſt jedoch nicht ſo zu verſtehen, als ob Locke den Ausdruck des innern Sinnes zuerſt in die Wiſſenſchaft eingeführt habe, wie G. E. Schulze in ſeiner „Pſychiſchen Anthropologie" 3. A. §. 21. Anm. fälſchlich behauptet. Denn nach dem Bericht von F. A. Carus in deſſen „Geſch. der Pſychologie" redete ſchon Albertus Magnus († 1280) in ſeinem Buche „De anima" von einem sensus communis, welcher den einzelnen fünf Sinnen zu Grunde liege als gemeinſchaftlicher Grundſinn oder Vereinigungspunkt der Empfindungen. Occam († 1342) ſprach von einem sensus interior als innerm Empfindungsvermögen. Melanchthon († 1560) handelte in ſeinem „Commentarius de anima" p. III. b. de sensibus interioribus. Bruno († 1600) redete im Buche „De imaginum, signorum et idearum compositione" vom geiſtigen Licht, welches man auch mit Syneſius einen innern Sinn oder sensus phantasticus nennen könne. Cäſar Cremoninus († 1630) ſchrieb einen „Tractatus de sensibus internis." Gregor. Horſtius († 1636) handelte im Buch „De natura humana", exercitat. 8., de sensibus internis.

Sinnes im Allgemeinen nicht als ſolche betrachtet, welche gleich denen des äußern eine wiſſenſchaftliche Bearbeitung erheiſchen, ſondern mehr als ein überflüſſiger Luxus des Erkenntnißvermögens, den man ſo gut es angeht zu rangiren ſucht.

Der Anfang der geiſtigen Entwickelung des Menſchen im Einzelnen wie im Großen iſt mit einem Vorwiegen des äußern Sinnes über den innern verknüpft. Das Kind lebt ganz an Vorſtellungen des Geſichts, Geſchmacks u. ſ. w. hingegeben, und an die Gliederbewegungen, deren Zweck Uebung der äußerlichen Sinne und überhaupt körperliche Ausbildung iſt. Seine Freuden und Schmerzen aus innerer Seele zu ſchöpfen vermag es noch nicht. Sondern es ſpielt, d. h. es lebt in äußerlich ſinnlicher Beſchäftigung. So auch ſah man kindliche Völker in Tanz und Spiel ihr harmloſes Leben vergeuden, bis innerer Drang oder äußerer Anſtoß die Leidenſchaften ihrer Innenwelt entfeſſelte. Die Jugend iſt die Zeit, wo dem Menſchen der innere Sinn ſich öffnet, als ein ſowol durch Leidenſchaft als Reflexion geſteigertes und bewaffnetes Leben, aus welchem der Menſch fortan in den engen Bezirk des äußern Sinnes, der ihn in der Kindheit umſchloß, nicht wieder zurückkehrt. Aehnlich begann auch die Wiſſenſchaft mit den aus dem äußern Sinn fließenden Erkenntniſſen als den leichteſten und einfachſten, und rückt von da allmälig und langſam einer Erkenntniß der eigenen innern Welt entgegen. Wenn man die Philoſophie des Alterthums mit der der Neuzeit vergleicht, ſo ſieht man dort eben ſo ſehr den kosmologiſchen, als hier den pſychologiſchen Standpunkt vorherrſchen. Es iſt lehrreich, dieſes Verhältniß in Beziehung auf Pſychologie näher ins Auge zu faſſen.

Wo der äußere Sinn und das auf ſeine Thatſachen fußende Räſonnement in alleinherrſchender Anerkennung iſt, da werden die Thatſachen des innern Sinnes keiner beſondern Bearbeitung gewürdigt, ſondern aufs Gerathewohl aus Urſachen erklärt, die man nicht in der Sphäre des innern, ſondern in der des äußern aufſucht. So entſtehen Syſteme des Materialismus. So verrenkt und unbefugt dies Verfahren Jedem erſcheinen muß, welcher weiß, daß es zwei Be-

---

Descartes († 1650) handelte im „Tractatus de homine et de formatione foetus" P. IV. de sensibus internis. Sodaß alſo, was den Ausdruck betrifft, Locke viele Vorgänger hatte.

obachtungsfelder gibt, ſo kam doch das ganze Alterthum nur in einigen wenigen Ausnahmen über daſſelbe hinaus. Und die Wenigen, welche darüber hinauskamen, thaten dies noch dazu auf ſo negative Art, daß der Wiſſenſchaft nur wenig Frucht daraus entſpringen konnte.

Und als ſich nun in den letztverfloſſenen Jahrhunderten der neue Schauplatz der Beobachtung zu zeigen begann, da war man anfangs erſtaunt, auch hier nur, wie auf dem äußern Felde, Vorſtellungen ſtatt Realitäten, Erſcheinungen ſtatt Subſtanzen anzutreffen, und verfiel durch den Zweifel, ob den Erſcheinungen des innern Sinnes überhaupt entſprechende Subſtanzen zum Grunde lägen, entweder in den Materialismus zurück, oder bereitete dadurch, daß man die Vorſtellungen ſelbſt für die Subſtanzen nahm, einem voreiligen Idealismus die Bahn, welcher ſich dann auch conſequenterweiſe auf das Gebiet des äußern Sinnes verbreitete, wo er ſich den Stab brach.

Ein genauerer Blick auf dieſe wiſſenſchaftlichen Ereigniſſe wird nicht überflüſſig ſein. Denn ohne Zweifel iſt die daraus zu gewinnende Ueberzeugung, daß ſich der Wiſſenſchaft in den letzten Jahrhunderten neben ihren Fortſchritten auf dem Felde des äußern Sinnes noch ein ganz neuer Schauplatz des innern geöffnet hat, hier von großer Wichtigkeit, und von nicht minder großer auch, auf dieſem Wege die wahre Natur der populären Wahnurtheile zu durchſchauen, welche noch heute einer wirklichen Pſychologie den Weg vertreten, und deren unglaubliche Schwäche nur Dem völlig einleuchtet, welcher ihre traditionelle Herkunft kennt.

§. 4.

Geſchichte der Pſychologie.

Lehre des Alterthums vom pſychiſchen Wärmeäther. Epikur's Uebergewicht über Zeno. Dynamismus des Plato und Ariſtoteles. Hugo von St.-Victor als Gründer des modernen Dualismus. Die Anfänge einer Wiſſenſchaft des innern Sinnes von Descartes an. Kant als geſteigerter Descartes. Die Entelechie und das Stoicheion der neuen Speculation. Ihre Monadologie und ihr Senſualismus.

Die älteſten Schulen Griechenlands, die der Jonier, Pythagoräer, Eleaten und Atomiſtiker, ſo wie auch unter den ſpäteren die der Stoiker und Epikuräer, hielten die Seele für einen feinen Stoff, den ſich die meiſten von ihnen als Wärmeäther dachten. Bei mehren galt dieſer Stoff zugleich für das Grundprincip der ganzen Körperwelt.

Die Wiſſenſchaft dehnte alſo Erklärungsprincipien, welche lediglich in Beziehung zu Erſcheinungen des äußern Sinnes gefunden waren, ohne alle Unterſuchung ſogleich auf ein entgegengeſetztes Gebiet aus.

So war dem Anaximenes die Seele Luft (ἀήρ). Denn die Luft ſei das Princip des Athmens und damit des Lebens [1]). Dem Pythagoras war die Seele ein iſolirter Theil des Aethers (ἀπόσπασμα αἰθέρος), theils des warmen oder edlern, theils des kalten oder unedlern [2]). Daher beſtehe der Sinn, insbeſondere das Geſicht, aus einem warmen Dunſt (θερμὸς ἀτμός), die Vorſtellungen aber (λόγοι) ſeien Bewegungen des Seelenäthers oder ψυχῆς ἀνέμοι. In dieſem Sinne war es wol, daß die Seele auch eine ſich von ſelbſt bewegende oder das Princip des Bewegtſeins als Grundeigenſchaft an ſich tragende Zahl (ἀριθμὸς αὐτοκίνητος) im Gegenſatz zu ſtabilen Zahlen oder Grundſtoffen (welche termini bekanntlich bei dieſer Schule verwechſelt wurden) genannt war [3]). Zuletzt gehen die Seelen wieder in den Aether, aus dem ſie ſtammen, zurück [4]). Empedokles ſchloß aus dem Satze, daß Gleiches nur durch Gleiches, Feuer nur durch Feuer, Waſſer durch Waſſer, Luft durch Luft erkannt werden könne, daß die Seele aus einer Verbindung der vier Elemente beſtehen müſſe, deren Wohnſitz er im Blut annahm [5]). Auch Xenophanes und Parmenides ſahen ſich durch ihre Speculationen über das einzig reale Eine und Ganze nicht bewogen, den allgemeinen Materialismus ihrer Zeit zu überſchreiten. Denn ſo wie jener die Seele einen Lufthauch, ein πνεῦμα nannte [6]), ſo erklärte dieſer die Proceſſe der Ueberlegung und des Gedächtniſſes aus dem beſtändigen Kampfe des feurigen Aethers mit einem entgegengeſetzten kalten Princip [7]). Heraklit ſtimmte mit ſeinem ſo ſehr gehaßten Antipoden Pythagoras doch darin ganz überein, daß der feurige Aether, von dem die Seele ein iſolirter Theil ſei, ſich in beſtändiger Bewegung, in ſtetem Fluſſe befinde, als ein ἀεί

---

[1]) Stob. I, 296 und 56. Cic. de nat. deor. I, 10.

[2]) Diog. Laërt. VIII, 28.

[3]) Cic. tusc. qu. I, 17. Stob. p. 795 vgl. p. 862. Arist. de anima I, 2.

[4]) Carm. aur. v. 70—71.

[5]) Arist. de anima I, 2. III, 3. Stob. p. 1026. Cic. tusc. I, 9.

[6]) Diog. Laërt. IX, 19.

[7]) Stob. p. 796. Diog. Laërt. X, 22. Fülleborn's „Beitr. zur Geſch. d. Phil." St. VI und VII.

ῥέον, ἀεὶ κινούμενον [1]), ſodaß das Bewegtſein den Seelen Luſt und Erholung, das Ruhen aber Ermattung und Krankheit ſei. Die Bewegung aber und das ſtete Aus- und Einſtrömen der Seele werde gehemmt durch ihren Einſchluß in die Grenzen des Leibes und damit verbundene Abtrennung vom allgemeinen Aether. Daher verliere der Menſch im Schlaf das Bewußtſein [2]). Die Unvollkommenheit der Menſchenſeele rühre von der Feuchtigkeit des uns zunächſt umgebenden Luftkreiſes. Denn je trockener und feuriger die Seele ſei, deſto vollkommener ſei ſie. Werden die Seelen gar naß, wie im Trunk, ſo kommen ſie in Gefahr zu erſticken oder zu erlöſchen [3]). Leukipp und Demokrit gingen darin einen Schritt weiter, daß ſie den pſychiſchen Feueräther in runde höchſt bewegliche Atome auflöſten, welche in der Luft ſchweben, und durch deren Einathmen gelebt werde [4]). Aber auch andersgeſtaltete Atome wurden angewandt zur Erklärung des Wahrnehmungsproceſſes. Die ſpitze Geſtalt der geſchmeckten Atome errege den ſauern, die runde Geſtalt derſelben den ſüßen Geſchmack. Das Sehen geſchehe durch wirbelartige Bewegungen im Augenwaſſer, erregt durch die von allen Körpern auf uns einſtrömenden materiellen Bilder [5]). Ihnen folgten die Epikuräer, welche ebenfalls die Vorſtellungen der Sinne und der Phantaſie zu bildartigen Ausſtrahlungen machten, die Seele aus den runden und feinſten Atomen beſtehen ließen als ein nebel- oder rauchartiges Weſen von höchſtfeiner Natur (λεπτομερής), deſſen edelſter Theil, das λογικόν, in der Bruſt wohne, deſſen Grundfunctionen aber die Wahrnehmung und willkürliche Gliederbewegung ſeien [6]). Auch bei den Stoikern wiederholt ſich in ihrem Verhältniß zu den Epikuräern das intereſſante Schauſpiel, wie die härteſten wiſſenſchaftlichen Gegenſätze jener Zeit doch in Beziehung auf den Punkt, auf welchen am meiſten ankommt, vom allgemeinen Vorurtheil auf völlig gleiche Weiſe gefeſſelt waren. Denn auch den Stoikern war die Seele ein σῶμα, ein ſchöpferiſches Feuer, ein πνεῦμα,

---

[1]) Arist. de an. I, 2.

[2]) Sext. Emp. VII, p. 128.

[3]) Heraklit's Bruchſtücke von Schleiermacher in Buttmann's „Muſ. für Alterth." Bd. I, Heft 3.

[4]) Aristot. de an. I, 2. Cic. de nat. deor. I, 11.

[5]) Cic. de div. XV, 16.

[6]) Diog. Laërt X, 63. Lucret. III, 138 seq.

ein Theil des Aethers [1]). Sonderbarerweiſe beſteht ſie aus acht Theilen, den fünf Sinnen nämlich und den drei σπερματικοὶ λόγοι, welche Zeugungsvermögen, Sprachvermögen und Denkvermögen ſind. Sonderbar iſt dieſes darum, weil man gar nicht abſieht, wie eine ſolche Seele ihren Körper, den ſie fortpflanzt durch das Zeugungsvermögen, nun auch ernähre, was ihr nach der allgemeinen Anſicht des Alterthums doch zukam, noch auch wie es ihr möglich werde, die Glieder des Körpers in Bewegung zu ſetzen, da ſie weder Ernährungs- noch Bewegungsvermögen beſitzt. Wahrſcheinlich hat alſo Zeno dieſe mangelnden Vermögen mit auf die fünf Sinne vertheilt, ſodaß er unter dem Schmecken den Nahrungsproceß, unter dem Riechen den Athmungsproceß und unter dem Fühlen die Beweglichkeit der taſtenden Glieder mitverſtand, woraus ſich dann ein lebhaftes Bild von der Oberflächlichkeit ſtoiſcher Pſychologie entwickelt, gegen welches das Aperçu des Epikur, daß der Seele Grundthätigkeiten in Empfinden und Bewegen (Senſibilität und Irritabilität) beſtänden, ſchon als ein genialer Silberblick der Wiſſenſchaft erſcheint.

So war im Alterthum der *Materialismus* die durchaus vorherrſchende pſychologiſche Anſicht, gegen welche der *Dynamismus* des einzigen Plato und Ariſtoteles kein ſtarkes Gegengewicht bilden konnte, da die Ariſtoteliſche Schule niemals groß war, die Platoniſche ſogleich in Zerwürfniſſe verfiel, und beide Philoſophen ihrer grandioſen Wirkſamkeit nach mehr dem Mittelalter, als dem Alterthum angehören. Auch wußten ſich beide auf ihren angeſtrebten Standpunkt des innern Sinnes mehr durch Worte, als durch Anſchauungen zu verſetzen.

Plato's Grundanſicht von der Seele iſt die negative, daß ſie nicht Materie, daß ſie das Unmaterielle ſei. Der Leib iſt das Sichtbare (ὁρατὸν), die Seele das Unſichtbare (ἀειδές) unſers Weſens. Das Sichtbare iſt das Beherrſchte (ἀρχόμενον), das Unſichtbare das Herrſchende (τὸ τοῦ σώματος ἄρχον). Die Seele iſt das den Leib Gebrauchende (τὸ τῷ σώματι χρώμενον) und auch zuletzt die Urſache (αἴτιον) der Leiblichkeit. Sie iſt im Gegenſatz gegen die in Theile oder Atome zertrennbare Materie ein Μονοειδές, Ἀδιάλυτον, Ἀξύνθετον und Ἁπλοῦν [2]). Mit dieſen letzteren vier Ausdrücken, welche ſich ebenſo

[1]) Plutarch. de phys. phil. decret IV, 3—4. Cic. tusc. qu. I, 9.
[2]) Alcibiad. p. 58. Epinom. p. 258. Phaedon. p. 178. 182.

wol auf das Nichts, als auf einen Gegenſtand, beziehen laſſen, iſt nicht viel geſagt. Es hüllt ſich darin nur die Unfähigkeit, von einem Gegenſtand zu reden, den man in ſeiner eigenen Sphäre aufzuſuchen ſich noch nicht getraute, den man aber mit den Kategorien einer entgegengeſetzten Sphäre auch nicht mehr verunreinigen mochte. In dieſem Sinne werden auch Geſicht, Gehör und die übrigen Sinne δυνάμεις τοῦ σώματος genannt [1]). Die Eintheilung der Seelenkräfte in Begierde, Vernunft und Affect (ἐπιθυμία, λόγος und θυμὸς) hat mehr eine ethiſche als eine pſychologiſche Tendenz, indem ſie ſich ganz auf das ſpecielle Phänomen ſtützt, wo Jemand, während in ihm ſinnliche Begierden auf unvernünftige Art ſich regen, nicht allein ein verſtändiges Bewußtſein des Rechten und Schicklichen in ſich bewahrt, ſondern auch durch das mit dieſem Bewußtſein ſich verbindende Gefühl einer edeln Scham in Zorn gegen ſich ſelbſt entbrennt [2]).

Die negative Größe eines Immateriellen, von welchem die Sphäre des äußern Sinnes beherrſcht ſei, wurde von Ariſtoteles durch den räthſelhaften und vieldeutigen, darum tiefſinnig ſcheinenden Ausdruck der ἐντελέχεια fixirt, und gleichſam aus nichts zu etwas gemacht. Man erkennt die Entelechie an der zweckmäßigen Wirkſamkeit, durch welche ſie ſich in der organiſchen Form des lebendigen Leibes bethätigt, und vergißt, weil ſie ſich mit ſo glänzenden Thaten umringt, zu fragen, wer ſie ſelbſt und ob ſie nur etwas ſei. Sie iſt in der That nur ein hohler Name, welcher Das, was im Naturphänomen des Lebens vorkommt, überflüſſigerweiſe noch einmal nannte, und dadurch die Wiſſenſchaft aus der anſchaulichen Sphäre ihres Materialismus in ein unanſchauliches Wortgefecht hinüberleitete. Und doch war dieſe Fiction der Entelechie der einzige arme und ſchmale Raum, in deſſen räthſelhafter Enge inmitten einer Alleinherrſchaft der Kategorien des äußern Sinnes die Knospe einer über die Sphäre ſeines Beobachtungsfeldes hinausſtrebenden Wiſſenſchaft ſich emporrang; und die hohle Hülſe eines unbekannten Etwas, in welche man ſich im Grunde nur erſt noch zu machende höhere Beobachtungen hineinphantaſirte, weckte beſtändig den Trieb nach ſolchen Beobachtungen, die am Ende doch keine andere ſein konnten als Beobachtungen des innern Sinnes.

---

[1]) Theaetet. p. 184.

[2]) Phaedrus p. 335. De republ. p. 360. 367. 377.

Von des Ariſtoteles drei Büchern περὶ ψυχῆς enthält nur das dritte Das, was wir jetzt unter Pſychologie verſtehen, nämlich eine Lehre vom Empfinden, Denken, Einbildungskraft, activem und paſſivem Verſtand, Willen u. ſ. f., während das zweite Buch phyſiologiſchen, das erſte hiſtoriſch-kritiſchen Inhalt hat. Die Wiſſenſchaft ſteht hier ſo, daß das Beobachtungsfeld des innern Sinnes noch faſt ganz und gar vom ſpeculativen Dispüt und den phyſiologiſchen Außenwerken verbaut iſt. Es iſt eine Miſchung des phrenologiſchen mit dem ſpeculativen Standpunkt, in welcher der Embryo einer Wiſſenſchaft des innern Sinnes durch Ariſtoteles zur Welt geboren wurde. Die Seele iſt ihm theils eine ernährende, theils eine empfindende und bewegende, theils eine denkende. Den erſten Theil, welcher im Schlafe vorherrſcht und Wachsthum wirkt, haben auch die Pflanzen, den zweiten, welcher Begierden, Gefühle und Empfindungen des äußeren Sinns enthält, hat der Menſch mit den Thieren gemein. Der paſſive Theil des Verſtandes, welcher Wahrnehmung, Gedächtniß und Einbildungskraft befaßt, bildet eine Fortſetzung und Vertiefung der ſinnlichen Empfindungen im Innern, und vertritt ſo den Platz eines innern Sinnes [1]), wogegen der thätige Theil des Verſtandes die reflectirende Thätigkeit bezeichnet. Vom ſinnlichen Begehren oder der ἐπιθυμία unterſcheidet ſich das vernünftige oder die ὄρεξις durch das Kennzeichen der προαίρεσις oder freien Wahl, welche den Kindern und Thieren fehlt.

Seit den Neuplatonikern wurde die Ariſtoteliſche Anſicht von der Seele die herrſchende in der Philoſophie, und blieb dies das Mittelalter hindurch bis tief in die Morgenröthe der neuen Zeit hinein, und wenn man irgendwo von Ariſtoteles ſich abzuweichen erlaubte, ſo geſchah dies doch nicht, um dem Uebergangsſtandpunkte des Ariſtoteles

---

[1]) Es iſt intereſſant, wie Ariſtoteles ſich Lib. III, cap. 2 dreht und wendet, immer im Begriff, einen innern Sinn anzunehmen, und doch immer wieder davon abſpringend. Er nennt die νόησις hier das die Empfindungen verſchiedener Sinne, z. B. Farben von Gerüchen, Unterſcheidende (was offenbar nicht Sache der einzelnen Sinne ſein kann), τὸ κρῖνον τὰς αἰσθήσεις. Er ſagt, daß es zu dieſer Operation allerdings ebenfalls eines Sinnes (eines allgemeinen Sinnes über den einzelnen) bedürfe, ſpringt aber von dieſem Gedanken wieder ab. Er hätte nur die in dieſem leider zu wenig ausgeführten Abſchnitte voll genialen Scharfſinns hin und wieder gegebenen Andeutungen zuſammenfaſſen dürfen, um in der paſſiven νόησις eine vollkommene αἴσθησις κρινοῦσα τὰς αἰσθήσεις, und damit das Beobachtungsfeld innerer Empirie ſich öffnen zu ſehen, an deſſen Grenze er ſtehen blieb.

durch einen kühnen Durchbruch auf das höhere Terrain ein Ende zu machen, ſondern nur um in frühere Standpunkte theilweiſe zurückzufallen. So z. E. ſcheint dem Kirchenvater Nemeſius die Ariſtoteliſche Entelechie noch zu anſchaulich und ſinnlich geweſen zu ſein, da er in ſeiner Schrift περὶ φύσεως ἀνθρώπου wieder in die unbeſtimmtern Platoniſirenden Ausdrücke einer οὐσία αὐτοτελὴς ἀσώματος zurückwich. Auguſtinus, Richard von St.-Victor und Bonaventura gefielen ſich in der Vorſtellung einer Entwickelung der Seele durch ſieben Stufen vom unterſten Grade der Belebung und Ernährung des Körpers an bis zum höchſten eines Anſchauens der Gottheit hinauf, und wurden ſo die Vorläufer der modernen genetiſchen Methode. Hugo von St.-Victor in ſeinen „Vier Büchern über die Seele" vereinigte dergeſtalt eklektiſch den Materialismus der übrigen griechiſchen Schulen mit der Platoniſchen Anſicht einer körperlichen vernünftigen Seelenkraft, daß er die Principien der beiden Syſteme, welche er vereinigte, zu zwei Seelen machte. Die materielle Seele, eine aus Feuer und Luft gemiſchte Subſtanz, hat ihren Sitz im Herzen, ſteigt von da auf zum Gehirn, bringt die fünf Sinne hervor, und bewirkt mitten im Gehirn in Geſtalt eines warmen Dunſtes die Bilder der Einbildungskraft, um ſie der vernünftigen Seele als Stoffe zu Begriffen zu überliefern. Dieſes Syſtem, ein wahres Ungethüm von ſpeculativer Inconſequenz und Impotenz, hat die Ehre gehabt, allmälig in der allgemeinen Meinung ſo überhand zu greifen, daß es noch heutzutage das am meiſten herrſchende genannt werden muß, wobei man ſich die Inconſequenz dadurch zu verdecken ſucht, daß man den materiellen Theil der Seele nicht mehr Seele, ſondern Lebenskraft, Nervenfluidum u. ſ. w. nennt [1]). Es liegt im allmäligen Siege dieſes

[1]) Zu dieſer Trennung von einer materiellen Lebenskraft und immateriellen Seelenkraft, welche ſpäter Albert d. Gr. († 1280) von Hugo († 1140) adoptirte und auf ſeinen Schüler Thomas von Aquin fortpflanzte, hat auch wol die Ausdrucksweiſe in den Schriften Galen's mitgewirkt. Denn Galen und ſein Vorgänger Eraſiſtratos hatten ſchon begonnen, auf eine ungeſchickte Art den Namen des Seelenprincips oder πνεῦμα ψυχικόν auf die Thätigkeiten der Sinnempfindung und willkührlichen Gliederbewegung zu beſchränken, und dagegen das Princip der Begierden und Leidenſchaften unter dem Namen einer Lebenskraft, πνεῦμα ζωικόν, von der Seele auszuſchließen. Die Lungen ſind nach Galen das Athmungsorgan der Lebenskraft, das Gehirn aber das Athmungsorgan des Seelengeiſtes. Die Lebenskraft wird von den Lungen aus mit dem Blute zum Gehirn geführt, und ſo

gänzlich unhaltbaren und misgeſtalteten Syſtems über den rein Ariſtoteliſchen Standpunkt die große Wahrheit ausgeſprochen, daß ein unanſchauliches Princip, desgleichen die Ariſtoteliſche Entelechie iſt, zu keinen wirklichen wiſſenſchaftlichen Erklärungen taugt, und daher, ſolange das Beobachtungsfeld des innern Sinnes noch nicht klar vor Augen liegt, die Wiſſenſchaft in ihren meiſten und ſtärkſten Vertretern immer noch lieber von neuem auf das materialiſtiſche Feld des äußern Sinnes partiell zurückſinken, als den Trieb nach anſchaulicher Erklärung aufgeben wird. Dadurch, daß ſich nun bei den Scholaſtikern die Entelechie als denkende Seele ins Gehirn zurückzog und alle übrigen Functionen des Leibes der materiellen Seele preisgab, entſtand zuerſt die Schwierigkeit von einem Zuſammenhang der pſychiſchen und materiellen Kraft, von welcher das ganze Alterthum natürlich nichts wiſſen konnte, da die ganze Schwierigkeit blos darauf hinausläuft, zwei entgegengeſetzte ſpeculative Meinungen über das Weſen der Seele, die ſich ihrer Natur nach nie miteinander vereinigen laſſen, miteinander vereinigen zu wollen. Hätte man gefragt: wie vereinigt ſich der Materialismus des Epikur mit dem Dynamismus des Ariſtoteles, ſo würde Jedermann geantwortet haben, daß ſie ſich eben gar nicht miteinander vereinigen ließen. Da aber ſtatt deſſen gefragt wurde, wie die pſychiſche Kraft mit der materiellen in einer Verbindung ſein könne, ſo antwortete Thomas von Aquin, dies geſchehe durch eine unmittelbare Berührung der beiderſeitigen Kraft, einen contactus virtutis, und begründete ſo das hernach ſtark beſtrittene und dadurch berühmt gewordene Syſtem des influxus physicus inter animam et corpus [1]). Mit vorzüglicher Vorliebe bearbeiteten die Scholaſtiker die ſchon von Ariſtoteles angeregte Frage nach der Zurechnung unſerer Handlungen, wobei Duns Scotus, der die Sache auf die Spitze trieb, das berühmte arbitrium aequilibrii oder indifferentiae erfand, welches noch in neueſter Zeit ſo viele zweckloſe Disputationen bewirkt hat. Die ſpäteren Philoſophen des Mittelalters erneuerten den Ariſtoteliſchen Ente-

---

mit der Seele in Verbindung geſetzt. Obgleich die Galen'ſche Anſicht, wurzelnd im materialiſtiſchen Standpunkt des Joniſchen στοιχεῖον, die Grenzen antiker Conſequenz durchaus noch nicht überſchritt, und untadelig in der Sache, nur in den Worten ſündigte, ſo war doch durch ſie dem ſcholaſtiſchen Irrſinn offenbar ein guter Vorſchub geleiſtet.

[1]) Summa theol. qu. 76. art. 7.

lechismus mit mehr Kraft und Conſequenz, ſo thaten Bruno, Agrippa, Paracelſus, Teleſius, van Helmont u. A. [1]) Paracelſus nannte die Entelechie den Archeus. Dieſer Archeus habe ſeinen Hauptſitz im Magen, woſelbſt er der Meiſter ſei, der Brot in Blut verwandle. Er ſei aber der spiritus vitae, welcher die Geſtalt des ganzen Leibes präformirt an ſich trage, daher Kopf und Hände habe, u. ſ. w. Paracelſus verdient wegen dieſer großartigen Conſequenz in den Sätzen des Ariſtoteles alles Lob, doch war der fortſchreitenden Anatomie mit ſolchen mythologiſchen Vorſtellungen nicht gedient, weshalb ſie ſich lieber wiederum zum hausbackenen Dualismus der früheren Scholaſtiker zurück wandte, in welchem ſie bis heute faſt einzig und allein die phyſiologiſche Erklärung ihrer Thatſachen geſucht hat.

Hiermit ſind wir auf den Standpunkt der Neuzeit angelangt, deſſen Größe darin beſteht, daß er durch den Widerſinn des traditionellen Dualismus, in welchem er befangen iſt, ſich beſtändig mit Macht auf das Beobachtungsfeld des innern Sinnes getrieben ſieht. Denn die Verbindung von Leib und Seele im Sinn der Verbindung einer materiellen Wirklichkeit und einer erdichteten Entelechie, wovon die neue Zeit ausgeht, kann ſich nicht halten, ſondern ſieht ſich früher oder ſpäter gezwungen, die Entelechie in ihr Nichts zergehen zu laſſen und ſo entweder dem Materialismus aufs neue zu huldigen oder die Stelle der zergangenen Entelechie durch diejenigen Beobachtungen zu erſetzen, für welche ſie bei Ariſtoteles das hohle Zeichen war.

Der Erſte, welcher anfing, Das in innerer Anſchauung zu fixiren, was Ariſtoteles nur als eine Welt ſpeculativer Reflexion negativ ergriff, war Descartes. Nach ſeiner Anſicht erkennen wir die Seele vollkommener und unmittelbarer als die Körperwelt, indem der bei der Erkenntniß materieller Dinge unüberwindliche Zweifel, daß dieſelben

[1]) Dieſer Ausſpruch klingt vielleicht paradox, indem mehre unter den Genannten gerade durch ihre Bekämpfung des Ariſtoteles hauptſächlich ihren Ruhm erlangt haben. Man geht aber, wenn man allein auf dieſem Umſtande fußt, in der Anſicht von dieſen Männern irre. Der Ariſtoteles, den ſie bekämpften, war nicht der conſequente antike, ſondern der durch Platonismus und Kirchenlehre entſtellte eklektiſche Ariſtoteles, und ihre eigenen Anſchauungen eines conſequenteren und antikeren Entelechismus galten darum weder ihnen ſelbſt noch ihren Gegnern für Ariſtoteliſch, weil man ſich eben ſo ſehr bei Ariſtoteles als bei Plato und der heil. Schrift, an ein durchaus verdrehtes und eklektiſches Verſtändniß gewöhnt hatte.

nur Traum und Erſcheinung ſeien, hinwegfällt bei dem Dinge, welches die Erſcheinungen hat, und welches ſich in innerer Erfahrung als ein denkendes weiß. Descartes nannte die Erfahrungen der Innenwelt, die Selbſterkenntniſſe das Ich an der Spitze, angeborene Ideen, beſchränkte damit das Gebiet der über den Zweifel erhabenen Beobachtung höchſt willkürlich auf die Grundbegriffe des Denkens, und ließ damit noch den ganzen übrigen Theil des innern Geſichtsfeldes dem Materialismus der äußern Sinnlichkeit zum Raube. Doch war in Beziehung auf einen Hauptpunkt Terrain gefaßt, und dadurch ſchon etwas Bedeutendes gewonnen. Der räumlich ausgedehnten Sphäre des äußern Sinnes ſtellte ſich die denkende Sphäre des innern Sinnes gegenüber. In jener wurden körperliche Scheinſubſtanzen, in dieſer ewige Grundwahrheiten als angeborene Ideen wahrgenommen [1]). Die inneren Wahrheiten zeigten ſich ſchon durch ihre bloße unmittelbare Deutlichkeit und Evidenz beglaubigt, während der unauslöſchliche Wahn von der Subſtantialität der äußerlich ſinnlichen Sphäre ſich nur durch das Dogma von der Wahrhaftigkeit Gottes auf erkünſtelte Art ſtützen und aufrechterhalten ließ. Da Ausdehnung und Denken, beides in unmittelbarer Anſchauung ergriffen, ſchlechterdings nichts miteinander gemein zu haben ſchienen, ſo fand man ſich in Beziehung auf die Verbindung beider Sphären veranlaßt, auf die unmittelbare göttliche Aſſiſtenz zu recurriren. Seele und Leib können unmöglich aufeinander wirken. Influxus physicus ſei ein Unſinn. Durch göttliche Aſſiſtenz (d. h. auf unerklärliche Art) erkenne die Seele den im Gehirn von den materiellen Lebensgeiſtern gebildeten Kanal, und bringe ſo die Ideen des äußern Sinnes in ſich hervor. Das Gedächtniß rühre her von den Lebensgeiſtern, welche gern aufs neue in den alten einmal ge-

[1]) Der aufmerkſame Leſer wird hierbei unfehlbar an Plato zurückerinnert werden, in dem Grade, daß es ſcheinen könnte, als habe Descartes nur die Lehre des Platonismus von der Ideenwelt erneuert. Der große Unterſchied aber, auf welchen in unſerer Betrachtung gerade alles ankommt, iſt der, daß dem Plato das Bewußtſein der Ideen nicht ein Anſchauen oder Percipiren, ſondern ein bloßes Erinnern war. Die Welt der Platoniſchen Ideen iſt nicht die Welt eines innern Sinnes, ſondern eines im gegenwärtigen Zuſtande erloſchenen und nur noch dunkel erinnerten göttlichen Anſchauungskreiſes. Daher gerade das Element des Beobachtens, welches mit Carteſius ſo gewaltig in die innere Sphäre eindrang, bei Plato noch gänzlich fehlt. Denn Erinnern eines Vergangenen und Percipiren eines Gegenwärtigen bilden hier den härteſten Gegenſatz.

bildeten Kanal hineinſtrömen, und von denen auch die Affecte der Seele herrühren, deren es ſechs urſprüngliche gebe, nämlich Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Verwunderung und Sehnſucht. Dem freien Willen der Seele folge auf unbegreifliche Art die glandula pinealis des Gehirns, um den Gliedern durch ihre Lebensgeiſter die entſprechenden Bewegungen mitzutheilen. Die Thiere ſeien ſeelenlos.

R. Cartesii Principia philosophiae, 1644. — Tractatus de homine et de formatione foetus, 1677. — De passionibus animae, 1649.

Malebranche, Spinoza, Leibniz und Wolf ſind inſofern unwichtiger für die gegenwärtige Betrachtung, als ſie über den Carteſianiſchen Standpunkt der Pſychologie im Weſentlichen nicht hinausgingen. Ihnen allen galt die Seele für die Sphäre innerer oder unmittelbarer Wahrnehmung, ſie alle blieben aber vom Wahn befangen, daß die unmittelbare Wahrnehmung ſich nicht über das Gebiet der Grundwahrheiten des Denkens oder der ſogenannten angeborenen Ideen hinauserſtrecke. Das, warum ſie ſich am meiſten quälten, war die Schwierigkeit, den Zuſammenhang zwiſchen dem ausgedehnten und dem denkenden Dinge zu erklären, und da ſie ſich eine mögliche Erklärung der Sache immer ſogleich durch die voreilige Annahme, daß der Leib von materiellen Lebensgeiſtern regiert ſei, verbauten, ſo brachten ſie es nicht weiter als bis zu neuen Namen, deren einziges Verdienſt darin beſtand, die obwaltende Schwierigkeit unverhohlen auszudrücken. Malebranche und de la Forge erfanden den Begriff einer Urſache, welche ihre Wirkung blos veranlaſſe aber nicht hervorbringe, und ließen die Ausdehnung und das Denken gegenſeitig blos veranlaſſend oder gelegenheitgebend aufeinander wirken, welches man das systema causarum occasionalium nannte. Spinoza ließ Ausdehnung und Denken als Attribute einer Urſubſtanz in weſentlich harmoniſcher Vereinigung ſein, und Leibniz nahm in ſeinem Begriff einer harmonia praestabilita daſſelbe in Gott begründete Verhältniß an, ohne jedoch die beiden Sphären, um die es ſich handelte, zu bloßen Attributen des Urweſens herabſinken zu laſſen. Wolf führte den Leibniz'ſchen Gedanken ins breitere dahin aus, daß auch, wenn die Seele nicht exiſtirte, dennoch die ſämmtlichen Bewegungen des Leibes eben ſo wie jetzt erfolgen würden, und daß, auch wenn der Leib nicht wäre, die Gemüthserſcheinungen in der Seele eben ſo wie jetzt erfolgen, und die Seele ſich das Univerſum auf dieſelbe Art wie jetzt vorſtellen würde.

Denn das völlig hinreichende Agens zur Bewegung der Glieder war ihm die Beſchaffenheiten der materiellen Lebensgeiſter im Gehirn, welche er die ideae materiales nannte, und die Thätigkeit der Seele reducirte ſich auf ein bloßes Abſpiegeln, welches indeſſen vom abgeſpiegelten Gegenſtande unabhängig ſei. So ſank dem Wolf der Inhalt des innern Sinnes zu einem bloßen Spiegelapparat herab, ſtatt daß er bei Descartes für ein mächtiges, gleichſam Himmel und Erde tragendes Gerüſte von Grundwahrheiten gegolten hatte. Dieſes Einſchrumpfen und Einwelken des neuen Standpunkts wurde nur einigermaßen wieder vergütet durch einen wichtigen Fortſchritt auf dem Wege der innern Beobachtung, welcher darin beſtand, daß man anfing zu unterſcheiden zwiſchen Perception und Apperception oder zwiſchen einem unbewußten und bewußten Vorſtellen. Vor der Hand diente dieſe Unterſcheidung zwar zu nichts anderm, als blos um die Meinung, daß auch die lebloſen Dinge aus lauter Monaden oder vorſtellenden Weſen beſtänden, glaubhaft zu machen. Doch war damit ein Samenkorn gepflanzt, in welchem der Keim der gegenwärtigen Pſychologie enthalten lag.

N. Malebranche, De la recherche de la vérité, 1673. — Spinozae Ethica, 1677. — Leibniz, Principia philosophiae, 1728. — Chr. Wolf, Psychologia empirica, 1732; rationalis, 1734.

Während ſich die Anhänger des Syſtems der angeborenen Ideen das Verdienſt erwarben, die Sphäre der innern Wahrnehmung als eine Welt für ſich hinzuſtellen, und ſo der Wiſſenſchaft gleichſam eine zweite Hemiſphäre der Exiſtenz zu vindiciren, arbeitete die entgegengeſetzte Schule des Materialismus und Senſualismus wider ihren eigenen Willen an der Befeſtigung und Bereicherung des pſychologiſchen Beobachtungsfeldes. Der Trieb nach anſchaulicher Erkenntniß war ſo im Wachſen, daß man überall ſich lieber auf einen, wenn auch nur flüchtigen Blick ins Innere der Seele, als ein bloßes ſpeculatives Ergebniß verließ. Und da Das, was einem ſolchen Blick begegnete, immer zunächſt Verbindungen und Producte von Vorſtellungen waren oder zu ſein ſchienen, ſo wurde die Anſicht, im Seelenleben eine Maſchinerie von Vorſtellungen zu erblicken, welche ihren Urſprung zuletzt aus den Senſationen des äußern Sinnes ableiteten, bei dieſer Schule die herrſchende. Dadurch, daß einige, wie Hobbes, die Vorſtellungen blos für Phänomene materieller Subſtrate im Gehirn nahmen,

andre, wie Berkeley, geneigt waren, ihnen Subſtantialität für ſich ſelbſt beizulegen, wurde in Beziehung auf Erklärung pſychiſcher Vorgänge kein großer Unterſchied hervorgebracht. Der neue Standpunkt erreichte ſchon eine ſolche Macht, daß Materialismus und Idealismus in ſeinem Gefolge als zufällige Anſichten erſchienen, die ihn nicht weſentlich verändern konnten. Im ganzen Alterthum kommt die Anſicht, daß die Seele aus Vorſtellungen oder Senſationen (αἰσθήσεις) beſtehe, nur ein einziges mal vor, nämlich in einem flüchtigen Einfalle des Sophiſten Protagoras (nach Diog. Laërt. IX, 51), während dieſelbe bei der Schule des Senſualismus zum allgemeinen Axiom wurde. So nannte der Materialiſt Hobbes den Verſtand die Summe der aus den willkürlichen Zeichen der Sprache entſtandenen Einbildungen, welche wir uns von Grund aus durch Fleiß erwerben, und machte daraus den Schluß, daß Genie ſich durch richtigen Gebrauch der Sprache erwerben laſſe, und die pſychiſchen Fähigkeiten aller Menſchen von Natur gleich ſeien. Locke ſuchte den Beweis zu führen, daß Trennung und Verbindnng von ſinnlichen Merkmalen, Zerſetzung und Vergleichung derſelben, völlig hinreiche, um alles Das auszudrücken, was im Begriff des Verſtandes vorkomme, weshalb auch er die Menſchen als von Natur mit gleichen pſychiſchen Fähigkeiten ausgeſtattet annahm. Berkeley nahm überhaupt in der Welt nichts an als nur Senſationen, indem er die Erklärung der Eindrücke aus Sinnorganen, Nerven und Gehirn verſchmähte. Denn das Einziehen des Dufts und die Erſchütterung des Ohrs ſeien Dinge, welche mit Geruch und Ton gar keine Aehnlichkeit hätten. Hume nahm an, daß unſere ſämmtlichen Ideen ſchwächere Copieen von Impreſſionen ſeien, und ſich entweder nach den Geſetzen der Aehnlichkeit, oder nach dem Beiſammen von Raum und Zeit, oder nach dem Zuſammenhang von Urſache und Wirkung verknüpfen, letzteres aus Gewohnheit und Inſtinct. Hartley ſuchte von ähnlichen Grundſätzen aus tiefer in das Weſen der Empfindungen hinabzuſteigen, indem er den Schmerz von der Luſt nur dem Grade der Senſationen nach verſchieden annahm, als eine über die Grenze getriebene Luſt, und ſodann aus Luſt und Schmerz durch die Mittelglieder der Liebe und des Haſſes ſämmtliche Gefühle ableitete. Er leitete dabei die Verſtandesthätigkeit aus den Verbindungsgeſetzen der Senſationen her. Reid ſuchte die Seelenthätigkeiten auf wenige einfache Geſetze der Ideenverbindung zurückzuführen. Auch Prieſtley

und Home forſchten in den Geſetzen der Ideenaſſociation. Nach Condillac ſind die Vermögen der Seele die Senſationen, und die Functionen des Denkens verſchiedene Arten des Empfindens. Nichts verſtehe der Menſch von ſelbſt, alles müſſe er lernen, er lerne ſehen, hören, ſchmecken, urtheilen, fürchten, wollen u. ſ. w. Das Gefühl des Angenehmen wecke den Trieb nach den es erregenden Senſationen. Die Unruhe aus der Entbehrung des Angenehmen wecke Bedürfniſſe, und zu ihrer Befriedigung Fertigkeiten. Er unterſuchte dabei das Eigenthümliche jedes Sinnes, und wie der Menſch empfinden und denken würde, wenn er nur allein ſchmeckte, nur allein ſähe, fühlte u. ſ. w. Helvetius verſtand unter esprit den Vorrath von Ideen und Kenntniſſen, die Jemand beſitze. Tracy betrachtete Gedächtniß, Urtheil und Willen als nothwendige Folgen aus unſern Senſationen, und als unſere Grunderkenntniß die Ueberzeugung von dem Daſein der außer uns befindlichen Körper, welche von dem Gefühl des Widerſtandes herrühre, den der Körper gegen eine gewollte Bewegung unſerer Glieder ausübe. Laromiguière nahm neben dem Princip der Senſationen noch eine thätige Aufmerkſamkeit als wirkſam an. Ueberhaupt hat der Senſualismus ſich bisher am fruchtbarſten an durchgreifenden pſychologiſchen Blicken und Einfällen erwieſen, und dadurch das meiſte Material zur zukünftigen ſtrengern Verarbeitung geliefert.

Hobbes, Elementa philosophica de homine, 1658. — Locke, Essay concerning human understanding, 1684. — Berkeley, Principles of human knowledge, 1710. — Hume, Treatise upon human nature, 1738. — Hartley, Observations on man, 1749. — Reid, Inquiry into the human mind, 1764. — Priestley, Examination of Reid's inquiry etc., 1774. — Home, Elements of criticism, 1760. — Condillac, Essai sur l'origine des connaissances humaines, 1746. — Helvetius, De l'esprit, 1758. — Destutt-Tracy, Élémens d'ideologie ou grammaire générale, 1801. — Laromiguière, Leçons de philosophie ou essai sur les facultés de l'âme, 2. édit. 1820.

Dem Senſualismus beſtand die Seele aus lauter Vorſtellungen, Senſationen, Ideen. Er hatte alſo in ihr ein Weſen vor ſich, das man beobachten konnte, das man ſogar, weil ſeine Vorſtellung von ſich ſelbſt gar nicht von ihm ſelbſt unterſchieden war, beſſer und leichter beobachten konnte als irgend Etwas in der Welt des äußern Sin-

nes. Wie ſehr hatte man ſich dadurch dem Weſen einer Carteſianiſchen Seele, deren Subſtanz ihre eigene Selbſterkenntniß iſt, genähert, von einer Seite her, von der dies nicht zu erwarten ſtand, von Seiten des Materialismus! Ja, man hatte in Beziehung auf Reinheit des neuen Standpunkts den Intellectualismus des Descartes und Wolf weit hinter ſich gelaſſen. Denn während der Letztere ſich doch immer ſcheute, das ungeheure Paradoxon eines Weſens, das aus nichts beſtünde, als lauter Denken, offen auszuſprechen, und ſich daher in der Formel eines Ens, quod in nobis sibi sui et aliarum rerum extra nos conscium sit, noch immer eine verdeckte Ariſtoteliſche Entelechie reſervirte, ſprachen jene von entgegengeſetzter Seite her das große Carteſianiſche Geheimniß offen und unbefangen aus. Was in aller Welt ſollte denn auch die Seele anders ſein, als eine Maſchinerie von Gedanken und Empfindungen? Da erhob ſich der gedemüthigte Descartes aufs neue als ein Rachegeiſt in der Perſon Kant's, warf die letzten Hülſen Ariſtoteliſcher Metaphyſik fort, unterhöhlte aber damit zugleich dem Materialismus ſeinen feſt geglaubten Boden. Ein Eindruck des Erſtaunens begleitete die große That. Denn nun erſt ſank der letzte Reſt antiker Vorurtheile, und die unaufgelöſten Stoffe einer ſtarren Materie und einer hohlen Seelenkraft begannen zu ſchmelzen im Feuer der abſoluten Beobachtung.

Aber hiermit begannen alle Verlegenheiten und Ungewißheiten, welche im Standpunkte des innern Sinnes ſchlummern, anſtatt ſich zu löſen und zu beſchwichtigen, erſt recht zu erwachen und ſich zu enthüllen. Denn wenn die ganze Welt ſich in lauter Vorſtellungen auflöſt, apriori ſche und aposteriori ſche, nothwendige und zufällige, was iſt dann das Subſtantielle von dieſem allem? Sind es eben die Vorſtellungen ſelbſt? Oder ſind es hinterliegende Kategorien, d. h. zu den anſchaulichen Vorſtellungen hinzufingirte unanſchauliche Vorſtellungen? Dieſe nächſten Reflexionen, über welche Kant nicht hinausgelangte, brachten zu wege, daß die allerſicherſte Sache von der Welt ſich bei ihm ins Gewand des Skepticismus hüllen mußte, um den voreiligen Nachfragen des in den Kategorien des äußern Sinnes befriedigten Verſtandes nicht zum Raube zu werden. Indeſſen konnte es bei dieſer Unentſchiedenheit nicht lange bleiben. Es mußte Hand ans Werk gelegt werden zu einem neuen Aufbau, auf die Gefahr hin, in alte Einſeitigkeiten zurückzufallen. Die erſten Verſuche von Reinhold und Fichte blie-

ben im Felde des innern Sinnes ſtehen, die ſpätern der naturphiloſophiſchen Schule zogen das Gebiet des äußern Sinnes mit in ihren Kreis. Nachdem Reinhold in ſeiner Theorie des Vorſtellungsvermögens das räthſelhafte Weſen der Vorſtellung als den Grundſtoff, gleichſam das Atom der innern Sinnlichkeit, unter die Verſtandeslupe genommen hatte, trat Fichte in das Carteſianiſche ens cogitans zurück, das ſich im Lichte des neuen Standpunkts natürlich ſogleich in eine cogitatio existens verwandelte, eine reine ſich ſelbſt ſetzende Thätigkeit. Seine Abſicht war, aus ihr als der Grundvorſtellung das Syſtem aller übrigen Vorſtellungen zu conſtruiren. Aber ehe auch dieſe Tendenz rechte Wurzel faſſen konnte, wurde ſie verdrängt von einer neuen, welche darum die ſiegende werden mußte, weil ſie am beſten geeignet war, den neuen Standpunkt auch für ein populäres Bewußtſein unwiderruflich zu befeſtigen, freilich auf die Gefahr ſeiner Verunreinigung hin. Die Naturphiloſophie war der kriegeriſche Bacchantenzug des innern Sinnes. Denn es galt, die Erſcheinungen des äußern Sinnes in die des innern, die Stoffe in Kategorien, die Materialität in den Gedanken aufzulöſen. Die Tendenz war gut und wird als eine ſolche nicht untergehen, konnte aber für eine Centralwiſſenſchaft des innern Sinnes ſelbſt den Blick zunächſt eher verdunkeln als erhellen. Denn die Gewöhnung, mehr nach der Macht als nach dem Weſen des Gedankens zu forſchen, ſich mehr um ſeine Manifeſtationen als um ihn ſelbſt zu bekümmern, und dabei die Auflöſung der Materie in den Gedanken, das große Problem der Zukunft, zum Zweck einer prompten Polemik oder abgeſchloſſenen Compendienweisheit als bereits geſchehen und vollbracht vorauszuſetzen, brachte die Unſitte auf, die Grundfragen zu umgehen, anſtatt ſie zu discutiren, und ſowol in Beziehung auf das Object des innern, als des äußeren Sinnes beſtändig fehl zu treten, ungefähr wie es ſchon die antiken Philoſophen gemacht hatten, die daher auch wieder in Stücken geprieſen wurden, worin ſie es nicht verdienen. Fragteſt du nach dem Geiſt, ſo bekamſt du die Antwort, er ſei die Macht über die Materie. Fragteſt du nach der Materie, ſo bekamſt du die Antwort, ſie ſei der noch unenthüllte Geiſt. Ein Unmaterielles, welches nur aus ſeiner Macht und Wirkſamkeit erkannt werde, nannten die Alten eine Entelechie, aber eine Grundmaterie, welche zugleich Seele ſei, nannten ſie eine ἀρχή, ein στοιχεῖον. Die Pſyche der modern ſpeculativen Methode iſt wieder

Entelechie, die der genetiſchen Stoicheion. Ein höchſt bedenklicher Paſſus.

Das Weſen der neuen Entelechie, der Hegel'ſchen, iſt ebenſo wie das der alten das Denken. Der Geiſt iſt nichts Anderes als Denken, aber ein übergreifendes, mächtiges, weltgeſtaltendes. Als Bewußtſein iſt der Geiſt das ſich von allem Unterſcheiden, Act des Unterſcheidens, als Inhalt des freien reinen Selbſtbewußtſeins in ſeiner Beſtimmtheit iſt er Vernunft. In ſeiner unmittelbaren Einheit mit der Natur und Ungeſchiedenheit von derſelben iſt er Seele oder träumender Geiſt, in ſeinem eigenen Andersſein aber ſelbſt Natur oder entäußerter Geiſt. Dieſes Syſtem iſt daher durch und durch Machtſpruch des aus ſeinem abſtracteſten Selbſtbegriffe heraus die Urmöglichkeiten ſetzenden Denkens. (Roſenkranz, „Pſychologie", S. 4—7.)

Das Stoicheion der genetiſchen Methode iſt ein nicht minder unanſchauliches Princip. Dieſe mit dem Geiſt identiſche Materie wird alldurchdringend gedacht als ein allernährender Lebensſtoff, ein alle Mängel ergänzendes, alle Bedürfniſſe ſtillendes Complement, eine Lebensluft von höherer Natur, in welcher nicht blos die Leiber, ſondern auch Sinne und Gedanken ihre Athemzüge thun. Dieſe Methode iſt trotz allen Anſcheins einer größeren Anſchaulichkeit doch nicht minder ſpeculativ als die vorige, vor der ſie nur den Vortheil der größeren Ungezwungenheit hat. (Schubert's „Geſchichte der Seele", §. 30.)

Wenn dem ſpeculativen Pſychologen keine Thatſache der innern Sinnlichkeit genießbar iſt, ohne ſie erſt durch die Negativität des übergreifenden Denkens zu verſalzen und zu verderben, ſo kann der genetiſche Pſychologe keine Gabel voll innern Sinnes zum Munde führen, ohne ſie erſt in die Sauce des äußern getunkt zu haben. Es iſt Zeit, daß dieſe beiden barbariſchen Gewohnheiten aus dem letzten Feldzuge einer edlern Sitte Platz machen.

Mittlerweile wurden durch Herbart und Beneke die Standpunkte der Monadologie und des Senſualismus erneuert, zwar in erhöhter und veredelter Form, wie es in der von Kant erleuchteten Sphäre nicht anders zu erwarten war, dennoch in einer übergroßen Proclivität zu den frühern Muſtern, denen ſie ſich anſchloſſen. In Beneke iſt wirklich nur die ſchon von Berkeley und Hume vergebens erſtrebte völlige Losreißung des Senſualismus vom Materialismus erfolgt, in Herbart iſt die Leibniziſche Monade gewiſſen Reizen oder

Störungen zugänglich geworden, wodurch ſie ſich der Herrſchaft der ideae materiales entzogen hat, denen ſie bei Wolf als Sklavin dienen mußte.

Herbart hält die Seele für ein einfaches Weſen, ohne Theile oder Vielheit, nicht irgendwo noch irgendwann ſeiend, ſondern Zeit und Raum, ſowie Vorſtellungen, Gefühle und Begierden durch eine Art von Druck und Gegendruck zwiſchen ſich und andern ihres gleichen hervorbringend. Dies Verhältniß beſteht darin, daß in der einfachſten Qualität jedes Weſens Etwas geändert werden würde durch das andere, wenn nicht ein Jedes widerſtände und gegen die Störung ſich ſelbſt in ſeiner Qualität erhielte. Die Selbſterhaltungen der Seele ſind die einfachen Vorſtellungen, deren Verſchiedenheit ſich nach der Verſchiedenheit der Störungen richtet. Der Gegenſatz zwiſchen Seele und Materie bezieht ſich nur auf die Art unſerer Auffaſſung. („Lehrb. zur Pſychologie", 2. Aufl., §. 122—124.)

Nach Beneke iſt die Seele ein immaterielles Weſen, beſtehend aus gewiſſen Syſtemen von Urvermögen, welche gewiſſer Anregungen von außen fähig ſind durch Reize, die von ihnen angeeignet und feſtgehalten werden. Die Vermögen haben beſtimmte Grade von Kräftigkeit, Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit. Soweit Vermögen und Reize einander vollkommen durchdrungen haben oder letztere von den erſtern angeeignet ſind, tritt die Form des Vorſtellens ein; ſoweit die Reize wieder entſchwunden und die Vermögen wieder frei und unerfüllt geworden ſind, entſteht die Form des Begehrens, das Fühlen aber iſt das unmittelbare Bewußtſein von den Verſchiedenheiten in der Bildung der neben- oder nacheinander gegebenen bewußten Entwickelungen. Die qualitative Verſchiedenheit zwiſchen Leib und Seele wird dadurch gewiſſermaßen aufgehoben, daß alle leiblichen Syſteme in ihrer Entwickelung unter Umſtänden bewußt und ſo zu Elementen des pſychiſchen Lebens erhoben werden können. (Lehrb. zur Pſychol. §. 56. 66. 69.)

Wir ſind hiermit auf dem Boden der Gegenwart angelangt.

Vgl. F. A. Carus, Geſchichte der Pſychologie, herausgegeben von F. Hand. Leipzig 1808. (Dritter Band der nachgelaſſenen Werke.) — J. G. E. Maass, Paralipomena ad historiam doctrinae de associatione idearum. Hal. 1787. — M. Hißmann, Geſchichte der Lehre von der Aſſociation der Ideen. Göttingen 1776. — Jos. Priestley, History of the philosophical doctrine concerning the origin

of the soul and the nature of matter, in deſſen: „Disquisitions relating to matter and spirit.“ London 1777. — Bas. Terzi, Storia critica delle opinioni filoſofiche intorno all' anima. Padua 1776—78. — R. Blakey, History of the philosophy of Mind, from the earliest periods to the present time. IV voll. London 1850.

§. 5.
Literatur der Pſychologie.

Anfänge der Wiſſenſchaft. Beſitznahme des Standpunkts vom innern Sinn. Vertiefung der Pſychologie in ihrem eigenen Felde. Ausbreitung derſelben über die Felder des Unbewußten und Unorganiſchen. Phyſiologiſcher Standpunkt. Ethnographiſcher Standpunkt. Aerztlicher und gerichtlicher Standpunkt. Phyſiognomik und Kranioſkopie. Thierpſychologie. Materialienſammlungen.

Anfänge der Wiſſenſchaft.

Aristoteles, De anima libri III, ed. F. A. Trendelenburg. Jenae 1833. Deutſch von Voigt (1794), ſpäter von Weiße. Commentare aus dem Alterthum von Alexander Aphrodiſienſis (Fragment), Simplicius und Joh. Philoponus. Spätere Commentatoren: Fr. a Vico Mercato, Bonaventura Belluti, Thomas von Aquino, Petrus de Alliaco, Lambertus de Monte, Joh. Jandunus, Laurentius Florentinus, Paulus Venetus.

Nemesius, Περὶ φύσεως ἀνθρώπου, ed. Matthaei. Lips. 1802. Tertullianus, De anima. Opp. Wirceb. 1780. Augustinus, De anima et ejus origine. Opp. Paris. 1609. Hugo de Sto. Victore, De anima libri IV. Opp. Rothom. 1648. Albertus Magnus, De natura ac immortalitate animae. Nuremb. 1493. 4. Raymund de Sabunde, Viola animae per modum dialogi. Toleti 1501. 4. Joh. Lud. Vives, De anima et vita lib. III. Basil. 1538. 8. Phil. Melanchthon, Commentarius de anima. Vitebg. 1540. 8.

Rud. Goclenius, ψυχολογία, h. e. de hominis perfectione, anima et imprimis ortu. Marb. 1594. 8. Otto Casmann (Schüler des Berigen), Psychologia anthropologica sive animae humanae doctrina. Hanau 1594. 8. (War zu ihrer Zeit ſehr berühmt.) J. Zabarella, De anima. Frcft. 1607. Caesar Cremoninus, Illustres contemplationes de anima. Thom. Campanella, De sensu rerum et magia. Frcft. 1620. 4. Phil. Bebius (ein Holländer), Schola affectuum. Colon. 1624. G. J. Vossius, De cognitione sui. Amst. 1644. 12. Joh. Sperling, Anthropologia physica. Vitebg. 1647. Ge. Mayer, Homo microcosmus. Frcft. 1670.

E. W. von Tschirnhausen, Medicina mentis 1687. 4. Chr. Tho-

maſius, Verſuch vom Weſen des Geiſtes. Halle 1699. Andr. Rüdiger, Disp. de eo, quod omnes ideae oriantur a sensione. Lips. 1704. Fr. Cämmerer, Unterſuchung von der Seele, ihrer Exiſtenz, Weſen und Eigenſchaften. Leipzig 1714. 4. S. Chr. Hollmann, De stupendo naturae mysterio: anima humana sibi ipsimet ignota. Gryphisw. 1722. Institut. pneumatologiae. Götting. 1741.

Jakob Böhm, Vierzig Fragen von der Seelen Urſtand, Eſſenz, Weſen, Natur und Eigenſchaft beantwortet. Amſterdam 1663. 12. Rabbi Israël, Disputatio cabbalistica de anima. Latine a Jos. de Voysin. Paris. 1635. 8. J. Eggerus, Psychologia rabbinica. Basil. 1719. 4. Ambertkenb, d. i. die Quelle des Lebenswaſſers, ein indiſches Werk über die Natur der Seele, im Auszug von de Guignes, in den Mémoires de l'acad. des inscriptions. T. XLV, p. 565 sq.

Beſitznahme des Standpunktes vom innern Sinn.

In England.

Thom. Hobbes, On the nature of man, 1650. De homine, imprim. de visione et anima, 1655. Elementa philos. de corpore, 1656. Elementa philos. de homine, 1658. Ralph Cudworth, The true intellectual systeme of the universe. Lond. 1678. Henri More, Tractatus de anima ejusque facultatibus. Roterod. 1677.

John Locke, Essay concerning human understanding in 4 books. 1684. (Deutſch von Tennemann. 1795.) Coward, Thoughts concerning human soul, 1702. Shaftesbury, A letter concern. enthusiasm, 1708. Characteristics of men, manners, opinions and times. III voll. 5. Aufl. 1733. Berkeley, Principles of human knowledge, 1710. Fr. Hutcheson, Synopsis metaphysicae, ontologiam et pneumatologiam complectens. Glasg. 1714. Inquiry into the original of our ideas of beauty and virtue, 1720. Essay on the nature and conduct of passions and affections, 1728.

David Hume, Treatise of human nature. III voll. Lond. 1738. Inquiry concerning human understanding. Lond. 1748. (Deutſch von Tennemann. 1793.) Dav Hartley, Observations on man, his frame, his duty and his exspectations, 1749. Rich. Price, Review of the principal questions and difficulties in morals, 1758. Adam Smith, Theory of moral sentiment. Lond. 1759. Henry Home, Elements of criticisme, 1760. (Deutſch von Meinhardt. 1790.)

Thomas Reid, Inquiry into the human mind or the principles of common sense, 1764. On the intellectual powers of man, 1785. On

the active powers of man, 1788. Essays on the powers of the human mind. III voll. 1803. (Neu edirt von Dug. Stewart. 1812. Franzöſiſch von Jouffroy in 6 Bdn. 1829.) Jos. Priestley, An examination of Reid's Inquiry into the human mind, 1774. Dugald Steward (Schüler Reid's), Elements of the philosophy of the human mind. III voll. 4. 1792. Neue Aufl. von Wright. London 1850. (Deutſch von Lange. 1794) Philosophical essays. Neue Aufl. 1816. Thomas Brown (Schüler Steward's), Lectures on the philosophy of human mind. IV voll. 11. Aufl. 1816. 13. Aufl. 1842.

Adam Ferguson, Institutes of moral philosophy, 1769. Essays on the intellectual powers, moral sentiment, happiness and national felicity. Neue Aufl. 1805. J. Bruce, Elements of the science of natural philosophy. Lond. 1786. Adair, A philosophical and medical sketch of the natural history of the human body and mind. Lond. 1787. (Deutſch von Michaelis. 1788.) R. Sims, Essay on the nature and constitution of man. Lond. 1693. (Deutſch. Leipzig 1795.) Darwin, Zoonomia or the laws of the organic life. Lond. 1794. Al. Crichton, An inquiry into the nature and origin of mental derangement, comprehending a concise system of the physiology and pathology of the human mind and history of the passions and their effects. II voll. Lond. 1798. (Deutſch im Auszug. 1798.) Thom. Belsham, Elements of the philosophy of the mind and of moral philosophy. T. Cogan, A philosophical treatise on the passions, 1800.

Thom. Young, Lectures on the intellectual philosophy. Glasg. 1835.

Abercrombie, Inquiries concerning the intellectual powers and the investigation of truth. Edinb. 1830.

Jam. Mill, Analysis of the human mind. II voll. Lond. 1829.

Th. C. Upham, Elements of mental philosophy. II voll. Boston 1831.

G. S. Weaver, Lectures on mental science. New-York 1852.

In Frankreich.

Descartes, De passionibus animae, 1649. Traité de l'homme et de la formation de foetus, 1668. Carteſianer: L. de la Forge, Traité de l'esprit de l'homme. Paris 1666. 4. Cordemoy, Le discernement du corps et de l'ame. Paris 1666. J. B. du Hamel, De mente humana. lib. IV. 1672. G. Lamy, Explication mécanique et physique des fonctions de l'ame sensitive. Paris 1677. 12. De Raei (ein Holländer), De interpretatione, 1692. Spinoza, De origine et natura affectuum, in P. III der Ethik. (Deutſch in Joh. Müller's „Phyſiologie" II, 3. S. 543.)

Michel de Montaigne, Essais livr. III. Bourdeaux 1580. Blaise Pascal, Pensées, 1670. J. de la Bruyère, Charactères de Théophraste avec les charactères ou les moeurs de ce siècle. Paris 1687. Comte de Rochefoucauld, Réflexions ou sentences et maximes morales. Neue Aufl. Paris 1789. (Deutſch von v. Manners. Wien 1841. 4. Ferner von Dürholz. Solothurn 1852.)

Condillac, Essai sur l'origine des connaissances humaines, 1746. (Deutſch von Hißmann. 1780.) Traité des sensations, 1754. (Deutſch von Weißegger.) La Mettrie, Sur l'existence de l'ame, 1747. L'homme machine, 1748. L'homme plante, 1748. Maupertuis (neigte ſich zu Leibniz), Système de la nature, 1751. Essai de philosophie morale, 1749. Godast, La physique de l'ame humaine, 1755. Chr. Bonnet, Essai de psychologie, 1755. (Deutſch von Dohm. 1772.) Essai analytique sur les facultés de l'ame, 1760. (Deutſch von Schütz. 1770.)

Helvetius, De l'esprit, 1758. De l'homme, de ses facultés et de son éducation, 1772. Robinet, De la nature, 1761. Holbach, Système de la nature, 1770. Pierre Fabre, Essai sur les facultés de l'ame, 1785. Ambr. Ganne, L'homme physique et moral, 1791. Rapin, Pensées sur la nature de l'esprit, 1793. N. E. R. de la Bretonne, Le coeur humain dévoilé. Paris 1796. 12.

Destutt de Tracy, Elémens d'idéologie, ou grammaire générale. III voll. 1801—4. Cabanis, Les rapports du physique et du moral de l'homme. II voll. Paris 1802. (Deutſch von Jacob. 1804.) P. Prevost, Essai de philosophie ou étude de l'esprit humain. II voll. Genève 1806. Laromiguière, Leçons de philosophie, ou essai sur les facultés de l'ame. II voll. Paris 1815. Ch. Vict. de Bonstetten, études de l'homme. II voll. Genève 1821. Massias, Rapport de la nature à l'homme, et de l'homme à la nature. V voll. Paris 1821—22. Virey, De la puissance vitale. Paris 1823. Keratry, Inductions morales et physiologiques. Comte de Montlosier, Des mystères de la vie humaine. II voll. Paris 1829. Damiron, Cours de philosophie. tom. I et II. Psychologie. Bruxelles 1834. Quételet, Sur l'homme et le développement de ses facultés. II voll. Paris 1835. (Deutſch von Riecke, mit 7 Kupf. Stuttgart 1838.) Comte de Redern, Sur la nature de l'homme, 1839. Debreyne, Pensées d'un croyant, ou considérations sur le matérialisme, l'ame des bêtes, la phrénologie, le suicide, le duel et le magnétisme animal. 2. ed. Paris 1840. B. de Villemer, Philoſophiſche Gedanken über die Natur des Menſchen, aus dem Franzöſ. von Weldize. Mün-

chen 1841. Leroux, Pneumatologie. Paris 1844. André Soviat, De l'esprit et de l'ame. 2 voll. Paris 1850.

In Italien.

Farnochia, Institutiones psychologicae. Lucca 1792. P. Galuppi di Tropea, Elementi di filosofia. Tom. II. Psicologia. Tom. III. Ideologia. Messina 1821. sq. Melch. Gioja, Ideologia. Tom. II. Milano 1822—23.

In Deutſchland.

Leibniz, Meditationes de cognitione, veritate et ideis, 1684. Nouveaux essais sur l'entendement humain, 1716. Chr. Wolf, Vernünftige Gedanken von den Kräften des menſchl. Verſtandes, 1719. Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele, 1720. Psychologia empirica. 1732. 4. Psychologia rationalis, 1734. 4. Wolfianer: Thümmig, Psychologia in ſeinen „Instit. philos." 1724. Winkler, desgl. 1735. Reuſch, desgl. 1735. Schubert, desgl. 1738. Baumeiſter, desgl. 1738. Baumgarten, desgl. 1739. Bilfinger, De harmonia animae et corporis maxime praestabilita, 1721. Reinbeck, Philoſ. Gedanken über die vernünftige Seele. Berlin 1739. Stiebritz, Erläuterung von Wolf's Vernünftige Gedanken u. ſ. w. 1741. Körber, Worauf es bei Ausmeſſung menſchl. Seelen und aller einfachen Dinge ankommt. 3 Thle. Halle 1745. Baumer, Fundamenta psychologico-logica, 1752. G. Fr. Meier, Lehre von den Gemüthsbewegungen. Halle 1744. Canz, Psychologia in ſeinen meditat. philos. Tub. 1750. 4. Pape, Erörterung der Begriffe vom Verſtande und Willen, 1752. Plahn, Geiſterlehre. Hamburg 1753. Eberhard, Theorie des Denkens und Empfindens, 1776.

J. P. de Crousaz, De mente humana. Groning. 1726. 12. Cruſius, Pneumatologie in ſeinem Entwurfe der nothwendigen Vernunftwahrheiten. Leipzig 1745. von Creuz, Verſuch über die Seele, 2 Thle. 1753. Struv, Anthropol. naturalis sublimior. Jenae 1754. 4. Dalham, Psychologia. Viennae 1756. 4. Hentſch, Verſuch über die Folge der Veränderungen in der menſchlichen Seele. Leipzig 1756. Krüger, Verſuch einer Experimentalſeelenlehre, 1756. J. F. Weiss, De natura animi et potissimum cordis humani, 1761. Schönfeldt, Anweiſung zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt, 1764.

Engel, Verſuch einer Theorie von dem Menſchen uud deſſen Erziehung. Berlin 1753. Mendelsſohn, Briefe über die Empfindungen, 1755. Zimmermann, Ueber die Einſamkeit, 1756. Sulzer, Theorie der an-

genehmen Empfindungen, 1762. Garve, Ueber die Neigungen, 1768. Kochius, Ueber die Neigungen, 1769.

Platner, Anthropologie für Aerzte und Weltweise. Leipzig 1772. Meiners, Abriß der Psychologie, 1773. Hennings, Geschichte von den Seelen der Menschen und Thiere. Halle 1774. Campe, Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menschlichen Seele. Leipzig 1776.

Tetens, Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwickelung. 2 Thle. 1777. Hißmann, Psychologische Versuche, 1777. von Irwing, Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen. 4 Thle. Berlin 1777—85. D. Tiedemann, Untersuchungen über den Menschen. 3 Thle. 1778. Feder, Untersuchungen über den menschlichen Willen. 3 Thle. 1779—86.

Moritz, Beiträge zur Philosophie des Lebens. 2. Aufl. Berlin 1781. Ploucquet, Skizze der Lehre von der menschlichen Natur. Tübingen 1782. Ewald, Ueber das menschliche Herz. 3 Thle. 1784. Wezel, Versuch über die Kenntniß der Menschen. 2 Thle. Leipzig 1784—85. Abel, Einleitung in die Seelenlehre. Stuttgart 1786. Steeb, Ueber den Menschen nach den hauptsächlichen Anlagen in seiner Natur, 1785. Villaume, Abhandlungen über die Kräfte der Seele, 1786.

G. E. Schulze, Psychologie im 1. Bande des Grundrisses der philosophischen Wissenschaft. Wittenberg 1788. Psychische Anthropologie. Göttingen 1816. 3. Aufl. 1826. Mauchart, Phänomene der menschlichen Seele. Stuttgart 1789. Pockels, Beiträge zur Beförderung der Menschenkenntniß. 2 Thle. Berlin 1788—89. Mezger, Medicinisch-philosoph. Anthropologie. 1790. Jakob, Grundriß der Erfahrungsseelenlehre. Halle 1791. 4. Aufl. 1810. Schaumann, Psyche. 2 Thle. Halle 1791. C. Ph. Funke, Praktische Geschichte des Menschen. Königsberg 1795. Hoffbauer, Naturlehre der Seele in Briefen, 1796. Grundriß der Erfahrungsseelenkunde, 1794. Neue Aufl. 1810. Ueberwasser, Anweisung zum Studium der empirischen Psychologie, 1794. Ueber das Begehrungsvermögen, 1800. Meister, Briefe über die Einbildungskraft, 1794. Ith, Versuch einer Anthropologie. 2 Thle. Bern 1794—95. Stöger, Anthropologie. Salzburg 1795. Maaß, Versuch über die Einbildungskraft, 1797; Ueber die Leidenschaften, 1805—7; Ueber die Gefühle, 1811. Abicht, Empirisch-psychologische Wesenlehre, 1799. Pölitz, Populäre Anthropologie, 1800.

Vertiefung der Psychologie in ihrem eigenen Felde.

Kant, Kritik der reinen Vernunft. Riga 1781. Leonh. Reinhold, Versuch einer neuen Theorie des Vorstellungsvermögens. Prag und

Jena 1789. J. G. Fichte, Die Thatſachen des Bewußtſeins, Vorleſungen vom Jahre 1813. Tübingen 1817. 2. Aufl. Göttingen 1835. Kant, Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht. Königsberg 1798. K. Chr. Erh. Schmid, Experimentalſeelenlehre, 1796. Fr. W. D. Snell, Empiriſche Pſychologie. Gießen 1802. 2. Aufl. 1809. Geiſteslehre. Gießen 1828. M. G. A. Flemming (Schüler Reinhold's), Lehrbuch der allgemeinen empiriſchen Pſychologie. Altona 1796. Kaj. von Weiller, Ueber die gegenwärtige und künftige Menſchheit. München 1799. Grundlegung zur Pſychologie, 1817. Bouterwek, Populäre Anthropologie, 1800. Kieſewetter, Abriß der Erfahrungsſeelenlehre, 1806. 2. Aufl. 1814.

Peſtalozzi, Meine Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts. Zürich 1797.

F. A. Carus, Pſychologie, herausgegeben von F. Hand. 2 Thle. Leipzig 1808.

Chr. Weiß, Unterſuchungen über das Weſen und Wirken der menſchlichen Seele. Leipzig 1811.

Herbart, Lehrbuch zur Pſychologie. Königsberg 1816. 3. Aufl. 1834. Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Pſychologie anzuwenden, 1822. De attentionis mensura causisque primariis, 1822. 4. Pſychologie als Wiſſenſchaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphyſik und Mathematik. 2 Thle. Königsberg 1824—25. Pſychologiſche Unterſuchungen. 2 Thle. 4. mit Kupf. Göttingen 1839. Stiedenroth, Pſychologie zur Erklärung der Seelenerſcheinungen. 2 Thle. Berlin 1824. Lehrbuch der Pſychologie. Greifswald 1828. Drobiſch, Empiriſche Pſychologie nach naturwiſſenſchaftlicher Methode. Leipzig 1842. Quaestionum mathematico-psychologicarum fasc. I. Acced. tab. lith. 4. 1837. Erſte Grundlehren der mathematiſchen Pſychologie, mit einer Figurentafel. Leipzig 1850. Th. Waitz, Lehrbuch der Pſychologie als Naturwiſſenſchaft. Braunſchweig 1849. Grundlegung der Pſychologie, nebſt einer Anwendung auf das Seelenleben der Thiere. Hamburg und Gotha 1846. W. Fr. Volkmann, Die Lehre von den Elementen der Pſychologie als Wiſſenſchaft. Prag 1850. Cupr, Grundriß der empiriſchen Pſychologie. Prag 1852. Schilling, Lehrbuch der Pſychologie. Leipzig 1851.

F. Ed. Beneke, Erfahrungsſeelenlehre als Grundlage alles Wiſſens in ihren Hauptzügen dargeſtellt. Berlin 1820. Pſychologiſche Skizzen. 2 Thle. Göttingen 1825—27. Lehrbuch der Pſychologie. Berlin 1833. 2. vermehrte Aufl. 1845. Die neue Pſychologie, erläuternde Aufſätze zur zweiten Auflage meines Lehrbuches der Pſychologie. Berlin 1845.

Pragmatiſche Pſychologie, oder Seelenlehre in der Anwendung auf das Leben. 2 Thle. Berlin 1850. G. Raue, Die neue Seelenlehre Beneke's für Lehrer bearbeitet. 2. Aufl. Bautzen 1850.

Fries, Handbuch der pſychiſchen Anthropologie. 2 Thle. Jena 1820—21. 2 Aufl. 1837—39.

Salat, Lehrbuch der höhern Seelenkunde. München 1820.

Hillebrand, Die Anthropologie als Wiſſenſchaft. 3 Thle. Mainz 1822. Philoſophie des Geiſtes oder Encyklopädie der geſammten Geiſteslehre, 1835. 2 Aufl. 1842.

Heinroth, Die Pſychologie oder Selbſterkenntnißlehre. Leipzig 1827.

Scheidler, Ueber das Studium der Pſychologie. Jena 1827. Handbuch der Pſychologie. Darmſtadt 1833.

Sigwart, Grundzüge der Anthropologie. Tübingen 1827.

C. F. Flemming, Beiträge zur Philoſophie der Seele. 1. Thl.: Die Menſchenſeele. 2. Thl.: Die Thierſeele. Berlin 1830—34.

Biunde, Verſuch einer ſyſtematiſchen Behandlung der empiriſchen Pſychologie. 3 Thle. Trier 1831—33.

Fr. Franke, Philoſophie und Leben, zur Förderung des Studiums der philoſophiſchen Anthropologie. Roſtock 1831. Das ſelbſtändige und reine Leben des Gefühls. Leipzig 1838.

Groos, Die geiſtige Natur der Menſchen, Bruchſtücke zu einer pſychiſchen Anthropologie. Mannheim 1834.

Fr. Fiſcher, Die Naturlehre der Seele. 2 Thle. Baſel 1834—35. Lehrbuch der Pſychologie. Baſel 1838.

J. von Lichtenfels, Grundriß der Pſychologie. Innsbruck 1825. Lehrbuch der Pſychologie. Wien 1834.

E. Reinhold, Lehrbuch der philoſophiſch-propädeutiſchen Pſychologie. Jena 1835.

C. F. Leſſing, Die Lehre vom Menſchen. 2 Thle. 1835.

C. A. von Reichlin-Meldegg, Pſychologie des Menſchen mit Einſchluß der Somatologie. 2 Thle. Heidelberg 1837—38.

Birnbaum, Lehrbuch der Anthropologie. Köln 1842.

Braubach, Pſychologie des Gefühls. Wetzlar 1847.

J. J. Prochazka, Pſychologie, Leitfaden für den Unterricht. 3. Aufl. Wien 1851.

J. Beck, Grundriß der empiriſchen Pſychologie und Logik. 2. Aufl. Stuttgart 1846.

G. Mäurer, Anthropoſophie oder Menſchenweisheit. Frankfurt a. M. 1851.

Ausbreitung der Pſychologie über die Felder des Unbewußten und Unorganiſchen.

Schelling, Von der Weltſeele, eine Hypotheſe der höhern Phyſik zur Erklärung des allgemeinen Organismus. Hamburg 1798. 3. Aufl. 1809.

Hegel, Phänomenologie des Geiſtes. Bamberg und Würzburg 1807. Neue Auflage. Berlin 1835. Mußmann, Lehrbuch der Seelenwiſſenſchaft oder der rationellen und empiriſchen Pſychologie. Berlin 1827. Roſenkranz, Pſychologie oder die Wiſſenſchaft vom ſubjectiven Geiſte. Königsberg 1837. 2. verbeſſerte Auflage. Nebſt Widerlegung Exner's. Ebend. 1843. (Exner, Die Pſychologie der Hegel'ſchen Schule beurtheilt. Leipzig 1842.) Erdmann, Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältniß zueinander, 1837. Grundriß der Pſychologie für Vorleſungen. Leipzig 1840. Pſychologiſche Briefe. Leipzig 1852. Daub, Vorleſungen über die philoſophiſche Anthropologie, 1838. Michelet, Anthropologie und Pſychologie, oder die Wiſſenſchaft des ſubjectiven Geiſtes. Berlin 1840. Peipers, die Anthropologie oder Wiſſenſchaft der Erfahrung. Düſſeldorf 1847. K. Ph. Fiſcher, Grundzüge des Syſtems der Philoſophie. 2. Bd. 1. Abth.: Anthropologie. Erlangen 1850.

Suabediſſen, Ueber die innere Wahrnehmung, 1808. Die Betrachtung des Menſchen. 3. Thle. Kaſſel 1815—18. Grundzüge der Lehre vom Menſchen. Marburg 1828. Vom Begriff der Pſychologie, ihrem Verhältniß zu den verwandten Wiſſenſchaften uud ihrer Erkenntnißweiſe. Marburg 1829.

Gruithuiſen, Anthropologie. München 1810.

Troxler, Blicke in das Weſen des Menſchen. Aarau 1812.

Schelver, Ueber das Geheimniß des Lebens, 1814. Von den ſieben Formen des Lebens. Frankfurt a. M. 1817.

G. H. Schubert, Ahnungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens. 3 Thle. Leipzig 1806—20. Symbolik des Traums. Bamberg 1814. 2. Aufl. 1821. Die Geſchichte der Seele. 2 Thle. Stuttgart und Tübingen 1830. 4. Aufl. 1850. Lehrbuch der Menſchen- und Seelenkunde. Erlangen 1838. 2. Aufl. 1842.

Eſchenmayer, Pſychologie in drei Theilen, als empiriſche, reine und angewandte. Stuttgart und Tübingen 1816. 2. Aufl. 1822.

v. Berger, Grundzüge der Wiſſenſchaft der Natur und des Menſchen. Altona 1817. Grundzüge der Anthropologie und Pſychologie. Altona 1824.

v. Buquoi, Skizzen zu einem Geſetzbuch und einer Charakteriſtik der Natur. 4. Mit Kupf. Leipzig 1817. Ideelle Verherrlichung des empiriſch erfaßten Naturlebens. 2 Thle. Leipzig 1822. 8.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorſtellung. Leipzig 1819. 2. Aufl. 2 Thle. Ebend. 1844. Vom Willen in der Natur. Frankfurt a. M. 1833. Parerga und Paralipomena. 2 Bde. Berlin 1851.

Cretzschmar, De prima et secunda animi humani natura, sive de primariis et secundariis viribus. Lips. 1821. 4. Beiträge zu der Lehre von dem Leben. Thl. I. Das materielle Leben. Thl. II. Die Entſtehungslehre. Frankfurt a. M. 1840—43.

Steffens, Anthropologie. 2 Thle. Breslau 1822.

Ennemoſer, Hiſtoriſch-pſychologiſche Unterſuchungen über den Urſprung und das Weſen der menſchlichen Seele und über die Beſeelung des Kindes. Bonn 1824. Ueber die Wechſelwirkung des Leibes und der Seele. Bonn 1825. Der Geiſt des Menſchen in der Natur, oder die Pſychologie in Uebereinſtimmung mit der Naturkunde. Stuttgart und Tübingen 1849.

Krauſe, Von der Selbſchauung des Ich, in den neun erſten Abſchnitten der Vorleſungen über die Grundwahrheiten der Wiſſenſchaft. Göttingen 1829. Ahrens, Cours de Psychologie, fait à Paris. II. Voll. Paris et Leipzig 1836—38. Lindemann, Die Lehre vom Menſchen. 2 Thle. Zürich 1844.

C. G. Carus, Vorleſungen über Pſychologie. Leipzig 1831. Pſyche, zur Entwickelungsgeſchichte der Seele. Pforzheim 1846. 2. Aufl. 1851.

Ritgen, Die höchſten Angelegenheiten der Seele, nach dem Geſetz des Fortſchritts betrachtet. Darmſtadt 1835.

K. Snell, Philoſophiſche Betrachtungen der Natur. Dresden 1839.

Vorländer, Grundlinien einer organiſchen Wiſſenſchaft der menſchlichen Seele. Berlin 1841.

Burdach, Blicke ins Leben (enthaltend eine comparative Pſychologie). 3 Thle. Leipzig 1842—44.

Ph. Volkmuth, Wiſſenſchaft der empiriſchen Pſychologie in genetiſcher Entwickelung. Trier 1846.

H. Vogel, Die Philoſophie des Lebens der Natur. Braunſchweig 1846.

Maxim. Jacobi, Naturleben und Geiſtesleben. Der Sinnenorganismus in ſeinen Beziehungen zur Weltſtellung des Menſchen. Leipzig 1851.

Vom phyſiologiſchen Standpunkt.

Aristoteles, De sensu et sensibili. De iis, quae sub auditum cadunt. De coloribus. De somno et vigilia. De insomniis. De respiratione.

De communi animalium motione. De longitudine et brevitate vitae. De juventute et senectute. Edit. Beckeri. Berol. 1831 sq.

Sömmering, Ueber das Organ der Seele. Mit Kupf. Königsberg 1796. 4.

Oken, Abriß des Syſtems der Biologie. Göttingen 1805.

Gall et Spurzheim, Anat. et physiol. du système nerveux. Paris 1810.

Burdach, Vom Baue und Leben des Gehirns. 3 Thle. Mit Kupf. Leipzig 1819—26. Anthropologie für das gebildete Publicum. Mit Kupf. Stuttgart 1837.

Hartmann, Der Geiſt des Menſchen in ſeinen Verhältniſſen zum phyſiſchen Leben. Wien 1820. 2. Aufl. 1832.

v. Bähr, Vorleſungen über Anthropologie. Mit Kupf. 1824.

Flourens, Recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du système nerveux dans les animaux vertébrés. Paris 1824 Ed. 2. 1842. Deutſch von G. W. Becker.

Bird, Seelenleben in ſeinen Beziehungen zum Körperleben. Berlin 1837.

C. G. Carus, Syſtem der Phyſiologie. 3 Thle. 1838—40. Verſuch einer Darſtellung des Nervenſyſtems, insbeſondere des Gehirns. Leipzig 1814.

Jeſſen, Beiträge zur Kenntniß des pſychiſchen Lebens, 1831, und Fortſetzungen.

Klencke, Syſtem der organiſchen Pſychologie, Entwurf einer wiſſenſchaftlichen Symbolik der Organe. Leipzig 1842.

Spieß, Phyſiologie des Nervenſyſtems. Braunſchweig 1844.

D. Domrich, Die pſychiſchen Zuſtände, ihre organiſche Vermittelung und ihre Wirkung in Erzeugung körperlicher Krankheiten. Jena 1849.

R. H. Lotze, Mediciniſche Pſychologie oder Phyſiologie der Seele. Leipzig 1852.

F. W. Hagen, in R. Wagner's Handwörterbuch der Phyſiologie. 2. Bd. S. 762, Artikel: Pſychologie und Pſychiatrie.

Vom ethnographiſchen Standpunkt.

Blumenbach, De generis humani varietate nativa. Gottingae 1795. Kant, Von den verſchiedenen Racen der Menſchen, 1775. Beſtimmung des Begriffs einer Menſchenrace, 1795. Girtanner, Ueber das Kantiſche Princip für die Naturgeſchichte. Göttingen 1796. La physique de l'histoire, ou considérations générales sur les principes élémentaires du tempérament et du charactère naturel des peuples. Amst. 1765. Meiners, Unterſuchungen über die Verſchiedenheit der Menſchennaturen. Tübingen 1815.

Klencke, Grundriß der Anthropologie, leitende Ideen zu einer phyſiologiſchen Geſch. des Menſchheitslebens. Leipzig 1841.

Prichard, The natural history of man; comprising inquiries into the modifying influence of physical and moral agencies on the different tribes of the human family. With engravings. London 1826. 3. Edit. 1836—47. 5 Bde. Deutſch von Wagner und Will. 4 Bde., Leipzig 1840—48.

Comte de Lacépède, Histoire naturelle de l'homme. Paris 1827. Les âges de la nature et histoire de l'espèce humaine. Paris 1830.

L. Rougemont, Naturgeſchichte des Menſchengeſchlechts, aus dem Franz. von Hugendubel. 2 Bde., Bern.

Erſter Verſuch einer Begründung der allgem. Ethnologie durch die Anthropologie u. ſ. w. I. Thl. Anthropognoſie. Marburg 1851.

Ch. V. de Bonstetten, L'homme du midi et l'homme du nord, ou l'influence du climat. Genève et Paris 1824.

Bory St.-Vincent, Essai zoologique sur le genre humain. 3. édit., Paris 1836. 2 Voll.

Weber, Die Lehre von den Ur- und Racenformen der Schädel und Becken des Menſchen. Düſſeldorf 1830.

Seiler, Naturlehre des Menſchen mit Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie. Dresden 1826. Mit Kupf.

Choulant, Anthropologie oder Lehre von der Natur des Menſchen. Dresden 1828.

Desmoulins, Histoire naturelle des races humaines du Nord-Est, de l'Asie boréale et orientale, et de l'Afrique australe. Paris 1826.

Edward, Des caractères physiologiques des races humaines considérées dans leurs rapports avec l'histoire. Paris 1829.

Berghaus, Die Völker des Erdballs. 2 Bde., Brüſſel und Leipzig 1845—47.

L. Schmidt, Anthropologiſche Briefe. Mit Abbild. Deſſau 1852.

Vom ärztlichen und gerichtlichen Standpunkt.

Ideler, Anthropologie für Aerzte. Berlin 1835.

L. Feuchtersleben, Aerztliche Seelenkunde. Wien 1845.

Schaumann, Ideen zu einer Criminalpſychologie. 1792.

Hoffbauer, Pſychologie in Anwendung auf Rechtspflege. Halle 1808. Neue Aufl. 1823.

Friedreich, ſyſtematiſches Handbuch der gerichtlichen Pſychologie. Leipzig

1835. 2. Aufl., Regensburg 1842. Syſtematiſche Literatur der ärztlichen und gerichtlichen Pſychologie. Berlin 1833.

Feuerbach, Actenmäßige Darſtellung merkwürdiger Verbrechen. 2 Thle., 1825.

Hitzig und Häring, Der neue Pitaval, eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Leipzig 1842 ff.

Phyſiognomik und Kranioſkopie.

Aristoteles, Physiognomica. Lavater, Beiträge zur Phyſiognomik 1775. Vermiſchte Regeln zur Selbſt- und Menſchenkenntniß. Zürich 1787. 1. Phyſiognomik, verkürzt. Berlin 1834. — Plaſtik. Einige Wahrnehmungen über Form und Geſtalt aus Pygmalion's bildendem Traum. Riga 1778. Sihler, Die Symbolik des Antlitzes. Berlin 1829.

Gall, Des dispositions innées de l'ame et de l'esprit. Paris 1812. Organologie. 6 voll. Neue Aufl., Paris 1823—25. Vollſtändige Geiſteskunde, freie Ueberſetzung von Gall's Organologie. 2. Aufl. Nürnberg 1833. Spurzheim, Observations sur la phrénologie, avec figures. Paris 1818. Combe, Das Weſen des Menſchen und ſein Verhältniß zur Außenwelt. Deutſch von Hirſchfeld. Bremen 1838. v. Struve, Handbuch der Phrenologie. Leipzig 1845. C. G. Carus, Grundzüge einer wiſſenſchaftlich begründeten Kranioſkopie, 1841. Atlas der Kranioſkopie. 1. Heft mit 10 Taf. Leipzig 1843. Noël's Grundzüge der Phrenologie. Dresden 1842. 2. Aufl., 1847. Schaller, Die Phrenologie in ihren Grundzügen u. ſ. w. Mit 4 Abbild. Leipzig 1851.

Thierpſychologie.

Aristoteles, De historia animalium. De partibus animalium. De generatione animalium. De animalium incessu. Plinius secundus, Historia natural. ed. Sillig. Lips. 1831—36. Deutſch von Groſſ. 4 Thle. Frankfurt 1781. Aelianus, Περὶ ζώων ἰδιότητος. Deutſch von Jacobs. Stuttgart 1839.

Rorarius, Libri II de brutis animalibus, quod ratione melius utantur homine. Paris 1648. Neue Aufl. von Ribovius 1728.

Buffon, Histoire naturelle XXXVI Voll. 1749—88.

G. F. Meier, Verſ. eines neuen Lehrgeb. von den Seelen der Thiere. Halle 1756.

H. S. Reimarus, Von den Kunſttrieben der Thiere, 1760.

Bonnet, Betrachtungen über die Natur. Deutsch von Titius. 2 Thle., 4. Aufl., Leipzig 1783.

Hennings, Von den Ahnungen der Thiere. Leipzig 1783.

Ch. G. Leroy, Lettres philosophiques sur l'intelligence et la perfectibilité des animaux. Paris 1802.

Thierseelenkunde, oder 136 merkwürdige Anekdoten von Thieren. 2 Thle., Berlin 1804—5.

Orphal, Sind die Thiere blos sinnliche Geschöpfe? Leipzig 1811.

Scheitlin, Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. 2 Thle., Stuttgart und Tübingen 1840.

Reichenbach, Blicke in das Leben der Thierwelt. Dresden und Leipzig 1843.

Flourens, De l'instinct et de l'intelligence des animaux, resumé des observations de Frédéric Cuvier. Paris 1845. 2. Aufl..

E. W. Posner, Das Seelenleben der Thiere, mit Berücksichtigung der Menschenseele und des Menschengeistes. Görlitz 1851.

Materialiensammlungen für Psychologie.

Hißmann, Magazin für die Philosophie und ihre Geschichte. 6 Bde., 1778 ff. Moritz, Magazin zur Erfahrungsseelenkunde. 10 Bde., Berlin 1783—92. Abel, Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben. 3 Bde., Frankfurt 1784—90. Pockels, Fragmente zur Kenntniß und Belehrung des menschl. Herzes. 3 Bde., Hannover 1788—94. Denkwürdigkeiten zur Bereicherung der Menschenkunde überhaupt und der Erfahrungsseelenkunde insbesondere. Hamburg 1798. Mauchart, Allgemeines Repertorium für empirische Psychologie. 6 Bde., Nürnberg und Tübingen 1792—1801. Mauchart und Tschirner, Neues allgem. Repertorium für empir. Psychologie. 2 Bde., Leipzig 1802—3. 2. Aufl., 1812. K. Chr. Erh. Schmid, Psychol. Magazin. 4 Bde., 1796—1804. Anthropolog. Journal. 4 Bde., Jena 1805. Mich. Wagner, Beiträge zur philosophischen Anthropologie. Wien 1794—96.

Schubert, Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde. 4 Thle., 1816—38. 2. Aufl., 1837—41.

Nasse, Zeitschrift für psychische Aerzte. 5 Bde., Leipzig 1818—22. Zeitschrift für Anthropologie. 8 Bde., 1823—26.

Friedreich, Magazin für die philos. med. und gerichtl. Seelenkunde. 8 Hefte, 1829—33. Archiv für Psychologie, 1834. Blätter für gerichtliche Anthropologie, für Aerzte und Juristen. Ansbach 1850 ff.

Damerow, Flemming und Roller, Allgem. Zeitſchrift für Pſychiatrie und pſychiſch-gerichtliche Medicin. Berlin 1844 ff.

E. Beneke, Archiv für die pragmatiſche Pſychologie oder die Seelenlehre in Anwendung auf das Leben. Berlin 1851 ff.

Vergl. Grässe, Bibliotheca psychologica oder Verzeichniß der wichtigſten über das Weſen der Menſchen- und Thierſeelen und die Unſterblichkeitslehre handelnden Schriftſteller, in alphabet. Ordnung. Leipzig 1844.

Erstes Capitel.

Vom Bewußtſein.

---

§. 6.

Unterſcheidung des Bewußtſeins vom Sinn.

Phänomen der Wahrnehmung und der Erinnerung. Das Bewußtſein als eine Form am Vorſtellungsinhalt. Zwiefache Bedeutung des Wortes Sinn. Fünffache Bedeutung des Wortes Bewußtſein. Die Form der Bewußtheit iſt vom Vorſtellungsinhalt abtrennbar.

Was in beiden Sinnen, im äußern ſowol als im innern, mit einem mal in dem gerade gegenwärtigen Zeitmomente der Beobachtung unterliegt, davon ſagen wir, es ſei im Bewußtſein oder es ſei uns bewußt. Eine beobachtete Vorſtellung nennen wir Wahrnehmung. Wären ſämmtliche Vorſtellungen bewußte, ſo gäbe es in beiden Sinnen nichts als Wahrnehmungen. Vorſtellung und Bewußtſein, Sinn und Beobachtung würden als unzertrennlich erſcheinen, und man könnte, wollte man nicht Vorſtellen, Bewußtſein, Beobachten und Wahrnehmen geradezu für eins ſetzen, höchſtens nachforſchen, welcher von dieſen Ausdrücken für das Subſtantielle der Sache der paſſendere wäre.

So verhält es ſich aber nicht. Das Phänomen der Erinnerung, wonach bewußte Vorſtellungen die Fähigkeit haben, völlig zu erlöſchen und ſich in zukünftigen Zeitmomenten wieder im Beobachtungsfelde zu zeigen, widerſpricht. Denn da man unmöglich annehmen kann, daß eine ſolche Vorſtellung ins reine Nichts übergehe und aus dem-

ſelben wieder in ihrer frühern Geſtalt ſich erneuere, ſo muß hier, ſoweit als die Gleichheit der frühern Vorſtellung mit der ſpätern reicht, irgend ein gleichbleibendes Etwas als Subſtrat angenommen werden, von deſſen Inhalt wir eben hierdurch auch genau unterrichtet ſind. Sein Inhalt muß nämlich alles dasjenige begreifen, was ſich aus der ſcheinbaren Annihilation wieder völlig ſo erneuert, als es zuvor geweſen iſt, dieſes aber iſt das ganze Syſtem von Merkmalen, durch welches die Vorſtellung als dieſelbe wiedergekehrte anerkannt und von allen andern Vorſtellungen unterſchieden wird, es iſt mit andern Worten nichts Geringeres als der ganze volle Inhalt der Vorſtellung.

Folglich haben wir in jeder Wahrnehmung, d. h. in jeder bewußten Vorſtellung, ſofern ſie erinnerbar iſt, das Prädicat des Bewußtſeins oder der Wahrgenommenheit als eine Form, wodurch der Inhalt der Vorſtellung in die Erſcheinung tritt, zu unterſcheiden von dem Inhalte der Vorſtellung ſelbſt.

Hieraus fließen ſogleich drei Folgeſätze:

1) Das Subſtantielle oder Weſentliche einer erinnerbaren Vorſtellung beſteht in ihrem Inhalte, den ſie hat, und nicht in ihrer Form, eine Modification des Bewußtſeins darzuſtellen. (Denn der Begriff der Subſtanz wird vermöge der Kategorie der Dauer gebildet.)

2) Der Inhalt einer jeden erinnerbaren Vorſtellung iſt als ſolcher und allein ſchlechthin unwahrnehmbar, weil eben Wahrnehmung im Zuſammentritt dieſes Inhalts mit einer Formbeſtimmung beſteht, welcher er zu ſeiner bloßen Exiſtenz nicht bedarf.

3) Jedes Merkmal in einer erinnerbaren Wahrnehmung (bewußten Vorſtellung) beſteht aus einem Merkmal des wirklichen Inhalts dieſer Vorſtellung, verbunden mit derjenigen uns noch unbekannten Modification, die daſſelbe erleidet durch ſein Verbundenwerden mit der Form der Bewußtheit.

Man kann nun dem Worte Sinn (äußerer und innerer Sinn) eine zwiefache Bedeutung beilegen, eine ideelle oder eine reelle.

Nach der ideellen verſteht man darunter das Feld äußerer und innerer Beobachtung, den Umkreis aller der Vorſtellungen, welche in dem gegenwärtigen Zeitmoment ſich als bewußte präſentiren. In dieſer ideellen Bedeutung wird Sinn mit Bewußtſein zuſammenfallen.

Denn es wird daſſelbe ſein, ob ich ſage, es ſei Etwas im Sinn, oder es ſei Etwas im Bewußtſein. Beides wird bedeuten, daß Etwas im Umkreiſe desjenigen Vorſtellungsinhalts liege, welcher im gegenwärtigen Augenblicke, durch die Form der Bewußtheit modificirt, vorhanden iſt.

Nach der reellen Bedeutung verſteht man unter Sinn den Vorſtellungsinhalt ſelbſt, welcher in dem Umkreiſe des Bewußtſeins zur Erſcheinung kommt. Da es die Exiſtenz des erinnerbaren Vorſtellungsinhalts nicht anficht, ob derſelbe erſcheine oder nicht, ſo iſt dann auch der Inhalt des Sinns nicht mehr an die bloße Form der Bewußtheit gebunden, ſondern Sinn und Bewußtſein verhalten ſich ſo, daß zwar Alles, was Inhalt des Bewußtſeins iſt, eben damit auch zugleich Inhalt des Sinnes iſt, aber nicht umgekehrt. Mit andern Worten, Sinn in reeller Bedeutung genommen, begreift in ſich alles Wahrnehmbare, alles Vorſtellbare.

Die reelle Bedeutung des Wortes Sinn ſchließt die ideelle mit ein, nicht umgekehrt. Zwar iſt die ideelle Bedeutung des Wortes im Sprachgebrauch des Lebens die vorherrſchende, doch kommt auch oft genug die reelle hier zum Vorſchein, z. B. wenn ich im gewöhnlichen Sprachgebrauch den ganzen Umfang des äußern Sinnes die Sinnlichkeit nenne, wo ich nicht blos die bewußten, ſondern auch die unbewußten Triebe meines phyſiologiſchen Lebens, überhaupt meine ganze leibliche Exiſtenz darunter verſtehe. So bezeichnet uns auch die Sinnenwelt den ganzen Vorſtellungsinhalt, welcher in die Wahrnehmungsſphäre des äußern Sinnes fallen kann, nicht nothwendig ſchon gefallen iſt. Ein Sinnorgan iſt ein Organ zur Aufnahme eines ſolchen Vorſtellungsinhalts, welcher, ſobald er aufgenommen worden iſt, ſich einem größern oder geringern Theile nach in einen Inhalt des Sinnes in ideeller Bedeutung verwandelt. Auch wenn wir ſagen, daß, was dem einen nur mit angeſtrengter Ueberlegung möglich wird, ein andrer zuweilen unbewußterweiſe, von einem angeborenen Sinn geleitet, blindlings erreicht, und ſo alſo das Wort mit Takt und Inſtinct ſynonym anwenden, überſpringt unſere Rede die ideelle und engere Bedeutung des Worts.

Es muß deshalb im Intereſſe der Wiſſenſchaft ſein, das Wort Sinn ſtets in ſeiner reellen Bedeutung zu gebrauchen, da ihr der Sprachgebrauch des Lebens dieſes nicht verwehrt, da ihr ſonſt

für dieſen höchſt wichtigen Begriff ein andrer Ausdruck ganz mangeln würde, indem es keinen andern gibt, da der Ausdruck des Sinnes in ideeller Bedeutung ein ganz entbehrlicher und unnützer iſt, indem das Wort Bewußtſein ganz und gar daſſelbe ſagt, und da endlich die reelle Bedeutung dieſes Worts ſeine ideelle ohnehin mit einſchließt.

Das Wort Sinn bedeute daher alles Vorſtellbare, allen Vorſtellungsinhalt überhaupt, erſcheine nun derſelbe oder nicht. So iſt mein Sinn der zu mir gehörige Vorſtellungsinhalt, das zu mir gehörige Vorſtellbare überhaupt, erſcheine nun daſſelbe oder nicht.

Es iſt eine Regel bei den erinnerbaren Vorſtellungen, daß ſie bei ihrer Wiederkunft nach ſcheinbarer Annihilation nicht den vollen Grad weder der Vollſtändigkeit, noch der Lebendigkeit zeigen, den ſie vor dieſer beſaßen. Die erinnerten Vorſtellungen treten gegen die primitiven Vorſtellungen in unſerm Bewußtſein als die in weitem ſchwächern und unbeſtimmtern zurück, und bilden gegen den lebhaften und ſcharfbeſtimmten Vordergrund der Primitivvorſtellungen einen mattern, unbeſtimmtern und gleichſam ſchwimmenden Hintergrund von Erinnerungsbildern.

Nun aber gibt es unter den primitiven Vorſtellungen zwei, welche nicht mit in die Zahl der erinnerbaren Vorſtellungen eingeordnet werden dürfen. Die erſte iſt das Bewußtſein ſelbſt als die primitive Vorſtellung des Erſcheinens der Vorſtellungen. Inſofern nämlich Vorſtellung alles genannt wird, was unter der Form des Bewußtſeins als Theil des Sinnes erſcheinen kann, iſt auch die unter ihrer eigenen Form erſcheinende Form des Bewußtſeins ſelbſt als ein Ingrediens des Sinnes eine Vorſtellung zu nennen. Aber ſie iſt keine erinnerbare Vorſtellung, d. h. kein von der Form des bewußten Erſcheinens trennbarer Vorſtellungsinhalt, weil ſie eben die Form des bewußten Erſcheinens der Vorſtellungen ſelbſt iſt. Als ſolche iſt ſie ſich immer ſelbſt gegenwärtig, ſolange der bewußte oder wache Zuſtand dauert, oder ſie wird während der Dauer des wachen Zuſtandes continuirlich in jedem Augenblicke der Zeit als dieſelbe primitive Erſcheinungsform der Vorſtellungen geſetzt, wobei es indeſſen verſchiedene Grade der Stärke gibt.

Die zweite Vorſtellung, welche nicht in die Zahl der erinnerbaren eingereiht werden kann, iſt die, welche ich meine Perſon oder mein Selbſt nenne. Dieſe iſt eine höchſt zuſammengeſetzte und hat

das Eigenthümliche, daß zwar jeder ihrer Theile, einzeln genommen, erinnerbar iſt, aber das Ganze dieſer Vorſtellung dem wachen Bewußtſein, ſo lange daſſelbe vorhanden iſt, continuirlich hinzugedacht wird.

Die Vorſtellung des Bewußtſeins und die Vorſtellung, welche mein Selbſt heißt, fallen alſo aus einem entgegengeſetzten Grunde nicht unter die erinnerbaren, jene weil ſie mehr iſt als erinnerbar, dieſe weil ſie weniger iſt als dies. Denn jene iſt als Bewußtſein ſich ſelbſt immer gegenwärtig, braucht alſo nicht erſt erinnert zu werden; was aber von dieſer erinnert wird, ſind immer nur Theile, welche ſchwinden und wieder durch ähnliche erſetzt werden. Das Ganze dieſer Theile, welches mein Selbſt heißt, iſt daher niemals ſimultan, ſondern nur in einer ſucceſſiven Zeitfolge ſeiner Phänomene zu faſſen und wird alſo als ein in jedem Augenblicke wirklich und völlig exiſtirendes nicht bewußt empfunden, ſondern nur vorausgeſetzt. Erinnerung aber bezieht ſich nur auf ein bewußt Empfundenes, nicht auf eine blos vorausgeſetzte Baſis, die den bewußten Empfindungen gleichſam als Gerüſte hinzugedacht wird.

Das Bewußtſein iſt der Sinn in ideeller Bedeutung oder derjenige Theil des Sinnes, welcher in wahrnehmender Wirkſamkeit iſt. Da bei dieſem Gegenſtande der Unterſuchung ſich, was anfangs einfach ſcheint, durch näheres Aufmerken ſogleich in Unterſchiede löſt, für welche es in der Sprache an nähern Bezeichnungen fehlt, ſo wird es am beſten ſein, das Wort Bewußtſein dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß für ſämmtliche Phänomene des gegenwärtigen Kreiſes der Betrachtung als allgemeinen Namen gelten zu laſſen, aber dabei im Gebrauche dieſes Worts die verſchiedenen Bedeutungen deſſelben ſorgfältig zu unterſcheiden.

Bewußtſein bezeichnet dann 1) die Vorſtellungen des wahrnehmenden Sinnes ſelbſt; 2) den Umkreis oder Horizont dieſer Vorſtellungen, aus welchem immer alte entſchwinden, in welchen immer neue eintreten; 3) die Eigenſchaft der Vorſtellungen, ſich im Zuſtande der Wahrnehmung zu befinden; 4) diejenige Modification, welche ein Vorſtellungsinhalt erleidet, dadurch, daß er ſich im Zuſtande der Wahrnehmung befindet; 5) den Zuſtand des Wahrnehmens, aufgefaßt in ſich ſelbſt als eine zu dem an ſich unbewußten Vorſtellungsinhalt hinzukommende unbekannte Größe.

Die letzte Bedeutung iſt offenbar die wichtigſte, weil aus ihr ſich die Frage nach der Subſtanz des Bewußtſeins erhebt im Gegenſatz gegen die Subſtanz der erinnerbaren Vorſtellungen, die Frage, ob das Bewußtſein ſelbſt etwas Subſtantielles, oder lediglich ein Accidens an den Vorſtellungen ſei.

Auf dieſe Frage geben die verſchiedenen Pſychologien die verſchiedenartigſten Antworten, und zwar leider gewöhnlich nach bloßem Belieben und Gutdünken, oder nach Vorausſetzungen, die nicht in der Sache ſelbſt gegründet ſind. Wenn z. B. G. E. Schulze ſchlechtweg und ohne allen Beweis behauptet (in der „Pſychiſchen Anthropologie" 3. Aufl., §. 18), das Ich ſei ſich ſeiner bewußt als eines einzigen Dinges ohne alle Theile oder eines Singularis, ferner als eines für ſich Beſtehenden oder Subſtantialen, ſo behauptet dagegen Beneke ebenſchlechtweg und ohne weitere Unterſuchung (in dem „Lehrbuch der Pſychologie", 1. Aufl., §. 77), das Bewußtſein ſei nichts Anderes als Stärke des pſychiſchen Seins, d. h. es ſei gar nichts weiter als eine quantitative Eigenſchaft an den Vorſtellungen, und Herbart beginnt ſeine Theorie des Bewußtſeins auf nicht minder befangene Weiſe mit ähnlichen Sätzen, welche nicht auf dem Boden der pſychologiſchen Beobachtung gewonnen, ſondern von dem einer ſpeculativen Metaphyſik entlehnt ſind.

Wenn ein Ding eine neue Eigenſchaft zeigt, welche es früher nicht kund gab, ſo hat es entweder die neue Eigenſchaft zu ſeinen frühern Eigenſchaften hinzubekommen, oder es hat dieſelbe in ſeinem frühern Zuſtande ebenfalls ſchon gehabt, aber nur nicht gezeigt. Letzteres iſt die Anſicht Beneke's und Herbart's vom bewußten Zuſtande der Vorſtellungen, wonach derſelbe, gegen den unbewußten gehalten, in nichts als einem Gradunterſchiede ihrer Stärke beſtehen ſoll.

Iſt das letztere der Fall, iſt nach Beneke's Ausdruck Bewußtſein nichts als die „Stärke des pſychiſchen Seins", ſo hat alles pſychiſche Sein, d. h. alles Vorſtellen, in ſich einen gewiſſen Grad von Bewußtſein, und es gibt ſchlechterdings keinen Vorſtellungsinhalt, welcher ohne Bewußtſein fortexiſtirte, während eine Vorſtellung als Phänomen meines Bewußtſeins annihilirt war, welche ſpäter auf Veranlaſſung wieder auftauchte. Nach Beneke gibt es alſo bewußten Vorſtellungsinhalt, deſſen wir uns nicht bewußt ſind. Iſt dies ein Widerſpruch, oder hat die Sache noch eine Seite, nach welcher ſie ſich den-

ſen läßt? Auf jeden Fall hat Beneke darin eine Oberflächlichkeit begangen, daß er dieſen überaus ſchwierigen Punkt gar nicht weiter erörtert.

Herbart hat dieſen Punkt genauer beſprochen. Er macht die Bemerkung (in ſeiner „Pſychologie als Wiſſenſchaft", Th. 1, S. 55), daß „zwei beinahe gleichklingende Ausdrücke einen ganz verſchiedenen Sinn in ſich ſchließen: ins Bewußtſein kommen, und, den Gegenſtand ausmachen, deſſen man ſich bewußt wird." Er erläutert dieſes durch das von Leibniz im Anfange der „Nouveaux essais" gegebene berühmte Beiſpiel vom Geräuſch des Meeres. „Das Geräuſch des Meeres (ebendaſ. S. 54) entſteht aus dem Geräuſch jeder Welle; die einzelne Welle würde keine bemerkbare Vorſtellung darbieten; gleichwol muß aus der Summe aller einzelnen kleinen Vorſtellungen das geſammte Geräuſch entſpringen, welches zu vernehmen wir uns bewußt ſind. Die genannten kleinen Vorſtellungen (ebendaſ. S. 55) kommen ohne Zweifel ins Bewußtſein; gleichwol werden wir uns ihrer nicht bewußt, wir können es uns nicht ſagen, daß ſie ins Bewußtſein gekommen ſeien." Hier liegt es hell am Tage, woran das Misverſtändniß liegt, und wie Herbart hineingerieth. Herbart verſteht an dieſer Stelle ganz offenbar unter „ins Bewußtſein kommen" daſſelbe, was wir dem feſtgeſetzten Sprachgebrauch nach nur nennen dürfen „in den Sinn kommen". Thäte er dies nicht, ſo könnte er unmöglich das Insbewußtſeinkommen jener kleinen Vorſtellungen eine unzweifelhafte Thatſache nennen. Dieſer Umſtand, ſo wie auch der fernere Zuſammenhang der ganzen Stelle zeigen, daß er ſich gewöhnt hatte, unter Bewußtſein im weitern Sinne den Sinn in realer Bedeutung, unter Bewußtſein im engern Sinne den Sinn in idealer Bedeutung oder dasjenige zu verſtehen, für welches auch wir das Wort gebrauchen. Und nun täuſcht ihn lediglich der Gleichklang des Wortes, ſich einzubilden, daß es entweder (ebendaſ. S. 55) „von der Stärke, oder von der Neuheit, überhaupt von den Umſtänden, unter denen eine Vorſtellungsreihe auf eine andre Einfluß hat", abhänge, daß das Bewußtſein im weitern Sinne (der unbewußte Sinn) zum Bewußtſein im engern Sinne (zum bewußten Sinne) werde. Aber das Wahrnehmen einer Vorſtellung iſt etwas weſentlich Andres als die Stärke, welche ſie hat im unbewußten Zuſtande, auch etwas Andres als die Neuheit oder irgend eine andre Eigenſchaft, welche ihr im unbewußten Zuſtande

zuertheilt wird. Bewußter und unbewußter Zuſtand werden dadurch noch nicht zu bloßen Gradunterſchieden, daß man zur Bezeichnung beider daſſelbe Wort der geduldigen Sprache misbraucht. Denn ein Misbrauch des Wortes Bewußtſein iſt es immer, wenn Jemand behauptet, „die obigen kleinen Vorſtellungen kämen ohne Zweifel im Bewußtſein", eine Phraſe, welcher, das Wort in der gewöhnlichen Bedeutung genommen, Jedermann widerſprechen wird.

In Beziehung auf unſere obige Frage, *ob es bewußten Vorſtellungsinhalt geben könne, deſſen wir uns doch nicht bewußt ſeien*, ſehen wir uns alſo durch Herbart nicht gefördert. Indem er ſcheinbar dieſen Satz vertheidigt, ſchiebt er ihm einen andern Sinn unter, welchen zwar Niemand bezweifeln, aber auch Niemand der die unverfälſchte Bedeutung der Wortklänge liebt, auf die Herbart'ſche Weiſe ausdrücken wird. Ob bei Beneke ebenſo, wie bei Herbart, eine bloße Verwechslung von Bewußtſein und Sinn, oder irgend eine andere Vorſtellungsart der Grund war, warum er obige kitzliche Frage bejahte, bleibt dahingeſtellt. Ohne allen Beweis, ja ſelbſt ohne alle Beſchönigung eröffnet er uns nur, als ob ſich dies von ſelbſt verſtünde, daß „das Bewußtſein ſich aus noch nicht bewußten Empfindungen entwickle, ohne daß irgend etwas Neues oder Fremdes hinzuzukommen brauchte, vermöge einer bloßen gleichartigen Anſammlung und der dadurch begründeten Verſtärkung" („Lehrb. der Pſychol.", 1. Ausg., §. 77). Da nun aber doch durch eine bloße Anſammlung vieler unbewußten Elemente den Regeln der Logik zufolge nie etwas andres entſteht als ein großer Haufen von eben ſolchen, ſo zeigt ſich Beneke hier offenbar noch ungenügender als Herbart, indem er ihn ganz ſeinen leitenden Gedanken verſchweigt. Indeſſen ſoll die Annahme von bewußten Vorſtellungen ohne Bewußtſein noch nicht darum allein verworfen werden, weil ihre Behaupter ſie ſchlecht zu vertheidigen wußten. Die Verwerfung darf erſt dann erfolgen, wenn Das, was ſich wirklich zu ihren Gunſten ſagen läßt, ſich als nicht ſtichhaltig zeigt.

Zu ihren Gunſten ließen ſich zwei Begriffe einführen, entweder der des *Unendlichen* oder der der *Latenz*. Es ſei mit beiden nacheinander die Probe gemacht.

Denkt man ſich eine Vorſtellung von einem unendlich niedrigen Bewußtſeinsgrade, ſo wird dieſelbe in der Seele nothwendig das Phä-

men einer unbewußten Vorſtellung bieten, alſo gar nicht ins Bewußtſein fallen, während ſie doch wirklich eine bewußte Vorſtellung iſt, und ſich als ſolche dadurch erweiſt, daß ſie im Verein mit unendlich vielen ihr ähnlichen Vorſtellungen eine Vorſtellungsmaſſe von merkbarem Bewußtſein bilden würde. Dieſe Art, ſich die Sache vorzuſtellen, wäre an ſich untadelhaft, aber ſie ſcheitert in der Anwendung auf das obige Beiſpiel. Denn wenn es unleugbar gewiß iſt, daß das Geräuſch einer kleinen Meereswelle aus der Ferne nicht in das Bewußtſein tritt, ſo iſt es nach jener Hypotheſe ebenſo gewiß, daß das Geräuſch des ganzen Meeres, welches nicht aus einer unendlichen, ſondern nur aus einer ſehr großen beſtimmten Anzahl von Wellengeräuſchen beſteht, ebenfalls nicht ins Bewußtſein treten könnte. Denn eine beſtimmte zählbare Anzahl von unendlich kleinen Größen bleibt immer im unendlich kleinen, und bringt es nie zu einer merkbaren Größe. Ein Geräuſch würde nur entſtehen durch eine unendliche Anzahl von Wellen, für welche die Erde nicht Raum hat. Die Annahme widerſtreitet alſo der Erfahrung.

Es bleibt nur noch übrig, es mit dem Begriff der Latenz zu verſuchen. Dürften wir nicht, ſo wie wir von latenter Wärme, latenter Elektricität u. dgl. reden, auch vielleicht den Begriff des latenten Bewußtſeins in die Wiſſenſchaft einführen? Wir ſagen von einer Naturkraft, daß ſie latire, wenn ſie vorhanden iſt, ohne ſich zu äußern, d. h. ohne ſolche Wirkungen hervorzubringen, die ſie dem Bewußtſein wahrnehmbar machen. Was wäre demnach ein Bewußtſein, welches vorhanden wäre, ohne ſich zu äußern, ohne ſolche Wirkungen hervorzubringen, die es ſich ſelbſt wahrnehmbar machen? Da der Begriff der Latenz dem Gegenüberſtehen von einer Exiſtenz und einem Bewußtſein ſeinen Urſprung verdankt, ſo hört er von ſelbſt da auf, wo die Exiſtenz keine dem Bewußtſein gegenüberſtehende, ſondern das Bewußtſein ſelbſt iſt. Man wende hier nicht etwa ein, daß ein Unterſchied zwiſchen Bewußtſein und Selbſtbewußtſein zu machen ſei und das erſtere dem zweiten latent ſein könne. Denn wenn die wahrnehmende Thätigkeit erſt unter Selbſtbewußtſein verſtanden wird, ſo fällt der Ausdruck Bewußtſein auf den Sinn überhaupt, nach jener bereits oben erledigten Herbart'ſchen Darſtellungsweiſe; wird aber ſchon unter Bewußtſein die wahrnehmende Thätigkeit verſtanden, ſo bedarf es nicht erſt eines erhöhten Selbſtbewußtſeins, damit eine Vorſtellung

eine bewußte d. h. eine wahrgenommene ſei, ſondern hierzu reicht d
einfache Bewußtſein ſchon vollkommen hin. Auch ſuche man nic
etwa darin eine Ausflucht, daß z. B. das feine Geräuſch, welches i
bei gewöhnlicher Aufmerkſamkeit nicht wahrnehme, manchmal doch
meine Wahrnehmung tritt, ſobald ich meine Aufmerkſamkeit ſpann
Denn es folgt hieraus weiter nichts, als daß der Vorſtellungsinh
des Geräuſches, obgleich er wegen Mangel an Aufmerkſamkeit nic
zu einem bewußten oder wahrgenommenen wurde, doch ſchon als
unwahrgenommener im Sinn vorhanden war. Auch täuſche m
ſich nicht durch den Fall, daß ein Schmerz, der ſeiner Größe nach
urtheilen ein bewußter ſein müßte, wenn er allein in uns vorhan
wäre, bei Anweſenheit eines größern Schmerzes oft nicht wahrgen
men wird. Denn entweder zeigt ſich bei dieſer Gelegenheit der grö
Schmerz durch den kleinern modificirt oder nicht. Im erſten Fal
wo ſich der Empfindungsinhalt des kleinen Schmerzes in den d
großen entweder ganz oder zum Theil eingemiſcht zeigt, iſt auch d
kleine Schmerz ſoweit wirklich im Bewußtſein vorhanden, ſoweit di
Einmiſchung oder Verſchmelzung reicht, und unſere Behauptung, d
kleinen Schmerz nicht wahrzunehmen, iſt falſch. Im zweiten Falle, w
der im Bewußtſein vorhandene große Schmerz gar keinen Empfi
dungsinhalt des kleinen in ſich aufgenommen hat, kommt dieſer frei
nicht zur Wahrnehmung, iſt aber auch ebenſo ſicher ein nicht im B
wußtſein, ſondern nur im realen Sinn vorhandener. Daſſelbe gilt v
dem überſchüſſigen Empfindungsinhalt eines den großen Schmerz
zum Theil modificirenden kleinen Schmerzes. Kurz es gibt in al
dieſen Erklärungsverſuchen nur Sackgaſſen und nirgends einen Ausg
gang.

Folglich ſteht der Satz apodiktiſch feſt, daß es keine
bewußten Vorſtellungsinhalt gibt, deſſen wir uns nicht b
wußt ſind, daß daher der Unterſchied zwiſchen bewußtem und un
wußtem Vorſtellungsinhalt nicht ein bloßer Gradunterſchied d
Vorſtellungsſtärke iſt, ſondern eine durch die Wahrnehmung hi
zukommende ganz neue Eigenſchaft in ſich ſchließt, welche d
Vorſtellungsinhalt zu ſeinen frühern Eigenſchaften hinzubekommt u
wovon er in ſeinem frühern Zuſtande noch ſchlechterdings nicht
an ſich hatte.

Es iſt hiermit zunächſt ſchon gelungen, den Begriff des erinn

des hieße ſoviel, als daß das ſich in allen Fällen von ſelbſt Gegenwärtige ſich in einigen Fällen nicht von ſelbſt gegenwärtig ſei. Daraus folgt, daß Dasjenige, was vom vergangenen Bewußtſein in die Erinnerung zurückgerufen wird, nicht das Bewußtſein ſelbſt iſt, welches nicht erſt braucht gerufen zu werden, indem es ſchon da iſt, ſondern daß dies die Gradunterſchiede der größern oder geringern Helligkeit und Munterkeit, der größern oder geringern Deutlichkeit in den gehabten und wiedererinnerten Vorſtellungen, der größern oder geringern Schnelligkeit und Vollkommenheit in den vorgenommenen Uebungen und Beſtrebungen ſind. Grade der Helligkeit und Friſche des Gefühls, Grade der Deutlichkeit und Klarheit des Vorſtellens, Grade der Schnelligkeit und des Gelungenſeins gewiſſer Bewegungen ſind ohne Zweifel ein erinnerbarer Vorſtellungsinhalt. Wenn ich mich daher vergangener Zuſtände als bewußter erinnere, ſo hat dabei das Bewußtſein nicht die engere Bedeutung, die Eigenſchaft zu bezeichnen, welche zu einem erinnerbaren Vorſtellungsinhalt hinzukommen muß, damit derſelbe ein wahrgenommener ſei, ſondern es iſt in der weitern Bedeutung zu nehmen, worin es den Sinn in engerer Bedeutung oder die ganze Sphäre derjenigen Vorſtellungen bezeichnet, welche ſich in einem gewiſſen Momente der Vergangenheit im Zuſtande der Wahrnehmung befanden und dadurch mit allen den Merkmalen behaftet wurden, welche ein ſolcher Zuſtand den verſchiedenen Graden ſeiner Stärke gemäß auf dieſelben hervorzubringen pflegt. Folglich kann an den Vorſtellungen alles Dasjenige, was daran Gefühl oder Empfindung iſt, erinnert werden, aber Das, was daran Bewußtſein oder Wahrnehmung iſt, kann ſchlechterdings nicht erinnert werden, und es iſt ein Fehler, das nicht erinnerbare Element unter die Kategorie der erinnerbaren Elemente zu ſubſumiren.

Der zweite Einwurf, der ſich machen ließe, um die Identität von Bewußtſein und Gefühl oder Empfindung zu retten, wäre die Annahme, daß Gefühle und Empfindungen vielleicht nicht dem Vorſtellungsinhalt angehörten, ſondern nur Eigenſchaften wären, womit dieſer Inhalt durch und bei ſeinem Zuſammentritt mit dem Bewußtſein behaftet würde. In dieſem Fall hinge die Dauer und Exiſtenz der Gefühle und Empfindungen genau ab von der Dauer und Exiſtenz des Bewußtſeins, und beide, Gefühle und Bewußtſein, wären nicht allein unzertrennlich miteinander verbunden, ſondern Gefühle und Empfindungen wären nichts als

mens nur dann unter die Kategorie der Gefühle bringen, wenn e nicht allein in der Eigenſchaft der Unbeſtimmtheit und Unbeſchreiblich keit, ſondern auch in den übrigen Grundweſenheiten ſich als zu ihm gehörig erweiſt.

Hier nun aber gerathen wir, wenn wir uns an das Gleichni von Hell und Dunkel, worauf wir zunächſt gewieſen ſind, halten, ſ gleich auf ein Hinderniß. Die Empfindung des Hellen iſt ein ein nerbarer Vorſtellungsinhalt, welcher aus dem Bewußtſein entſchwi den, und als Erinnerung wieder in daſſelbe zurückkehren kann. Da Bewußtſein aber iſt kein erinnerbarer Vorſtellungsinhalt, ſondern i Gegentheil Dasjenige, was zu dieſem hinzukommen muß, um ihn z einer Wahrnehmung zu machen. Was in dieſer Beziehung v der Empfindung des Hellen und Dunkeln gilt, das gilt auch a allen Arten allgemeinerer Gefühle, wie Freude, Schmerz, Verdru Aerger, Zorn, Sehnſucht, Neid, Schrecken, Bewunderung, Sch Furcht, Hoffnung, Reue und wie dieſelben noch ſonſt heißen mög welche wir in die Erinnerung rufen. Je lebhafter und gefliſſentlich wir ein ſolches früher gehabtes Gefühl mit allen Modificationen u Umſtänden, womit daſſelbe verflochten und behaftet war, in die Er innerung rufen, deſto vollſtändiger reproducirt ſich daſſelbe in unſer Bewußtſein. Es folgt hieraus einfach, daß ſämmtliche Gefühl und Empfindungen als ſolche in die Kategorie des erinnerbare Vorſtellungsinhalts gehören, wohin das Bewußtſein unmöglich geh ren kann. Und weil das Bewußtſein kein erinnerbarer Vorſtellung inhalt iſt, ſo kann daſſelbe auch unmöglich ein Gefühl ſein.

Zwei Einwürfe, welche man hiergegen, von entgegengeſetz Seiten her, machen könnte, ſind aus dem Wege zu räumen.

Man könnte erſtlich behaupten, daß doch in einem gewiſſ Sinne auch das Bewußtſein oder der Zuſtand des Wahrnehmens ſelb müſſe ein erinnerbarer Vorſtellungsinhalt zu nennen ſein, weil wi uns in Beziehung auf vergangene Zeitpunkte recht gut erinnern, a welchem Grade der Helligkeit und Stärke unſer Bewußtſein in ihn ſtand. Dieſer Einwand fällt zuſammen vor dem Grundſatze, da Widerſprechendes nicht wirklich ſein kann. Ein Widerſpruch aber wär es, wenn Dasjenige, was dem Bewußtſein immer von ſelbſt gegen wärtig iſt, nämlich das Bewußtſein ſelbſt, in gewiſſen Fällen er eines Erinnerungsactes bedürfte, um ihm gegenwärtig zu werden. Den

hiermit soll zwar nicht behauptet werden, daß der erinnerbare Vorstellungsinhalt, welcher das eigenthümliche oder specifische Substrat irgend eines Gefühls oder einer Empfindung bildet, nicht sollte durch seinen Zusammentritt mit dem Bewußtsein gewisse Modificationen und Umänderungen erleiden können. Diese noch immer bleibende Möglichkeit gibt aber den Gefühlen noch gar nicht einmal irgend eine Unterscheidung vor den übrigen erinnerbaren Vorstellungen, von denen es uns im Vorhergehenden ebenso wenig eingefallen ist zu leugnen, daß ihr an sich unbewußter Inhalt nicht sollte durch seinen Zusammentritt mit dem Bewußtsein vielleicht gewisse Modificationen und Umänderungen zu erleiden haben.

Soweit also die Macht der Gefühle reicht, durch ihr Anwachsen das Bewußtsein oder die Wahrnehmung zu vermindern und zu schwächen, soweit reicht die Gewißheit, daß die Gefühle eine an sich unbewußte Wurzel oder Substanz haben, und soweit reicht zugleich die Unmöglichkeit, das Bewußtsein unter den Begriff des Gefühls einzuordnen, oder es selbst für das Ur- und Grundgefühl auszugeben. Zu Paradigmen für diesen Beweis bieten sich aber fast alle Arten von Gefühlen an. Denn sowol Freude und Entzücken, als Schmerz und Beklommenheit, sowol Zorn und übermüthige Zuversicht, als Schrecken und Furcht, sowol die warme Schwärmerei der Liebe, als der kalte Brand des Hasses vermögen, sobald sie eine gewisse Höhe erreichen, das Bewußtsein zu blenden und zu verdunkeln. Ja es möchte wol ebenso wenig irgend ein Gefühl als irgend eine sinnliche Empfindung gedacht werden können, daß nicht das eine wie die andre in übertriebener Steigerung sich als Antagonist des Bewußtseins und der klaren Wahrnehmung erwiese.

Zunächst fließt aus dem bisher Erkannten eine wichtige Folgerung. Wenn nämlich Gefühl und Bewußtsein zwei zu sondernde Elemente sind, so darf man nicht ferner mehr in der Wissenschaft Gefühlsgrade mit Bewußtseinsgraden verwechseln, wie dies in der Sprache des Lebens häufig geschieht, z. B. wenn man von einem Menschen sagt, er habe viel Selbstbewußtsein, wo man doch nichts meint als einen hohen Grad von Selbstgefühl; oder wenn wir uns einbilden, in irgend einer, etwa durch Wein oder sonst wie, erhöhten Gefühlsstimmung ein erhöhtes und verstärktes Bewußtsein zu besitzen, wo der ernstliche Versuch wahrscheinlich zeigen würde, daß die klare

der modificirte und gleichſam gefärbte Widerſchein, mit welchem das Bewußtſein als Ur- und Grundgefühl auf dem übrigen Vorſtellungsinhalt umherſpielte. Wäre dies der Fall, ſo gehörten die Gefühle und Empfindungen nicht mehr dem erinnerbaren Vorſtellungsinhalt als einem ſolchen an, ſondern vielmehr dem Acte der Wahrnehmung und Erinnerung ſelbſt, d. h. dem Bewußtſein, ſofern daſſelbe durch den erinnerten Vorſtellungsinhalt in jedem Augenblicke ſelbſt modificirt würde. Mit einem Worte, Gefühl wäre modificirtes Bewußtſein, Bewußtſein aber Gefühl ohne Modification. Dieſer Einwurf, welcher den Begriff des erinnerbaren Vorſtellungsinhalts in Beziehung auf Gefühl und Empfindung leugnet, iſt ſtärker als der vorige, welcher denſelben Begriff auch ſelbſt auf das Bewußtſein noch anzuwenden ſucht.

Die Probe hierzu iſt indeſſen leicht gemacht. Wenn Gefühle nichts weiter ſind als Unterſchiede des Bewußtſeins oder des wahrnehmenden Zuſtandes, ſo ſind Verſtärkungen des Gefühls immer Zeichen von einer Verſtärkung des Bewußtſeins, und wir müſſen beſtändig in eben dem Grade, als wir unſere Gefühle wachſend ſpüren, eine Erhöhung unſers Bewußtſeins oder wahrnehmenden Zuſtandes bemerken. Hiergegen ſträubt ſich die tägliche Erfahrung, welche lehrt, daß ſehr viele Gefühle, z. B. Schmerz, Zorn, Furcht u. a. m., ſobald ſie eine gewiſſe Höhe überſchreiten, uns am hellen Wahrnehmen unſers eigenen Zuſtandes und der Dinge um uns her verhindern, und alſo unſer Bewußtſein ſchwächen. Wäre nun überhandnehmendes Gefühl in keinem Fall etwas Anderes als überhandnehmendes Bewußtſein oder Wahrnehmen in Beziehung auf einen gewiſſen Vorſtellungsinhalt, ſo dürfte kein einziger Fall vorkommen, wo das Wachſen des Gefühls die Abnahme des Bewußtſeins mit ſich brächte. Da die Erfahrung an ſolchen Fällen doch reich iſt, ſo folgt daraus, daß das Gefühl nicht in einem bloßen Bewußtſein oder Wahrnehmen in Beziehung auf einen beſtimmten Vorſtellungsinhalt beſtehen kann, daß es folglich Elemente in ſich enthalten muß, welche nicht dem Bewußtſein und ſeinen bloßen Beziehungen angehören, ſondern welche unter Umſtänden ſelbſt dem Bewußtſein und allen ſeinen Beziehungen hemmend in den Weg zu treten vermögen. Und dieſe Elemente kann man ſich nun ſchon nicht mehr weigern unter die Kategorie des erinnerbaren Vorſtellungsinhalts zu ſtellen, da für ſie gar keine andere Stelle aufzufinden iſt.

hiermit ſoll zwar nicht behauptet werden, daß der erinnerbare Vorſtellungsinhalt, welcher das eigenthümliche oder ſpecifiſche Subſtrat irgend eines Gefühls oder einer Empfindung bildet, nicht ſollte durch ſeinen Zuſammentritt mit dem Bewußtſein gewiſſe Modificationen und Umänderungen erleiden können. Dieſe noch immer bleibende Möglichkeit gibt aber den Gefühlen noch gar nicht einmal irgend eine Unterſcheidung vor den übrigen erinnerbaren Vorſtellungen, von denen es uns im Vorhergehenden ebenſo wenig eingefallen iſt zu leugnen, daß ihr an ſich unbewußter Inhalt nicht ſollte durch ſeinen Zuſammentritt mit dem Bewußtſein vielleicht gewiſſe Modificationen und Umänderungen zu erleiden haben.

Soweit alſo die Macht der Gefühle reicht, durch ihr Anwachſen das Bewußtſein oder die Wahrnehmung zu vermindern und zu ſchwächen, ſoweit reicht die Gewißheit, daß die Gefühle eine an ſich unbewußte Wurzel oder Subſtanz haben, und ſoweit reicht zugleich die Unmöglichkeit, das Bewußtſein unter den Begriff des Gefühls einzuordnen, oder es ſelbſt für das Ur- und Grundgefühl auszugeben. Zu Paradigmen für dieſen Beweis bieten ſich aber faſt alle Arten von Gefühlen an. Denn ſowol Freude und Entzücken, als Schmerz und Beklommenheit, ſowol Zorn und übermäthige Zuverſicht, als Schrecken und Furcht, ſowol die warme Schwärmerei der Liebe, als der kalte Brand des Haſſes vermögen, ſobald ſie eine gewiſſe Höhe erreichen, das Bewußtſein zu blenden und zu verdunkeln. Ja es möchte wol ebenſo wenig irgend ein Gefühl als irgend eine ſinnliche Empfindung gedacht werden können, daß nicht das eine wie die andre in übertriebener Steigerung ſich als Antagoniſt des Bewußtſeins und der klaren Wahrnehmung erwieſe.

Zunächſt fließt aus dem bisher Erkannten eine wichtige Folgerung. Wenn nämlich Gefühl und Bewußtſein zwei zu ſondernde Elemente ſind, ſo darf man nicht ferner mehr in der Wiſſenſchaft Gefühlsgrade mit Bewußtſeinsgraden verwechſeln, wie dies in der Sprache des Lebens häufig geſchieht, z. B. wenn man von einem Menſchen ſagt, er habe viel Selbſtbewußtſein, wo man doch nichts meint als einen hohen Grad von Selbſtgefühl; oder wenn wir uns einbilden, in irgend einer, etwa durch Wein oder ſonſt wie, erhöhten Gefühlsſtimmung ein erhöhtes und verſtärktes Bewußtſein zu beſitzen, wo der ernſtliche Verſuch wahrſcheinlich zeigen würde, daß die klare

Wahrnehmung und Beſonnenheit an Schärfe ab- anſtatt zugenommen hat. Dergleichen Bewußtſeinsſtärke iſt in Wahrheit keine ſolche, ſondern beſteht in einer Schwängerung des Bewußtſeins mit Gefühlselementen. Das Bewußtſein hat keine andere Intenſität als ſeine eigene Klarheit, Helligkeit und Deutlichkeit. Denn von dieſer Art ſind die einzigen Intenſitätsgrade, die den Zuſtand des Wahrnehmens ſelbſt als einen ſolchen betreffen können und dieſer Zuſtand iſt es eben, welchen wir, um ihn als einen ſolchen zu bezeichnen, mit dem Namen des Bewußtſeins belegen. Sobald wir unter den Graden der Stärke des Bewußtſeins noch irgend etwas Anderes zu verſtehen wünſchen als die Grade ſeiner Klarheit und Deutlichkeit, ſind wir im Irrthum.

Es kann folglich auch nicht der in der Anſchauung des Klaren und Hellen liegende Gefühlseindruck ſein, welcher uns zwingt, dieſe Empfindungsausdrücke bildweiſe vom Bewußtſein zu gebrauchen, da, wie gezeigt iſt, der Empfindungsinhalt dieſer Ausdrücke nicht die Aehnlichkeit, ſondern das Hinkende im Gleichniß bildet. Welches iſt denn hier das wirkliche und zwingende tertium comparationis?

Wenn wir im Eindruck der Nacht oder Dunkelheit von dem Gefühlsinhalt des Traurigmachenden und Niederdrückenden, welcher darin gegeben iſt, abſtrahiren, ſo nehmen wir darin nur noch dieſes wahr, daß darin gar nichts unterſchieden wird. Schon der kleinſte hereinbrechende Dämmerungsſchimmer bewirkt, daß wir anfangen, undeutliche Unterſchiede unter den umgebenden Gegenſtänden zu bemerken. Mit ſteigenden Lichtgraden ſteigt die Fähigkeit des Unterſcheidens, bis ſich im hellſten Schimmer ſogar die feinſten Nüancen enthüllen. Je mehr Licht, deſto mehr Fähigkeit des Unterſcheidens, je mehr Fähigkeit des Unterſcheidens, deſto größere Deutlichkeit des Unterſchiedenen. Deutlichkeit im ſtrengen Sinne iſt nur da, wo das Unterſcheiden ſoweit geht, daß ſich auch genau angeben läßt, wodurch ſich eines vom andern unterſcheidet. Wo dies nicht möglich iſt, obgleich dabei noch recht wohl unterſchieden wird, z. B. bei unmittelbaren Empfindungseindrücken des Geſchmacks, Geruchs u. dgl., ſinkt die Deutlichkeit zur bloßen Klarheit herab.

Daß die Fähigkeit des Unterſcheidens das geſuchte tertium comparationis bildet, geht daraus hervor, daß die Grade des Bewußtſeins ſich uns als Grade der Klarheit und Deutlichkeit erwieſen haben.

Dasjenige, dessen Intensitätsgrade Grade der Klarheit und Deutlichkeit sind, kann unmöglich etwas Andres sein als eine Fähigkeit des Unterscheidens. Denn Grade der Klarheit und Deutlichkeit sind Grade der Unterscheidungsfähigkeit. Diese Wahrheit ist so einleuchtend, daß man sich wundern müßte, wenn nicht wiederum manche Psychologen auf dieselbe sollten auch ohne künstliche Vorbereitung schon durch ihren einfachen und gesunden Sinn geleitet worden sein. Zu diesen gehört unter andern Scheitlin in seiner „Thierpsychologie", wo er die Fähigkeit des Unterscheidens als Maßstab für die Bewußtseinsgrade des Thierlebens festsetzt.

Jedoch ist bald zu bemerken, daß der Begriff der Unterscheidungsfähigkeit, allgemein aufgefaßt, die Untersuchung wiederum nicht gegen die größten Verlegenheiten zu sichern vermag. Ist jedes Wesen, welches die Fähigkeit des Unterscheidens besitzt, ein bewußtes, dann hat auch der Magnetstein Bewußtsein. Denn er unterscheidet den Nordpol des entgegengehaltenen Magneten von seinem Südpol, indem er mit einem jeden seiner eigenen Pole den ungleichnamigen anzieht und den gleichnamigen abstößt. Auch unterscheidet er Eisen von Holz; denn zu jenem bewegt er sich hin oder reißt es an sich, während er sich gegen dieses gleichgültig verhält. Es unterscheidet der Pflanzentrieb die Helligkeit von der Finsterniß, indem er dem Lichte entgegenwächst, das Dunkel meidet. Hyacinthen im Zimmer senken ihren unbiegsamen Stengel nach der Fensterseite bis zum Winkel von 60° und darüber. In solchen und ähnlichen Fällen zeigt die Natur eine sehr sichere Unterscheidungsfähigkeit, ohne daß sich irgend ein Mensch einfallen läßt, von Bewußtsein reden zu wollen. Es folgt hieraus, daß diejenige Klarheit und Deutlichkeit, welche Bewußtsein heißt, in einer ganz besondern Art besteht. Es fragt sich also, worin diese sich von den übrigen möglichen Arten von Unterscheidungsfähigkeit selbst unterscheiden möge.

Es fällt bei der Vergleichung des unterscheidenden Bewußtseins mit einem unterscheidenden Magnete zunächst der Unterschied in die Augen, daß das Bewußtsein innerhalb der Sphäre seines Unterscheidens irren kann, was dem Magnete nicht möglich ist. Hieran knüpft sich aber sogleich noch mehres Andre. Denn ein Wesen, welches irren kann, zeigt sich uns dann von einer noch größern Vollkommenheit, wenn es nicht gezwungen ist, unter gegebenen Umständen

ſeinen Irrthum immer aufs neue blindlings zu wiederholen, ſondern wenn es im Stande iſt, ihn zu verbeſſern, oder wie man es auszudrücken pflegt, etwas Neues hinzuzulernen, welches immer nur unter einer gewiſſen gefliſſentlichen Anſtrengung der Aufmerkſamkeit im Wahrnehmen möglich iſt. Die Aufmerkſamkeit aber befindet ſich, ſobald ſie im Begriff iſt, vom Zuſtande des Irrthums in den der Wahrheit überzugehen, ohne den letzten noch erfaßt zu haben, im Zuſtande des Zweifels. Alſo geht die Frage nach dem Weſen des Bewußtſeins in die Fragen nach dem Weſen des Irrthums, der Lernfähigkeit, der Aufmerkſamkeit und des Zweifels auseinander.

§. 8.

Das bewußte Unterſcheiden ſchließt eine Frage in ſich.

Ein irrthumsfähiges Weſen iſt ein vorſtellendes. Von der Möglichkeit vorſtellender Weſen ohne Bewußtſein. Sie würden keinen Irrthum verbeſſern, nichts lernen können. Ein lernendes Weſen zweifelt. Zwiefache Bedeutung des Zweifels. Das Lauſchen, Spähen, Aufpaſſen, Aufmerken. Die Aufmerkſamkeit iſt eine Frage um die Zukunft.

Der Magnet in ſeinem Unterſcheiden des Nordpols vom Südpol, wie des Holzes vom Eiſen, irrt niemals. Ebenſo wenig hat man je den Pflanzenkeim in ſeinem Triebe, ſich nach oben zu ſtrecken, irren geſehen[1]). Dahingegen irrt die Henne, welche ſtatt ihres Eies ein untergeſchobenes Stück Kreide bebrütet. Denn ſie hält fälſchlich das Stück Kreide für ihr Junges. Es irrt die Miſtfliege, welche ihre Eier auf die Blätter der Aasblume legt[2]). Denn ſie hält

1) Dutrochet brachte Samenkörner in Löcher, welche in dem Boden eines mit feuchter Erde gefüllten Gefäßes gebohrt waren, und hing dieſes an den Balken eines Zimmers auf. Die Wurzeln ſenkten ſich in die Luft herab, und die Stengel verlängerten ſich durch die feuchte Erde hindurch, bis ſie deren obere Fläche durchdringen konnten. Zwiebel- und Lauchſtengel mit ihren Bulben, an finſtern Orten niedergelegt, richten ſich auf, wiewol langſamer als im Hellen, ſogar im Waſſer niedergelegt, richten ſie ſich auf. Cuvier in den „Mém. de l'acad. des sciences de l'année 1821". (Paris 1826), V, 171. Schopenhauer „Ueber den Willen in der Natur", S. 65.

2) Die Schmeißfliege (Musca vomitoria), welche ihre Eier auf Aas und übelriechendes Fleiſch legt, damit die Jungen ſogleich Nahrung finden, legt dieſelben auch bisweilen, durch den Geruch getäuſcht, auf die wie Aas riechende Aasblume (Arum dracunculus), auf welcher die ausgekrochenen Jungen zu Grunde gehen. Scheitlin's „Thierſeelenkunde", I, 398.

mal mit einem gemalten Stück Fleiſch gefoppt, ſich, ſobald er den Irrthum gewahr wird, nicht zum zweiten mal mit demſelben foppen läßt, wenn derſelbe vor demſelben Stock, welchen er bisher gleichgültig anſah, jetzt läuft, ſeitdem er mit ihm geſchlagen worden, wenn die Sperlinge, nachdem ſie ſich vor einem Strohmann lange geſcheut, am Ende doch hinzufliegen, weil ſie merken, daß nichts dahinter iſt, wenn die Vögel in den Wäldern Braſiliens, welche anfangs vor dem ihnen fremden Knall der Feuergewehre gar nicht flohen, ſchon nach einigen Wochen davor die Flucht ergreifen lernten, nachdem ſie die übeln Wirkungen davon unter ihres Gleichen gemerkt hatten, u. ſ. w. In dieſen Fällen genügt es nicht mehr, blos vorſtellende Weſen anzunehmen, deren Bewegungsſyſtem maſchinenartig auf gewiſſe zu empfangende Vorſtellungsreize eingerichtet iſt, ſondern hier ſind ſchon Weſen mit veränderlichen Vorſtellungsverbindungen. Der Hund, der ſich nicht zum zweiten male durch das Bild des Fleiſches foppen läßt, zeigt dadurch, daß ihn auch das erſte mal nicht das Bild als ſolches lockte, ſondern die mit dem Bild verknüpfte Vorſtellung einer guten Speiſe. Sobald ſich dieſe bei ihm vom Bilde ablöſt, lockt ihn das Bild nicht mehr. Das Bild, welches anfangs für ihn mit der ſüßen Empfindung der Speiſe geſchwängert war, ſchwebt jetzt nur noch öde und gleichgültig vor ſeinem Auge. Der Sperling, welcher ſich an den unregſamen Strohmann allmälig gewöhnt, zeigt dadurch, daß nicht das Bild deſſelben als ein ſolches ihm Furcht einjagte, ſondern die üble Empfindung eines vielleicht vom Arm oder Stock des Bildes ausgehenden Schlages oder Wurfs, mit welcher daſſelbe geſchwängert war. Nun, da die üble Vermuthung lange Zeit nicht eintraf, verliert ſich auch die bange und Flucht erregende Empfindung allmälig aus der Peripherie des Bildes. Umgekehrt ſchwängert ſich beim geſchlagenen Hunde das Bild des Stocks, beim angeſchoſſenen Vogel das Bild des Knalls mit der Empfindung des zugleich erlittenen Schmerzes, ſodaß, ſobald ſich wieder der Stock zeigt, der Knall hören läßt, auch zugleich eine Nachwirkung des gehabten Schmerzes erfolgt. Zwar könnte man auch hier noch immer den Verſuch machen, durch einen bloßen Mechanismus von Empfindungsreizen zu erklären, wonach ſich das zuſammen Empfundene in den Vorſtellungen verkettete und verbände, das nicht mehr zuſammen Empfundene aber allmälig oder bei beſtimmten Veranlaſſungen löſte und trennte. Wäre aber dies ein allgemeiner Mecha-

bereitwilligſte entgegen, indem ſie an einzelnen Vorgängen unſers Organismus Paradigmen zum angegebenen Gedanken aufweiſt, welche mehr oder weniger ſeinen Inhalt ausdrücken. Wenn z. B. nach den Graden des verſtärkten Lichtreizes auf den Sehenerven ſich die Pupille des Auges vermöge der Iris gradweiſe verengert, ſo iſt hier die Analogie zwar unvollkommen in Beziehung auf das erſte Glied, inſofern nämlich die die Bewegung verurſachende Vorſtellung hier eine bewußte Wahrnehmung des Lichtſchimmers iſt, paßt hingegen ganz und gar in Beziehung auf das zweite, inſofern wir nämlich von der auf die Wahrnehmung mit Nothwendigkeit erfolgenden organiſchen Bewegung nicht das Mindeſte gewahr werden. Aehnlich verhält es ſich mit der durch die Gehirnnerven vermittelten Bewegung des Schlingens, welche unwillkürlich erfolgt, ſobald ein Gegenſtand in den Schlund geſchoben wird, und welche z. B. am abgeſchlagenen Kopf einer Katze wahrgenommen wurde. Und wenn die Wirkung des Urinlaſſens, welche im geſunden Zuſtande als eine willkürliche oder bewußte Bewegung auf den wahrgenommenen Reiz des Urins gegen die Haut der Harnblaſe erfolgt, und demgemäß auch ihren Sitz in den mit dem Gehirn communicirenden Rückenmarksnerven hat, in krankhaften Zuſtänden unwillkürlich und ohne ein Wahrnehmen des Reizes ſich vollzieht, was ſoll man da anders ſagen, als daß das Rückenmark auf einen durch ſeinen Empfindungsnerven empfangenen unbewußten Reiz mit einer vermöge ſeines Bewegungsnerven ausgeſendeten unbewußten Wirkung antwortete? Es geht aus allem dieſem hervor, daß ein Weſen, welches fähig iſt, Empfindungsreize in ſich aufzunehmen und von ihnen zu gewiſſen Bewegungen beſtimmt zu werden, darum nicht auch ſchon ein wahrnehmendes oder bewußtes Weſen ſein müſſe, oder daß die Irrthumsfähigkeit eines Weſens nicht auch ſchon unbedingt einen bewußten Zuſtand in ſich ſchließe. Denn wenn ich mir eine Maſchine denke, welche eingerichtet iſt, auf den Nervenreiz oder das Bild von einem gewiſſen Gegenſtand zu agiren, ſo wird dieſelbe auch jedes mal agiren, ſooft ihr das Bild ohne den Gegenſtand beigebracht wird, und ſo alſo in dieſem Fall immer in einen Irrthum fallen, ohne im Stande zu ſein, denſelben jemals zu vermeiden.

Etwas ganz Anderes tritt ein, wenn das Weſen im Stande iſt, ſeinen Irrthum zu verbeſſern, wenn der Hund, den man ein

kann ſich etwas merken; nur ein Weſen, welches zweifeln kann, hat einen Grad der Klugheit, und zwar in dem Maße, als es zweifeln kann. Die größte Klugheit hat der Menſch, weil er an allem zu zweifeln fähig iſt, ohne daß er muß, aus purer Luſt am Zweifel ſelbſt. Das Thier zweifelt nur noch, wann es muß. Aber iſt denn auch das Zweifeln, dieſe höhere Potenz des Vorſtellungslebens, vielleicht ſogar noch ohne Bewußtſein denkbar, oder ſind wir hiermit bereits auf dem Punkte angelangt, den wir ſuchen?

Beſteht der Zweifel in einem bloßen Hin- und Hergezogenſein durch Vorſtellungen, welche einander an Stärke in ſchnell abwechſelnden Zeiträumen überwiegen, ſo zwingt uns ein ſolcher zweifelnder Zuſtand freilich ebenſo wenig als der eines unverbeſſerlichen Irrthums zur Annahme eines Bewußtſeins. Denn es würde in einem ſolchen Zuſtande nur immer die Vorſtellung blindlings wirken, welche im Augenblick am ſtärkſten gegeben iſt. Wenn z. B. eine Ameiſe, die eine Puppe ſchleppt, ſich mit ihr immer dahin wendet, wo ſie eine kleine Vertiefung in der Erde bemerkt und einen Eingang vermuthet, und nach vielen vergeblichen Verſuchen, manchmal im Kreiſe herum, endlich mit ihr zu einem der wirklichen Höhleneingänge einſchlüpft, ſo befand ſie ſich offenbar im zweifelnden Zuſtande, wo der rechte Eingang ſei, ohne daß doch dabei etwas Anderes ins Spiel zu kommen brauchte, als das blinde Wirken der ihr ſich nacheinander bietenden Vorſtellungen von kleinen Erdlöchern. Wenn dagegen der Haſe die Ohren ſpitzt und lauſcht, ob er irgend ein leiſes auf Gefahr deutendes Geräuſch vernehme, oder ob alles ſtill und ſicher ſei; wenn die Maus mit ſchüchterner Bewegung ſich zum Loch hinaus wagt und mit neugierigem Blick um ſich ſchaut, ob ſie ſich weiter wagen dürfe, oder ſich ſchleunig zurückzuziehen habe: ſo iſt uns nur die Alternative gelaſſen, entweder den eben gewählten Ausdruck für unrichtig zu erklären, oder den Zuſtand einen bewußten zu nennen. Denn wenn wir an uns ſelbſt die Probe machen, auf etwas zu lauſchen, zu lauern oder aufzupaſſen bei einem niedrigen Grade des Bewußtſeins, z. B. im ſchläfrigen Zuſtande, ſo merken wir, daß wir das nicht im Stande ſind. Zum Lauſchen und Aufpaſſen muß man wach, d. h. im bewußten Zuſtande ſein. Ein vorſtellendes Weſen, das nicht zum Bewußtſein käme, ſeine Vorſtellungen ſelbſt nicht gewahr würde, würde nie zum Wachen kommen, ſein Leben wäre ein ſteter Schlaf, ein

nismus alles Vorſtellens, ſo müßten ihm auch alle Thiere als vorſtellende Weſen in allen vorkommenden Fällen unterliegen, welches lange nicht der Fall iſt. Den Fliegen wird der ſüße Geſchmack des Fliegengifts dadurch nicht bitterer, daß ſie Hunderte von ihres Gleichen darin ſich zu Tode zappeln ſehen. Dennoch fehlt es ihnen nicht an einer Vorſtellung von ihres Gleichen, da ſie ſich ja Individuen von ihres Gleichen zur Begattung auswählen und ſich auch überall gern dahin ziehen, wo ihres Gleichen ſind. Folglich bleibt die Empfindung von der an ihres Gleichen ſich zeigenden Veränderung bei ihnen außer aller Verbindung mit der Empfindung des ſüßen Gifts, dieſelben mögen einander auch räumlich ſo nahe rücken, als ſie wollen. Ebenſo wenig lernt die Motte das brennende Licht ſcheuen. Iſt ſie ihm einmal zu nahe gekommen und hat ſich ein wenig gebrannt, ſo vergrößert ſie zwar auf einen Augenblick den Kreis, in welchem ſie daſſelbe umfliegt. Daß dies aber nichts Anderes ſei als die repulſive Wirkung der momentanen Schmerzempfindung, ſieht man daran, daß ſich im folgenden Augenblick der Kreis auch ſogleich wieder verengert, als ob nichts vorgefallen wäre. Es bleiben alſo die Empfindung der hellen Flamme und die Empfindung des Schmerzes, der von ihrem Orte ausgeht, in der Seele dieſes Thierchens unverbundene Vorſtellungen und es ſtirbt eher, als daß es ſie miteinander in Verbindung ſetzte. Hieraus geht zur Genüge hervor, daß, um Empfindungsreize miteinander zu verbinden und voneinander zu trennen, noch etwas ganz Anderes erfoderlich ſei als dieſelben blos zu haben.

Ein Weſen mit veränderlichen Vorſtellungsverbindungen unterſcheidet ſich dadurch von einem Weſen mit unveränderlichen, daß das erſtere zweifeln kann, welches das andre nicht im Stande iſt. Vermöchte der Hund ebenſo wenig daran zu zweifeln, daß das Bild des Fleiſches mit dem ſüßen Geſchmack deſſelben in Verbindung ſtehen müſſe, wie die Motte daran zu zweifeln vermag, daß der Lichtſchimmer in jedem Fall ſich ihrem Leben als angenehm erweiſen müſſe, ſo würde die härteſte ſinnliche Erfahrung den Hund ebenſo wenig aus ſeinem Irrthum zu vertreiben vermögen, als dieſelbe es bei der Motte vermag. Man würde die Fopperei bei ihm bis ins Unendliche wiederholen können, ohne daß er irgend Etwas davon merkte. So dumm iſt aber der Hund nicht. Nur ein Weſen alſo, welches zweifeln kann,

kann ſich etwas merken; nur ein Weſen, welches zweifeln kann, hat einen Grad der Klugheit, und zwar in dem Maße, als es zweifeln kann. Die größte Klugheit hat der Menſch, weil er an allem zu zweifeln fähig iſt, ohne daß er muß, aus purer Luſt am Zweifel ſelbſt. Das Thier zweifelt nur noch, wann es muß. Aber iſt denn auch das Zweifeln, dieſe höhere Potenz des Vorſtellungslebens, vielleicht ſogar noch ohne Bewußtſein denkbar, oder ſind wir hiermit bereits auf dem Punkte angelangt, den wir ſuchen?

Beſteht der Zweifel in einem bloßen Hin- und Hergezogenſein durch Vorſtellungen, welche einander an Stärke in ſchnell abwechſelnden Zeiträumen überwiegen, ſo zwingt uns ein ſolcher zweifelnder Zuſtand freilich ebenſo wenig als der eines unverbeſſerlichen Irrthums zur Annahme eines Bewußtſeins. Denn es würde in einem ſolchen Zuſtande nur immer die Vorſtellung blindlings wirken, welche im Augenblick am ſtärkſten gegeben iſt. Wenn z. B. eine Ameiſe, die eine Puppe ſchleppt, ſich mit ihr immer dahin wendet, wo ſie eine kleine Vertiefung in der Erde bemerkt und einen Eingang vermuthet, und nach vielen vergeblichen Verſuchen, manchmal im Kreiſe herum, endlich mit ihr zu einem der wirklichen Höhleneingänge einſchlüpft, ſo befand ſie ſich offenbar im zweifelnden Zuſtande, wo der rechte Eingang ſei, ohne daß doch dabei etwas Anderes ins Spiel zu kommen brauchte, als das blinde Wirken der ihr ſich nacheinander bietenden Vorſtellungen von kleinen Erdlöchern. Wenn dagegen der Haſe die Ohren ſpitzt und lauſcht, ob er irgend ein leiſes auf Gefahr deutendes Geräuſch vernehme, oder ob alles ſtill und ſicher ſei; wenn die Maus mit ſchüchterner Bewegung ſich zum Loch hinaus wagt und mit neugierigem Blick um ſich ſchaut, ob ſie ſich weiter wagen dürfe, oder ſich ſchleunig zurückzuziehen habe: ſo iſt uns nur die Alternative gelaſſen, entweder den eben gewählten Ausdruck für unrichtig zu erklären, oder den Zuſtand einen bewußten zu nennen. Denn wenn wir an uns ſelbſt die Probe machen, auf etwas zu lauſchen, zu lauern oder aufzupaſſen bei einem niedrigen Grade des Bewußtſeins, z. B. im ſchläfrigen Zuſtande, ſo merken wir, daß wir das nicht im Stande ſind. Zum Lauſchen und Aufpaſſen muß man wach, d. h. im bewußten Zuſtande ſein. Ein vorſtellendes Weſen, das nicht zum Bewußtſein käme, ſeine Vorſtellungen ſelbſt nicht gewahr würde, würde nie zum Wachen kommen, ſein Leben wäre ein ſteter Schlaf, ein

blindes Nachtwandeln. Wach ſein heißt Bewußtſein, Zuſtand des Gewahrwerdens und Beobachtens ſeiner Vorſtellungen. Seine Vorſtellungen beobachten heißt folglich noch etwas ganz Anderes als dieſelben blos haben. Wer nicht lauſchen, lauern, aufpaſſen, aufmerken kann, der kann auch nicht die Vorſtellungen beobachten, welche in ihm oder ihm geboten ſind. Wo alſo nicht aufgemerkt, nicht zweifelnd gelauert werden kann, da iſt kein hinlänglicher Grund vorhanden, Bewußtſein anzunehmen und umgekehrt zeigt ſich Bewußtſein überall, wo wir es beobachten können, als die Fähigkeit, aufzupaſſen oder aufzumerken, d. h. auf erſt zu empfangende Vorſtellungen zu lauern. Dieſes Lauern oder Erwarten ſchließt aber immer den Zweifel in ſich wegen einer in Zukunft zu empfangenden Vorſtellung, ob dieſelbe von dieſer oder einer andern Art ſein werde. Eine ſpecielle Unterart dieſes Zweifels iſt dann wiederum der, ob die Zukunft die gegenwärtig in mir ſeienden Vorſtellungsverknüpfungen beſtehen laſſen, oder ob ſie dieſelben zerreißen und durch andre erſetzen wird. Mit einem Worte, Bewußtſein als Wahrnehmungsfähigkeit iſt Lauſchſamkeit, Lauerſamkeit, Erwartſamkeit, Aufmerkſamkeit, dieſe aber iſt der rege oder in Wirkſamkeit begriffene Zweifel in Beziehung auf zu empfangende Vorſtellungen.

Zum Zweifeln gehören zunächſt verſchiedene Vorſtellungen, zwiſchen denen gezweifelt wird, ſodann ein Weſen, welches zwiſchen ihnen zweifelt. So iſt, wenn die Ameiſe zwiſchen verſchiedenen Erdlöchern zweifelnd umherirrt, das zweifelnde Weſen der durch Vorſtellungen reizbare Organismus des Thierchens, auf welchen verſchiedene Vorſtellungen abwechſelnd mit größerer Stärke wirken. Sobald hingegen der zweifelnde Zuſtand nicht auf gegenwärtige, ſondern auf zukünftige Vorſtellungen geht, welche erſt noch erwartet werden, iſt das Weſen, welches zweifelt, das Bewußtſein oder die Aufmerkſamkeit ſelbſt. Denn ein ſolcher Zweifel iſt nie vorhanden, ohne daß Bewußtſein vorhanden iſt, und alſo iſt Bewußtſein das einzige Agens, welches ſolchen Zweifel zu erregen im Stande iſt. Dieſer Zweifel aber heißt in Beziehung auf diejenige Vorſtellung, welche eintreten wird, die Frage. Jede Aufmerkſamkeit iſt ein fragender Zuſtand und jedes bewußte Weſen ein fragendes Weſen. Fragen heißt zweifeln zwiſchen verſchiedenen möglichen zukünftigen Vorſtellungen mit Beziehung auf die, welche ſich wirklich einſtellen wird. Sobald

Drittens bezeichnet Bewußtſein die Eigenſchaft der Vorſtellungen, ſich im Zuſtande der Wahrnehmung zu befinden. An dieſem Begriffe iſt unſere Unterſuchung bis zu ihrem gegenwärtigen Standpunkte emporgeklommen und es iſt nicht zu leugnen, daß dieſer Begriff am Ende Merkmale kundgegeben hat, welche anfangs ſchwer in ihm zu vermuthen waren. Denn wer ſollte auf den erſten Anblick vermuthen, daß dasjenige Princip, welches den Vorſtellungen die Helligkeit und Deutlichkeit gibt, welche Bewußtſein heißt, eine Frage um die Zukunft ſei? Es entdeckt ſich aber hiermit ein Zwiſchenglied, welches wir im Bisherigen noch nicht mit in Anſchlag gebracht haben. Indem nämlich eingeſehen wird, daß die Frage nach der Zukunft in den Vorſtellungen eine Eigenſchaft bewirkt, in welcher ſie ſelbſt nicht ſogleich zu entdecken iſt, ſo iſt damit klar, daß dieſe Eigenſchaft nicht mit jener Frage ſelbſt identiſch, ſondern nur eine Wirkung von ihr iſt, und alſo ein Zwiſchenglied bildet zwiſchen der Frage um die Zukunft und den Vorſtellungen, auf welche ſie geht. Dieſes Mittelglied heißt die Helligkeit, Klarheit oder Deutlichkeit der Vorſtellungen. Wir bemerken nämlich, daß nur dann, wenn die Aufmerkſamkeit ſtark auf eine Vorſtellung geheftet iſt, dieſe Vorſtellung hell oder deutlich wird, welches darin beſteht, daß ſich ihre Theile genau untereinander ſondern und gliedern, wogegen eine Vorſtellung, welche mit ſchwacher und zerſtreuter Aufmerkſamkeit aufgefaßt wird, immer verworren und undeutlich bleibt und einem nebelhaften Gebilde gleicht, deſſen Theile nicht gehörig voneinander unterſchieden werden. Wir ſind hiermit zugleich in die vierte Bedeutung des Wortes Bewußtſein eingetreten, wonach daſſelbe diejenige Modification bezeichnet, welche ein Vorſtellungsinhalt dadurch erleidet, daß er ſich im Zuſtande der Wahrnehmung, oder in dem Raum, welcher von der Frage um die Zukunft durchdrungen iſt, befindet. Und hier zeigt ſich etwas Räthſelhaftes. Denn daß ein Vorſtellungsinhalt verknüpft ſei mit der Frage nach ſeiner Zukunft und daß derſelbe in ſich deutlich und klar geſondert ſei, ſind Begriffe, die ſchlechterdings nicht auseinander folgen. Welches iſt das Verhältniß zwiſchen dieſen ſchlechthin heterogenen Begriffen, welche ſich doch ſo enge miteinander verknüpft zeigen, daß der Sprachgebrauch des Lebens ſich mit einem und demſelben Worte für beide behilft?

Zwar könnte man immer einen Verſuch machen, eine Verbindung

zwiſchen dem Begriff der Aufmerkſamkeit auf den Vorſtellungsinhalt und der Deutlichkeit des Vorſtellungsinhalts herzuſtellen. Denn je mehr ich aufmerke, deſto mehr entdecke ich und je mehr ich frage, deſto mehr Antworten bekomme ich in Beziehung auf eine Vorſtellung, deſto mehr Merkmale häufen ſich mir alſo in Beziehung auf dieſelbe an. Es beſteht dann die Deutlichkeit einer Vorſtellung darin, daß viele, die Undeutlichkeit einer ſolchen darin, daß wenige Merkmale in ihr aufgefaßt ſind. Ganz abgeſehen von allen Einwendungen, welche ſich gegen eine ſolche Definition der Deutlichkeit mit Recht erheben ließen, würde Der, welcher ſich mit dieſer Erklärung begnügte, ſich auch ſonſt durch eine bloße Redensart täuſchen. Denn Das, was er vorausſetzt, als ob es ſich von ſelbſt verſtünde, nämlich daß Der, welcher viel fragt um die Zukunft, auch viel auffaßt in der Gegenwart, und umgekehrt, daß Der, welcher wenig fragt, auch wenig faßt, oder überhaupt, daß das Maß des Fragens das Maß des Faſſens bedingt, das iſt ja eben das unerklärte Räthſel. Oder iſt Fragen und Faſſen dieſelbe Thätigkeit? Doch gewiß nicht. Die Action des Fragens geht auf die Zukunft, die des Faſſens auf die Gegenwart, die Frage beſteht in einer Unentſchiedenheit, die Antwort in einer Entſchiedenheit und Feſtigkeit des Vorſtellens. Und indem das Maß des einen ſich abhängig zeigt vom Maß des andern, ſehen wir nur ein Gegentheil unvermeidlich an ſein Gegentheil geknüpft, ohne daß wir zu ſagen wüßten, wie und wodurch.

Obgleich unſere gegenwärtigen Reſultate nur hinreichen, um das Räthſel des Bewußtſeins deutlich auszuſprechen, aber noch nicht, um in daſſelbe tiefer einzudringen, ſo genügt doch ſchon dieſe deutliche Ausſprache, um in Beziehung auf die obenerwähnten Grade des Bewußtſeins eine wichtige Unterſcheidung zu machen. Wir fanden oben, daß die einzigen Grade des Bewußtſeins als einer Vorſtellungseigenſchaft genommen die Grade der Deutlichkeit, Klarheit und Helligkeit der Vorſtellungen ſeien. Bereits liegt es uns ſchon deutlich vor, daß dieſe Deutlichkeitsgrade nicht Grade der fragenden Aufmerkſamkeit ſind, ſondern Grade der Wirkungen, welche die lauſchende Aufmerkſamkeit auf den Vorſtellungsinhalt ausübt, indem ſie ihn verdeutlicht und aufklärt. Die Deutlichkeits- oder Helligkeitsgrade des Bewußtſeins zeigen hierin große Aehnlichkeit mit den Thermometergraden, welche ebenfalls nicht Wärmegrade ſind, womit man

ſe in der Sprache des gemeinen Lebens verwechſelt, ſondern Ausdehnungsgrade eines Mediums, auf welches die Wärme ausdehnend wirkt. Und wenn alſo auf den Grund hin, daß die Grade des Bewußtſeins Deutlichkeitsgrade ſeien, das Bewußtſein für einen Zuſtand des Unterſcheidens genommen wurde, weil Deutlichkeitsgrade Grade des Unterſcheidens ſind, ſo war das Bewußtſein damit zwar nicht unrichtig, aber einſeitig und mangelhaft beſtimmt. Denn ſeine Definition würde im Lichte der bis hier gewonnenen Erkenntniß lauten: Bewußtſein iſt derjenige Zuſtand des Unterſcheidens in den Vorſtellungen, welcher als Wirkung aus dem Zuſtande des Fragens oder Aufmerkens hervorgeht. Eine ſolche Definition würde bei aller Richtigkeit, die ihr inſofern zugeſtanden werden kann, als ſie die vierte Bedeutung im Gebrauch des Wortes Bewußtſein genau ausdrückt, doch den univerſellen Sinn der Thatſache ganz verdrehen, wollte man ſich an ihr feſthalten. Denn ſie ſetzt an die Stelle des wirklichen Princips vom Bewußtſein, nämlich des aufmerkſamen Fragens und Lauſchens, die Wirkung dieſes Princips im Vorſtellungsinhalt, nämlich das deutliche Unterſcheiden, und läßt es dahingeſtellt, ob das Agens, von welchem dies deutliche Unterſcheiden als Wirkung ausgeht, ſelbſt mit zum Bewußtſein gehöre oder nicht; während doch der wirkliche Stand der Sache der iſt, daß das deutliche Unterſcheiden in den Vorſtellungen oder das Bewußtſein in der vierten Bedeutung dieſes Wortes in gar keinem andern Sinne dieſen Namen verdient, als inſofern daſſelbe eine nothwendige und unvermeidliche Wirkung des bewußten Princips in den Vorſtellungen iſt.

Man könnte noch hiergegen fragen, warum wir, da ſich uns erſtlich das Bewußtſein als einen Zuſtand des Unterſcheidens enthüllte, und wir hintennach ſahen, daß derſelbe auch einen Zuſtand des Lauſchens und Fragens nothwendig in ſich ſchlöſſe, warum wir nicht lieber und am natürlichſten beide Zuſtände als integrirende und gleich wichtige Theile des Phänomens vom Bewußtſein gelten ließen, anſtatt auf den Principat des einen über den andern zu ſinnen. Die Antwort auf dieſe Frage iſt in der Beobachtung enthalten, daß der Zuſtand des Lauſchens und Aufpaſſens gar nicht zu bewerkſtelligen iſt, ohne vom Bewußtſein und Gewahrwerden Deſſen, was wir thun, in allen ſeinen Theilen und Modificationen bis ins Kleinſte hin durchdrungen zu ſein, und daß alſo ein Lauſchen und Aufpaſſen ohne Bewußtſein gar nicht

denkbar iſt, während hingegen ein deutliches Unterſchiedenſein oder ein genaue Sonderung in den Theilen eines erinnerbaren Vorſtellungsinhalts auch dann noch in ihm fortdauert, wenn er aus dem Bewußtſein entſchwunden iſt und auf eine Gelegenheit wartet, wieder in ihm erweckt zu werden. Da nun alſo nicht das Unterſchiedenſein, ſondern lediglich der Act des Unterſcheidens, aus welchem das Unterſchiedenſein oder die Deutlichkeit und Helle der Vorſtellungen folgt, dem Bewußtſein als einem ſolchen zuzuſchreiben iſt, ſo wird das Bewußtſein im Act des Unterſcheidens angeſchaut in ſeinem Verhalten zum Gegentheil ſeiner, nämlich zu dem an ſich unbewußten Vorſtellungsinhalt, in welchem daſſelbe Grade der Deutlichkeit und Helligkeit verurſacht, welche an ſich ebenfalls unbewußte Eigenſchaften des Vorſtellungsinhalts ſind und als ſolche fortexiſtiren. Hingegen wird im Lauſchen und Aufpaſſen das Bewußtſein beobachtet in ſeinem Verhalten zu künftigen Vorſtellungen oder zu Vorſtellungen, welche noch nicht vorhanden ſind, zu denen es alſo auch noch keine wirkliche Beziehung haben kann, ſondern nur erſt eine mögliche. Oder das Lauſchen iſt der Zuſtand des Bewußtſeins in ſeiner blos möglichen Beziehung auf Vorſtellungen, folglich in ſeiner wirklichen Beziehungsloſigkeit gegen dieſelben. Folglich verhält ſich der Act des Unterſcheidens zum Zuſtande des Aufpaſſens wie das Verhalten gegen ein anderes zum Verhalten gegen ſich ſelbſt, oder wie ein gegen ein äußeres Object gekehrter wirkſamer Act zu dem an ſich ſelbſt ſeienden Zuſtande des Princips, aus welchem er hervorgeht. Und folglich iſt im Bewußtſein dem Aufpaſſen oder Fragen derſelbe Principat über das Unterſcheiden zuzuſchreiben, welcher überhaupt der Urſache gegen die Wirkung zukommt.

Hiermit iſt die Definition, daß Bewußtſein ein Zuſtand des Unterſcheidens ſei, womit unſere Unterſuchung begann, in ihrer Einſeitigkeit und Mangelhaftigkeit bloßgedeckt, und wir wenden uns wieder vorwärts zum weitern Nachforſchen in der fünften Bedeutung des Wortes Bewußtſein, worin wir es beſtimmten als den Zuſtand des Wahrnehmens, aufgefaßt in ſich ſelbſt als eine zu dem an ſich unbewußten Vorſtellungsinhalt hinzukommende unbekannte Größe. Dieſe unbekannte Größe hat ſich uns bereits als der Zuſtand des Fragens enthüllt, und dadurch unſere Aufgabe ſchon bis dahin gereinigt, daß wir den Zuſtand des Unterſcheidens nicht mehr als einen unmittelbaren

ie in der Sprache des gemeinen Lebens verwechſelt, ſondern Ausdeh-
ungsgrade eines Mediums, auf welches die Wärme ausdehnend wirkt.
nd wenn alſo auf den Grund hin, daß die Grade des Bewußtſeins
Deutlichkeitsgrade ſeien, das Bewußtſein für einen Zuſtand des Unter-
cheidens genommen wurde, weil Deutlichkeitsgrade Grade des Unter-
cheidens ſind, ſo war das Bewußtſein damit zwar nicht unrichtig,
ber einſeitig und mangelhaft beſtimmt. Denn ſeine Definition würde
m Lichte der bis hier gewonnenen Erkenntniß lauten: Bewußtſein iſt
erjenige Zuſtand des Unterſcheidens in den Vorſtellungen, welcher als
Wirkung aus dem Zuſtande des Fragens oder Aufmerkens hervorgeht.
Eine ſolche Definition würde bei aller Richtigkeit, die ihr inſofern zu-
eſtanden werden kann, als ſie die vierte Bedeutung im Gebrauch des
Wortes Bewußtſein genau ausdrückt, doch den univerſellen Sinn der
Thatſache ganz verdrehen, wollte man ſich an ihr feſthalten. Denn ſie
etzt an die Stelle des wirklichen Princips vom Bewußtſein, nämlich
es aufmerkſamen Fragens und Lauſchens, die Wirkung dieſes Prin-
ips im Vorſtellungsinhalt, nämlich das deutliche Unterſcheiden,
nd läßt es dahingeſtellt, ob das Agens, von welchem dies deutliche
nterſcheiden als Wirkung ausgeht, ſelbſt mit zum Bewußtſein gehöre
der nicht; während doch der wirkliche Stand der Sache der iſt, daß
as deutliche Unterſcheiden in den Vorſtellungen oder das Bewußtſein
n der vierten Bedeutung dieſes Wortes in gar keinem andern Sinne
ieſen Namen verdient, als inſofern daſſelbe eine nothwendige und
nvermeidliche Wirkung des bewußten Princips in den Vorſtellun-
gen iſt.

Man könnte noch hiergegen fragen, warum wir, da ſich uns erſt-
ich das Bewußtſein als einen Zuſtand des Unterſcheidens enthüllte,
nd wir hintennach ſahen, daß derſelbe auch einen Zuſtand des Lau-
chens und Fragens nothwendig in ſich ſchlöſſe, warum wir nicht
ieber und am natürlichſten beide Zuſtände als integrirende und gleich
ichtige Theile des Phänomens vom Bewußtſein gelten ließen, anſtatt
uf den Principat des einen über den andern zu ſinnen. Die Antwort
nf dieſe Frage iſt in der Beobachtung enthalten, daß der Zuſtand des
auſchens und Aufpaſſens gar nicht zu bewerkſtelligen iſt, ohne vom
Bewußtſein und Gewahrwerden Deſſen, was wir thun, in allen ſeinen
Theilen und Modificationen bis ins Kleinſte hin durchdrungen zu ſein,
nd daß alſo ein Lauſchen und Aufpaſſen ohne Bewußtſein gar nicht

nicht ein, daß z. B. dem Jäger, welcher entweder einen Haſen oder ein Rebhuhn vor den Schuß erwartet, beides mit einem male zuſtoßen kann, denn dies wäre eben nur der dritte mögliche Fall oder die dritte Vorſtellung ſeines Beobachtungsfeldes, ſo wie ein vierter Fall der wäre, daß ihm keins von beiden begegnete, ſein Beobachtungsfeld alſo leer bliebe, ein fünfter Fall der, daß ihm ſtatt der erwarteten Gegenſtände ein anderes Thier, z. B. ein Reh, vor den Schuß liefe, u. ſ. w. Alle dieſe Fälle, welche ſich ins Beliebige vervielfältigen laſſen, ſchließen einander aus, ſodaß, ſobald einer von ihnen ſtattfindet, damit in demſelben Augenblick alle übrigen nicht ſtattfinden, ſodaß z. B., ſobald es wahr wird, daß Haſe und Rebhuhn zuſammen erſcheinen, es damit zugleich unwahr wird, daß Haſe allein, oder Rebhuhn allein erſchienen ſei. So bewegt ſich alles Fragen innerhalb eines Entweder Oder, oder innerhalb der Regel eines disjunctiven Urtheils. Wo kein disjunctives Urtheilen, d. h. kein Setzen möglicher Vorſtellungen nach der Regel des Entweder Oder iſt, da iſt auch kein Fragen vorhanden. Wer alſo nicht zugibt, daß die Thiere, welche lauſchen und ſpähen, wie z. B. Haſen und Mäuſe, des disjunctiven Urtheilens, d. h. des Setzens möglicher Vorſtellungen nach der Regel des Entweder Oder fähig ſeien, der iſt genöthigt, dieſen Thieren das Lauſchen und Spähen abzuſprechen, und ihnen nur einen betrüglichen Schein davon zuzugeſtehen.

Dabei iſt indeſſen der Unterſchied wohl ins Auge zu faſſen, welcher ſtattfindet zwiſchen der Fähigkeit, die Regel des disjunctiven Urtheils auf einen gewiſſen gegebenen Fall ſo weit anzuwenden, als es dieſer Fall mit Nothwendigkeit erheiſcht, und der Fähigkeit, auch über die Nothwendigkeit des gegebenen Falls hinaus ſämmtliche Vorſtellungen, welche in ihm möglich ſind, zu einem vollſtändigen disjunctiven Netze kunſtreich auszuſpinnen. Nur die erſtere Fähigkeit kommt beim Phänomen des Spähens in Betracht, die letztere gehört combinirtern Stufen des Seelenlebens an, von welchen hier noch nicht die Rede ſein darf. Vielmehr ſteht das Spähen und Lauſchen in der Regel auf dem allereinfachſten Grade der Disjunction, indem es ſich an einem einzigen Eindruck, einer einzigen Empfindung feſthält, welche auf problematiſche oder fragende Weiſe vorhanden iſt, wie z. B.: Iſt Gefahr vorhanden, oder nicht? Iſt dies eßbar oder nicht? Wäre ein gewiſſer Raum für das Thier wirklich und nicht blos problematiſch mit der Em-

pfindung der Gefahr durchdrungen, ſo würde es denſelben ſofort fliehen, ohne erſt ſpähend zu probiren, ob derſelbe geflohen werden müſſe. Wäre ein gewiſſes Kraut für das Thier wirklich und nicht blos problematiſch mit der Empfindung der Eßbarkeit durchdrungen, ſo würde es friſch zugreifen, und nicht erſt probirend daran umherlecken. Ueberall, wo probirt und geſpäht wird, iſt das probirende Weſen gefaßt, den Gegenſtand, welcher ſich vorläufig von einer gewiſſen Empfindung geſchwängert zeigt, ſobald ſich die Empfindung nicht in ihm bewähre, ſofort von ihr zu befreien oder zu löſen. Mit andern Worten, ein ſpähendes Weſen iſt im Entſchluß, von dem Gegenſtande ſeiner Neugier nach Maßgabe des zu Erfahrenden ein disjunctives Urtheil auszuſprechen, daß er Etwas, z. B. gefährlich, eßbar, entweder ſei oder nicht ſei. Denn was iſt dem neugierigen Weſen der Gegenſtand ſeiner Neugierde, ehe es dieſelbe befriedigt hat? Iſt er ihm z. B. ein gefahrdrohender oder ein nichtgefahrdrohender? Offenbar keins von beiden. Denn im erſten Fall würde es ſchleunig entfliehen ohne ſich umzuſehen, im zweiten arglos ſich nahen, und in jede ihm geſtellte Schlinge hinein gehen, in keinem Fall aber argwöhniſch prüfen. So wird denn vielleicht der Gegenſtand ihm beides zu gleicher Zeit erſcheinen, ſowol gefahrvoll, als gefahrlos? In dieſem Fall könnten aber nur beide Empfindungen als im Gegenſtand ruhende gedacht ſich zu einem mittlern Eindruck ausgleichen. Das Thier, dem der Gegenſtand gefahrdrohend erſchiene, aber doch nicht eben ſehr ſtark, würde ſich zögernd und langſam aus ſeiner Nähe entfernen, gleich einem Körper, welcher von einem andern mit mittlerer Geſchwindigkeit abgeſtoßen würde. Von einem Probiren, ob Gefahr vorhanden ſei oder nicht, d. h. ob ſchleunig geflohen werden müſſe oder ruhig verweilt werden könne, würde in keinem dieſer Fälle die Rede ſein können. Es bleibt nichts übrig als dies, daß einem probirenden Weſen ein Gegenſtand entweder gefährlich oder nicht, entweder eßbar oder nicht u. ſ. f. erſcheine, oder daß ein probirendes Weſen auch nothwendig des Gedankens der Negation mächtig ſei. Das einfachſte Hervortreten dieſes Gedankens zeigt ſich in Form des einfachſten disjunctiven Urtheils, daß ein Gegenſtand irgend Etwas ſei oder nicht, mit irgend Etwas in Verbindung ſtehe oder nicht, daß mir irgend Etwas begegnen werde oder nicht, und in ähnlicher Weiſe.

Nun aber iſt die Spannung der Elemente des Vorſtellungsinhalts

innerhalb der Disjunction, wonach durch die Setzung des einen Moments immer die Setzung des andern verhindert wird, nicht zu verwechseln mit dem Bewußtsein oder der fragenden Thätigkeit, sondern erweist sich vielmehr als eine Eigenschaft alles Vorstellungsinhalts ohne Ausnahme und nicht blos des bewußten. Man wird dieses am besten gewahr, wenn man auf einen Vorstellungsinhalt reflektirt, welcher als Eigenschaft an einem nicht blos für uns, sondern für Jedermann seienden Gegenstande gegeben ist, z. B. auf die Rundheit des Apfels, die Höhe des Baumes u. dergl. Die Rundheit des Apfels z. B. schließt es aus, daß er platt oder eckig sei, die Höhe des Baumes, wodurch er andere seinesgleichen überragt, schließt es aus, daß er niedrig sei gleich niedrigem Gestrüpp u. s. w. So wie also irgend ein Vorstellungsinhalt als Eigenschaft an irgend einem Gegenstand gesetzt ist, so schließt er nach dem Gesetze der Disjunction seine Gegentheile aus, sodaß wir hierin ein Gesetz des Vorstellungsinhalts als eines solchen und nicht ein Gesetz des Bewußtseins vor uns haben. Das Bewußtsein fängt erst da an, wo ein disjunctiver oder widersprechender Vorstellungsinhalt trotz seines Widerspruchs oder seiner Unverträglichkeit dennoch gesetzt wird, welches nur dadurch geschehen kann, daß für zwei oder mehre Vorstellungen, welche in gewisser Beziehung unverträglich sind, z. B. in Beziehung auf ihr Erscheinen im äußern Sinn, ein anderes Feld des Erscheinens, z. B. der innere Sinn, gegeben wird, auf welchem sie miteinander bestehen können. Dieses Miteinanderbestehen zweier im äußern Sinn unverträglich seiender Vorstellungen, welches im innern Sinn stattfindet, heißt eine Disjunction.

In einer bloßen Spannung von alternativen Vorstellungen kommt ferner kein Ueberspringen der Aufmerksamkeit von einer auf die andre vor, wie sie als ein eine bestimmte Zeit in Anspruch nehmendes, bald langsamer, bald schneller vor sich gehendes Oscilliren in der Frage zu beobachten ist, bei allem Zweifeln, Ueberlegen, Forschen und Probiren. Folglich würde auch insofern ein solches Spannungsverhältniß von disjunctivem Vorstellungsinhalt, wo es für sich allein existirte, noch gar keinen bewußten Zustand herbeiführen. Dasselbe bestätigt die Erfahrung auch noch dadurch, daß sich ein disjunctiver Spannungszustand im Vorstellungsinhalt auch recht wohl im unbewußten Zustande zu erhalten vermag. Denn wo wir gestern in unserer For-

ſchung abbrachen, ſind wir im Stande heute fortzufahren, nachdem viele Stunden ſowol Wachens als Schlafs dazwiſchen traten, welche den Gegenſtand der Forſchung ganz aus unſerm Bewußtſein verſchwinden machten. Dabei finden wir in unſerm Gedächtniß am Inhalt des Fragepunkts, an der feinen Spannung ſeiner Alternative, an der Schärfe der Disjunction häufig nicht das Mindeſte erloſchen. Woraus folgt, daß das ſpröde ſich Ausſchließen der Vorſtellungen, wie es bei den Eigenſchaften der ſinnlichen Objecte vorkommt, wonach z. B. derſelbe Gegenſtand in derſelben Beziehung nicht zugleich groß oder klein, ſchwarz oder weiß u. ſ. f. ſein kann, ſondern immer nur eins von dieſen iſt, in dem erinnerbaren Vorſtellungsinhalt unſers innern Sinnes gar nicht ſtatt hat, indem daſelbſt ebenſo gut, als ein weißer Gegenſtand, ein Gegenſtand in der Erinnerung bewahrt wird, welcher entweder weiß oder ſchwarz iſt. Das Verhältniß der Disjunction unter den Gliedern eines erinnerbaren Vorſtellungsinhalts iſt folglich auch im unbewußten Zuſtande möglich, und alſo entweder eine Vorausſetzung oder eine Nachwirkung des Bewußtſeins, auf keinen Fall aber mit ihm zu verwechſeln.

In jeder Frage iſt eine Disjunction enthalten. Denn wenn ich einer Frage die Wendung hinzufüge, Ja oder Nein? — ſo verſtärke ich dadurch nur die Frage, ohne ihr irgend etwas Neues hinzuzuſetzen. Hingegen iſt noch nicht in jeder Disjunction eine Frage enthalten. Denn die Disjunction für ſich allein genommen verſetzt uns nur in den zweifelnden Zuſtand, ob ein Ding dieſes oder jenes, ob gefahrvoll, eßbar u. dergl. ſei, aber noch nicht in den fragenden oder prüfenden, welcher in dem Beſtreben beſteht, durch Affirmation des einen Gliedes der Alternative das andere Glied als unmöglich abzuſchneiden und ſo dem Zuſtand des Zweifels ein Ende zu machen. Die Frage enthält die gleichſchwebende Disjunction verſchiedener Möglichkeiten oder Vorſtellungen in ſich, aber zugleich mit dem Beſtreben, dieſes Gleichgewicht zu Gunſten der einen oder der andern zu ſtören. Die Frage oder Probe beſteht folglich aus einer Disjunction, verbunden mit einem Beſtreben, ihr ein Ende zu machen. Achten wir nun genauer auf die Natur dieſes Beſtrebens, ſo finden wir jedesmal, daß es ſeinen Grund nicht in der Disjunction hat, ſondern in dem Inhalt der einen von denjenigen Vorſtellungen, deren Gleichgewicht die Disjunction bildet. Die Größe des Beſtrebens näm-

lich, womit ein Thier auf das Geräuſch einer möglichen Gefahr lauſchen, oder den Geruch einer möglichen Speiſe verfolgen wird, wird ſich immer richten nach der Größe der Furcht, welche die Vorſtellung einer ſolchen Gefahr, oder nach der Größe der Begierde, welche die Vorſtellung einer ſolchen Speiſe für ſich allein im Thiere erregt. In dem Maß, als die Größe dieſer Begierde ſinkt, wird auch die Größe jenes Beſtrebens ſinken, z. B. ein ſattes Thier in Verfolgung der Spur eines Speiſegeruchs weniger Neugierde zeigen. Wenn nun die Größe und Kleinheit der Neugierde bei einer Frage ſich richtet nach der Größe oder Kleinheit der Begierde oder des Abſcheues, den die in Disjunction ſtehende Vorſtellung durch ihren Inhalt auf das fragende Wesen hervorbringt, ſo iſt das in der Neugierde wirkende Princip eben der Inhalt dieſer Vorſtellung als ein ſolcher, oder die Neugierde iſt nichts weiter als eine gewöhnliche animaliſche Begierde, welche ſich in ihren Aeußerungen dadurch modificirt, daß der ſie erregende Vorſtellungsinhalt nicht ein einfacher, ſondern ein in Disjunction ſchwebender iſt.

Man beobachtet die Frage als die Wirkung der Neugierde innerhalb einer Disjunction am genaueſten an einer Zergliederung der ſpähenden und wartenden Aufmerkſamkeit, wie wenn des Jägers Blick beobachtend auf die Tiefe des Waldes gerichtet iſt, und während er lauert, theils beobachtet, theils lernt oder erfährt. Während hierbei ſeine Aufmerkſamkeit auf das Wild geſpannt iſt, welches ihm noch erſt begegnen ſoll, ſteht ſeine Wahrnehmung feſt auf dem Bilde ſeiner Phantaſie von dem durch die Büſche dahin ſpringenden Wilde, und während ſeine Wahrnehmung gefeſſelt iſt auf das Bild der Phantaſie zuſammt dem wirklichen Ort, wo daſſelbe ſich realiſiren ſoll, iſt das Spannende der Aufmerkſamkeit die Begierde, welche die Ueberſetzung des Bildes in eine Realität von Augenblick zu Augenblick erwartet. Erfolgt dieſe Ueberſetzung, dann erſt verwandelt ſich der Gegenſtand der Begierde in einen Gegenſtand der Wahrnehmung. Die Begierde zeigt ſich alſo in dieſem Proceß als das rein auf die Zukunft, die Wahrnehmung als das rein auf die Gegenwart gerichtete Agens, die Aufmerkſamkeit aber als die Thätigkeit, in welcher die Wahrnehmung von einer vorhandenen Vorſtellung, auf welcher ſie ruht, ohne daß dieſe Ruhe irgend geſtört würde, doch zugleich hinweggetrieben wird zu einer nicht vorhandenen Vorſtellung, nämlich zur wirklichen Erblickung des Wildes, auf welches die Begierde gerichtet iſt.

Dieſes Hinweggetriebenwerden von der vorhandenen Wahrnehmung auf die nichtvorhandene heißt die Neugierde.

Wir ſehen hieraus, daß die bei der Frage vorkommende Disjunction immer zugleich eine Verknüpfung von zwei verſchiedenen Sinnfeldern vermöge der Aufmerkſamkeit in ſich ſchließt. Wenn der Jäger ſeine Aufmerkſamkeit auf das Wild geſpannt hält, welches er im Walde ſchießen will, ſo ſteht ſeine Aufmerkſamkeit auf gleiche Weiſe fixirt in zwei verſchiedenen Sinnfeldern, in dem des äußern und dem des innern Sinnes, welche fortwährend miteinander verglichen werden. Denn die Begierde, das Wild zu erlegen, heftet ſeine Aufmerkſamkeit ebenſo feſt auf das Bild ſeiner Phantaſie von dem durch die Büſche dahinſpringenden Wilde, als auf den wirklichen Ort im Walde, wo daſſelbe ſich realiſiren, d. h. ſich aus einer Vorſtellung des innern Sinnes in eine Vorſtellung des äußern Sinnes verwandeln ſoll. Das Bild der Zukunft, worauf die Begierde geſpannt iſt, iſt das des innern Sinnes, das Bild der Gegenwart, welches dieſem Bilde widerſpricht und daher der Begierde das Warten auferlegt, iſt das Bild des äußern Sinnes. Das Warten beſteht darin, daß die Begierde, welche an ſich und urſprünglich auf ein Bild der Gegenwart oder des äußern Sinnes geht, genöthigt wird, ſich ſtatt deſſen zwar auf daſſelbe Bild, aber als ein Bild des innern Sinnes oder der Zukunft zurückzuziehen. Seine Lebensbegierde, welche immer auf ein Bild der Gegenwart geht, ſtatt deſſen auf ein Bild der Zukunft zu richten und dadurch ſo lange zu ſuspendiren, bis ſich das zukünftige Bild in ein gegenwärtiges verwandelt, das heißt eine Frage an die Zukunft richten oder aufmerken. Hierdurch erklärt ſich nun zugleich die Natur der Disjunction aufs genaueſte. Die Disjunction ſetzt an die Stelle des vorhandenen oder gegenwärtigen Bildes ein andres, welches mit ihm ſchlechthin unverträglich iſt. Setzbar wird dieſes Bild aber dadurch, daß es in einer ganz andern Sphäre des Vorſtellens geſetzt wird, nämlich als ein zukünftiges oder als ein Bild des innern Sinnes. Daher heißt nun die Bejahung einer Frage ſoviel als die Umwandlung des Bildes der Zukunft in ein Bild der Gegenwart, wodurch ſogleich die die Frage erregende Begierde in Activität tritt. Die Frage verneinen, heißt, das Bild der Zukunft, auf welches die Begierde ſpannt, vom Bilde der Gegenwart ablöſen und alſo das Dilemma oder die Disjunction vernichten, wobei aller Zuſammenhang zwiſchen der Be-

gierde und dem gegenwärtigen Bilde aufhört. Dagegen eine Suspenſion der Begierde oder eine Heftung der Begierde auf das zukünftige oder innere Bild, während ſie zugleich gerichtet iſt auf das ihr nicht entſprechende äußere oder gegenwärtige Bild, und zwar darum, weil ſie eine Begierde iſt, das innere Bild in ein äußeres verwandelt zu ſehen, dies iſt Fragezuſtand. Die Frage iſt nur ſo lange vorhanden, als die Gegenwart dem Bilde der Zukunft die Bejahung verweigert, oder als ſie gegen daſſelbe das Nein ausſpricht. Aber ſie iſt auch nur ſo lange vorhanden, als dieſes Nein nicht unbedingter Weiſe angenommen wird, ſondern gegen das Bild der Gegenwart aus der Begierde noch immer der Wunſch und die Hoffnung ausſtrömt, daß das Ja erfolge, d. h. daß das zukünftige oder innere Bild ſich in ein gegenwärtiges oder äußeres verwandle.

Hieraus folgt erſtlich, daß die Neugierde beſteht in einem Zurückſchlagen der Begierde aus der Gegenwart in die Zukunft, aus dem äußern Sinnfelde in das innere, wobei ſie das innere den äußern ſo lange ſubſtituirt, bis das letztere dem erſtern völlig entſpricht. Es folgt zweitens, daß das urſprüngliche und einfache Verhältniß der Disjunction oder des disjunctiven Urtheils nicht die Vielgliedrigkeit iſt, ſondern die Eingliedrigkeit als das einfache Verhältniß von Ja und Nein, wobei die auf das Ja fallende Vorſtellung allemal eine ganz beſtimmte und concrete iſt, die auf das Nein fallende aber einen ganz beliebigen, nur mit jener nicht übereinſtimmenden Inhalt haben kann. Denn das Ja im Dilemma bezeichnet allemal das Bild der Zukunft oder die feſſellos freigelaſſene Begierde, welche auf ein genau beſtimmtes concretes Bild gerichtet iſt. Das Nein im Dilemma bezeichnet irgend ein anderartiges gegenwärtiges Bild, welches die Begierde ſo lange ſuspendirt oder in ihrem Ausbruch hemmt, als es nicht mit dem Bilde der Zukunft, auf welches die Begierde geſpannt iſt, gänzlich in eins ſchmilzt.

Daher iſt die gewöhnliche logiſche Darſtellung des disjunctiven Verhältniſſes, wonach die Glieder eines Dilemmas inſofern verwechſelbar erſcheinen, als man ein jedes von ihnen beliebig mit dem Ja oder auch mit dem Nein belegen kann, eine erkünſtelte, welche die Sache nicht bei ihrem Urſprunge faßt, ſondern ausgebildetern Denkſtufen angehört. Denn wenn es auch feſt ſteht, daß das ſpähende Thier im Spähen jedesmal ein wirkliches disjunctives Urtheil fällt, ſo iſt

ihm doch dabei eine ſolche Gleichſchwebe des Entweder Oder, wonach die Glieder des Dilemmas ſich miteinander vertauſchen laſſen, noch gänzlich ferne, und das Thier bildet nur immer ein ſolches disjunctives Urtheil der urſprünglichſten Art, wie es in jeder einfachen Frage vorkommt, nach dem Schema: entweder Ja oder Nein, wobei das Ja auf die beſtimmte Vorſtellung der Zukunft, und folglich auf den mit ihr verknüpften Inhalt der fragenden Begierde trifft, das Nein aber auf die unbeſtimmte und beliebigen Inhalt ertragende Vorſtellung der Gegenwart als das die Begierde in ihrer Thätigkeit hemmende Agens geht.

Zugleich werden wir hier aufmerkſam auf ein wichtiges logiſches Verhältniß, welches ſich an die Begriffe der Verneinung und Bejahung knüpft. Die Negation iſt ein Begriff, welcher bezeichnet, daß mit einem gegebenen beſtimmten Vorſtellungsinhalt irgend ein anderer nicht übereinſtimme, ohne daß damit über die Natur des Widerſtreitenden irgend Etwas ausgeſprochen würde. Und die Bejahung iſt ein Begriff, welcher bezeichnet, daß mit einem gegebenen beſtimmten Vorſtellungsinhalt aus einer gewiſſen Sphäre ein Inhalt aus einer andern Sphäre eins und ununterſchieden ſei, ohne daß damit über die Beſchaffenheit des Identiſchen irgend Etwas ausgeſprochen würde. Wir wollen dieſe Begriffsformen, welche nicht aus dem Vorſtellungsinhalt als ſolchem, ſondern aus ſeinem Verhältniß zur Thätigkeit des Beobachtens ſtammen, aprioriſche Schemata nennen. Denn Schemata ſind ſie als bloße Formen der bewußten Auffaſſung, die erſt mit einem beliebigen Inhalt erfüllt ſein wollen. Apriori gegeben ſind ſie, weil ſie in der Thätigkeit des Auffaſſens allem beliebigen Inhalt vorhergehen und ſich auf jeden beliebigen Inhalt beziehen laſſen. Dieſe aprioriſchen Schemata erſcheinen als hohl und leer in Beziehung auf den Inhalt, der ihnen gegeben werden kann, und den ſie als ſolche noch nicht beſitzen. Dagegen ſind ſie an und für ſich durchaus nicht inhaltslos zu nennen, indem ihr Inhalt die Situation einer Begierde iſt, welche durch die Verſchiedenheit der Vorſtellung der Zukunft zur Vorſtellung der Gegenwart in wartende oder fragende Spannung geſetzt wird. Die nicht vorhandene Uebereinſtimmung der beiden Vorſtellungen, oder, was daſſelbe ſagt, die gehemmte und auf die Zukunft verſchobene Thätigkeit der Begierde heißt die Bejahung. Dagegen heißt die vorhandene Verſchiedenheit der beiden Vorſtellungen,

oder, was daſſelbe ſagt, die Hemmung oder Suspenſion der Thätigkeit, die Verneinung. So lange bei vorhandener Verneinung oder Suspenſion noch auf eine Bejahung oder Entfeſſelung der Begierde gehofft oder gewartet wird, ſo lange beſteht die Frage oder Aufmerkſamkeit. Mit einem Worte ausgedrückt: Ja bedeutet die Activität, Nein bedeutet die Suspenſion der Activität eines vorhandenen Begehrens oder Triebes. Ja und Nein ſind Trieb-Kategorien.

Da die aprioriſchen Schemata des Ja und Nein Kategorien des Begehrens oder Wollens, Willenskategorien ſind, ſo werden ſie auch immer im gemeinen Leben als ſolche angewandt. Das Ja, welches die Uebereinſtimmung des Wahrnehmungsbildes mit dem Bilde des Begehrens bezeichnet, wird daher auch dort angewandt, wo die Uebereinſtimmung der Rede eines Andern mit dem Inhalte meines Wollens angezeigt werden ſoll, wo ich alſo die Rede des Andern zu der meinigen mache, dieſelbe gerne auch will, ſie aufbewahre und hege, ſie conſervire. Das Nein, welches die Verſchiedenheit des Wahrnehmungsbildes vom Bilde des Begehrens bezeichnet, wird auch dort angewandt, wo ich die Verſchiedenheit der Rede des Andern vom Inhalt meines Wollens bemerklich machen will, daher denn das Nein dazu dient, die Rede des Andern von mir zu weiſen, mich von ihr zu trennen, und ſie außer aller Verbindung mit meiner eigenen Perſon zu erklären.

Aber auch der complicirtere Gebrauch dieſer aprioriſchen Schemata beim wiſſenſchaftlichen Nachdenken iſt immer auf die angegebene einfache Bedeutung derſelben als Willenskategorien zurückzuführen. Wenn ich z. B. bei der ſchwarzen Schnur auf rothem Grunde, welche meinem Auge grün erſcheint, leugne oder verneine, daß dieſelbe wirklich grün ſei, ſo beſteht die Suspenſion oder Negation der Vorſtellung des Grünen nicht darin, daß dieſe vor meinem Auge verſchwände. Sie dauert vielmehr dabei ebenſo lebhaft fort als zuvor. Suspendirt oder negirt iſt ſie blos in dem Sinne, daß mein Fürwahrhalten, d. h. mein auf die Wahrheit des Beſtehenden gerichteter Wille ſich von ihr losſagt oder erklärt, daß ſie einen von dem Inhalt dieſes Willens verſchiedenen Inhalt hat. Denn der Inhalt des die Wahrheit wollenden Begehrens oder des Fürwahrhaltens iſt in dieſem Falle die ſchwarze Farbe, und die erſcheinende grüne wird nun kraft dieſes innern Wollens, welchem ſie widerſpricht, zum Sinnenſchein herabgeſetzt. Verwickelter, obgleich nicht in den Principien ver-

ändert, wird dieſer Proceß des Nachdenkens dann, wenn der Zweifel an dem wirklichen Vorhandenſein eines grünen Pigments bei der Erſcheinung des Grünen zwar in mir aufſteigt, aber ich erſt dabei herumrathe, ob z. B. der Gegenſtand ein blauer ſei, der von gelbem Licht, oder ein gelber, der von blauem Licht beſchienen werde, oder ein durchſichtiger, wie beim Regenbogen oder Prisma u. ſ. f. Hier ſagt ſich das Fürwahrhalten oder der Wahrheitswille zwar ebenſo, wie im vorigen Fall, vom Inhalt der Sinnerſcheinung los, ohne jedoch ſelbſt noch mit einem beſtimmten Inhalt erfüllt zu ſein. Statt einer beſtimmten Erfüllung iſt nämlich das Suchen nach einer ſolchen in ihm, welches ſich dadurch kund gibt, daß er nacheinander verſchiedene Verſuche macht, ſich mit dieſem oder jenem dem unmittelbaren Anſchein entgegengeſetzten Inhalt zu erfüllen. Da dann eine jede dieſer möglichen Inhaltsbeſtimmungen ſich gegen eine jede andere ebenſo ausſchließend verhält, als ſie alleſammt ſich gegen den Inhalt der Sinnwahrnehmung ausſchließend verhalten, ſo entſteht damit allererſt, und nicht früher, eine vielgliedrige Disjunction, bei welcher es dann im Belieben ſteht, welches Glied man mit Ja bezeichnen will, um hiernach willkürlich alle übrigen gemeinſchaftlich unter das Nein fallen zu laſſen.

§. 11.

Entſcheidung der Bewußtſeinsfrage.

Verhältniß der Aufmerkſamkeit zu dem das Intereſſe erzeugenden Triebe. Ein aufmerkſames Weſen iſt ein wartendes oder geduldiges. Bewußtſein als Willensthätigkeit eines gehemmten Triebes. Unterſchied zwiſchen einem bewußten und denkenden Weſen. Engeres und weiteres Bewußtſeinsfeld.

Das Lernen beſteht darin, daß in einer Vorſtellungsverknüpfung eine Veränderung durch Aufmerken vor ſich geht. Wenn niedrigorganiſirte Thiere nichts erfahren, nichts lernen können, ſo kommt das daher, weil in ihren Vorſtellungen ſich keine Veränderungen zutragen. Könnten ſie lauſchen und lauern, ſo könnten ſie aufmerken und beobachten, ſo würden in ihren Vorſtellungen ſich Veränderungen begeben. Aber dies können ſie nicht. Und umgekehrt können die Thiere, welche lauſchen und lauern, eben darum Etwas erfahren oder lernen, und darum ſind Schlangen, Mäuſe, Haſen u. ſ. w. Thiere, die man ſchon vieles lehren, die man ſchon zu vielerlei abrichten kann, kluge Thiere,

aufmerksame Thiere. Die Thätigkeit des Lernens, d. h. des Auffassens einer Veränderung in einer Vorstellungsverbindung oder des aufmerksamen Unterscheidens ist bei diesen Thieren bereits vorhanden, und das Unvollkommene dabei ist nur die Beschränkung dieser Thätigkeit auf den kleinen Kreis, welchen ihr die Lebensbegierde des Thieres anweist. Um den Kreis seines Erfahrens zu erweitern, muß man die von seiner Lebensbegierde nicht erstrebten Gegenstände künstlich mit derselben verknüpfen, wie man es beim Abrichten der Thiere thut. Die Verengung des thierischen Wahrnehmungskreises ist daher durch das Bedürfniß größerer Aufmerksamkeitsreize von außen bedingt.

Die Frage um die Zukunft wird immer durch eine Lebensbegierde in Bewegung gesetzt und rege erhalten. Die treibende Begierde heißt in Beziehung auf die Frage, welche sie in Bewegung setzt, eine Neugierde oder ein Interesse. Im denkenden Bewußtsein gesellen sich zu dem natürlichen oder directen Interesse der Lebenstriebe noch künstliche oder indirecte Interessen, welche den Proceß verwickeln. Denn nun entstehen mit einem male viele Fragen, in deren jeder die Aufmerksamkeit ihre oscillatorische Bewegung hat. Ja da in Beziehung auf den höchst beträchtlichen Umkreis der Vorstellungen, welche uns im wachen Zustande als bewußte gegeben sind, auf jedem kleinsten beobachteten Punkt desselben in jedem Augenblick die Auffassung d. h. die Antwort erfolgt: es ist so und nicht anders — so setzt dieses voraus, daß im Augenblicke vorher, so wie auch noch jetzt in Beziehung zum folgenden Augenblicke, die Frage vorhanden gewesen ist und noch ist: ob so ob anders? Woraus einleuchtet, daß die im denkenden Zustande vorkommende Zertheilung des ursprünglichen Lebensinteresses die fragende Thätigkeit spaltet, und mit der Spaltung vervielfältigt.

An dieser Vervielfältigung des Fragens durch ferner liegende Interessen hängt nun die Vervollkommnung des Bewußtseins und sein Hinaufsteigen von der einfachsten Erscheinung zu höhern Graden. Da aber die ferner liegenden Interessen die Fragethätigkeit schwerer in Bewegung setzen als die näher liegenden oder gröbern, so richtet sich die Höhe des Bewußtseins oder die Vervielfältigung seiner Fragen nach der feineren Reizbarkeit desselben. Damit ein unabweisbarer Trieb, z. B. des Hungers, der Furcht u. dergl. in die Frage trete oder das Interesse des Fragens bilde, wird nur ein geringer Grad von Bewußtseinsfähigkeit erfodert. Mäuse, Hasen, Schlangen und andere

lauernde und lauſchende Thiere zeigen uns dies an. Ein ſteigender Grad von Bewußtſein zeigt ſich bei den edlern Thieren, z. B. Affen, Elefanten, Katzen darin, daß ſie neugierig ſind und Etwas erfahren wollen in Beziehung auf Dinge, welche ihre nächſten Lebensbedürfniſſe nicht angehen, ſondern ihnen blos zum Spiel eine oberflächliche Luſt erregen und alſo weit geringere Reize für ihr Fragevermögen abgeben als Hunger und Furcht, woraus hervorgeht, daß ihr Fragevermögen ſchon ſenſibler iſt, d. h. ſchon auf geringere Fragereize, als die allerſtärkſten ſind, in Bewegung kommt. Endlich tritt beim Menſchen der Zuſtand ein, daß er, um ſein Fragevermögen in Bewegung zu ſetzen, gar nicht mehr des Reizes einer unmittelbar auf das Leben bezüglichen Luſt oder Unluſt bedarf, ſondern ſich Fragen bildet entweder aus reinem Intereſſe an ihrer Beantwortung und dem darin zu findenden Geſetz (alſo aus Wahrheitstrieb), oder als Aufgabe der praktiſchen Ueberlegung, was in einem jeden von mehren Fällen, von denen einer nothwendig eintreten muß, etwa geſchehen könne, oder was aus einer jeden von mehren entgegengeſetzten Annahmen folgen werde (alſo aus Intereſſe der Klugheit). Eines je geringern Reizes alſo das Vermögen der Frage bedarf, um in Thätigkeit zu treten, ein deſto höherer Grad des Bewußtſeins iſt vorhanden.

Dabei bleibt die fragende Aufmerkſamkeit auch in ihrer größten Spaltung und Vervielfältigung ihrem einfachen und urſprünglichen Charakter immer inſofern treu, als ſie irgend eines *Intereſſes* als ihres Bewegers bedarf, und alſo immer durch irgend einen innern oder äußern Trieb entweder auf directe oder indirecte Weiſe gereizt und geweckt wird. Denn wo gar kein Intereſſe ſtattfindet, da findet auch gar keine Aufmerkſamkeit ſtatt. Wo ich kein Intereſſe habe, da frage ich nach nichts. Und umgekehrt, wo durch einen äußern Reiz meine Aufmerkſamkeit gewaltſam rege wird, wie durch einen Piſtolenſchuß, ein Jucken am Körper u. dergl., da wird immer in und mit der Aufmerkſamkeit ein nicht unbedeutender *Lebenstrieb* entweder zur Abwendung eines Unangenehmen oder zur Aneignung eines Angenehmen geſpürt. Der Furchtſame und der, welchem Gefahr droht, hört jedes Blatt am Baume raſcheln, wovon der Muthige und der Sichere nichts merkt. In dieſem Falle iſt die Erregbarkeit der *Aufmerkſamkeit* mit der Erregbarkeit der *Furcht* völlig proportional.

Während alſo bei jedem Acte der Aufmerkſamkeit oder des Fra-

gens eine Begierde oder ein Intereſſe als erregender Reiz der Frage erſcheint, iſt doch dieſelbe Begierde, daſſelbe Intereſſe, welches die Frage lebendig erhält, nicht auf die Frage als eine ſolche, ſondern auf ihre Beantwortnng, alſo auf ihre Beendigung gerichtet. Oder mit andern Worten, der Trieb geht nicht auf die Frage, ſondern auf eine derjenigen Vorſtellungen, welche in der Alternative der Frage vorkommen. Z. B. das Thier hat den Trieb, vor der Gefahr zu fliehen, die Gefahr erſcheint aber als eine zweifelhafte, ſo erregt der Trieb des Fliehens vor der hier vorgeſtellten Gefahr die Thätigkeit des Fragens in dem Maß ſeiner eigenen Stärke, wobei er auf eine möglichſt ſchnelle Beendigung oder Beantwortung der Frage geſpannt iſt. Denn ſo lange die Frage dauert, hält die Thätigkeit des Triebes an, oder wartet die Thätigkeit des Triebes, ohne jedoch zu verſchwinden oder ſich zu verändern. Daher iſt ein fragendes oder aufmerkſames Weſen in dem Maß, als es dies iſt, ein wartendes oder ein geduldiges Weſen. Ungeduld und Intelligenz ſind Eigenſchaften, welche ſich nicht miteinander vertragen. Ein ungeduldiges Weſen iſt ein ſolches, welches eine Frage eher beendigt, als ſie ſich entſchieden hat, oder welches nach dem bloßen ſtärkern Schein handelt ohne zu unterſuchen. Ein geduldiges Weſen iſt ein ſolches, welches die Fähigkeit hat, die Thätigkeit ſeiner Triebe ſo lange zu hemmen, bis ſich die Alternative, auf welche der jedesmalige Trieb geht, völlig entſchieden hat, d. h. völlig gewichen iſt.

Geduld oder Fähigkeit des Wartens iſt eine Eigenſchaft, welche nicht von der Stärke der Begierde allein beſtimmt iſt, ſodaß immer eine ſchwache Begierde länger warten könnte als eine ſtarke. Das letztere findet nur ſtatt in Weſen und Zuſtänden von derſelben Geduldfähigkeit. Da hingegen ſehen wir manchmal die ſtärkſten Begierden eben wegen ihres Ernſtes, womit ſie Befriedigung verlangen, jahrelang auf eine paſſende Gelegenheit der Erfüllung warten mit Vorbeilaſſung von hundert minder paſſenden, während eine ſchwächere Begierde ohnmächtig die erſte beſte Gelegenheit erfaßt, aus Furcht, durch zu langes Warten ſich ſelbſt einzubüßen. Hier iſt alſo die Geduldfähigkeit der Zuſtände eine verſchiedene.

Das Maß der Fragethätigkeit läßt ſich auf folgende Weiſe beſtimmen. Bei abſoluter Geduldfähigkeit wird die Stärke der Fragethätigkeit ſich ganz richten müſſen nach der Stärke des Triebes. Bei

bedingter Geduldfähigkeit wird dieses Verhältniß an und für sich fortdauern, nur mit dem Unterschiede, daß das Resultat davon nur in den Fällen hervorspringt, wo eine Frage sich schnell beantwortet. Wo dies aber nicht ist, gibt eine heftig aber nicht anhaltend genug aufgeworfene Frage kein besseres Resultat, als ein Zustand, der sich ohne zu fragen vom nächsten Schein bestimmen und berücken läßt. Wo aber gar keine Geduldfähigkeit ist, wo der Trieb durchaus nicht angehalten werden kann, da kann auch keine Frage und folglich kein Bewußtsein entstehen.

Bewußtseinsfähigkeit eines Wesens fällt also mit der Hemmungsfähigkeit seiner Triebe völlig zusammen. Innerhalb der Hemmungsfähigkeit des Triebes richtet sich die Stärke des Fragens nach der Stärke des Triebes, oder ist der Trieb seiner Stärke nach der Erreger der Frage. Der Trieb ist während seiner Hemmung nicht annihilirt oder gelähmt, sondern die Art seiner Wirksamkeit ist, während er in sich fortdauert (wie man an den Folgen nach Beantwortung der Frage sieht), nur eine andere geworden. Fragen heißt nun seine Thätigkeit in dem Zustande, wo sie sich nicht den Ausbruch nach außen erlaubt, welcher sie an ihrer Selbsterscheinung hindern würde. Die Selbsterscheinung des Triebes ist folglich das Abstehen des Triebes von seinem Ausbruch oder von seiner Wirkung nach außen. Und das Erscheinen des mit dem Triebe verknüpften Vorstellungsinhalts ist das Nebenphänomen, welches die Selbsterscheinung oder das Sich-Erscheinen des Triebes durch Suspension seiner Wirkung in die Außenwelt begleitet.

Wir haben ferner das Gesetz gefunden, daß das aufmerksame Wesen überlegungsfähig wird nach dem Grade des Umfangs seiner Aufmerksamkeit, daß aber dieser Umfang um so mehr zunimmt, je geringere Reize schon hinreichen, die Aufmerksamkeit oder die Alternative des Fragens in Bewegung zu setzen.

Ob das gemalte Stück Fleisch ein wirkliches sei, diese Frage ist der Hund fähig aufzuwerfen, sobald Nase und Zahn ihn eines Andern belehren. Der Widerspruch unter seinen Sinnen hält ihn eine Weile in Zweifel gespannt, der Zweifel treibt ihn zu einem Versuch, nach welchem er sich entschieden abkehrt, sich also seine Frage mit Nein beantwortet. Wir pflegen dem Hunde darum noch kein Denken zuzuschreiben. Aber wir schreiben dem Manne ein Den-

ken zu, welcher zuerst die Frage aufwarf, ob die Erde eine Fläche sei, wie sie zu sein scheint, und dieselbe ebenfalls mit Nein beantwortete. Was den Zweifel hervorrief, waren ebenfalls sinnliche Anschauungen der beständig runde Schatten der Mondfinsterniß, die Art, wie ferne Schiffe auf dem Meere erscheinen und verschwinden u. s. w. Der Zweifel wurde also bei diesem Manne auf dieselbe Weise erregt als bei jenem Hunde, nämlich dadurch, daß die verschiedenen Anschauungen seiner Sinne in Widerspruch miteinander geriethen. Und so wie der Hund, nachdem sich ihm jener Widerspruch bei wiederholter Probe constatirte, sich in Beziehung auf die einseitige Sinnvision zu einem entschiedenen Nein entschloß: nicht eßbar! so entschloß sich der Denker, nachdem er durch viele genaue Proben diesen Widerspruch deutlich eingesehen hatte, ebenfalls in Beziehung auf seine einseitige Sinnvision zu einem entschiedenen Nein: nicht eben! In beiden Fällen geht offenbar ein ähnlicher Act vor, und es bleibt mir nur die Wahl, entweder dem Hunde in jenem Falle auch ein Denken zuzuschreiben, oder Dasjenige, was diesen Fall von jenem unterscheidet, auch zum Unterschiede des denkfähigen vom undenkfähigen Instande zu machen. Der Unterschied ist aber zugleich der, weshalb der Denker gepriesen und als Denker bewundert wird, nämlich, daß ihm ein Widerspruch in der Sinnwahrnehmung auffiel, welche sämmtlichen Menschen vor ihm darum nicht aufgefallen war, weil der Gegenstand in einer zu fernen Beziehung zu den Lebensinteressen stand, auf welche sie ihre Aufmerksamkeit beobachtend geheftet hielten. Daß der Mann ein Denker war, bestand also in nichts Weiterm, als daß er sich gewöhnt hatte, seine Aufmerksamkeit und Beobachtung über den engen Kreis seiner nächsten Lebensbedürfnisse hinüber zu erstrecken.

Wie sich zu diesem Act die Processe des Abstrahirens, Bildens von Schlüssen und was wir sonst noch zum Denken rechnen, verhalten möge, das braucht uns hier noch nicht zu kümmern. Auch dürfen ganze Thätigkeiten des Denkens hiermit vielleicht noch unberührt sein. Dennoch steht dieses fest, daß ein Wesen, welches fähig ist, seine Aufmerksamkeit über den engen Kreis seines Lebensbedürfnisses hinüber fragend zu erstrecken, den Namen eines denkenden Wesens nicht mehr blos im zweifelhaften und erbettelten, sondern im vollgültigen und von Jedermann erzwingbaren Sinn in Anspruch nimmt.

Nun lasset uns den Zustand eines solchen denkenden Wesens ge-

lauer betrachten. Es zweifle und ſpüre, oder wie man zu ſagen pflegt, es denke nach z. B. über die ebene Geſtalt des Erdballs. Obgleich es ſeinen Lebensbedürfniſſen hierdurch nicht gerade Abbruch zu thun braucht, ſo erhalten dieſe doch durch das große Intereſſe am Erdball ein Gegengewicht, ja es iſt im Stande, jene über dieſes auf Augenblicke und Stunden vielleicht ganz und gar zu vergeſſen. Und bleiben ſie in den Stunden des Denkens und Forſchens auch fürs Gewöhnliche dem Bewußtſein noch gegenwärtig, ſo bilden ſie dann nur das weitere und minder helle Bewußtſeinsfeld, welches das Fragen nach der Flächengeſtalt des Erdballs, das in dieſem Falle das engere Bewußtſeinsfeld bildet, in weiterm Kreiſe umſpielt.

Aus dem Geſagten geht hervor, daß der Unterſchied zwiſchen engerm und weiterm Bewußtſeinsfelde ſich nur auf die Zuſtände beziehen kann, wo die Vorſtellungen einer nach künſtlichem Intereſſe gerichteten Aufmerkſamkeit von dem Vorſtellen, welches dieſelbe aus natürlichem Bedürfniß nicht los wird, wie von einem allgemeinern Felde umſpielt und umzäunt werden. Denn ein Weſen, deſſen Aufmerkſamkeit in ſeine einfachen leidenſchaftlichen Lebensfragen ganz und gar gerichtet iſt, hat nur ein aus Sinnwahrnehmungen beſtehendes Bewußtſeinsfeld und die Aufmerkſamkeit iſt ganz auf dieſes Feld concentrirt, welches bei Menſchen ſehr ſelten und nur in Zuſtänden des erregteſten Affects oder des Stumpfſinns beobachtet werden kann. Wie ſollte auch der Menſch nicht gewohnt ſein, ſeine Aufmerkſamkeit ſtets gern in irgend ein künſtliches Fragefeld zu vergraben, da ja ſchon der Affe durch ſeine unfruchtbaren, daher albernen Verſuche, ſich um tauſend Dinge, die ihn nichts angehen, zu bekümmern, das ſtechende, aber unbefriedigte Bedürfniß nach einem ſolchen an den Tag legt?

Das Denken zeigt ſich alſo als eine höhere Ausbildungsſtufe des Bewußtſeins, jedoch nicht ſo, als ob im Denken das Bewußtſein oder die fragende und lernende Aufmerkſamkeit in ihrer eigenen Qualität verändert und in ein Andres umgewandelt erſchiene, ſondern vielmehr ſo, daß durch hinzukommende entweder erweiterte oder künſtliche Lebensintereſſen die Aufmerkſamkeit ihrem natürlichen Felde zum Theil enthoben und in ein künſtliches Feld verſetzt wird.

§. 12.

Von den Arten und Graden der Aufmerksamkeit.

Die Aufmerksamkeit als ein im Vorstellungsstoff bewegliches Princip. Ihre Zerstreuung und Concentration. Unterscheidung von Bewußtseinsfeld und Bewußtseinsfocus. Verschiedene Stellungen von Focus und Feld beim Erwarten, Beobachten und Ueberlegen.

Unsere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand erscheint uns nicht immer als eine Frage, sondern auch oft nur als der helle Blick des Beobachtens, welcher allen Vorstellungen, die unter ihn fallen, den Grad der Distinction und Deutlichkeit verleiht, wonach wir den Grad des Bewußtseins selbst abmessen und bestimmen. Wir wissen, daß diese Helligkeit der Vorstellungen eine Wirkung der Aufmerksamkeit auf den Vorstellungsinhalt ist, welche sich richtet nach den verschiedenen Stellungen, welche das Princip der Aufmerksamkeit in Beziehung auf den Vorstellungsinhalt, welcher ihr Fragefeld bildet, zu nehmen im Stande ist.

Die Thätigkeit der Aufmerksamkeit vermag es, 1) überhaupt mit Vorstellungsinhalt in Verbindung zu treten, 2) sich von einem gewissen Vorstellungsinhalt dadurch zu lösen, daß sie sich statt dessen mit einem andern enger verbindet. Diese beiden Thätigkeiten der Aufmerksamkeit heißen in der Sprache des gemeinen Lebens 1) die Thätigkeit des Auffassens von Vorstellungen überhaupt, 2) die Thätigkeit des Ueberhüpfens, Uebergleitens von einer Vorstellung auf die andere.

Hierbei begegnet das Auffallende, daß die Vorstellung, von welcher die Aufmerksamkeit sich entbindet, in der Regel dadurch nicht, wenigstens nicht sogleich, aus dem Bewußtsein verschwindet, in der Regel noch eine Zeit lang im Bewußtsein bleibt. Im Bewußtsein bleiben, heißt aber mit der fragenden Thätigkeit oder mit der Aufmerksamkeit in Verbindung bleiben. Hierdurch wird ein Gradverhältniß gesetzt in der Verbindung zwischen dem Vorstellungsinhalt und der fragenden Thätigkeit. Die Beobachtung lehrt, daß wenn ich die Verbindung zwischen Aufmerksamkeit und Vorstellungsinhalt recht stark machen will, sodaß meiner Auffassung nichts entgehe und also in Beziehung auf jeden kleinsten Fleck eine Frage entstehe, die ihre Antwort mit sich bringe, dann der Vorstellungsinhalt nicht von zu großer Aus-

Dehnung sein darf. Ist das Letztere der Fall, so entgeht mir manches, oder die bewußte Auffassung wird schwächer, dunkler, d. h. die Verbindung der Aufmerksamkeit mit dem ganzen Vorstellungsinhalt, von dem die Rede ist, ist nicht eine so enge, als sie sein würde, wenn dieser Inhalt ein beschränkter wäre. *Je kleiner der Vorstellungsinhalt, welcher in einem gewissen Augenblicke mit der Aufmerksamkeit in Verbindung steht, desto enger ihre Verknüpfung mit jedem seiner Theile*, und umgekehrt, je ausgedehnter jener ist, desto loser und weiter diese Verknüpfung. Es gewinnt dadurch den Anschein, als ob sich ein gegebenes Quantum von möglicher Kraftwirkung in Beziehung auf jeden einzelnen Punkt vermehre oder vermindere, je nachdem es sich über eine größere oder kleinere Fläche angewirkten Stoffes verbreite. Daher wir auch im gemeinen Leben von *concentrirter* und *zerstreuter* Aufmerksamkeit reden, ähnlich wie von concentrirter und verdünnter Schwefelsäure und dgl. Dieses ist jedoch darum nicht der eigentliche und richtige Ausdruck für die Sache, weil es sich hier nicht von einer in sich homogenen und ruhigen Klarheit handelt, welche sich ähnlich der Klarheit des physischen Lichtes mit einer soliden Continuität über ihre Gegenstände verbreite ohne Sprünge und ohne Lücken, sondern von einem unruhigen und in beständiger Bewegung begriffenen Princip, dessen *Unfähigkeit zu ruhen* so groß ist, daß wir es nicht einmal bei einem einfachen Dilemma in Ruhe finden, indem es durch die verneinende Gewalt, welche die eine Vorstellung des Dilemma gegen die andere ausübt, sich stets von einer auf die andere getrieben findet, wenn es nicht die eine ausschließlich bejahen, die andere ausschließlich verneinen, und so aus dem Dilemma heraustreten will. Denn die Aufmerksamkeit verhält sich gegen jede wahrgenommene Vorstellung zwar *betrachtend*, insofern diese eine gegenwärtige ist, aber auch *fragend*, insofern dieselbe eine Zukunft zu erwarten hat, sie verhält sich also in Beziehung auf jede ihrer Vorstellungen nur zum Theil ruhig, zum Theil aber in der Unruhe und in der Flucht. Daher denn auch ein aus einer Fülle anschaulicher Theile zusammengesetzter Gegenstand, z. B. eine Tapete von nicht zu großem Muster, gleichartige *Arabesken* und *concentrische Kreise* u. dgl. nie in der ruhigen Integrität ihres wirklichen Bestehens in die Aufmerksamkeit fallen, sondern immer das Schauspiel geben von einem unruhigen momentanen Heraus-

blitzen einzelner möglicher Formen und Gruppen, welche sofort wieder andern ebenfalls verschwindenden Platz machen, sodaß eher das Gleichniß eines immerfort beginnenden, immerfort sich störenden Anschießens von verschiedenen Krystallen, als das von einem sich über eine Fläche ergießenden Licht hier am Orte sein würde. Auf diesen nie zur Ruhe kommenden Krystallisationsproceß der beobachtenden Aufmerksamkeit hat bereits Joh. Müller aufmerksam gemacht in der Abhandlung über die Gesichtsbilder[1]), sowie auch in der Physiologie.

Wenn die Aufmerksamkeit von einer Vorstellung zur andern übergeht, so bleibt die erstere in der Regel noch eine kurze Zeit in einer Verknüpfung mit ihr, aber in einer geringern als die zweite, auf welcher, wie wir zu sagen pflegen, die Aufmerksamkeit *ruht*. Die Vorstellungsgruppe, worauf die Aufmerksamkeit ruht, ist beständig von einer Menge von Vorstellungen umgeben, welche noch in einer Verbindung mit dem fragenden Bewußtsein stehen, aber in einer höchst losen und unter diesen hat die Enge ihrer Verbindung mit der Aufmerksamkeit wiederum ihre *Grade*. Als nächstes Beispiel solcher zwar bewußten, aber weniger bewußten Vorstellungen umschwebt uns beständig der Horizont unserer sämmtlichen Gesichtsanschauungen, welche im wachen Zustande niemals ganz aus unserm Bewußtsein verschwinden, wir mögen nun unsere Aufmerksamkeit beschäftigen, womit wir wollen. Wenn wir für die Summe aller derjenigen Vorstellungen, welche in einem Zeitmoment am Lichte des Bewußtseins überhaupt Theil nehmen, den Ausdruck *Feld des Bewußtseins*, *Feld der Aufmerksamkeit* oder *Fragefeld* festsetzen, so würde der Punkt in der Mitte dieses Feldes, mit welchem die Aufmerksamkeit aufs engste verbunden ist oder auf welchem sie ruht, der *Focus des Bewußtseins*, *Focus der Aufmerksamkeit*, *Focus der Frage* genannt werden dürfen. Nun aber braucht die Aufmerksamkeit sich nicht immer in einen Focus zu sammeln. Läßt sie den Zustand ihrer Sammlung fahren, sodaß sie sich ins ganze Bewußtseinsfeld zerstreut, so nimmt der Focus an Bewußtseinshelligkeit ab, das große Feld aber zu. *Zerstreute* oder *flatterhafte* Geister sind solche, welche ihre Aufmerksamkeit lieber auf dem allgemeinen Fragefelde, als auf einem

1) Joh. Müller, „Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen, eine physiologische Untersuchung" (Koblenz 1826).

beſtimmten Fragefocus ruhen laſſen. Die entgegengeſetzten ſind die geſammelten. Wird der Focus der Aufmerkſamkeit am liebſten und häufigſten in den innern Sinn verlegt (philoſophiſches Talent), ſo werden die Vorſtellungen der äußerlichen Umgebung gewöhnlich mit verminderter Aufmerkſamkeit und folglich unvollkommener gebildet. Der Geiſt weiß dann oft in der äußerlichen Umgebung ſchlechter Beſcheid. Umgekehrt findet ſich bei mehr zerſtreuten Geiſtern gern und häufig die genaueſte Beobachtung für Umgebung, Anzug und das ganze Detail kleiner Lebensvorfälle. Denn ihre Aufmerkſamkeit iſt gerade ihrer geringern Sammlung und Energie wegen deſto mehr hierüber ausgebreitet.

Verfolgen wir das hier in Rede ſtehende Geſetz bis an die Grenzen ſeiner Wirkſamkeit, ſo würde der geringſte Grad von Bewußtſein dann entſtehen, wenn ſich die Aufmerkſamkeit mit einem male auf ſämmtlichen in uns vorhandenen erinnerbaren Vorſtellungsinhalt zerſtreute, der ſtärkſte aber dann, wenn dieſelbe ſich, während ſie concentrirt wäre auf einen beſtimmten Ort, z. B. auf die Vorſtellungen eines Dilemma, unter dieſen wiederum mit Fahrenlaſſen der andern auf eine einzige feſtheftete. Aber eine gleichmäßige Beleuchtung mit Bewußtſein, wie ſie in jenem Falle für allen erinnerbaren Inhalt imaginirt wird, findet niemals im Bewußtſeinsfelde ſtatt. Denn ſelbſt in einem ſehr engen Felde gibt es immer noch unbewußte Stellen. Und ebenſo wenig gibt es einen Fragezuſtand, welcher ſich auf eine einzige Vorſtellung im ſtrengſten Sinn heftete. Denn zu einer jeden Frage wird eine Disjunction erfodert, welche immer zum mindeſten aus zwei entgegengeſetzten Vorſtellungen beſteht. Dahingegen iſt zu behaupten, daß diejenige unter den vielen die Aufmerkſamkeit bildenden Disjunctionen, auf welcher dieſelbe im ſtrengſten Sinne in einem gewiſſen Moment ruht oder ſich heftet, immer nur eine einzige ſein kann, ſobald das Aufmerken oder Beobachten ſeinen höchſten Grad erreichen ſoll. Sobald beim höchſten Grade des Aufmerkens die Beobachtung mehre Fragen mit einem male faſſen will, wird ſie mehr oder weniger ihr Unvermögen, dies zu können, empfinden. Ein raſches Hin- und Wiederhüpfen von einer Disjunction auf die andere muß dann das Ruhen der Aufmerkſamkeit auf beiden annähernd erſetzen. Beſonders auffallend iſt dieſe Mangelhaftigkeit unſers Auffaſſungsvermögens bei aſtronomiſchen Beobachtungen hervorgetreten,

bei welchen man zu dem Argwohn gekommen ist, daß die Sensation des Gehörs mit der Sensation des Gesichts nicht simultan appercipirt werden kann, daß also die Aufmerksamkeit nicht Raum hat, zwei verschiedene Fragen von der stärksten Spannung auf einmal in ihren Focus zu fassen [1]). Dies hindert jedoch keineswegs, daß das Feld der Aufmerksamkeit nebenher noch von den verschiedensten Fragen einer geringern Spannung erfüllt sei.

Da bei jedem Bewußtseinsact ein Verhältniß von Vorstellungselementen des innern und äußern Sinns stattfindet, in beiden Feldern aber die Vorstellungsgruppen aufs vielfachste verschränkt und verwachsen sind, so schließt auch schon die einfachste Frage den Unterschied von Focus und Feld des Bewußtseins in sich. Und zwar richten sich nach dem Verhältnisse beider die Unterschiede von *erwartender*, *beobachtender* und *überlegender* Aufmerksamkeit.

Wenn z. B. der Jäger auf dem Anstand steht, das Wild vor dem Schuß *erwartend*, so steht seine Aufmerksamkeit einerseits auf dem Bilde des erwarteten Wildes, andererseits auf dem Anblick des Orts, an welchem es erwartet wird. Denn die Frage steht in der Disjunction, ob im kommenden Augenblicke an diesem Orte das Wild erscheinen, oder sich an seiner Statt nur fortwährend der bisherige Gegenstand, z. B. ein Busch, ein Stamm u. dgl. zeigen wird. Da der die Frage erzeugende Trieb nach Beute fest ruht auf dem Phantasiebilde des Wildes, so möge dieses in diesem Falle der *fixe Focus* der Aufmerksamkeit heißen, wogegen der Focus des Orts, an welchem das Erscheinen des Wildes erwartet wird, den Namen eines beweglichen Focus nicht mit Unrecht tragen wird. Denn da das Wild nicht nur an einer einzigen, sondern an vielen Stellen im Wahrnehmungsfelde erwartet werden darf, so wandert dieser Focus im Felde

1) Drobisch, „Empirische Psychologie", S. 82. „Der Astronom, der die Culminationszeit eines Fixsterns oder die Zeit einer Fixsternbedeckung bestimmen soll, vermag nie vollkommen gleichzeitig mit der Wahrnehmung des Auges den Schlag des Pendels zu vernehmen, sondern er vernimmt ihn entweder später, oder eilt ihm in der Phantasie voraus, d. h. beobachtet ihn eigentlich gar nicht, sondern anticipirt ihn nach der Regel des Rhythmus. Interessante noch nicht völlig aufgeklärte Thatsachen über die verschiedene Art, wie verschiedene Astronomen Zeitbestimmungen zu machen scheinen, hat Bessel in den „Königsberger Beobachtungen", Abtheil. 8, S. 1 fg., gegeben."

der Wahrnehmung umher, je nachdem es dem Jäger wahrſcheinlich wird, daß das Wild hier oder dort zum Vorſchein komme. Es wird demnach in dieſem Falle der fixe Focus der Aufmerkſamkeit von einem Phantaſiebilde (einem Bilde des innern Sinnes), aber der bewegliche von einer Senſation des äußern Sinnes gebildet. Dabei verhält ſich der bewegliche Focus zum vorhandenen Wahrnehmungsfelde wie Theil zum Ganzen. Der Theil wandert mit der beweglichen Fragethätigkeit im Felde des ganzen Wahrnehmungshorizonts umher.

Ein anderer Fall tritt ein bei der beobachtenden Aufmerkſamkeit. Wenn z. B. der Flüchtling lauſcht, ob ein Geräuſch in einem Gebüſch vom Feinde oder von einem unſchädlichen Gegenſtande herrühre, ſo iſt hier der fixe Focus das Bild des Feindes, auf welchem der Trieb zur Flucht, welcher in dieſem Fall die Frage erzeugt, feſt ruht. Dagegen gleitet der bewegliche Focus rathend umher auf allen jenen Bildern, welche ſonſt dem verdächtigen Geräuſch untergelegt werden können, ſei es z. B. ein Eichhörnchen in den Zweigen, oder ein flatternder Vogel oder eine fallende Frucht oder ſonſt etwas. Hier hat demnach nicht nur der fixe Focus, ſondern auch der bewegliche ſeinen Platz im innern Sinnfelde. Beide aber ſind auf einen und denſelben Ort im äußern Sinnfelde bezogen, nämlich auf das Geräuſch im Gebüſch. Dieſes bildet das Stammbild, von welchem die beiden Focus der Frage als die Gegenſätze der Alternative gleicherweiſe getragen werden. Dieſes Stammbild iſt im äußern Sinn ein engeres Feld der Aufmerkſamkeit, welches einen bevorzugten Theil des Geſammtfeldes derſelben ausmacht. Man ſieht hieraus, daß, ſobald der bewegliche Focus, welcher in der erwartenden Frage noch im äußern Sinne liegt, in den innern Sinn tritt, dann die Folge iſt, daß ſich das Feld der Aufmerkſamkeit in zwei Theile, ein weiteres und ein engeres Feld ſondert, welche beide in der Region der äußern Sinnlichkeit liegen, und wovon das engere das Stammbild des Beobachtens bildet.

Ein weiterer von hieraus zu machender Schritt iſt der, daß die Frage, ob dieſes hier der Feind ſein könne, dahin umgedreht wird, daß man fragt, ob der Feind jetzt an dieſem Orte ſein könne oder nicht. Dieſe Frage heißt die Ueberlegung. Das Bild des Feindes wird das Stammbild der Frage. Der fixe Focus wird in den gegenwärtigen Ort, in das Hier verlegt, welchem als beweglicher

Focus alle die andern Orte in der Phantasie hinzutreten, an denen sich sonst der Feind wahrscheinlicherweise befinden kann. Zeigt es sich nun durch irgend eine Verknüpfung von Vorstellungen, z. B. die große Erschöpfung des Feindes, die Weite des Weges, den er zurückzulegen haben würde, die Unzugänglichkeit der Gegend u. dgl. als unmöglich, daß der Feind schon bis hierher gelangt sei, so ist die Frage beantwortet durch ein sorgfältiges Aufmerken auf innere Vorstellungsverbindungen, oder durch ein Beobachten im innern Sinn. Ueberlegen oder Reflectiren heißt Beobachtungen im innern Sinnfelde anstellen. Hierbei rückt das Stammbild des Beobachtens in den innern Sinn hinauf, wobei die Focus entweder ganz in den innern Sinn oder theils in den innern, theils in den äußern Sinn fällt, wie denn z. B. in diesem Falle der fixe Focus ein Bild des äußern Sinnes ist, als des Ortes, an welchem ich mich selbst befinde. Was bei der sinnlichen Beobachtung fixer Focus war (der Feind), wird hier zum Stammbild und was beim sinnlichen Beobachten Stammbild war (das rauschende Gebüsch), wird hier zum fixen Focus. Der fixe Focus fällt also hier in eins mit dem engern Felde des äußern Sinnes, während noch ein Bewußtseinsfeld des innern Sinnes als Träger der Disjunction hinzutritt, welches dann, wenn die Grade der Ueberlegung höher steigen, sich gradweise vergrößern und selbst wieder in verschiedene Abtheilungen zerfallen kann.

Es bilden also das Erwarten, das Beobachten und das Ueberlegen eine Stufenleiter des Emporsteigens der Fragethätigkeit aus dem äußern Sinnfelde in das innere, und eines damit verbundenen ebenfalls gradweisen Zerfallens des Feldes der Aufmerksamkeit in ein weiteres und engeres, sowol äußeres als inneres Feld. Beim Ueberlegen tritt das Beobachtungsfeld aus dem äußern Sinn in den innern über, wobei das Strebebild des Triebes (der ursprüngliche fixe Focus) zum Beobachtungsbilde erhoben, und mit einem neuen fixen Focus, welcher in diesem Fall in das Feld der äußerlichen Sinnanschauung selber fallen kann, bereichert wird.

Will man nun das Bewußtsein einer genauen naturwissenschaftlichen Untersuchung unterwerfen, so kann dies nur dadurch geschehen, daß man näher in die Triebhemmung und ihren Mechanismus einsteigt. Derselbe zeigt sich in seinem deutlichsten Lichte als die Oscillation der Fragethätigkeit zwischen dem Ja und dem Nein. Die Be-

deutung des Ja ist, daß das Phantasiebild des vom Triebe erstrebten Gegenstandes (welches das Anticipationsbild heißen möge) mit der vorhandenen sinnlichen Anschauung übereinstimme, wovon die Folge das Gelingen der Wirksamkeit des Triebes ist. Der Trieb gelingt, d. h. er tritt in Wirksamkeit gegen seinen Gegenstand. Die Bedeutung des Nein ist, daß die sinnliche Anschauung mit dem Anticipationsbilde nicht übereinstimme, worauf der Trieb in Frage tritt, indem seine Wirksamkeit mislingt oder suspendirt wird. Dieses Mislingen der Wirksamkeit des Triebes ist die Bedeutung des Nein. Da der Trieb als solcher stets ein Streben ist, seine Wirksamkeit zu erfüllen, nicht aber, dieselbe zu suspendiren, so wird man das Streben, die Wirksamkeit des Triebes aufzuhalten, welches sich in der Frage offenbart, als ein das Streben des Triebes zur Wirksamkeit hemmendes Princip zu bezeichnen haben. Während der Trieb in voller Bereitschaft ist, in die Muskelzuckungen auszubrechen, welche dem Anticipationsbilde des Gegenstandes entsprechen, den er an einem gewissen Orte der Anschauung erreichen möchte, wird von dem dem Anticipationsbilde widersprechenden Anschauungsbilde dieses Ortes aus jener Ausbruch gehemmt. Es ist hierbei also nicht das Anticipationsbild als solches oder als Phantasiebild, worauf das Streben des fragenden Triebes geht; sondern dasselbe geht immer nur auf ein Anschauungsbild. Aber da die Gegenwart dieses Anschauungsbild versagt, so wird das Anticipationsbild das Vehikel des Triebes, vermöge dessen er sich auf ein zukünftiges oder erst zu erwartendes Anschauungsbild richtet. Diese Richtung des Triebes auf eine noch nicht vorhandene und erst in Zukunft zu erwartende Anschauung heißt fragender Zustand, Wahrnehmung oder Bewußtsein. Das mit dem Inhalt des Triebes übereinstimmende Anticipationsbild und das mit demselben nicht übereinstimmende Anschauungsbild halten dabei den Trieb in einer solchen Schwebe oder Spannung, daß er während derselben sich im vollen Reizungszustande befindet, ohne daß doch ein ihn reizender Gegenstand vorhanden ist. Die Reizung des Triebes, welche bei Bejahung der Frage vom äußern Gegenstande ausgeht, wird also, solange die Frage schwebt, von innen her unterhalten.

§. 13.

Phyſiologiſche Folgeſätze.

Verhältniß der vorgetragenen Lehre vom Bewußtſein zur Phyſiologie des Nervenſyſtems. Vom Sitze der Seele im Gehirn.

Daraus, daß das Bewußtſein eine Triebhemmung iſt, folgt, daß es im Organismus ein beſonderes Organ fürs Bewußtſein durchaus nicht zu geben braucht, weil nämlich ein jedes Organ, welches einem hemmungsfähigen Triebe zum Wohnſitz dient, eben dadurch von ſelbſt zum Organ des Bewußtſeins wird, ſobald und ſo lange der in ihm wohnende Trieb in die Hemmung geräth.

Es iſt daher auch keinerlei Art von Nothwendigkeit vorhanden, die Function des Bewußtſeins auf das Gehirn oder irgend einen ſeiner Theile zu beſchränken. Denn geſetzt den Fall, daß ein Trieb, wie z. B. der Appetit nach irgend einer Speiſe u. dgl. ſeinen Wohnſitz in irgend einem Theile des Rückenmarks oder des Sympathicus hätte, ſo würde bei der Hemmung dieſes Triebes nothwendig dieſer Theil des Rückenmarks oder des Sympathicus für die Dauer der Fragethätigkeit auch das Organ des Bewußtſeins mit bilden helfen.

Da das Bewußtſein ſtets in denjenigen Organen wohnt, deren Triebe einer Hemmung unterliegen, ſo folgt ferner hieraus, daß daſſelbe im Organismus keinen feſten Wohnſitz zu haben braucht, ſondern daß es in einer beſtändigen Umwechslung ſeines Wohnſitzes begriffen gedacht werden kann.

Es gibt gewiſſe Irrthümer im Menſchengeiſt, welche, obwol an ſich ſelbſt nicht werth, daß man ſich mit ihnen beſchäftigt, doch ein unleugbares Intereſſe und eine hiſtoriſche Wichtigkeit bekommen durch die Unausweichlichkeit, womit von gewiſſen vorgefaßten Meinungen aus ganze Zeitalter hindurch das Nachdenken ſich immer wieder auf's neue zu ihnen getrieben fand. Zu dieſen gehörte ehedem der Irrthum von der Centralität der Erde im Weltall, ſodann von der Urſprünglichkeit der vier Elemente (Feuer, Waſſer, Luft, Erde). Zu ihnen gehört noch gegenwärtig der Irrthum vom Sitz der Seele im Gehirn.

Wo vom Sitze der Seele im Gehirn geredet wurde und noch geredet wird, da iſt dieſes überall nur ein geläufiger Ausdruck für die

Bezeichnung eines für nöthig erachteten beſonderen Organes des Bewußtſeins im Gegenſatz zum Triebleben des Organismus. Denn man verſteht unter einer ſolchen Gehirnſeele ausdrücklich nicht das Triebleben des Organismus, ſondern nur allein die bewußte Wahrnehmung, das intellectuelle Gefühl und den überlegenden Willen. Das organiſche Triebleben verlegt man dabei in der Regel wenigſtens nicht ins Gehirn, ſondern mehr in die peripheriſchen Nervenorgane, beſonders das gangliare Syſtem, rechnet es als ſolches mit zur phyſikaliſchen Leiblichkeit, und läßt die ſ. g. Seele, d. h. das Phänomen des Bewußtſeins, nur Eindrücke von jenem als von einer Außenwelt empfangen. Nun liegt es aber doch auf der Hand, daß, wenn das organiſche Triebleben (des Hungers, der Angſt u. ſ. f.) in ſeinen Hemmungen ſchon ſelbſt in ſich Bewußtſein in vollkommen hinreichendem Maße erzeugt, dann ein ſolches Gehirnorgan reiner Luxus einer auf Irrwegen wandelnden Theorie iſt.

Descartes ſtellte in ſeiner Abhandlung über die Leidenſchaften den Satz auf, der Wohnſitz des Bewußtſeins ſei die Zirbeldrüſe (Glandula pinealis). Dieſe Meinung gewann vielen Beifall und wurde für eine Zeitlang die herrſchende, bis man bei mehren Sectionsfällen die Zirbel degenerirt fand, ohne daß eine Abnahme der Fähigkeit des Bewußtſeins im Leben war zu bemerken geweſen. Dies bewog einen Schüler des Descartes, den holländiſchen Arzt Bontecoe, dem Bewußtſein einen anderen Sitz anzuweiſen und zwar in dem Balken (Corpus callosum) als dem Verbindungsgliede der beiden Hemiſphären des großen Gehirns, welcher mit der Zirbel die Eigenſchaft theilt, ebenfalls ein unpaariges Centralorgan zu ſein, worauf hier ein beſonders ſtarkes Gewicht gelegt wurde. Für die Meinung des Bontecoe erklärten ſich nach und nach auch Lanciſi, Bonnet und la Peironie, Letzterer in einer Abhandlung unter denen der Akademie vom Jahre 1741, welche ſpäter auch beſonders abgedruckt wurde. Nach einer ähnlichen Analogie verfiel Digby auf die durchſichtige Scheidewand (Septum cerebri) und Vieuſſens auf den eirunden Mittelpunkt (Centrum ovale) als den größten ovalen Umkreis der Markſubſtanz im innern Gehirn. Willis rieth wieder auf den Balken (Corpus callosum) zurück, zuſammt dem geſtreiften Hügel (Corpus striatum). Drelincourt ließ das Sensorium commune im kleinen Gehirn (Cerebellum) ſeinen Wohnſitz aufſchlagen, Molinetti, Haller und Wrisberg im Hirnknoten

(Pons Varolii), Cruſius und Mieg im verlängerten Rückenmark (Medulla oblongata).

Nachdem auf dieſe Weiſe noch viel herumgerathen worden war, wobei auch die Vierhügel (Corpora quadrigemina) und die Sehnervenhügel (Thalami nervorum opticorum) als mögliche Bewußtſeinsorgane nicht vergeſſen wurden, ſtellte Sömmering eine Hypotheſe auf, welche ſich großen Beifall erwarb, und wenigſtens ſo viel bewirkte, daß man ſich gewöhnte, das Bewußtſein nicht mehr als die Function eines beſondern Organs, ſondern als eine Vereinwirkung der Functionen mehrer Organe zu denken. Da ſämmtliche Sinnesnerven in den markigen Rand auslaufen, welcher die Wände der Gehirnhöhlen bildet, ſo kam er auf den Gedanken, ob nicht in dieſen Höhlen der Vereinigungspunkt der Sinneseindrücke oder das Sensorium commune zu ſuchen ſein möchte, ſodaß die in dieſen Höhlen enthaltene Flüſſigkeit ebenſo das äußere Verbindungsmittel zwiſchen den Wurzeln der Nerven ſei, wie das Bewußtſein das verknüpfende Princip unter den verſchiedenen Senſationen iſt. Der durch dieſe Anſicht gewonnene Fortſchritt war der, daß den Nerven eine mitwirkende Thätigkeit zur Erzeugung des Bewußtſeins eingeräumt wurde, wenn auch eine falſche. Denn es ſollte nun gemäß einer fünffachen Anregung durch die Eindrücke der verſchiedenen Sinne auch ſelbſt eine fünffache Empfänglichkeit beſitzen, und dieſe ſollte ſich in fünf verſchiedenen Arten von mechaniſcher Bewegung jener Flüſſigkeit darſtellen, ähnlich wie verſchiedene Klangfiguren verſchiedenen Senſationen aus der Tonleiter entſprechen. Kant, welchem Sömmering ſeine Hypotheſe vorlegte, ſchlug vor, ſtatt einer mechaniſchen Thätigkeit im Waſſer der Höhlen ſich lieber einen chemiſchen Proceß in denſelben als Unterlage der Apperception zu denken. Bei dieſer Gelegenheit verwarf Kant indeſſen in abstracto die Idee, der Seele, d. h. dem verknüpfenden Bewußtſein einen Sitz und ein Organ an einer Stelle des Organismus beizulegen, gänzlich, weil ſich die Seele, welche nur an den innern Sinn gebunden ſei, niemals unter der Form des Raums, vielmehr immer nur unter der der Zeit äußere, und folglich keinen Raum einnehmen könne. Dies war gleichwol wiederum zu viel von Kant behauptet, indem er zu wenig bedachte, daß unter einem Wohnorte oder Sitze der Seele nicht ein Ort ihrer Subſtanz verſtanden zu werden braucht, ſondern auch ebenſo wol ein Ort ihrer unmittelbaren Wirkſamkeit verſtanden werden darf.

Von der Idee Sömmering's kam man um desto mehr ab, je wahrscheinlicher es wurde, daß die Gehirnhöhlen bei Lebzeiten gar keine Flüssigkeit enthalten und sich dieselbe erst beim Leichnam in ihnen sammele. Hiermit sah man sich indessen nur wieder in den Kreis der ältern Vorstellungen zurückgeworfen, nach irgend einem, entweder örtlich oder qualitativ bestimmten, entweder festen oder auch beweglichen, Organ des Bewußtseins im Gehirn zu suchen. Gall versetzte das Bewußtsein in die vordern Lappen der Hemisphären des großen Gehirns als eine die Eindrücke verknüpfende Verstandesthätigkeit oder Combinationsgabe, welche mehr nach seitwärts in die Thätigkeit des Urtheilens und Schließens übergehe. C. G. Carus suchte den Träger des Bewußtseins in der faserigen Marksubstanz des Gehirns, durch deren Geflechte die graue Belegungsmasse der Peripherie mit sich selbst verknüpft wird, ähnlich wie die Sensationen durch das Bewußtsein verknüpft werden, und wies demnach das ganze Gehirncentrum dem Bewußtsein als Organ an. Herbart nahm an, daß wahrscheinlich die Seele keine bleibende Stelle habe, weil sonst den Physiologen ein ausgezeichneter Mittelpunkt im Gehirn aufgefallen sein würde, wohin Alles zusammenlaufe. Da nun die ganze mittlere Gegend, in welcher längst das Sensorium commune gesucht worden sei, der Seele ihren Aufenthalt darbieten könne, so möge dieselbe sich etwa auf oder vielmehr in der Brücke des Varols hin und her bewegen.

Werthvoller für die Theorie des Bewußtseins, als diese Hypothesen, ist das bekannte physiologische Experiment, wodurch man die Hemisphären des großen Gehirns zu Organen der höhern Seelenthätigkeiten und des Bewußtseins hat stempeln wollen, welches aber, genauer angesehen, eine recht starke Instanz gegen diese Ansicht der Dinge ist. Man hat nämlich bei verschiedenen Thieren nach einer Hinwegnahme der großen Hemisphären, welche zuweilen erst nach Monaten tödtlich wirkt, einen auffallenden Verlust von Bewußtsein und Aufmerken wahrzunehmen geglaubt, und daraus den obigen Schluß gezogen. Hühner und Tauben z. B., denen Spurzheim einen Theil des großen Gehirns genommen hatte, nahmen freiwillig kein Futter, verschluckten es aber, wenn es ihnen in den Schnabel gebracht wurde. Andere standen nach Hinwegnahme der Hemisphären unbeweglich wie Bildsäulen, hielten sich aber aufrecht im Gleichgewicht, wenn sie gestoßen wurden, und machten deshalb einige Schritte, verschluckten auch das

ihnen in den Rachen gesteckte Brot. Tauben, welche Flourens ebenso behandelte, standen aufrecht, bewegten sich nicht von freien Stücken, brachten sich aber bei jeder Lage in das Gleichgewicht, gingen, wenn man sie stieß, flogen, wenn man sie in die Luft warf, richteten sich auf, wenn man sie auf den Rücken legte, bewegten sich, wenn man sie stach, aber unzweckmäßig und ohne fliehen zu können; schluckten das in den Schnabel gebrachte Wasser. Meerschweinchen bewegten sich nicht freiwillig, aber gingen und sprangen, wenn man sie reizte. Dasselbe war der Fall bei Hühnern, welche die Verwundung mehre Monate überlebten: sie schüttelten sich, putzten sich mit dem Schnabel, gingen herum, aber ohne Zweck und ohne einem Hinderniß ausweichen zu wollen; sie tasteten nicht, bemerkten nicht das Futter, welches man ihnen dicht vorhielt, äußerten keinen Trieb sich zu nähren, wenn man sie Tage lang hungern ließ und wären verhungert, wenn man ihnen das Futter nicht in den Rachen gesteckt hätte, verschluckten dann aber Alles ohne Unterschied. Maulwürfe hörten auf zu graben; Katzen, die vorher sehr wild gewesen waren, suchten weder sich zu vertheidigen, noch zu entfliehen. (Vgl. Burdach, „Vom Bau und Leben des Gehirns" III, §. 908.)

Um dieses Phänomen richtig zu beurtheilen, muß man sich zunächst vergegenwärtigen, daß die Thiere blind waren und eben dadurch schon des hauptsächlichsten Reizmittels für die Aufmerksamkeit auf die Außenwelt entbehrten. Denn die Hinwegnahme der rechten Hemisphäre führt Blindheit am linken Auge, die der linken am rechten Auge mit sich. Wie soll denn nun ein blindes Thier aufmerksam sein auf das Futter, das es nicht sieht, oder auf das Hinderniß, an welches beim Gehen zu stoßen es nicht vermeiden kann? Wilde Thiere durch Blendung zu zähmen ist eine alte Kunst. Zum Mangel des Gesichts gesellte sich sodann noch die Stumpfheit des Geschmacks und Getastes, wenn die Hühner alles ihnen in den Rachen Geschobene ohne Unterschied verschluckten, und sich dabei gegen Tastempfindungen auffallend unempfindlich zeigten. Ob die Empfindungen des Gehörs und des Geruchs dabei in ihrer Integrität bestanden, ist nicht untersucht worden, und muß also dahingestellt bleiben. Das Merkwürdigste bei dieser jedenfalls weitgehenden Verletzung der Sinnesnerven ist nun eben dieses, daß dadurch noch immer kein Aufhören der Wirksamkeit des Princips der thätigen Aufmerksamkeit bedingt wurde, sondern

daß dasselbe allem Sinnmangel zum Trotz in einer solchen noch immer verhältnißmäßig großen innern Thätigkeit verharrte. Denn das völlige Entweichen der thätigen Aufmerksamkeit ist entweder Schlaf oder Ohnmacht: nun aber schliefen weder die Thiere, noch fielen sie in Ohnmacht, sondern gingen umher, flogen, wenn man sie in die Luft warf, richteten sich auf, wenn man sie auf den Rücken legte, schüttelten sich, putzten sich mit dem Schnabel u. s. w. In allen diesen Bewegungen liegt eine viel größere Erregung der Aufmerksamkeit in Beziehung auf die Motoren, als sie im Schlafe vorkommt. Eher könnte man den Zustand mit dem des Nachtwandelns vergleichen, bei welchem denfalls eine fortwährende Aufmerksamkeit auf die vorzunehmenden Bewegungen der Glieder vorkommt bei mangelnder oder abgestumpfter Sinnempfindung. Der Nachtwandler bewegt seine Glieder mit vollkommener Geschicklichkeit, steigt Treppen u. dgl., weiß aber beim Trinken Wasser von Wein, beim Schnupfen gemahlenen Kaffee von Taback, beim Greifen den Leuchter von der Flasche nicht zu unterscheiden. Ganz ähnlich diesem gibt die Hinwegnahme der Hemisphären eine wache und thätige innere Aufmerksamkeit zu erkennen bei mangelnder Auffassung der äußern Sinne. Dasselbe beweist folglich, daß bei einer sehr weit gehenden Verletzung der Sinnesnerven immer noch ein Grad von Bewußtsein als von innerer thätiger Aufmerksamkeit oder motorischer Triebhemmung im thierischen Organismus bestehen bleiben kann, wenngleich die Mittel, derselben die gehörige Richtung auf ihre Objecte zu geben, im hohen Grade geschmälert sind.

Wer demnach Lust hätte, die Hemisphären des großen Gehirns für bloße Unterstützungsapparate (gleichsam für Resonanzböden) der sensitiven Nerven anzusehen, mit gänzlicher Leugnung alles anderartigen Einflusses derselben auf das Princip der Triebhemmung, als in diesem Charakter gegeben ist, der würde sich durch das physiologische Experiment an seiner Hypothese in keiner Weise gehindert, vielmehr noch wol eher unterstützt sehen. Und ebenso wenig dürfte er an seiner Meinung irre gemacht werden durch Das, was man bei Gehirnverletzungen am menschlichen Körper zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Nicht Störung des Bewußtseins, sondern Schwächung des Sehevermögens, Abstumpfung des Tastgefühls, Lähmung der Zunge und andrer Gliedmaßen, Atrophie entsprechender Theile, periodischer Schwindel und Kopfschmerz sind die Symptome, welche sich bei sol-

chen Gelegenheiten am gewöhnlichſten zu erkennen geben. Dieſe E
fahrungen wiederholen ſich von Jahr zu Jahr auf die conſta
Weiſe, während umgekehrt Manie und Wahnſinn bei den geſund
Gehirnen vorkommen.

So z. B. beobachtete Cruveilhier (J. Müller's „Phyſiologi
4. Aufl., I, 730) den Fall einer Atrophie der ganzen linken He
ſphäre des großen Gehirns bei einem 42jährigen Manne, wobei
entgegengeſetzte Seite des Rumpfes von Jugend auf unvollkom
gelähmt, und die Glieder dieſer Seite abgemagert waren, ohne daß
eine Störung des Geiſtesvermögens bemerkbar geweſen wäre. Ab
crombie erzählt („Inquiries concerning the intellectual powers and the
investigation of truth". Edinb. 1830, p. 154 sq.) von einer Frau,
bei welcher die Hälfte des Gehirns in eine krankhafte Maſſe umge
gangen gefunden wurde, und die, eine Unvollkommenheit des Sehv
abgerechnet, bis zum letzten Augenblick alle ihre Geiſteskräfte unve
mindert behalten hatte, ja bis wenige Stunden vor ihrem Tode i
einer Tiſchgeſellſchaft fröhlich geweſen war. Thomas Schwenke erz
(„Rari casus explicatio anatomico-medica". Hagae 1733. Vgl. Hall
„Collect. disp. pract.", vol. VII, part. I, p. 469) von einem 64jährig
Greiſe, welcher drei Jahre vor ſeinem Tode durch einen heftigen Fa
mit dem Kopfe gegen einen Baum eine Verletzung des Gehirns erl
ſodaß man bei der Section das Gehirn um faſt ein Drittheil ſeine
Umfangs verkleinert, in eine ſaftloſe Maſſe verwandelt und mit 16-
20 Unzen Waſſer umgeben fand. Die Verderbniß, worin in dieſe
Fall das Gehirn überging, kündigte ſich durchaus nicht als Geiſte
ſchwäche, vielmehr als periodiſche Anfälle von Schwindel, Schme
im Kopf, Schwäche des Geſichts, Stumpfheit des Gefühls und plötz
liches Zubodenfallen an. Jedoch ſtellten ſich dieſe Zufälle immer n
vorübergehend ein. Nach Eller's Bericht (in den „Mémoires de l'Aca
des sciences de Berlin", 1752) wurde einem zwölfjährigen Knabe
durch einen Windmühlenflügel eine Portion Gehirn aus dem Schä
geſchlagen; dieſer genas, ohne daß nachtheilige Folgen für ſeine Ge
ſteskräfte aus der Verletzung hervorgingen. Aehnliche Erzählunge
findet man in Hecker's „Annalen für die geſammte Medicin" V, 1 u
129; VII, 359. Hufeland's „Neueſte Annalen der franz. Arzneiwiſſe
ſchaft", III, St. 1, S. 1. Naſſe's „Zeitſchrift für Anthropologie", 18
III, 172.

Wir führen diese Erzählungen hier nicht an, um aus ihnen irgend Etwas über die Natur des Bewußtseins zu beweisen, was schlechthin unmöglich ist, sondern nur um an ihnen fühlen zu lassen, wie weit die wirkliche physiologische Erfahrung, welche übrigens in keinem Punkte unsicherer ist als in diesem, davon entfernt ist, der im innern Sinne gemachten präcisen Beobachtung, daß das Bewußtsein in einer Hemmung animalischer Triebe bestehe, zu widersprechen. Ist damit nun die Täuschung von einem ausschließlichen Sitze der Seele im Gehirn selbst zum bloßen psychologischen Phänonen, zur Hallucination herabgesetzt, so bedarf dieses Phänomen als solches noch seiner Erklärung. Denn vom Standpunkt reiner und nüchterner Beobachtung aus erscheint es eben als das größte Räthsel, daß diese Täuschung sich einstellen und sich mit so großer Hartnäckigkeit halten konnte. Es müssen große Verlockungen vorhanden sein, in den Irrthum zu fallen, welche deshalb zuletzt noch ein wenig genauer ins Auge gefaßt sein wollen.

Die erste beruht in dem Umstande, daß ohne die Zuhülfenahme einer genauen und detaillirten Beobachtung im innern Sinne das Bewußtsein den unvermeidlichen Anschein hat, dem Princip des singulären oder bildlichen Vorstellungsinhalts verwandter zu sein als dem Princip der Triebe und daher dem sensibeln Nervenprincip näher zu stehen als dem motorischen. Das Centrum des sensibeln Lebens aber ist die centrale Gegend um die Höhlen nebst den beiden Hemisphären des großen Gehirns. Man wird also das Bewußtsein als die verknüpfende Mitte der Sinnempfindungen oder Sensorium commune hierher verlegen, und es von hieraus erst auf den Willen wirken lassen. So grundfalsch diese Voraussetzung ist, so ist es doch ohne Beihülfe innerer Beobachtung ebenso wenig möglich auf den Argwohn zu gerathen, daß dieselbe falsch sei, als es ohne Beobachtung des Sternenhimmels möglich wäre, auf den Argwohn einer Bewegung der Erde zu kommen. Denn ohne die Zuhülfenahme einer genauen und detaillirten Beobachtung im innern Sinn weicht nicht der falsche Schein, daß das Bewußtsein dem sensibeln Nervenprincip näher stehe als dem motorischen. Ein bloßer Zweifel, es könne vielleicht auch wohl das Gegentheil der Fall sein, will nichts ausrichten gegen einen falschen Augenschein von dieser Stärke. Nur allein der Beweis von der Gewißheit des Gegentheils, welcher auch in diesem Fall wieder das alte Gesetz bestätigt, daß die empirische Wahrheit immer etwas Paradoxes

an ſich hat, läßt auf einmal einen Lichtſtrahl in die Finſterniß fallen, indem ſich zeigt, daß das Bewußtſein nichts weiter iſt als die nach außen gehemmte, aber nach innen thätige Function des motoriſchen Nervenprincips ſelbſt. Das motoriſche Princip in ſeiner Wirkung oder Entladung nach außen iſt zwar unbewußt und blind, aber es verwandelt ſich dadurch in Bewußtſein, daß ihm die Wirkſamkeit oder Entladung verſagt wird, worauf ſodann ſeine nach innen ſchlagende Wirkung als Aufmerkſamkeit zum Erreger der ſenſibeln Proceſſe wird.

Dem vorwiſſenſchaftlichen Standpunkt erſcheint das Bewußtſein der ſenſibeln Seite des Nervenlebens allein angehörig und auf die motoriſche Seite nur als verurſachendes Agens mittelbar einfließend. Der wirkliche Thatbeſtand iſt der, daß die Hemmung der Entladung, welche nur eine bloße Wirkung des Bewußtſeins zu ſein ſchien, vielmehr ſeine Subſtanz ſelbſt iſt, und daß die Senſation nebſt der Apperception, welche das Weſen des Bewußtſeins zu ſein ſchien, vielmehr nur theils ſein äußerlicher Anreiz, theils ſeine ſich auf dieſen Anreiz beziehende Folge und Wirkung iſt.

Hiermit ſinkt denn das Bewußtſein aus dem Sensorium commune (dem großen Gehirn) in das Motorium commune (großes und kleines Gehirn, pons Varolii, Rückenmark nebſt Sympathicus) herab bis in eine Tiefe, welche ſich ſo weit erſtreckt, als noch Triebe gehemmt werden können.

Ein zweiter Anreiz, dem Bewußtſein das Gehirn zum ausſchließlichen Wohnort anzuweiſen, hat in dem Umſtande beſtanden, daß ein Druck auf die Hemiſphären des großen Gehirns auf der Stelle das Princip des Bewußtſeins außer Thätigkeit ſetzt. Aber auch hier entlehnt die Trüglichkeit des Augenſcheins ihre ganze Kraft nur von dem Vorurtheil, welches zwiſchen dem Weſen eines Agens und dem Reiz, welcher daſſelbe in Wirkſamkeit ſetzt, nicht zu unterſcheiden weiß. Wenn ein Druck auf das Sensorium commune oder den Reſonnanzboden der ſenſitiven Nerven ähnlich ſchlaferregend oder betäubend wirkt, wie der Geruch des Chloroform, Salmiakſpiritus, der Genuß von Spirituoſen, magnetiſche Striche und andre ſenſitive Reizmittel, ſo geht hieraus über den Wohnſitz des auf den angewandten Reiz eintretenden Bewußtſeins gar nichts hervor. Oder wird man es, wenn es auf Chloroform einſchläft, darum in den Geruchsnerven, wenn auf Spirituoſa, darum in den Geſchmacksnerven verſetzen? Aehnlich für

len wir Anstrengung im Kopfe beim Denken an den Orten, wo die Schwingungen oder Spannungen der Bewußtseinsreize in Thätigkeit sind, eben darum, weil es immer nur der Reiz ist, welcher örtlich und pathologisch empfunden wird, das Bewußtsein aber nicht empfunden wird, sondern empfindet.

Was man sonst noch für den Sitz des Bewußtseins in einem einzelnen Theile des Nervenbaues geltend zu machen pflegt, ist die untheilbare Einheit des Bewußtseins. Eine Qualität, in welcher keine Vielheit von Theilen zu entdecken sei, meint man, könne nur geknüpft sein an einen schlechthin einfachen Ort im Nervensystem.

Aber diese Annahme der Einheit des Bewußtseins beruht auf einem Irrthum. Da das Bewußtsein oder die Aufmerksamkeit das verknüpfende Agens ist, welches Einheit in die zerstreuten und mannichfaltigen Anschauungen bringt und die Sensationen nach aprioriſchen Regeln zu Erkenntnissen verbindet, so läßt man sich verleiten, die Einheit, welche als Product in der Anschauung hervorspringt, zu verwechseln mit der Thätigkeit, welche diese Einheit zu Wege bringt. Wenn ich mit Lineal und Zirkel beschäftigt bin, in einer gegebenen Kreislinie das Centrum als die Einheit ihrer Construction zu bestimmen, oder wenn ich bei einem Wagebalken den Schwerpunkt ausprobire als die Einheit seines Gleichgewichts, so ist das Product meiner Thätigkeit in beiden Fällen die Setzung einer untheilbaren Einheit, eines unausgedehnten Punkts, aber die producirenden Agentien, Finger, Arme, Zirkel, Lineal u. s. f., mannichfaltig. So auch ist die Hemmung der Triebe ein complicirter Mechanismus, wenngleich die Einheit einer Verknüpfung der Anschauungen, welche unter anderm aus ihm hervorgeht, eine untheilbare Größe ist. Diese Einheit ist aber, wie bereits früher nachgewiesen worden, nicht das Bewußtsein selbst, sondern die Wirkung des Bewußtseins im singulären oder bildlichen Vorstellungsinhalt. Das Bewußtsein als Agens genommen ist so wenig eine untheilbare Einheit, daß es wesentlich nur in einer Hemmung von Trieben und Strebungen besteht, wie die Oscillation zwischen Ja und Nein beweist, ohne welche keine Fragethätigkeit und folglich kein Bewußtsein gefunden wird.

Sollte aber zuletzt noch der Irrthum von der untheilbaren Einheit des Bewußtseins in der Art geltend gemacht werden, daß man sich darauf beriefe, daß nach der Theorie der Triebhemmung es so

viele verſchiedene Bewußtſeinsthätigkeiten geben müßte als es gehemmte Triebe gibt, was doch gegen unſere Empfindung ſei, ſo haben wir darauf zu erwidern, daß ſich dieſes in Wahrheit ſo verhält, daß aber dieſer Thatbeſtand nicht gegen unſere Empfindung, ſondern gegen die falſche Theorie anſtößt, daß die Triebe des Organismus in ihrer Wurzel nothwendig ebenſo verſchiedener Natur voneinander ſein müßten als ihre Organe, worin ſie wohnen. Darüber ſagt uns aber die unmittelbare Empfindung nichts Beſtimmtes. Iſt die Einheit des aufmerkenden und überlegenden Bewußtſeins wirklich von der Art, daß die verſchiedene Qualität der Triebe, deren Hemmung Bewußtſein genannt wird, darin in einer gewiſſen Hinſicht erliſcht und ſich erſt nach Beantwortung der Frage in ihrer Entgegenſetzung wiederherſtellt, ſo wird nothwendig genau in dem Grade und der Hinſicht, als dies geſchieht, eine Identität der Triebe untereinander in ihrer Wurzel und Quelle angenommen werden müſſen. Aber die Beſtimmung des Grades und der Hinſicht, in welcher dies nöthig wird, iſt ein Thema für Unterſuchungen, welche anzuſtellen uns an dieſem Orte noch die Vorbereitungen fehlen.

Zweites Capitel.

Von den allgemeinen Eigenschaften des Vorstellungsinhalts.

---

§. 14.

Erste Eigenschaft, Unbewußtheit oder Erinnerbarkeit.

Vorläufiges vom Erlöschen der Gedächtnißbilder. Nachweisung des Substantiellen im Vorstellungsinhalt. Seine Unterscheidung in vorstellbaren und relativ unvorstellbaren Inhalt.

Die bisherige Untersuchung hat nicht eher geruht, als bis sie bei der Quelle des Bewußtseins angelangt war. Daher sollte nun die jetzt beginnende billig nicht eher ruhen, als bis sie dem Wesen des erinnerbaren Vorstellungsinhalts in eben dem Maße auf den Grund gedrungen sei. Denn aus diesen beiden Factoren setzt sich alles Wahrnehmbare und alle Wahrnehmung zusammen.

Beim erinnerbaren Vorstellungsinhalt gibt es sowol allgemeine Eigenschaften zu beobachten und zu erörtern, welche sich auf alles Vorstellen überhaupt beziehen, als auch specielle Eigenschaften, welche nur gewissen Classen von Vorstellungen, z. B. allein den Erkenntniß- oder allein den Empfindungsvorstellungen, allein denen des äußern oder denen des innern Sinnes u. s. f. zukommen. Wir machen den Anfang mit den allgemeinen Eigenschaften, und knüpfen dann später die speciellen an.

Die erste und vornehmste Eigenschaft des Vorstellungsinhalts ist

eben seine Erinnerbarkeit selbst. Er währt fort und erhält sich während der Zeit, daß er aus dem Bewußtsein verschwunden ist und taucht später in unveränderter, wenn auch abgeschwächter Gestalt, wieder hervor. Wie weit das Gedächtniß gehe, ob von allem einmal gebildeten oder erworbenen Vorstellungsinhalt gar nichts je verloren gehen könne, indem alle scheinbaren Verluste nur in gesetzmäßigen Umwandlungen gewisser Vorstellungselemente in andre bestünden, wodurch sie dem Bewußtsein unkenntlich würden, muß hier vor der Hand dahingestellt bleiben, obgleich es sich in der Folge leicht herausstellen dürfte, daß die Sache nicht wol anders als auf diese Art vorstellbar ist. Wir sehen vorläufig noch davon ab und begnügen uns mit der Beobachtung, daß allerdings die Bilder des Gedächtnisses mit der Zeit von selbst zu erlöschen oder zu verdunsten scheinen. Das vor Jahren Erlebte wird in der Regel nicht mehr so frisch und deutlich erinnert als das gestern Erlebte. Das in der Jugend Erlernte wird zum Theil später wieder vergessen. Blind Gewordene hatten in einigen Fällen (jedoch nicht in allen) nach mehren Jahren keine Vorstellung von Farben mehr und träumten auch nicht mehr von farbigen Dingen. Doch ist ebenso gewiß, daß wir, sobald wir uns diesem Anschein von Erfahrung zuversichtlich hingeben wollen, auch wieder durch entgegengesetzte Erfahrungen darin uns gestört sehen, wenn z. B. jener Bauer zu Kessin (einem Dorfe bei Rostock) sein vor bereits 60 Jahren auswendig gelerntes und seitdem lange vergessenes Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος u. s. w. im Fieberdelirium plötzlich ohne Stocken repetirte („Berliner Monatsschrift", 1784, IV, 434), oder wenn sonst Nervenkranke fähig waren, sich in Sprachen auszudrücken oder Kenntnisse zu entwickeln, welche sie lange vergessen zu haben schienen (Tissot, „Traité des nerfs". Paris 1779 Tom 2, p. 1, p. 316. Vgl. G. E. Schulze, „Psychische Anthropologie", 3. Ausg., 1826, S. 188). Denn dergleichen Fälle sind wiederum so gestaltet, daß wir wol eher von einer jeden Vorstellung, die jemals in unserm Besitze war, eine Wiederkunft erwarten dürften, so bald nur die hinreichenden Mittel der Wiedererweckung gegeben wären. Das einzige uns hierbei außerdem noch Entgegentretende ist der Einwurf, daß der erinnerbare Vorstellungsinhalt vielleicht gar nicht dürfe für etwas dauerndes Substantielles gehalten werden, sondern nur etwa nach dem Ausspruch der Hegel'schen Schule für einen accidentellen Zu

ſtand der Intelligenz oder Aufmerkſamkeit ſelbſt, nämlich für das An ſich ihrer eigenen Beſtimmungen, worin die Erinnerungsbilder bewußtlos aufbewahrt ſeien [1]). Etwas Aehnliches ſcheint ſich Schopenhauer zu denken, wenn er in der Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde" eine Subſtantialität der Vorſtellungen leugnet, wobei er ſich mit dem Gleichniß hilft, daß ſo wie ein häufig in gewiſſe Falten geworfenes Tuch leicht und gern ſich wieder in dieſelben Falten wirft, ſo auch das Bewußtſein bei jeder Gelegenheit leicht und gern wieder diejenigen Vorſtellungen aufs neue producire, welche es ſchon oft producirt habe [2]). Schopenhauer's Ausrede erſcheint darum als ſchwach, weil man ihm das Subſtantielle der Tuchfalten in den durch einen häufigen Wurf allmälig umgebogenen oder geknickten Fäden des Tuches nachweiſen kann, wie man die Falten, ſobald ſie ſtark ſind, ſelbſt bei ausgebreitetem Tuch ſogar noch mit den Augen ſieht. Wenn wir daher ſagen, ein Tuch habe Falten, ſo verſtehen wir auch ganz richtig darunter das Subſtantielle der Sache und nicht ihr bloßes Phänomen. Das Tuch behält ſeine Falte, auch wenn dieſelbe zufällig nicht daran ſichtbar iſt. So dauert auch nothwendig der erinnerbare Vorſtellungsinhalt als irgend ein ſubſtantielles Verhältniß, auch wenn er zufällig nicht ins Bewußtſein tritt. Aber auch die Hegel'ſche Vorſtellungsart und jede ähnliche iſt nicht haltbarer, ſon-

---

1) Hegels „Encyklopädie", 3. Aufl., §. 453: „Das Bild für ſich iſt vorübergehend, und die Intelligenz ſelbſt iſt als Aufmerkſamkeit die Zeit und auch der Raum, das Wann und Wo deſſelben. Die Intelligenz iſt aber nicht nur das Bewußtſein und Daſein, ſondern als ſolche das Subject und das An ſich ihrer Beſtimmungen; in ihr erinnert iſt das Bild nicht mehr exiſtirend, bewußtlos aufbewahrt."

2) Schopenhauer, „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" (Rudolſtadt 1813), §. 48: „Der gewöhnlichen Darſtellung des Gedächtniſſes als eines Behältniſſes, in welchem wir einen Vorrath fertiger Vorſtellungen aufbewahren, die wir folglich immer haben, nur ohne uns derſelben immer bewußt zu ſein, kann ich nicht beiſtimmen. — Will man von der Eigenthümlichkeit unſers Vorſtellungsvermögens ein Bild, ſo ſcheint mir das richtigſte das eines Tuchs, welches die Falten, in die es oft gelegt iſt, nachher gleichſam von ſelbſt wieder ſchlägt. Wie der Leib dem Willen durch Uebung gehorchen lernt, ebenſo das Vorſtellungsvermögen. Keineswegs iſt, wie die gewöhnliche Darſtellung es annimmt, eine Erinnerung immer dieſelbe Vorſtellung, die gleichſam aus ihrem Behältniß wieder hervorgeholt wird, ſondern jedesmal entſteht wirklich eine neue, nur mit beſonderer Leichtigkeit durch die Uebung" u. ſ. f.

dern beſteht ebenfalls in nichts weiter, als in einer Flucht vor den klaren Gedanken der Sache. Denn in einem Bewußtſein, worin Etwas aufbewahrt ſein ſoll, muß das Aufbewahrte auch in irgend einer Art exiſtiren, ſonſt iſt es nicht darin aufbewahrt. Das, was im Bewußtſein als unbewußt fortexiſtirend gedacht wird, iſt nun eben der erinnerbare Vorſtellungsinhalt. Wie in einem Weſen, welches durch und durch Bewußtſein iſt, nämlich im Bewußtſein ſelbſt, noch etwas außerdem Platz hat, ohne daß es braucht zum Bewußtſein zu kommen oder im Felde des Bewußtſeins angetroffen zu werden, das iſt nur eben hierbei die Frage. Denn was fortdauert, ohne im Bewußtſein zu ſein, das dauert doch nothwendig außerhalb des Bewußtſeins fort. Was außerhalb des Bewußtſeins fortdauert, das iſt außerhalb deſſelben und nicht in demſelben aufbewahrt, und zwar ſo, daß es entweder ſelbſt ein unbewußtes Subſtantielles bilden, oder als ein dauerndes Verhältniß an irgend einem unbewußten Subſtantiellen vorkommen muß.

Wenn nun aber die Vorſtellungen ſelbſt entweder bewußtloſe Subſtanzen oder fortdauernde Verhältniſſe an bewußtloſen Subſtanzen ſind — ſo könnte noch Jemand einwerfen — dann müßten ſie ſich doch auch noch auf andre Arten bemerklich machen als blos durch die Phänomene, welche ſie im Bewußtſein hervorrufen. Sie müßten ſich bemerklich machen als Das, was ſie zunächſt ſind, nämlich als auf bewußtloſe Weiſe wirkende Subſtanzen oder Verhältniſſe der unbewußten Sphäre. Und dieſes thun ſie auch wirklich. Die Erinnerung iſt lange nicht das einzige Phänomen, welches uns unbewußten Vorſtellungsinhalt verbürgt. Sondern mehre andre ſchließen ſich daran mit gleich ſtarker Beweiskraft.

Ein Gegenſtand kann dem Ganzen nach genommen klar erkannt ſein, wobei wir uns jedoch der Theile deſſelben nicht bewußt ſind, obgleich ohne den Einfluß dieſer Theile auf die Wahrnehmung des Ganzen dieſes nicht erkannt ſein würde (Vgl. Schulze's „Pſych. Anthr.", 3. Aufl., S. 575). So iſt es oft der Fall mit Phyſiognomien. Wir wiſſen, daß wir einen Menſchen, wenn wir ihn ſähen, wieder erkennen würden und ſind doch manchmal dabei nicht im Stande, eine nur irgend genaue Beſchreibung ſeiner Augen, Naſe, Lippen, Stirn ꝛc. zu geben. Worauf alſo ſollten wir uns bei einem ſolchen Wiedererkennen, das doch mit der größten Sicherheit vor ſich geht, anders verlaſſen als auf Vorſtellungselemente, welche in uns vorhanden ſind

hne daß wir uns im Stande befinden, dieſelben ohne Beihülfe des Gegenſtandes ſelbſt aufs neue ins Bewußtſein zu bringen? Ebenſo eht unſerm Fürwahrhalten oft eine bloße Ahnung ſeiner Gründe orher, in Anſehung welcher es viele Anſtrengung koſtet, um zum Bewußtwerden derſelben zu gelangen. Jedes Kind z. B. beurtheilt ie Größe der fernen Gegenſtände nach den Regeln der Perſpective, ie es gleichwol nicht kennt, d. h. nicht ins Bewußtſein aufgenommen hat. Mit den Regeln der Urſache und Wirkung, der Wahrſcheinlichkeit möglicher Fälle, des Denkbaren und Undenkbaren verhält es ſich nicht anders. In allem Denken und Erkennen ſehen wir uns durch Begriffe gebunden und geleitet, welche nur dem Philoſophen zum Bewußtſein gelangen, alſo in ihrer gewöhnlichen Wirkſamkeit unbewußte Begriffe ſind, welche blind erworben wurden, unbewußte aprioriſche Schemata, wie z. B. das obenerwähnte aprioriſche Schema des Ja und Nein.

Die Laute einer von Trommelſchlag übertönten Rede kommen offenbar vermiſcht mit den ſtärkern Trommeltönen in unſern Sinn, ſind alſo Elemente, welche die Fähigkeit haben, zu bewußten Vorſtellungen zu werden, ohne daß dieſe Fähigkeit ausgebildet wird. Unbewußter Vorſtellungsinhalt.

Wenn ein Redner zwiſchen den einzelnen Sätzen und Nebenſätzen einer vorgetragenen Rede ein wenig inne hält, ſo bewirkt dies, daß wir die Worte der Rede viel deutlicher faſſen und treuer behalten, weil dem auffaſſenden Bewußtſein dadurch Zeit zum Agiren gegönnt wird. Dasjenige nun, was bei einer ohne alle oratoriſche Pauſen vorgetragenen Rede verloren geht, gar nicht aufgefaßt wird, gar nicht zum Bewußtſein gelangt, iſt es nicht ein ganzer Haufe von vorhanden geweſenen aber unbewußt gebliebenen Vorſtellungselementen?

Aus dem vorigen Fall erklärt ſich ebenfalls das nicht minder auffallende Phänomen, daß wir manchmal glauben, ein Wort nicht deutlich gehört zu haben, deſſen Ton dennoch im folgenden Augenblicke völlig deutlich und articulirt in unſerm Gedächtniß auftaucht. Wir merken dies beſonders dann, wenn wir in der Schnelligkeit ſchon darum nachgefragt haben, in der Ueberzeugung, daß wir das Geſagte überhörten. Bekommen wir auf die Nachfrage keine Antwort und erinnern uns gleich darauf des Worts bei größerer Anſtrengung des Bewußtſeins, ſo iſt dies ein Beweis davon, daß der Sinn das Wort auf unbewußte Art bereits gefaßt hatte, ein Beweis, welcher freilich

nur für Diejenigen gilt, die die Erfahrung an sich selbst gemacht haben. Manche Menschen aber haben ein so langsames Vernehmen der Worte, daß sie sich ein solches dumpfes Nachfragen in hohem Grade angewöhnen und dadurch oft lästig werden. Diese werden Gelegenheit haben, die vielfältigsten Beobachtungen hierüber anzustellen.

Hieran schließen sich die Beispiele von unbewußtem Vorstellungsinhalt, der als Thätigkeit, erworbene Fertigkeit, Angewöhnung u. dgl. in uns wirkt.

Eine jede Geschicklichkeit, z. B. Lesen, Schreiben, Sprache einer fremden Sprache, Musiciren, Tanzen u. dgl., in welcher wir noch in dem Grade Neulinge sind, daß wir alles bis aufs Kleinste mit Bewußtsein und durchs Bewußtsein thun, üben wir ungeschickt und unbeholfen aus. Geschicklichkeit und Fertigkeit besteht darin, daß wir nicht mehr an jede Kleinigkeit zu denken brauchen.

Der Unterschied von Buchstabiren und Lesen z. B. zeigt sich uns. Der Lesende liest nicht Buchstaben, sondern Worte, und am Ende auch diese nicht mehr, sondern Sätze. In sein klares Bewußtsein fallen nur Gedanken, welche aber auf einem sehr complicirten Gerüste aus Sätzen, Worten und Buchstaben schweben, das nur seinem geringsten Theile nach ins Bewußtsein tritt. Zum besten Beweise davon dient, daß alle Bücher und Zeitungen von Druckfehlern wimmeln, von denen wir in der Regel nichts merken; und ebenso, daß die Durchsicht eines Correcturbogens, welche buchstabirendes Lesen fodert, uns anstrengend und peinlich ist, statt daß sie im entgegengesetzten Fall mit dem einfachen Leseact zusammenfallen müßte.

Ein auswendig gelerntes und fest eingeprägtes Gedicht, ein sehr häufig geübtes Musikstück, eine gut eingeübte Tanztour repetiren sich wie ein Uhrwerk; das Bewußtsein kann dabei mit etwas ganz Anderm beschäftigt sein, wie es z. B. mit dem bekannten Orgelspieler aus Kant's „Anthropologie" der Fall ist, welcher während er mit Händen und Füßen kunstreich arbeitet, noch ein Gespräch nebenbei führt. Doch ist keine kleinste dieser unbewußt oder mechanisch vollzogenen Bewegungen, welche nicht das erste mal mit Bewußtsein und Anstrengung vollzogen worden, und folglich aus einer bewußten Vorstellung Dessen, was sie bezweckt, entsprungen wäre. Und da bewußte Vorstellungen die Anfänge dieser sämmtlichen Thätigkeitsreihen sind,

so ist hier überall das wirkende ein einst bewußt gewesener, hernach aber zum unbewußten Gedächtnißeigenthum gewordener Vorstellungsinhalt.

Die Geschicklichkeiten der mit Instinct begabten Thiere sehen wir mit derselben Sicherheit vollzogen, womit der menschliche Virtuos die seinen vollzieht. Der Unterschied ist nur der, daß sie nicht erlernt worden sind. Daher das Wirken der unbewußten Vorstellungen bei ihnen nur ein wahrscheinliches ist, statt daß wir bei den erworbenen Geschicklichkeiten der Menschen davon die Gewißheit haben.

Das Bedürfniß nach Salz, welches mich oft mit Bewußtsein an der Tafel das Salzfaß ergreifen ließ, um mein Fleisch zu salzen, kann auch wol ein mal während eines lebhaften Gesprächs unbewußterweise meinen Arm eben so in Bewegung setzen. Ein oft mit Bewußtsein auf eine Empfindung geäußerter Laut entfährt mir ein ander mal unbewußt. Einen Weg durch die Stadt, den ich anfangs mit Anstrengung des Bewußtseins reguliren mußte, lege ich später wie im Schlafe zurück, während meine Aufmerksamkeit mit entlegenen Dingen beschäftigt ist. In diesen Fällen, sowie bei allen erworbenen Fertigkeiten, finden wahrhafte Reflexionsbewegungen statt, nämlich unwillkürliche Handlungen des Organismus, welche ihren Grund in einer Empfindung haben, die entweder ebenfalls eine unbewußte ist, oder, wenn bewußt, doch nur als ein Anstoß gebendes Agens wirkt, worauf sich die Bewegung, wie man zu sagen pflegt, mechanisch vollzieht.

Ein interessanter Fall ist noch dieser nicht selten vorkommende, wo ich mich Stunden, ja Tage lang hinterher eines im Gespräch oder im Schreiben begangenen Fehlers deutlich erinnere, dessen ich mir doch, während ich ihn machte, nicht bewußt wurde. Denn außerdem, daß ein solcher Fall nur wieder eine Thätigkeit nachweist, die in gewissen Theilen ohne Bewußtsein als bloße Reflexionsbewegung vollzogen wurde (denn sonst hätte ich den Fehler merken müssen, während ich ihn machte), zeigt er auch, daß eine mit höchst unvollkommenem Bewußtsein gebildete und entstandene Vorstellung sich hinterher zu einem höchst klaren und vollendeten Bewußtsein noch in der Erinnerung emporarbeiten kann.

Endlich ist hier, wo von der unbewußten Existenz der Vorstellungen die Rede ist, auch noch an diejenigen unbewußten Vorstellungen zu erinnern, welche wir die Eigenschaften wirklicher Gegen-

ſtände nennen. Dieſe Eigenſchaften, z. B. die des Runden, d
Rothen, des Süßen u. dgl. ſind ein Vorſtellungsinhalt, der ſich n
gewiſſen Geſetzen, von denen erſt ſpäter die Rede ſein kann, an d
vorſtellenden Weſen mittheilt. Denn wie wollte ich wol irgen
ein Vertrauen faſſen, mich mit Jemandem über irgend Etwas z
verſtändigen, wenn ich nicht bei ihm die Fähigkeit vorausſetzte, d
ſelbe anſchauliche Vorſtellung z. B. des Runden, welche ich in
etwa mit dem Zirkel auf dem Papier vorbilde, ebenſo gut in ſich a
zunehmen als ich ſelbſt? Der mittheilbare Vorſtellungsinhalt,
z. B. das Runde auf dem Papier, iſt zwar in bewußter Form v
handen, aber doch nur in ihm und in mir. Auf dem Papier ſel
von wo aus er ſich mittheilt an Jeden, der ihn ſehen will, iſt e
ebenſo unbewußter Form vorhanden, als er in mir dann vorhan
ſein wird, wenn er für eine zeitlang aus meinem Bewußtſein v
ſchwindet, um hernach als erinnerbarer Vorſtellungsinhalt wieder d
zurückzukehren. Aber Intereſſe bekommt dieſer Anblick beſonders d
durch, daß er die verſchiedene Art, wie Vorſtellungsinhalt erſcheine
kann, um ein höchſt Bedeutendes vervielfältigt. Denn wenn ich i
mir ſelbſt vorgeſtellten von unvorgeſtelltem oder blos vor-
ſtellbarem Inhalt zu unterſcheiden finde, ſo treffen beide Prädicat
zwar auch die Eigenſchaft des wirklichen Dinges, inſofern ſie ſowo
in mir als in andern erkennenden Weſen zum wirklich vorgeſtellte
oder auch zum blos vorſtellbaren Inhalt werden kann. Sie ſelb
aber bleibt dabei immer als ein bewußtloſer Grund und Her
beſtehen, deſſen Inhalt fortwährend beliebig viele vorſtellende Weſe
zu dem ihrigen machen und ſich aneignen können, ohne ihn zu ſchm
lern (vermuthlich durch Reproduction). Daher iſt nun aber genau g
nommen nur Dasjenige vorſtellbarer Inhalt, was der genannt
Grund und Herd an die einzelnen vorſtellenden Weſen mittheilt. E
ſelbſt, nämlich Das, was er zurückbehält (und das dürfte vielleicht
ſo ziemlich alles ſein) iſt nicht für andre vorſtellende Weſen vorſtell
bar, ſondern könnte nur vorſtellbar ſein für ihn ſelbſt, wenn
er ſelbſt ein vorſtellendes Weſen wäre. Denn ihm ſelbſt als Vor-
ſtellenden, aber auch nur ihm allein, wäre der ſämmtliche ſtets zurück
bleibende Grund und Herd immer gegenwärtig und durchdringlich.
Genug fürs erſte, daß man hieran ſich überzeugt, daß es nicht allein
unbewußten, jedoch noch immer vorſtellbaren Vorſtellungsinhalt

gibt, ſondern daß ſogar ein ſolcher gefunden wird, den man nicht anders als einen relativ unvorſtellbaren nennen kann.

Als erſte allgemeine Eigenſchaft alles Vorſtellungsinhalts bleibt alſo feſtgeſetzt ſeine Erinnerbarkeit, d. h. ſeine ſubſtantielle Unbewußtheit.

§. 15.

Zweite allgemeine Eigenſchaft, Verſchmelzbarkeit.

Das Verſchmelzen des Vorſtellungsinhalts zu Begriffen. Sinnliche Begriffe. Gedächtnißbegriffe. Aehnlichkeitsbegriffe. Begriffe mit beweglichen Elementen. Gleichnißbegriffe. Ariſtoteliſche Begriffe. Subſtanzbegriffe. Gefühlsbegriffe. Motoriſche Begriffe.

Wenn ich, während ich beide Augen auf einen fernen Gegenſtand gerichtet ſein laſſe, einen andern Gegenſtand, z. B. den Finger meiner Hand, in einer nahen Entfernung vor dieſelben halte, ſo ſehe ich den letztern doppelt und zwar ſo, daß mir das links ſtehende Bild deſſelben verſchwindet, wenn ich das rechte, das rechts ſtehende, wenn ich das linke Auge zudrücke. Folglich werden die beiden gleichartigen Sehbilder meiner Augen nur dann unterſchieden im Bewußtſein, wenn ſie an verſchiedenen Orten des Raums erſcheinen. Sobald ſie in denſelben Raum zuſammentreten, werden ſie im Bewußtſein völlig eins, oder ſchmelzen zuſammen. Ebenſo verſchmelzen miteinander die gleichartigen Tonbilder meiner beiden Ohren, ſowie die Töne von gleichgeſpielten Inſtrumenten. Denn da in der Vorſtellung der Töne kein räumliches Nebeneinander vorkommt, ſo fällt hier der Grund der Trennung des mit einem mal erfaßten Gleichartigen ganz und gar fort.

Auf ähnliche Art trage ich, wenn ich einen Gegenſtand lange angeſchaut habe, ein Bild von ihm in der Erinnerung davon, welches aus unzählig vielen homogenen Bildern zuſammengeſchmolzen iſt. Denn hätte ich ihn nur die erſte Hälfte der Zeit angeſchaut, ſo würde ich ebenfalls ein Bild von ihm davongetragen haben, nur ein ſchwächeres; und hätte ich ihn nur die letzte Hälfte der Zeit angeſchaut, ſo würde ohne Zweifel daſſelbe ſtattgefunden haben. Nun aber hat beides zuſammen ſtattgefunden, und folglich ſind beide Bilder, welche auch hätten getrennt auftreten können, untrennbar in eins geſchmolzen. Man kann aber dieſen Theilungsproceß bis auf ſo kleine Zeit-

theile fortſetzen, als ſie nur irgend eine Auffaſſung erlauben, welches man ſich dadurch verſinnlicht, daß man die geſchloſſenen Augen ſo ſchnell öffnet und wieder ſchließt, als man nur im Stande iſt. Nie wird dies geſchehen, ohne ein Bild von bedeutender Diſtinction im Bewußtſein zurückzulaſſen. Blinzelt man nun fortwährend auf dieſe Art mit den Augen bei Anſchauung eines Gegenſtandes, ſo kann man für eine mäßig lange Dauer des Anſchauens ſchon eine ziemlich große Summe von verſchmolzenen Bildern zuſammenrechnen.

Wenn ich eine Perſon durch ein Zimmer gehen ſehe, von der einen Seite kommend, auf der andern abtretend, ſo bewahrt mein Gedächtniß, indem es das Bild des Zimmers in ſich bewahrt, auch darin an jeder Stelle, wo ſie ging, das Bild dieſer Perſon, aber nicht ſo, daß dieſe Bilder nebeneinander und alſo ſtatt einer Perſon unzählig viele erſcheinen, ſondern ſo, daß ich mir die Perſon nur an irgend einem dieſer Oerter, z. B. im Eingange denke, dahin die ganze aufgeſogene und verſchmolzene Bildfülle ihrer Erſcheinung auf dieſen einzigen Ort concentrire, und nun dieſelbe denſelben Weg, welchen die Perſon in Wirklichkeit nahm, auch wieder in der Einbildung machen laſſe. Es folgt hieraus, daß nicht blos nacheinander wahrgenommene, ſondern unter gewiſſen Umſtänden auch nebeneinander wahrgenommene Erinnerungsbilder miteinander verſchmelzen.

Die Neigung zum Verſchmelzen zwiſchen nebeneinander wahrgenommenen ähnlichen Geſichtsbildern erhellt auch daraus, daß es ſo überaus ſchwer iſt, bei einer Reihe von gleichmäßigen Gitterſtäben die Anzahl derſelben durchs Geſicht zu beſtimmen. Denn man kann es hierbei nie ganz verhüten, daß nicht während des Zählens ein gleichſam ſchillernder Zuſtand unſers Geſichtsfeldes entſpringt, welcher darin beſteht, daß uns das Bild des einen Stabes mit dem ſeines nächſtfolgenden u. ſ. f. während der Hin- und Herbewegung des Auges zuſammenſchmilzt.

In den „Menächmen" des Plautus, ſowie in Shakſpeare's „Comedy of Errors", fließen die Bilder der beiden ähnlichen Brüder in der Auffaſſung aller Begegnenden ſo zuſammen, daß ſie ſo lange für eine und dieſelbe Perſon gehalten werden, bis man ſie nebeneinander erblickt. Aehnliche Verwechſelungen kommen im Leben vor. Wer eine fremde Perſon auf der Straße anredet, in der Meinung, es ſei ein Bekannter, wer ſeinen Hut, Stock, Regenſchirm mit einem

fremden unwiſſend vertauſcht, wer das Nordlicht für den Widerſchein einer fernen Feuersbrunſt, die Sternſchnuppen für fallende Sterne anſieht, ihnen allen widerfährt die Komödie der Menächmen.

Von den Fliegen, welche in meinem Zimmer umherſchwärmen, weiß ich nur, daß ihrer viele ſind, ohne im Stande zu ſein, eine von der andern zu unterſcheiden. Ich finde daher, wenn ich an ſie zurückdenke, in meinem Gedächtniß gar nichts Andres vor als nur den einzigen beſtimmt ausgeprägten Typus einer Fliege, zu welchem ſämmtliche Fliegenbilder in mir zuſammenſchmolzen, und welchen ich nun an jeden beliebigen Ort verſetze, wo ich mir eine Fliege hindenken will. Bin ich eine Allee von Pappeln oder andern gleichartigen Bäumen durchgangen, ſo trage ich ebenfalls in meiner Erinnerung nichts davon als das einzige Bild eines ſolchen Baumes, welches nach einer gewiſſen Regel in zwei Reihen vervielfältigt daſteht. Auch habe ich nicht in der Erinnerung, wie viel Bäume in der Allee ſtanden, wenn ich ſie nicht etwa gezählt habe, ſondern ich verlängere in meinem Gedächtniß die Allee auf dieſelbe Weiſe, wie der Theatermaſchiniſt eine Proceſſion dadurch in der Phantaſie der Zuſchauer verlängert, daß er die linker Hand eben abgetretenen Perſonen ſogleich rechter Hand wieder auftreten läßt.

Ein jeder Vorſtellungsinhalt, in welchem ein mehrfacher verſchmolzen iſt, wie z. B. der Typus einer Fliege, einer Pappel, heiße ein Verſchmelzungsbegriff. Dies ſoll jedoch nicht ſo verſtanden werden, als ob damit auch das Begreifen im höhern Sinne ſolle ſofort auf ein bloßes Verſchmelzen von Vorſtellungen reducirt werden, ſondern nur ſo, daß überall dort, wo in dieſer und den folgenden Unterſuchungen das Wort Verſchmelzungsbegriff angewandt wird, nichts Andres darunter verſtanden werde als nur dies. Ein gemeinſamer Ausdruck für ein ſo wichtiges Verhältniß iſt durchaus nöthig und wollen wir nicht das Wort Begriff bis zu dieſer Bedeutung ausdehnen, ſo bleiben uns nur die unbehülflichen Ausdrücke von Vorſtellungsverſchmelzung, Vorſtellungsſumme u. dgl. übrig. Wenn alſo nur zugegeben wird, daß das Wort Begriff im Leben unter andern Bedeutungen auch in dieſer gebraucht wird, ſo iſt ſeine Anwendung ſchon gerechtfertigt.

Wir ſetzen demnach als die zweite allgemeine Eigenſchaft des Vorſtellungsinhalts feſt, daß er die Fähigkeit hat, in ſei-

nen gleichartigen Beſtandtheilen nach gewiſſen Geſetzen zu verſchmelzen oder Verſchmelzungsbegriffe zu bilden.

Hierbei gibt es nun zweierlei zu erläutern, erſtlich wie weit ſich die Thätigkeit des Begriffbildens erſtrecke, oder wie mancherlei Arten von Verſchmelzungsbegriffen es gebe, und zweitens nach welchem Geſetze die Vorſtellungen zu Begriffen verſchmelzen.

Zuerſt werden wir uns gewöhnen müſſen, Manches conſequenterweiſe Begriffe zu nennen, was der Sprachgebrauch des Lebens aus Inconſequenz nicht ſo bezeichnet. Denn was wir ſehen, wenn wir mit zwei Augen ſehen, was wir hören, wenn wir mit zwei Ohren hören, ſind Begriffe, und zwar Begriffe aus der Verſchmelzung zweier Sinnempfindungen. Wenn dagegen der Eindruck eines geſehenen Gegenſtandes ſich durch ein längeres Anſehen deſſelben verſtärkt, ſo geſchieht dies durch Verſchmelzung des jedesmal gegenwärtigen Eindrucks mit der Summe der aus den vorhergegangenen Eindrücken im Gedächtniß gebliebenen Vorſtellungselemente. Wie alſo der Begriff in jenem Fall aus zwei ſinnlichen Eindrücken beſtand, ſo beſteht er in dieſem aus einem ſinnlichen Eindruck, vermiſcht mit einer Summe von Elementen des Gedächtniſſes. Derſelbe Fall findet ſtatt, wenn ich mich bei Erblickung eines Gegenſtandes erinnere, daß ich denſelben früher ſchon einmal geſehen habe. Denn da verſchmilzt mit dem gegenwärtigen ſinnlichen Eindruck ein Erinnerungsbild aus der Vergangenheit. Sobald aber auch der neue ſinnliche Eindruck vergeht, verſchmilzt ſeine Gedächtnißſpur mit dem bei ihm erinnerten Vorſtellungsinhalt zu einem Gedächtnißbegriff. Es gibt folglich ſinnliche Begriffe, Gedächtnißbegriffe und Begriffe, die aus beiden gemiſcht ſind.

Ferner brauchen es nicht durchaus homogene Elemente zu ſein, welche Begriffe bilden. Auch das Aehnliche verſchmilzt. Aehnlich iſt aber Dasjenige, was zum Theil gleichartig iſt, zum Theil nicht. Die Verſchmelzung des Aehnlichen iſt dann nur zum Schein eine ſolche, wenn ſie darin beſteht, daß die Auffaſſung ähnlicher Gegenſtände eine ſo ungenaue war, daß darin nur allein das Gleichartige als der vorherrſchende Beſtandtheil und das Ungleichartige gar nicht zum Gedächtnißeigenthum wurde. So verhielt es ſich ſchon bei den Beiſpielen von der Fliege, der Pappel und den Menächmen. So verhält es ſich in noch höherm Grade bei flüchtigem Auffaſſen. Beim

flüchtigen Geldzählen laufen die falſchen Stücke mit unter, weil die Einbildung ihrem unvollkommnen Eindruck ſogleich das richtige Gepräge ſubſtituirt. So auch verhält es ſich beim noch rohen Auffaſſungsvermögen des Kindes. Das Kind nennt jedes vor ſein Wägelchen Gebundene ein Pferd; denn wegen der ſofortigen Verſchmelzung des gleichartigen Begriffs, vor den Wagen geſpannt zu ſein, welcher dem Kinde der intereſſante iſt, wird das Gedächtnißbild des Pferdes ſogleich mit ſolcher Macht ſubſtituirt, daß das Bewußtſein des Kindes auf das Verſchiedenartige im Eindruck gar nicht achtet. Ebenſo verhält es ſich, wenn der aufgefaßte Gegenſtand ſeiner Natur nach ein unbeſtimmter iſt. Beim langen Hinſtarren in ein Wolkenbild wird ein Jeder ſich gewiſſe Geſtaltungen entwickeln ſehen, plaſtiſche Gruppen, Landſchaften, Schlachtgetümmel u. dgl., ſicher aber Jeder auf andre Weiſe als jeder Andre, gemäß dem eigenthümlichen Spiel ſeiner Gedächtnißbilder, wonach Gleichartiges ſich heraushebt, Unpaſſendes überſehen wird. Eine höhere Entwickelung in unſerm Begriffbilden entſteht aber dann, wenn bei der Verſchmelzung des Gleichartigen die ungleichartigen Elemente nicht überſehen und ausgeſchieden, ſondern im Begriffe mit aufbewahrt werden unter der Geſtalt einer Disjunction, eines Entweder Oder. So wird, wenn ich genauer auf den Begriff der Fliege achte, darin ſchon zum allerwenigſten die Disjunction zu entdecken ſein, daß die Fliege entweder größer oder kleiner, entweder munterer oder träger iſt; ſo in der Pappel, daß dieſelbe entweder höher oder niedriger, dichter oder ſparſamer belaubt iſt. Hierdurch bekommt jeder Begriff in ſich ſchon von ſelbſt ein bewegliches Element, welches auf einer höhern Stufe der Entwickelung vom denkenden Bewußtſein zur Unterlage benutzt werden kann, um Uebergänge aus einem Begriff in den andern zu bilden, wie z. B. eine übergroße oder vergrößert gedachte Fliege nicht mehr eine Fliege ſein würde, ſondern eine Weſpe, Biene, Horniſſe, Libelle u. dgl., oder wie eine übermatte, abſolut träge Fliege nicht mehr eine ſolche ſein würde, ſondern entweder ein todter Fliegencadaver oder ein nachgemachtes Fliegenbild ꝛc. Im Gegenſatz gegen den aus ähnlichen Theilen zuſammengeſchmolzenen beweglichen Begriff mag der aus gleichartigen Theilen beſtehende der unbewegliche oder der Gleichnißbegriff heißen. Denn er

legt ſich überall, wo er angewandt wird, in Geſtalt eines lebhafte Gedächtnißbildes über irgend eine unbeſtimmte Anſchauung, klamm ſich an deren Gleichartiges feſt und deckt ihr Ungleichartiges zu So wird aus dem Wolkenbild gleichſam ein Gemälde, aus d Stücklein Holz gleichſam ein Pferd, aus dem Gulden gleichſa ein Thaler, aus dem Nordlicht gleichſam eine Feuersbrunſt, a der Sternſchnuppe gleichſam ein fallender Stern. Seltſam iſt e daß Das, was die Ariſtoteliſche Logik einen Begriff nen weder unter den Gleichnißbegriffen, noch unter den beweglich vorkommt. Der Ariſtoteliſche Begriff iſt nämlich der bewegli welcher ſeine beweglichen Elemente von ſich gethan hat, z. B. ein Fliege, welche weder groß noch klein iſt, eine Pappel, welche we der dünn noch dicht belaubt iſt. Solche Fictionen können zur bequemen Darſtellung gewiſſer Verhältniſſe des Vorſtellungsinhalts, dergleichen die Ariſtoteliſchen Schlußfiguren ſind, gebraucht werden wie in der Geometrie die Hülfslinien. Nur muß man dabei nie vergeſſen, daß dieſelben im Proceß unſers wirklichen Denkens nicht ſo ſondert vorkommen.

Eine eigene beſonders wichtige Art von beweglichen Begriffen ſind die Subſtanzbegriffe. Ihre Baſis bildet das Verſchmelzen ſucceſſiver gleichartiger Eindrücke, wie wenn ich den Apfelbaum meines Gartens täglich ſehe und täglich wiedererkenne. Weil aber dabei das Bild des Apfelbaums nicht immer daſſelbe bleibt, ſo wird es auch in meinem Gedächtniß ein in ſich bewegliches. Der entlaubte Baum, der ſich wieder belaubende Baum, der blühende, der Frucht tragende werden die ſucceſſiven Theile des Begriffs, welcher ſodann mit einem Schlage gefaßt auch wieder die disjunctive Form bekommt: der Baum iſt entweder belaubt oder entlaubt u. ſ. f. Ebenſo erſcheinen bei den Namen Sokrates, Alexander Begriffe von einem höchſt beweglichen ſucceſſiven Reichthum. Weil wir nun Etwas, was ſchlechterdings nicht beharrt, eine bloße Erſcheinung nennen und im Gegenſatz dazu die Subſtantialität des Erſchienenen nach ſeiner Beharrungskraft abmeſſen, ſo ſcheinen im Subſtanzbegriff die beharrlichen Elemente die Subſtanz, die beweglichen die Accidentien zu bilden und ſo der Ariſtoteliſche Gedanke eines ſeiner beweglichen Elemente entkleideten Begriffs Realität zu gewinnen, wenn er nur überhaupt vollziehbar wäre. Was aber iſt ein Baum, welcher weder Blätter

hat, noch auch keine hat, welcher weder jung ist, noch alt, weder aufgewachsen, noch im Keime verborgen, noch ins Feuer geworfen und verbrannt? Ein solcher Begriff ist, wenn man ihm die höchste Ehre anthun will, doch nur ein Fragezeichen, nachzuforschen, welches denn die wirkliche Substanz, d. h. das wirklich Beharrende im Baum sein möge.

Wir fanden bei den aus gleichartigen Elementen zusammengeschmolzenen Begriffen zu unterscheiden zwischen sinnlichen Begriffen, Gedächtnißbegriffen und gemischten. Rechnen wir aber die aus ähnlichen Elementen verschmelzenden Begriffe dazu, so entstehen uns noch mehre, zum Theil unvermuthete Arten. So z. B. nehmen wir oft wahr, wie ähnliche Gefühlselemente miteinander zu einem verstärkten Gesammtgefühl, also einem Gefühlsbegriff zusammenschmelzen. Eine wehmüthige Stimmung wird durch die ihr ähnlichen Eindrücke eines wehmüthigen Adagio sehr verstärkt und vermehrt, weshalb in vielen Staaten des Alterthums gewisse schwermüthige musikalische Tonarten verboten wurden. Der Schmerz aus einem körperlichen Leiden verschmilzt mit den ihm ähnlichen schmerzhaften Eindrücken eines Aergers, und verursacht, daß die Aeußerungen des letztern weit höher steigen, als sie außerdem gestiegen sein würden, weshalb man einem Kranken seine üble Laune nicht so hoch anrechnet als einem Gesunden. Wollen wir die ernste Stimmung, die bei einem Begräbniß schon an und für sich herrscht, noch vermehren, so suchen wir durch feierliches Einherschreiten, ernsten Gesang, schwarze Verhängung des Sarges u. dgl. ähnliche Gefühlseindrücke hinzuzufügen, damit ein großer harmonischer Gefühlsbegriff entstehe. Kunstwerke sind Gefühlsbegriffe von einer höhern und speciellen Art. Es können auch Gefühle mit gewissen ähnlichen Elementen aus einem Erkenntnißbegriff verschmelzen, welches z. B. geschieht, wenn der Hypochonder sich einbildet, die Schwindsucht zu haben, indem ihm seine unbestimmten Schmerzgefühle mit den ebenso unbestimmten Gefühlselementen, womit der Begriff der Schwindsucht geschwängert ist, zusammenschmelzen, oder wenn jener Wahnsinnige dadurch, daß er von einem Andern ehrerbietig mit Ew. Majestät! angeredet wurde, von Stund an in seiner Einbildung König war. Denn das Gefühl des Stolzes, womit ihm dieser unerwartete Titel geschwängert war, zusammt dem daran klebenden Begriff der Königswürde, verschmolz mit dem ihm

wo andersher einwohnenden Hochmuth zu einem unauflöslichen B griff. Ja die Verſchmelzungen gehen noch weiter.

Wenn die Muſik eines Walzers erſchallt, ſo fühlen ſich D denen überhaupt Luſt zum Tanz beiwohnt, getrieben, ſich d Bewegungen dieſes Tanzes, zu denen ſie ſich durch frühere Ueb gewöhnt haben, hinzugeben. Es verſchmelzen alſo mit der Wa nehmung der Muſik und ihres Rhythmus nicht allein die E dächtnißbilder früher gemachter Tänze, ſondern auch die im Gedä niß bewahrten motoriſchen Vorſtellungen ſelbſt, in deren Z ſammlung die Gewohnheit und Fertigkeit des Tanzens beſt nebſt den mit dieſen verbundenen Luſtgefühlen. Die Aehnlichkeit z ſchen einer Walzermelodie und der Tanzbewegung des Walzers bildet allein der Rhythmus. Dieſer bildet die Subſtanz oder d Identiſche in der Verſchmelzung, wie Jeder in einem ſolchen Falle a lebendigſte in ſich empfinden wird. Niemand wird ſich durch die W zermelodie zur Ecoſſaiſe aufgefodert fühlen, dagegen wird der Rhy mus des Walzers auch ohne Melodie hinreichen, dort, wo überha Tanzluſt iſt, zum Walzer aufzufodern. Das Wirkende in die Fall iſt alſo ein Begriff, welcher ſich aus einer Gehörwahrne mung und einer ihr ähnlichen motoriſchen Vorſtellung, ei Geſchicklichkeit, Fertigkeit, zuſammengeſchmolzen zeigt.

Aehnlich iſt es, wenn uns der Rhythmus eines Marſches a fodert, im Gehen ſeinen Takt zu beobachten, oder wenn wir uns w willkürlich aufgefodert fühlen, den Takt eines unſere Aufmerkſamk ſehr feſſelnden Muſikſtücks mit Bewegungen der Hand oder des Fu zu begleiten. Tritt aber der ſich einübende Violinſpieler zu ſchw rigen Paſſagen unwillkürlich den Takt, oder thut der Klavierſpie ler oder Sänger in ähnlichen Fällen daſſelbe durch taktartiges Be gen des ganzen Körpers, ſo ſuchen ſie den Rhythmus der vorhande motoriſchen Vorſtellung durch den gleichen einer andern zu verſtärk und es entſtehen hier ebenſo Begriffe, welche aus lauter motori ſchen Vorſtellungen zuſammengeſetzt ſind, wie wir dort Begriff aus motoriſchen und ſinnlichen Vorſtellungen zu beobachten fa den. Statt der ſinnlichen Wahrnehmung kann aber auch das bloß Gedächtnißbild einer erregenden Muſik ſich mit der betreffenden motoriſchen Vorſtellung zu einem unwillkürlichen motoriſchen Begriffe vereinigen.

Endlich ſind auch noch diejenigen Gefühlsbegriffe hierher zu ziehen, welche ſich als motoriſche Vorſtellungen unſers Organismus verhalten. So begleiten wir die Erzählungen von Begegniſſen, welche einem Andern widerfuhren, ſobald uns dieſelben aufs lebhafteſte intereſſiren, mit allen den Aeußerungen, welche zu erfolgen pflegen, wenn uns ſelbſt Aehnliches begegnet, mit Stampfen des Fußes, Aufſpringen, Freudengelächter, Fauſtballen, Thränen u. ſ. w. Da in ſolchen Fällen Vorſtellungen, welche an ſich keine motoriſchen ſind, nämlich Phantaſiebilder, dennoch als motoriſche wirken, ſo iſt klar, daß dies durch ihre Verſchmelzung mit denjenigen ähnlichen Elementen unſers Selbſtgefühls geſchieht, welche, ſobald ſie in Erregung kommen, ſich als motoriſche Vorſtellungen zeigen. Sämmtliche Phänomene des Mitleids entſpringen daraus, daß gewiſſe Sinneindrücke oder Phantaſiebilder mit ähnlichen Theilen unſeres motoriſchen Selbſtgefühls zu Begriffen zuſammenwachſen.

Da ſich alſo das Begriffbilden auch ſelbſt bis auf die Sphäre der motoriſchen Vorſtellungen oder Triebe erſtreckt, da der gliedbewegende Trieb ſowol mit ähnlichen ſeines Gleichen als mit ähnlichen Gefühlen, Sinnempfindungen und Gedächtnißbildern verſchmelzen kann, da ferner zwiſchen Gefühlen, Sinnwahrnehmungen und Bildern des Gedächtniſſes und der Einbildungskraft von jedem zu jedem Verſchmelzungen oder Begriffe möglich ſind, ſo kündigt ſich dadurch der Proceß der Verſchmelzung des Gleichartigen und Aehnlichen als ein ſolcher an, welcher nicht allein auf jedem Gebiete des pſychiſchen Lebens, ſondern auch von jedem zu jedem ſeine Stelle findet.

Hiermit iſt aber erſt die erſte der oben aufgeſtellten Fragen beantwortet, nämlich, wie weit ſich die Thätigkeit des Begriffbildens erſtrecke, oder wie mancherlei Arten von Begriffen es gebe. Die zweite Frage: nach welchem Geſetze die Vorſtellungen zu Begriffen verſchmelzen, erfodert noch eine beſondere Erörterung.

§. 16.

Geſetz der Verſchmelzung des Gleichartigen.

Unterſcheidung von drei Sphären des Vorſtellens. Der Sinnenraum. Der Raum der Ueberzeugung und des Gedächtniſſes. Der Raum der Einbildung. Relativität des Raumes. Attraction im unbewußten Zuſtande. Vorläufiges vom Vorſtellungsſtoff. Gleichgültiges Verhalten des Bewußtſeins gegen die Quantität des Vorſtellungsinhalts.

In keinem einzigen von allen angeführten Beiſpielen ſtand es in unſerm Belieben, ob unſere Vorſtellungen auf die angeführte Art verſchmelzen ſollen oder nicht. Sie thun dies völlig von ſelbſt, ohne daß wir ſie daran verhindern können. Denn ſelbſt wenn wir uns z. B. die Bewegungen, zu denen uns eine Muſik oder ein widerleiderregender Anblick auffodert, nicht vergönnen und durch gegenſätzliche Gegenvorſtellungen unterdrücken, ſo unterdrücken wir immer nur durch eine ſtärkere Gegenmacht den Ausbruch eines vorhandenen Triebes. Daß wir aber hier Aeußerungen eines Triebes zu unterdrücken haben, zeigt an, daß der Proceß der Begriffsbildung nicht in unſerer Macht iſt, ſondern von ſelbſt erfolgt. Ebenſo wenig ſind die Begriffe, auf welche unſer Denkproceß ſich ſtützt, Fabrikate unſerer Willkür, deren Bildung wir nach Belieben vornehmen oder unterlaſſen könnten, wie man wol gefabelt hat. Der Grund, auf welchem dieſe Fabelei entſpringen konnte, iſt der, daß die Begriffe der Ariſtoteliſchen Syllogiſtik allerdings ſolche künſtliche und durch Willkür erzwungene Artefacte ſind und daß man ſich einbildete, in ſolchen ihrer beweglichen Elemente beraubten, gleichſam entmannten Begriffen gehe das wirkliche lebendige Denken vor ſich. Es iſt jedoch die Berechtigung dieſer künſtlichen Begriffe darauf beſchränkt worden, als eine bequeme Fiction in der Lehre vom Umfange der Begriffe zu gelten, und nachgewieſen worden, daß die beweglichen Begriffe unſerer wirklichen Denkpraxis ganz mit unter das allgemeine Verſchmelzungsgeſetz fallen. Da alſo das Gleiche und Aehnliche in allen angeführten Fällen ohne unſer Zuthun und aus ſich ſelbſt miteinander verſchmilzt, ſo muß ihm als einem ſolchen eine Nothwendigkeit zur Verſchmelzung innewohnen. Da wir ſehen, daß dieſe Nothwendigkeit ſich über alle pſychologiſchen Felder und von jedem zu jedem erſtreckt, ſo dürfte man ſchon kein Bedenken mehr tragen, ſie als ein unbedingt gültiges

Geſetz, welchem die Theile ſämmtlichen Vorſtellungsinhalts nach den Graden ihrer Gleichheit und Aehnlichkeit unterworfen ſeien, auszuſprechen, wenn uns nicht oben dennoch bereits Beiſpiele vorgekommen wären, in denen ſelbſt das durchaus und auf ein Haar Gleiche nicht miteinander verſchmilzt.

Das Intereſſe des Fragens wirft ſich alſo zunächſt auf die möglichen Hinderniſſe, welche der Neigung zur Verſchmelzung in den Weg treten. Als erſtes zeigt ſich der Raum. Denn ſobald ich meine Augen ſo richte, daß die beiden Bilder des geſehenen Gegenſtandes in einen verſchiedenen Raum fallen, verſchmelzen dieſelben nicht trotz ihrer Gleichheit. Sobald ich ſie hingegen an einen und denſelben Ort fallen laſſe, kann ich ſie an ihrer Verſchmelzung nicht hindern. Ebenſowenig kann ich die Senſationen deſſelben von beiden Ohren zugleich aufgefaßten Tons oder die Senſationen deſſelben von mehren Violinen angeſtrichenen Tons an ihrer Verſchmelzung hindern, weil dieſe Senſationen nicht im Raum erſcheinen und folglich bei ihnen die ganze Möglichkeit eines Hinderniſſes der Verſchmelzung wegfällt. Doch verhindert auch ſelbſt der Raum die Verſchmelzung nicht unbedingt. Wenn die Gedächtnißbilder der vorübergewandelten Perſon, von denen der Ort, den ſie durchwandelte, gleichſam ganz bedeckt ſein müßte, ſich in meinem Gedächtniß darum ſogleich auf einen einzigen Fleck zuſammenziehen, weil ich weiß, daß es nur eine einzige Perſon war, welche wandelte und daß alſo auch ihr richtiges Gedächtnißbild in jedem Augenblick nur auf einem einzigen Fleck gedacht werden kann, ſo geht eine Verſchmelzung von Gedächtnißbildern vor, welche urſprünglich in einer continuirlichen Reihe nebeneinander lagen. Dabei iſt die Beſtimmung des Flecks im wirklich durchwandelten Raum, auf welchen das Gedächtnißbild ſich concentriren ſoll, meiner Willkür anheim gegeben. Alles Uebrige geht von ſelbſt und ohne mein Zuthun vor ſich. Ebenſo würde das aus der Menge geſehener Fliegen im Gedächtniß gebliebene Fliegenbild ſich ganz bereitwillig in der Erinnerung auf einen einzigen Fleck concentriren, wenn es nicht durch die Ueberzeugung, daß es ſich auf eine Menge von wirklichen Fliegen bezieht, auf verſchiedene Punkte auseinander gehalten würde. Weil ich aber nicht weiß, wie viel wirkliche Fliegen es waren, ſo koſtet es mir nichts, die Anzahl in meinem Gedächtniß zu vergrößern oder zu verkleinern. So viele Punkte

meine Willkür feſtſetzt, auf ſo viele vertheilt ſich ganz von ſelbſt und ohne mein Zuthun das Gedächtnißbild, dehnt ſich aus oder ſchmilzt zuſammen. Ja ſelbſt die Bilder meines doppelt geſehenen Fingers vollenden die Verſchmelzung, an welcher ſie im äußerlichen Raum der Sinnlichkeit verhindert ſind, im innerlichen Raum meiner Ueberzeugung, indem mich der Sinnenſchein durchaus nicht irre macht an der wirklichen Einheit des doppelt geſehenen Fingers. In dieſem Fall iſt die Verſchmelzung der Bilder, nämlich die Ueberzeugung, daß hier nur ein einziger Finger vorhanden ſei, ebenſowenig der Willkür unterworfen als ihre Unverſchmelzbarkeit im ſinnlichen Raum. Ebenſowenig als ſie im äußern Raum des Sinnfeldes zu verſchmelzen im Stande ſind, ebenſowenig ſind ſie zu gleicher Zeit im Stande, ſich im innern Raum meiner Ueberzeugung unverſchmolzen zu erhalten. Jedoch kann ich, während ich überzeugt bin, es ſei nur ein einziger Finger, doch in meiner Einbildung zum Behuf des Nachdenkens den Fall ſetzen, daß zwei vorhanden ſeien. Es geht daraus hervor, daß es in der Seele drei verſchiedene Sphären gibt, die einander zwar durchdringen, in denen aber in Beziehung auf die Verſchmelzbarkeit einer Vorſtellung zu gleicher Zeit ganz verſchiedene Vorgänge ſtattfinden können. In einer jeden dieſer Sphären beſteht in den eben angeführten Fällen das Hinderniß der Verſchmelzung der Bilder darin, daß ſie gezwungen ſind, ſich an verſchiedenen Orten zu befinden. Nur iſt Das, was die Bilder hierzu zwingt, in einer jeden der drei Sphären ein Verſchiedenes: im Sinnraum die Structur des Organs, im Ueberzeugungsraum die Ueberzeugung oder das Wiſſen, im Phantaſieraum die Willkür oder die Neigung. Es folgt hieraus, daß der Raum im Allgemeinen und als ſolcher den räumlichen Vorſtellungen, welche Bilder heißen, durchaus kein Hinderniß ihrer Verſchmelzung in den Weg legt, ſondern daß die Verſchmelzung ihrer ſämmtlichen Beſtandtheile blos verhindert wird entweder durch ihre Unähnlichkeit oder durch eins der genannten drei hindernden Agentien, deren jedes unabhängig vom andern, eine der drei einander durchdringenden Sphären beherrſcht, in denen ſich Bilder zeigen und bewegen. Daß alſo z. B. bei einem von doriſchen Säulen getragenen Tempel, den ſich meine Phantaſie aufbaut, nicht ſofort die einander völlig gleichen Säulen ineinander ſchmelzen, hat ſein Hinderniß durchaus nicht etwa in ihren

Zwiſchenräumen, die ihnen das Zuſammenkommen hinderten, ſondern blos in meinem Wiſſen, daß im Begriff eines Tempels eine Anzahl gleichartiger Säulen in getrennter Geſtalt vorkommen und ich alſo denſelben nicht erlauben darf, ſich zueinander zu bewegen, wofern ich nicht das Bild des Tempels als eine von gewiſſen wirklichen Dingen abſtrahirte Vorſtellung zerſtören will. Und doch fließen mir die Säulen ſelbſt noch während ich ſie durch den im Wiſſen wurzelnden Begriff des Tempels auseinanderſpanne, zu gleicher Zeit wiederum zum Begriff der doriſchen Säule zuſammen, in demſelben Phantaſieraum, worin ſie ſich auseinanderſpannen, und beweiſen dadurch ſowol die unverwüſtliche Neigung des Vorſtellungsinhalts zum Verſchmelzen ſeiner gleichartigen Beſtandtheile, als auch die gänzliche Relativität des Raums in Beziehung auf Bilder der Phantaſie. Unter Relativität ſoll hier nämlich dieſe Eigenſchaft verſtanden werden, daß in ihm gleichartige Bilder vorkommen können, welche zugleich nicht verſchmolzen und doch verſchmolzen ſind, eine Eigenſchaft, von welcher weiter unten genauer und ausführlicher die Rede ſein wird.

Außerdem fällt als eine ſcheinbare Ausnahme von der allgemeinen Regel der Verſchmelzung alles Gleichartigen im Vorſtellungsinhalt nur noch die auf, daß ſowol in Beziehung auf Bilder als auf Gefühle und Triebe uns der im Gedächtniß vorhandene homogene Inhalt manchmal nicht ſo ſchnell bei der Hand iſt als wir es wünſchen. Es will uns z. B. zur Erläuterung einer Wahrheit ein paſſendes Beiſpiel, zur Erläuterung eines vorkommenden Falles ein ähnlicher Fall, den unter vielen unähnlichen unſer Gedächtniß bewahrt, nicht ſogleich einfallen. Oder eine neue Freude, eine neue Liebe, eine neue Beſtrebung abſorbirt uns ſo ganz, daß wir anſtatt uns der alten ähnlichen dabei zu erinnern, dieſelbe im Gegentheil ganz aus dem Gedächtniß verlieren. So ſehr dieſe und ähnliche Fälle dem allgemeinen Verſchmelzungsgeſetz zu widerſprechen ſcheinen, ſo wenig thun ſie es doch in der That, ſobald wir nur die Thatſache von den drei verſchiedenen Verſchmelzungsſphären und den ihnen entſprechenden drei hindernden Agentien feſthalten. Es iſt in den eben angeführten Fällen der Ueberzeugungsraum mit ſeinem Hinderungsgeſetz, welcher alle Zweifel auflöſt. Alles, was das Gedächtniß als eine Thatſache oder ein Gewußtes aufbewahrt, wird aufbe-

wahrt im Raum des Wiſſens oder der Ueberzeugung, welch
folglich mit dem Raum des Gedächtniſſes einer und derſelbe
In dieſem Raum können zwei Gegenſtände nur dann in ihren Bild
verſchmelzen, wenn die Ueberzeugung vorhanden iſt, daß ſie
nicht zwei, ſondern nur ein einziger ſeien. Folglich kann die
ſchmelzung, durch welche eine bloße Vergleichung ähnlicher Thatſach
zu Stande kommt, gar nicht in einem Gedächtnißraum vor
gehen, wenn ſich nicht das Gedächtniß ſelbſt verwirren ſoll. Sond
eine ſolche Verſchmelzung iſt ein Vorgang in einem Einbildungs
raum, welcher bei derſelben mit einem Gedächtnißraum in Vereinig
oder Durchdringung agirt und zwar ſo, daß der Ort ſeiner Thätigk
bald mit dieſem, bald mit jenem Ort des Gedächtnißraums
bindung ſetzt. Folglich bezieht ſich die Eigenſchaft, ob Gedächtniß
ſich träge oder flink untereinander verſchmelzen oder combiniren,
nicht auf eine größere oder geringere Neigung derſelben zu Verſchm
zungen, ſondern auf eine größere oder geringere Agilität des Ein
dungsraums, vermöge welcher derſelbe fähig iſt, ſeine Gebilde leich
oder ſchwerer mit den verſchiedenen Oertern eines und deſſelben G
dächtnißraums in Verbindung zu ſetzen. Dieſe Verbindung geſch
zwar ohne Zweifel ebenfalls durch Verſchmelzung der gleichartigen E
mente beider Theile, nur daß hierbei nothwendig eine Verſchmel
zung der andern hindernd in den Weg tritt. Denn wen
das Gebilde des Einbildungsraums mit einem gewiſſen Orte des G
dächtnißraums aufs feſteſte verſchmolzen iſt, ſo wird es gerade hi
durch gehindert werden, mit einem von jenem entlegenen Orte d
Gedächtnißraums ebenfalls zu verſchmelzen, ſo ſtark derſelbe es v
möge der Aehnlichkeit ſeiner feſtgewachſenen Gebilde auch ziehen ma
Ebenſo wird das Gefühl und der Trieb, welcher mit einem neue
Orte des Sinnenraums aufs innigſte verſchmolzen iſt, dadurch
ältern Gegenſtänden und Orten entfremdet, obgleich dieſelben wega
der ähnlichen Gefühle und Triebe, die ſie erregten, und welche auch
das Gedächtniß bewahrt, ohne Zweifel Anziehungskraft äußern, di
aber erſt dann zur Wirkſamkeit gelangen kann, wenn die Enge der
neuen Verſchmelzung nachläßt. In dem Maß daher, als der
Rauſch des neuen Triebes erkaltet, in demſelben tritt der Zauber
des ältern ihm ähnlichen in die Erinnerung zurück. In dem Maß,
als ein Gebilde des Einbildungsraums ſich von dem Orte des Ge-

dächtnißraums, an welchem dasselbe emporwuchs, loslöst, in demselben Maß beginnt es von andern ihm ähnlichen Oertern des Gedächtnißraums angezogen zu werden.

Es folgt hieraus, daß dem sämmtlichen Vorstellungsinhalt in allen seinen Theilen die Neigung zum Verschmelzen nach dem Maß ihrer Gleichheit und Aehnlichkeit durchaus nicht abgesprochen werden kann, indem es von diesem Gesetz keine Ausnahmen gibt. Wol aber liegen in der Structur der Sinnorgane, in der Organisation des Fürwahrhaltens und Gedächtnisses, sowie in der Thätigkeit der Willkür drei entgegenwirkende Kräfte, welche nach Umständen das Verschmelzen der gleichen und ähnlichen Vorstellungselemente zu hindern im Stande sind. Die nähern Untersuchungen über die Natur dieser Widerstand leistenden Kräfte müssen auf künftige Abschnitte verspart bleiben.

Erstreckt sich nun, wie bewiesen worden, das Verschmelzungsgesetz auf sämmtlichen Vorstellungsinhalt als einen solchen, so gehört auch das Gesetz ebensowol der unbewußten als der bewußten Sphäre des psychischen Seins an. Denn der Vorstellungsinhalt als ein solcher ist von unbewußter Natur. Nun sind zwar sämmtliche Beispiele, auf welche unsere bisherige Beweisführung gefußt hat, von der Art gewesen, daß zum wenigsten das eine Glied der Verschmelzung oder des Begriffs ein bewußtes war. Es hält indessen durchaus nicht schwer, sich auch solche Fälle ins Gedächtniß zu rufen, in denen das Begriffsproduct sich als ein aus lauter unbewußten Elementen zusammengeronnenes erweist. Das unwillkürliche Lügen eines ungetreuen Gedächtnisses ist z. B. von dieser Art. Denn da werden in die vorhandenen Lücken der mangelhaften Gedächtnißbilder ähnliche Bestandtheile von andern Bildern entweder des Einbildungsraums oder des Gedächtnisses unbewußterweise hineingesogen oder hineingeschmolzen und die Begebenheitskette anders vom Gedächtniß reproducirt, als dasselbe sie aufgenommen hatte. Ein ungetreues Gedächtniß verwechselt Dinge und Begebenheiten, die es bei ihrer Aufnahme in der Anschauung zu verwechseln weit entfernt war. An einer solchen Verschmelzung der Gedächtnißvorstellungen in ihrem unbewußten Zustande sehen wir oft das Alter laboriren. Es gehören aber auch die Fälle hierher, wo sich ohne Nachdenken ganz von selbst aus tausend einzelnen Lebenserfahrungen, wovon die meisten

vergeſſen ſind, in uns allgemeine Ueberzeugungen, Vorurtheile oder Meinungen gebildet haben, welche wir uns häufig vergebens bemühen auf die Beſtandtheile, aus denen ſie zuſammenfloſſen, zurückzuführen, während ſie doch mit der Gewalt von Erfahrungen oder Erlebniſſen unſer Fürwahrhalten einnehmen. Auf dieſe Weiſe kommt ein jeder Menſch, auch der zum Nachdenken ſonſt nicht ſehr aufgelegt iſt, im Alter zu einer Art von Lebensweisheit, durch Abſtractionsproceſſe, welche ſich aus einem reichen angeſammelten Gedächtnißſchatz unbewußterweiſe vollziehen, eine Weisheit, welche, wenn ſie einmal ausgeſprochen wird, gewöhnlich in Sprüchwörtern zu circuliren anfängt und nach einem ähnlichen Inſtinct da wonach ſie entſtand, wiederum auch von Mund zu Munde geht und geglaubt wird. Und auf ähnliche Art ſchmilzt aus vielen einzelnen zufälligen und raſch vergeſſenen Empfindungen, deren jede uns für ſich einen Augenblick lang angenehm aufregte, z. B. auf einer Reiſe, unbewußtermaßen eine heitere Stimmung zuſammen, welche noch nach Tagen und Wochen dauert.

Die Frage über die nähere Natur eines Stoffs, welcher eine ſolche Attractions- und Verſchmelzungskraft als ſeine Grundeigenſchaft beſitzt, käme wol hier ein wenig voreilig. Indeſſen ſoll dieſer Wink über das Verhältniß ihres Erſcheinens zu ihrem Sein, welches ſich aus dem Vorigen gleichſam mit Gewalt aufdrängt, hier nicht unterdrückt werden. Es iſt ein unumgängliches Geſetz, daß ein Stoff, d. h. überhaupt ein Seiendes von irgend einer Art, welches ſich vertheilt, ſich in dem Maße ſeiner Vertheilung verdünnt, und umgekehrt bei der Verſchmelzung ſeiner Theile ſich in dem Product der Verſchmelzung in verdickter oder concentrirter Geſtalt zeigt. Dergleichen nehmen wir aber bei der Verſchmelzung und Ausbreitung des Vorſtellungsinhalts im Phänomen nicht wahr. Der Begriff einer Fliege, einer Pappel, einer Säule wird dadurch nicht bleicher und unſichtbarer in meiner Einbildung, daß ich ihn vielfach ſetze und erglänzt dadurch nicht im mindeſten höher auf, daß ich ihn aus der Vielheit in ein einziges Exemplar zuſammenfließen laſſe. Vorwitzige Metaphyſiker, welche Naturgeſetze lieber überſpringen als zu Ende verfolgen, ſind deshalb auch ſchon nicht ſelten bei der Hand geweſen mit der Behauptung, dies ſei eine Region, wo die Kategorien von Ganzem und Theil, von einem Mehr oder Weniger gar keinen Sinn mehr

hätten. Vor ſolchem vorſchnellen Urtheil ſind wir aber dadurch bewahrt, daß wir in gewiſſen Fällen die Anhäufung der Vorſtellungselemente zu einem ſtärkern Product aufs deutlichſte wahrnehmen. Wenn wir z. B. eine Geſangbuchsſtrophe das zwölfte mal leſen oder ſingen, ſo wird ihr Inhalt nicht ſtärker in unſerm Bewußtſein leuchten als das erſte mal, vielleicht ſogar ſchwächer (weil der Reiz der Neuheit verloren ging), aber es wird uns nicht ſchwer werden, ſie kurz hernach, vielleicht ſogar den folgenden Tag aus dem Gedächtniß zu wiederholen. Singen oder leſen wir ſie das zwanzigſte, das funfzigſte mal, ſo wird ihr Inhalt uns ſchon gleichſam verfolgen, uns bei allen Gelegenheiten einfallen, und im Schlaf oder bei halbem Bewußtſein von uns wiederholt werden können. Wie wäre es möglich, daß die Stärke des Haftens im Gedächtniß ſich genau nach der Anzahl der Wiederholungen einer Senſation richtet, wenn nicht die folgende Senſation dem frühern Gedächtnißbilde immer Etwas hinzuſetzte, ähnlich wie ein einzelner Bindfaden leicht zerriſſen wird, dagegen ihrer zwanzig ein anſehnliches Tau bilden würden. So wie in dieſem Fall verhält es ſich mit dem Erlernen aller Arten von Geſchicklichkeit und Fertigkeit, ſowie auch mit dem Anwachſen aller Arten von Gefühlen und Trieben, denen man ſich anhaltend ergibt. Ohne daß ſie in der Stärke ihres Phänomens im innern Sinne zunehmen (worin ſie wol eher ſogar an Friſche verlieren), zeigen ſie ihr Wachsthum in der auffallenden Geläufigkeit und Häufigkeit ihrer Wiederkehr und dem Uebergewicht, welches ſie auf die übrigen Vorſtellungen der Seele ausüben. Es bleibt alſo nichts Andres übrig als die Annahme, daß die Stärke des Phänomens im Bewußtſein, welches ein Vorſtellungsinhalt erregt, ganz und gar nicht abhängig ſei von der Quantität der in ihm angeſammelten gleichartigen Elemente, ſondern lediglich von der Qualität derſelben.

Daß dieſes der einzige Weg iſt, ſich die Sache klar vorzuſtellen, erhellt auch aus dem Verhältniß der beiden Sehebilder eines geſehenen Gegenſtandes. Hier ſind zwei Nervenaffectionen von derſelben Stärke, welche ſich in ein Product vereinigen, das ſich zum Product der Affection eines einzelnen von dieſen beiden Nerven nothwendig verhalten muß wie 2 : 1. Da nun aber im Phänomen der Unterſchied, ob ich mit beiden Augen oder mit einem ſehe, kein merkbarer iſt (wie denn Kant in ſeinem Alter den Umſtand, daß er erblindet war, nicht

an einer Verdunkelung des Sehfeldes, ſondern zufällig durch [illegible] drückung des ſehenden Auges gewahr wurde), ſo wäre außer der [illegible] gebenen Vorſtellungsart die einzige noch mögliche die, das Phäno[illegible] durch eine Ausgleichung vermöge hinzufließender Gedächtnißbilder [illegible] erklären. Verhielte ſich z. B. die Lebhaftigkeit des mit einem [illegible] geſehenen Bildes zu der deſſelben, wenn es mit zwei Augen geſ[illegible] wird, wie 101 : 102, ſo würde man den Unterſchied als einen [illegible] eben merkbaren hinnehmen können. Dann wäre aber das Bild, [illegible] jedes Auge vermöge der Nerven in ſich aufnähme oder entwickelte, [illegible] von der Stärke = 1, das Doppelbild beider Augen von der Stär[illegible] = 2. Die Zahl 100 bezeichnete die Quantität der mit dieſem Bild[illegible] verſchmelzenden Gedächtnißbilder früherer gleicher Eindrücke. [illegible] leuchtet nun aber ſogleich ein doppeltes Misverhältniß ein. [illegible] müßte ſich das Erinnerungsbild des Sinneindrucks, wenn ich [illegible] Auge ſchließe, zum Eindruck ſelbſt verhalten wie 100 : 102, welch[illegible] nicht der Fall iſt, denn das Erinnerungsbild iſt viel bläſſer. Zwe[illegible] tens würde das Bild eines Gegenſtandes durch ein langes Anſch[illegible] deſſelben ins Unendliche an Lebhaftigkeit wachſen müſſen, welches [illegible] der Fall iſt, denn es bleibt ſich bei einem noch ſo langen Anſchau[illegible] nur unverändert und unverrückbar gleich. Die obige Annahme i[illegible] alſo als eine bewieſene zu betrachten.

Auch mache man ſich zuletzt nicht dadurch noch irre, daß man dabei reflectirt, wie doch zwei Kerzen einen doppelt ſo hellen Schein geben als eine, und ebenſo mit mehren Violinen, mehren Meereswogen u. dgl. Denn die Anhäufung des Lichts durch mehre Kerzen, die Anhäufung der Tonſchwingungen durch mehre Inſtrumente iſt zwar auf phyſikaliſche Art betrachtet ein rein quantitatives Verhältniß, nach welchem ſich der Intenſitätsgrad des Heller oder Dunkler, des Lauter oder Leiſer in der Senſation richtet. (Je größer das Aggregat von Licht- oder Tonſchwingungen iſt, deſto heller flammt das Phänomen im Bewußtſein auf.) Wird hingegen das phyſikaliſche Aggregat nicht vergrößert, ſondern nur dem Bewußtſein mehre male, entweder zugleich durch zwei Augen und Ohren, oder nacheinander durch langes Anſchauen entgegengeführt, ſo entſtehen dadurch allerdings auch Aggregate von Vorſtellungsinhalt, welche ſich aber von jenen phyſikaliſchen Aggregaten dadurch ſtreng unterſcheiden, daß ihr Anwachſen durchaus kein Anwachſen des Phänomens in

Bewußtsein begründet, dagegen sich durch die wachsende Festigkeit, Zähigkeit, Stärke und Uebermacht der Gebilde genau und zweifellos zu erkennen gibt.

Als zweite allgemeine Eigenschaft des sämmtlichen Vorstellungsinhalts als eines solchen ist daher die auszusprechen, daß das Gleichartige darin verschmilzt, oder, wenn es daran verhindert ist, das Streben dazu äußert, sowol im unbewußten als im bewußten Zustande, und zwar so, daß das Phänomen der Verschmelzungsgebilde im Bewußtsein von ihren Quantitätsgraden schlechterdings nicht afficirt wird.

§. 17.

Physiologische Folgesätze.

Vom sympathischen Consensus. Von der Reproduction. Von den centripetalen und centrifugalen Wirkungen der Nervenfasern. Von den Reflexionsbewegungen. Vom Consensus ganzer Systeme der Triebthätigkeit.

Da das Gesetz der Verschmelzung des Gleichartigen sich auf allen Vorstellungsinhalt ohne Ausnahme, auch auf Triebe und Begehrungen, bezieht, so muß seine Wirksamkeit sich nothwendig bis tief in das physiologische Leben hinein erstrecken. Denn das physiologische Leben ist das Leben der Triebe. Sobald nämlich zwei ähnliche Lebenstriebe in zwei einander entsprechenden und miteinander in Nervenverbindung stehenden Organen gegeben sind, so fodert das psychologische Grundgesetz, daß man sich dieselben nicht als getrennte und gesonderte, sondern als verschmolzene und enggeeinte Kräfte vorstelle. Daher denn der Eindruck oder Reiz, welcher einem einzelnen solchen Trieb begegnet, niemals auf diesen einzelnen allein, sondern immer schon auf die mit ihm verschmolzenen Triebe mitbezogen werden und als ein solcher betrachtet werden muß, welcher nicht blos den einzelnen Trieb, sondern mehr oder weniger den ganzen mit ihm verschmolzenen Triebbegriff in reagirende Wirkung versetze.

Messen wir an diesem psychologischen Postulat den Inhalt der physiologischen Erfahrung, so werden wir zunächst an solche Phänomene gewiesen, welche man mit dem Namen des sympathischen Consensus zu bezeichnen pflegt und zu deren Erklärung man in früherer Zeit den nach ihnen benannten Nervus sympathicus in alleinigen Anspruch nahm, während eine spätere Erfahrung gezeigt hat,

daß ſich dieſelben durch das ganze Nervenleben erſtrecken. Wird z. B. das eine Auge von Entzündung ergriffen, ſo tritt häufig auch für das andre dieſelbe Gefahr ein. Geht ein Zahn in Fäulniß über, ſo kommt der ihm entſprechende an der entgegengeſetzten Seite leichter als die übrigen in ähnliche Gefahr. Wird die eine weibliche Bruſt gereizt, ſo geht die darauf folgende Ausſpannung in beiden Brüſten vor ſich. Aehnlich unterſtützen die Augen einander beim Sehen, ſodaß die von ihnen vollbrachte Perception ſich nicht in zwei Wahrnehmungen ſpaltet, ſondern ein einziger untrennbarer Act iſt. Wegen der Triebverwandtſchaft des Magens und der Gedärme als ernährender Organe wendet man gegen Magenübel Klyſtiere, gegen Kolik Vomitive an. Wegen der Triebverwandtſchaft des innern Athmungsorgans der Lunge und des äußern Athmungsorgans der Haut reizt man bei Lungenleiden mit Erfolg durch Fontanelle den Hauterzeugungstrieb zu einer Reaction, welche ſich conſenſuell der Lunge mittheilt. Aus einer ähnlichen Triebverwandtſchaft iſt die Milchabſonderung in den Brüſten conſenſuell der Fruchtbildung im Uterus und ſtehen überhaupt die den Säugling nährenden Brüſte mit dem den Embryo ernährenden Uterus in Wechſelwirkung.

In der Thätigkeit der Reproduction zeigen ſich noch ſtärkere Spuren von ſolchem conſenſuellen Triebzuſammenhange der Organe. Wenn Thiere niederer Art verlorene Organe wiedererzeugen, wie z. B. der Krebs ſeine verlorene Schere wiedererzeugt, ſo zeigt ſich in dieſem Proceß, daß der Lebenstrieb, welcher in dem zerſtörten Organ wohnte, mit ſeiner Zerſtörung nicht unterging. Sehen wir doch auch die Thätigkeit deſſelben Triebes im gleichnamigen Organ gleichmäßig fortwirken, und weil dieſe Thätigkeit mit der unterbrochenen Thätigkeit des gleichnamigen Triebes, welcher in dem zu Grunde gegangenen Organ wirkte, weſentlich identiſch iſt, ſo muß ſchon die ununterbrochene Wirkſamkeit des gleichnamigen Triebes hinreichen, um in dem Nervenfragment des verſtümmelten Organs conſenſuelle Thätigkeiten anzuregen. Dieſe conſenſuelle Wirkung äußert ſich bei Organismen von niederer Art als ein Reproductionstrieb im verſtümmelten Nerven, wodurch der letztere allmälig ſich ſelbſt und ſein zerſtörtes Organ wiederherſtellt; im Menſchenorganismus dadurch, daß der conſenſuelle Trieb vom verſtümmelten Nerven aus fortwährend das Bild einer Ausdehnung, z. B. des Armes, in der Empfindung pro

jicirt, welches zwar nicht mehr an diesem Orte, wol aber noch an demjenigen Orte Realität hat, an welchem noch allein derselbe Trieb seiner ungeschmälerten Thätigkeit genießt. Diese Projection, wie jene Reproduction, sind verschiedene Symptome desselben Triebconsensus, vermöge dessen der Trieb seine Thätigkeit von dem Orte aus, wo dieselbe in voller Function ist, auf den Ort, wo dieselbe gestört ist, fortwährend versuchsweise überträgt. Vielleicht ist es beim amputirten Arm blos die größere Schwierigkeit des Processes, welche den Trieb hier nicht zur Reproduction des Organs kommen und ihn bei der bloßen Projection eines subjectiven Bildes stehen bleiben läßt. Denn wir sehen in vielen andern Fällen, in denen die Wiedererzeugungsprocesse weniger Schwierigkeiten bieten, z. B. bei Wiedererzeugung verletzter Haut u. dgl., auch im menschlichen Organismus den Consensus des Aehnlichen im gefährdeten Triebleben als Reproductionskraft auftreten. Wenn z. B. die Hautwunde in einem geschnittenen Finger heilt, so stellt hier der Ernährungstrieb der Haut sein verletztes Organ wieder her aus dem Blute, indem für ihn, welcher in diesem Theile gestört ist, sofort der Consensus der gleichnamigen Triebe, welche in allen übrigen Theilen der Haut unversehrt fortwirken, eintritt und dadurch allmälig auch den verletzten Theil wieder in das Gebiet dieser Wirksamkeit zurückführt. Es folgt hieraus, daß man sich den Lebenstrieb eines Theiles der Haut niemals darf als auf seinen Ort, wo er sich gerade äußert, beschränkt denken. Sondern er ist immer zu denken als ein psychisches Continuum, welches, obgleich es vielleicht momentan nur an diesem Orte sichtbare Wirkungen äußert, doch in der ganzen Hautfläche des Leibes zusammenhängend wohnt und also die gehabte Perception sogleich mehr oder weniger überall hin verbreitet, und darauf an allen Orten Gegenwirkungen zu erzeugen fähig ist. Daher breitet sich der Zustand der Transspiration, sobald es erst gelungen ist, ihn an Einer Stelle hervorzurufen, leichter von da über die angrenzenden Hautflächen und den ganzen Körper aus. Daher schützen sich barfußgehende Personen durch warme Kopfbedeckung und barhaupt gehende Personen durch warme Fußbekleidung vor Erkältung. Daher steht keine Zusammenziehung eines Darmtheils vereinzelt da, sondern es entspricht ihr immer die folgende in dem benachbarten Theile, innerhalb eines bestimmten Zeitmaßes, nach einem bestimmten Gesetze rhythmischer Fortpflan-

zung. Und der Kitzel, welchen bei Kindern die Würmer in den d Bewußtſein nicht zugänglichen Schleimhäuten der Gedärme verurſach wird in der mit ihnen conſenſuell verbundenen Schleimhaut der Na als ein Jucken empfunden. Aber nicht allein in den von Nerven weben durchzogenen Schleimhäuten bemerken wir einen ſolchen C ſenſus ihrer Theile untereinander, ſondern derſelbe ſcheint eine niem fehlende Eigenſchaft aller thieriſchen Hautgewebe zu ſein. Denn a in den Häuten der einfachſten nervenloſen Netzgewebe der animaliſch Bildungen beobachten die ſogenannten Flimmerbewegungen d mit dieſen Häuten verbundenen feinen Fäſerchen ein conſenſuelles G ſetz, wonach ſie ſich in beſtimmter Folge und in beſtimmten Zeitthei von einer Stelle der Haut zur nächſtfolgenden und ſo fort verbr

Man würde nun aber dieſe phyſiologiſchen Folgerungen g falſch deuten, wenn man ſie ſo auffaßte, als ſollte durch ſie das G ſetz der Verſchmelzung des Aehnlichen in den Trieben eine neue B glaubigung finden. Danach ſind ſie nicht beſchaffen und man wür keineswegs im Stande ſein, aus ihnen auf dieſes Geſetz zu ſchlie wenn daſſelbe ſich nicht auf einem ganz andern Beobachtungsfelde a evident ergäbe. Das Geſetz bedarf der phyſiologiſchen Beglaubig nicht und ſeine Anwendung auf die Phyſiologie iſt nicht etwa d Probe, welche man mit einer ſpeculativen Hypotheſe anſtellt, ſonde ſie iſt eine gebieteriſche Foderung der Empirie, welche in der Phyſiol gie durchgeführt werden muß, ebenſowol als jedes andere erwieſe Naturgeſetz, z. B. aus der Chemie oder Phyſik. Wie ſich die Th ſachen der Phyſiologie hierzu ſtellen, iſt für das Geſetz als ſolch völlig gleichgültig. Der Chemiker, der Phyſiker kann es dem Phyſi logen nicht geſtatten, gegen klar erkannte Naturgeſetze Einwände d zu erheben, weil dieſe etwa in gewiſſen Fällen ſich nicht zu vollzie ſcheinen. So auch ſcheint das Geſetz der Triebverſchmelzung ſich i einigen Fällen nicht zu vollziehen, ohne daß dieſer Umſtand gegen d Gültigkeit des Geſetzes irgend einen Einwand begründen kann. D wo ein Zweifel an der Richtigkeit eines Geſetzes nicht mehr möglich iſt, da bleibt der Wiſſenſchaft keine andre Aufgabe übrig als die, d falſchen Schein auf den Grund zu kommen und ihn in die Regel d Vollziehung des wirklichen Geſetzes aufzulöſen. Ueberall dort alſo, w wir ähnliche Triebe in Wirkſamkeit ſehen, ohne daß dieſelben ineina der einſchmelzen und die Wirkſamkeit des einen die des andern zugleich

mit herbeiführt, entsteht für die Physiologie die Aufgabe, in der Structur des Nervenbaus nach den Gründen zu forschen, welche den ähnlichen Trieben ihren Zusammentritt, der ihr sofortiges Verschmelzen herbeiführen würde, verwehren.

Folgen wir nun unserm Postulate in einige weitere Consequenzen, welche dasselbe uns auferlegt.

Da wir uns durch dasselbe an den Reproductionsproceß gleichnamiger Organe gewiesen sehen, so werden wir uns gewöhnen müssen, die symmetrische Anordnung der gleichnamigen Organe überhaupt mit dem Verschmelzungsgesetz des Aehnlichen in Beziehung zu denken und die äußere Formengleichheit überall darauf anzusehen, ob, wie und in welchem Grade sie der Ausdruck für eine innere Verwandtschaft der entsprechenden Triebe sein möge. Dies gilt zunächst vom Nervensystem selbst, sodann von den Organen, welche ihre Gestaltung und Function durch die mit ihnen verbundenen Nerven empfangen. Aber das Gesetz schließt hiermit noch nicht den Bereich seiner Wirksamkeit ab, sodaß wir es als eine ausschließliche Prärogative des Nervensystems vor allem übrigen organischen Dasein ansehen dürften. Denn wir haben uns oben bereits gezwungen gesehen, im thierischen Organismus die Erscheinung des Consensus noch über die Grenze des Nervenlebens hinaus anzuerkennen. So dürfen wir uns denn auch wol schwerlich weigern, die Phänomene des Wachsthums der Pflanzen mit in dieses Gebiet zu ziehen, weil dieselben mit Dem, was bei der Reproductionsthätigkeit im thierischen Organismus vorkommt, eine unleugbare Verwandtschaft haben. Die Pflanze producirt aus einem jeden neuangesetzten Auge oder Knospe ihre Blätter, Zweige und neue Knospen genau nach dem Muster der alten, ähnlich wie der Krebs die verlorene Schere nach dem Muster der conservirten wiedererzeugt, oder wie die sich häutende Schlange die neue Haut nach dem Muster der alten producirt, welche sie hernach abstreift. Wir werden also hier anzunehmen haben, daß die in bereits vollendeten Organen wirksamen Ernährungstriebe eine consensuelle Wirkung äußern auf bildbare Säfte an geeigneten Orten, aus denen sich nun den Organen, in denen der Trieb wohnt (also zunächst dem Samenkorn als der Urknospe, hernach jeder weitern neuen Knospe), genau conform neue Organe bilden, ähnlich wie Colonien aus Mutterstädten hervorwachsen, mit denen sie in fortwährendem Verkehr bleiben. Sodaß dann der Trieb zwar seine Wohnstätten vervielfältigt,

ohne ſich jedoch ſelbſt dadurch eigentlich zu vervielfältigen, weil er mit ſich ſelbſt auch in allen neuen Formen, die er beziehet, immer verſchmolzen und in einem continuirlichen Zuſammenhange bleibt.

Wir werden uns demnach in der Phyſiologie nothwendig auch mit der Zeit zu gewöhnen haben, den Trieb einer Haut, eines Nerven u. dgl. als ein Weſen von räumlicher Ausdehnung, wie die Materie anzuſehen, nur mit dem Unterſchiede, daß daſſelbe ſeine Ausdehnung nicht an ſich ſelbſt, ſondern entliehenermaßen beſitzt durch ſeine Fähigkeit, trotz der gleichzeitigen Verbindung mit einer Menge von Raumpunkten dennoch mit ſich ſelbſt verſchmolzen und identiſch zu bleiben, ſodaß Das, was ihm an einem einzelnen Punkte widerfährt, nicht nur an dieſem, ſondern damit zugleich auch an allen andern Punkten dieſelben Rückwirkungen veranlaſſen muß, wofern ſich nicht im einzelnen Fall beſondere Hinderniſſe entgegen ſtellen.

Ein wichtiges Reſultat, welches zunächſt aus dieſer neuen Vorſtellungsweiſe hervorgeht, iſt dieſes, daß durch ſie wiederum eine ganze Kategorie von Erklärungsverſuchen als leere und unnöthige Luxusgegenſtände wegfallen, mit denen ſich die Phyſiologie bisher zu beladen und zu quälen pflegte, ohne daß irgend Etwas dabei heraus kam. Wir meinen die ſämmtlichen Hypotheſen von einer centripetalen und centrifugalen Thätigkeit der Nerven.

Stellt man ſich den Trieb in einem motoriſchen Nervenfaden vor, ſei es in Erregung zur Wirkſamkeit oder im unerregten und latenten Zuſtande, ſo wird man ihn ſich an einer jeden Stelle des Fadens als gegenwärtig und doch mit ſich ſelbſt in vollkommener Identität denken dürfen, ähnlich wie der Trieb der Hautthätigkeit an jeder Stelle der Haut gegenwärtig und wirkſam iſt, ohne doch darum in unverſchmolzene Parzellen zu zerfallen. Geſetzt nun dieſer motoriſche Trieb würde von irgend einer ſenſiblen Faſer im Gehirn aus gereizt, ſo würde ſeine Reaction nicht nur an dem betroffenen Punkte, ſondern an allen Punkten ohne Ausnahme erfolgen, aber freilich nur allein dort ſichtbar wahrgenommen werden, wo durch Anlagerung von Muskelfaſern jene Reaction Gelegenheit bekommt, eine äußerliche Bewegung zu verurſachen. Ob dieſe Veranſtaltungen an Ort und Stelle oder am entgegengeſetzten Ende ſtattfinden, macht hierbei in der Sache keinen Unterſchied [1].

1) Unter den Neuern hat dieſes bereits Ludwig eingeſehen, wenn er ſchreibt („Lehrb. der Phyſiologie des Menſchen" S. 113): Noch vor kurzem gab man

Für die motoriſchen Triebe gibt es folglich in Betreff ihrer eigenen Wohnſitze durchaus keine Diſtanzen. Hier verwandelt ſich der Raum in eine vollkommen ideelle oder imaginäre Größe, innerhalb deren nur die Rede ſein kann von Zuſammenhang oder Nicht-Zuſammenhang, aber nicht von Entfernung. Die Durchſchneidung oder Unterbindung des Nerven wird nämlich den Zuſammenhang des Triebes mit ſich ſelbſt allerdings aufheben und die beiden bisher verſchmolzenen Triebpartikeln (nämlich den im einen Theile wohnenden Trieb von dem im andern Theile wohnenden Triebe) abtrennen und ſondern. So lange aber eine ſolche Zertheilung nicht erfolgt, wird Alles, was irgend einem einzelnen Theile des Nervenfadens begegnet, vermöge des Triebconſenſus ſich im Augenblick zugleich mit auf alle übrigen Theile übertragen. Wenn daher Herbart behauptet („Pſychologie als Wiſſenſchaft", Thl. II, S. 459), daß der Einfluß des Willens ſich, fortlaufend am Nervenfaden, durch den Raum fortpflanzen könne, ohne im geringſten ſelbſt von räumlicher Art zu ſein, daß dieſer Einfluß ſich daher auch gar nicht als Bewegung, weder der Nerven ſelbſt, noch irgend eines Etwas in den Nerven zu verrathen brauche und daß die Nerven hierbei, ohne ſich im mindeſten zu rühren, aufs höchſte afficirt ſein können: ſo hat er in dieſem Punkte, obgleich von nicht ganz richtigen Prämiſſen ausgehend, doch im Reſultat ſich dem wirklichen Thatbeſtande bereits um ein bedeutendes genähert.

Was von den motoriſchen Nervenfäden gilt, wird von den ſenſiblen ebenfalls nicht ausgeſchloſſen werden dürfen. Denn wir finden einen jeden von ihnen ebenfalls von einem ihm entſprechenden Triebe bewohnt. Um dieſes näher nachzuweiſen, iſt es zweckmäßig, ſich an einem hervorragenden Beiſpiel zu halten. Der Trieb nach Licht, welcher in den ihm entſprechenden Affectionen der Netzhaut des Auges

---

allgemein vor, die Thatſachen verlangten die Annahme, daß alle Nervenröhren ohne Ausnahme nur nach einer Richtung hin ihre Erregung weiter zu leiten vermögen, daß dagegen ein Theil von ihnen, nämlich die empfindungerzeugenden, nur zur centripetalen (von den Sinnesorganen zum Hirn) und ein andrer, die bewegungerzeugenden, nur zur centrifugalen Leitung befähigt ſeien. Die Thatſachen, welche jene Annahme erzeugten, erläutern ſich aber ſämmtlich auch ohne ſie, wenn man bedenkt, daß nur im Hirn an der empfindenden und nur in der, muskulöſen Peripherie an der bewegenden Nervenröhre ein Apparat ſich findet aus dem die beſtehende Erregung erkannt werden kann.

ſeine Befriedigung findet, reizt das dritte, vierte und ſechste Nervenpaar zu Bewegungen des Augapfels und ſeiner innern Theile, welche nicht in den Einzeltrieben dieſer Motoren ihren letzten Urſprung haben können, ſondern von dem Lichttriebe als dem Geſammttriebe, welcher ſich in die Bewegungen jener ſpaltet, ausgehen. Dieſer Lichttrieb findet in den Affectionen der Netzhaut ebenſo ſeine Befriedigung, wie z. B. der Verdauungstrieb in der Reizung des Magens durch Speiſe, oder der Athmungstrieb in der Reizung der Lunge durch Luft. Er hat in dem Acte des Sehens ſeine Thätigkeit und ſein Gelingen, im Mangel des deutlichen Geſichts ſeine Unthätigkeit und ſein Mislingen. Er bringt in den hundertfachen kleinen innern Hemmungen ſeines zum Theil gelingenden, zum Theil mislingenden Strebens die in den Motoren wohnende Aufmerkſamkeit des Wahrnehmens hervor. Denn er iſt fortwährend, während er im Ganzen gelingt, doch dabei im Einzelnen theilweiſe und ſucceſſiv gehemmt, und das Spiel dieſer Hemmungen und Entfeſſelungen iſt eben das Spiel der Motoren ſelbſt. Wir werden alſo das Spiel dieſer Hemmungen, d. h. das Bewußtſein und die Aufmerkſamkeit, in die Motoren verlegen, aber ihre Urſache in den Opticus, nämlich in die Affectionen der Netzhaut. Da demnach das die Eindrücke empfangende Subject in dieſem Falle ein ſpecieller Trieb iſt, empfänglich für die feinſten innern Schattirungen ſeines partialen Gelingens und Mislingens auf der Netzhaut, und da ein Trieb ſehr wohl in den ſämmtlichen Orten eines Nervenfadens mit der oben beſchriebenen Ubiquität gegenwärtig gedacht werden darf, ſo findet der Gedanke von keiner Seite ein Hinderniß, welcher in dieſem Falle der einfachſte und natürlichſte iſt, den afficirbaren Univerſaltrieb, mit welchem die Triebe der Motoren als partiale Untertriebe in Conſenſus oder in Verſchmolzenheit ſtehen, in die ganze Ausbreitung des Opticus zu verlegen. Thun wir dieſes, ſo gibt ſich der Seheact zu erkennen als der Conſenſus eines Nervenfadens, welcher in ſeiner einen Hälfte (der ſenſitiven) einfach und Träger eines einfachen Triebes, in ſeiner andern Hälfte (der motoriſchen) aber vielfach und Träger von gleichnamigen, aber geſpaltenen Trieben iſt. Was nun vom Auge gilt, läßt ſich ohne Schwierigkeit auch auf die Functionen der übrigen Sinnorgane übertragen.

Wir ſtehen demnach aufs neue an einem Punkte folgenreicher und wichtiger Wahngebilde, wie wir bereits oben bei Gelegenheit der phy-

siologischen Bedingungen des Bewußtseins an einem solchen standen. So wie dort, hat es auch hier ein Interesse, sich die Hauptphasen der beschwerlichen Hypothesen zu zeichnen, welche die Wissenschaft als Last dafür, daß sie mit der Betretung des Weges innerer Beobachtung zögerte, zu tragen gehabt hat. Man suchte in diesen Hypothesen nach nichts Besserm als nach Mitteln und Werkzeugen, durch welche das Bewußtsein zusammentreten könne mit denjenigen Organen, welche selbst das Bewußtsein hervorbringen und erzeugen, man suchte nach Mitteln, durch welche die Flamme in Verbindung gebracht werde mit ihrem Docht, aus welchem sie brennt. Folgende sind die Hauptwege, welche hierbei eingeschlagen wurden: (Vgl. Burdach „Vom Bau und Leben des Gehirns", I, 178 fg.)

Argentier verglich die Nerven mit gespannten und contractilen Darmsaiten und nahm an, daß sie vermittels Schwingungen die Eindrücke zum Gehirn und die Impulse des Gehirns wiederum in die Peripherie fortpflanzten. Indessen weil sie doch nicht hart, sondern weich, nicht an widerstrebenden festen Körpern angeheftet, sondern an beiden Enden in weiche Substanz eingesenkt sind, so nahmen andre lieber ein inneres Erbeben derselben an, wobei sie sich auf das Beispiel des Hörnerven beriefen, welcher die Schallschwingungen aufnehme und fortpflanze, und auf die Schwäche der Sensibilität bei zu großer Weichheit der Nerven im ersten Kindesalter, oder bei zu großer Härte im Greisenalter. Boerhave meinte, es möge wol ein Zusammenstoß der Nervenkügelchen (welche man fälschlich glaubte beobachtet zu haben) stattfinden nach der Art der Fortpflanzung eines Stoßes, welchen eine Reihe federharter Kugeln an ihrem einen Ende empfängt und bis zum andern ohne Abschwächung mittheilt. Michelitz hingegen zog es vor, sich das innerliche Erbeben der Nerven gleich dem Erzittern einer gallertartigen Masse zu denken. Gegen die Meinung des Boerhave wurde eingewandt, daß die Schwingungen der Nervenkügelchen sich ebenfalls auf die seitwärts gelegenen Kugelschnüre fortpflanzen und die Leitung der Sensationen dadurch verworren werden müßte, welches doch nicht der Fall ist. Auch müßten die Schwingungen sich ebenso wol nach unten als nach obenhin fortpflanzen, sodaß keine Empfindung ohne Bewegung erfolgen könnte, wovon die Erfahrung das Gegentheil lehrt. Endlich müßten nach der Schwingungstheorie überhaupt die Nerven von dem Klopfen der Arterien und andrer Organe

in immerwährender Schwingung erhalten werden und dadurch fortdauernde Empfindungen und Zuckungen der Glieder entstehen, welches ebenso wenig der Fall ist.

Aus diesen Gründen ergriffen Viele lieber den Ausweg, eine Flüssigkeit in den Nerven anzunehmen, von welcher der ganze Nerv als eine Röhre erfüllt sei, sodaß entweder ein Druck an dem einen Ende augenblicklich einen ähnlichen Druck am andern Ende hervorbringe oder so, daß die Flüssigkeit durch ein Strömen von dem Centrum in die Peripherie Bewegung und durch ein Gehemmtwerden dieses Stroms oder auch wol durch eine Gegenströmung Empfindung hervorbringe. Nach Glisson und Charleton sollte diese Flüssigkeit eiweißartig, nach Pascal sauer, nach Berkley scharf, nach Mayow salpetergasig, nach Mistichelli salpetergasig und schwefelig, nach Struve schwefelig und scharf, nach Coward ölig-ammoniakalisch, nach James Stark ölig sein. Bose und Brunn vermutheten ein nicht sinnlich wahrnehmbares Fluidum in den Markfasern, Haller desgleichen ein bewegliches und kräftiges Fluidum ohne sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften, Newton einen Aether oder elastisches Fluidum, welches, im ganzen Weltraum verbreitet, durch Schwingungen die Elektricität, den Magnetismus und die Sensibilität bewirke. Friedr. Hoffmann hielt das Nervenfluidum für lymphatischen Aether, Willis für Lichtstoff, Descartes für Feuerstoff. Indessen da man bei Durchschneidung der Nerven keine Flüssigkeit abfließen sah, da auf Unterbindung eines Nerven keine Anschwellung durch eine Flüssigkeit erfolgte, da man durch Streichen eines Nerven keine Bewegung hervorzubringen im Stande war, wie doch der Andrang des den Nerven erfüllenden feinen Fluidums gegen den Muskel erfodert hätte, so fing man auch gegen diesen Gedanken mistrauisch zu werden an.

Das Nächste, was man versuchte, waren die chemischen Hypothesen. Reil und Madai nahmen an, daß die Nerventhätigkeit durch eine Mischungsveränderung der Marksubstanz erfolge. Treviranus hielt die Empfindung für eine Transmutation des Nervenmarks, einen Uebergang desselben in einen minder flüssigen oder festern Zustand. Stütz hielt den Wasserstoff für das Element des Nerven, und die Sensation für einen Proceß der Oxydation. Man vergaß nur, daß in diesem Falle wasserstoffhaltige Substanzen wenig oder gar keine Empfindung erregen dürften, hingegen sauerstoffhaltige die Empfindungen in einem Maße

erregen müßten, welches alle andern Empfindungen überträfe, welches gegen die Erfahrung ist.

Wegen der starken Einwirkung der Elektricität und des Galvanismus auf die Nerven und wegen der Entwickelung der Elektricität in einigen thierischen Körpern, wie dem Zitterrochen (torpedo), riethen Brunn, Galvani, Fontana, Prochaska auf die Elektricität und den Galvanismus als das Wirksame in den Nerven. Hiergegen aber wurde von andern Seiten ebenso sehr geltend gemacht, daß die sensible Leitung ganz andern Gesetzen folgt als die elektrische und galvanische. Denn sie wird unterbrochen, sobald ein feuchter Faden den Nerven zusammenschnürt, welches die Elektricität und den Galvanismus vielmehr leiten würde. Auch ist an den Nervenfasern nichts Isolirendes, was die Elektricität oder den Galvanismus abhalten könnte, sich über den ganzen Nerven mit allen seinen Zweigen zu verbreiten. Ebenso wenig pflanzt sich die sensible Thätigkeit durch durchschnittene und wieder aneinander gelegte Nerven fort, was sie doch müßte, wenn sie von der Art des Galvanismus oder der Elektricität wäre.

Eine völlig neue und unerwartete Wendung hat diese Sache durch die wichtigen Nervenexperimente du Bois Raymond's empfangen. Sollten diese höchst schwierigen und eben dadurch einer vielfachen Gefahr des Irrens unterworfenen Experimente sich bei zukünftigen Wiederholungen fortwährend in ihren Resultaten bestätigen und befestigen, so würde daraus hervorgehen, daß die Nervenröhren beständige und unaufhörliche Erzeuger der Elektricität sind und daß die Nervenelektricität in dem Zustande ihrer Latenz, in welchen sie durch eine jede Reizung des Nerven versetzt wird, identisch ist mit derselben Kraft, welche sich in den motorischen und sensitiven Nervenröhren als Trieb und Empfindung bethätigt.

Das Auffallende und nothwendig als paradox Erscheinende bei diesen Experimenten besteht darin, daß die Ströme der die Elektricität erzeugenden Nerven nicht dann fließen, wenn der Trieb des sensitiven Nerven fühlt, oder der Trieb des motorischen bewegt, sondern nur so lange, als die Empfindung oder der Impuls zur Bewegung im Nerven aufhört, während, solange der Impuls oder die Empfindung anhält, der elektrische Nervenstrom entweder ganz aufhört oder sich merklich verringert [1]).

1) C. Ludwig, „Lehrbuch der Physiologie des Menschen", 1852, S. 92: Die durch den ruhenden Nervenstrom aus ihrer Gleichgewichtslage getriebene

Die Empfindungen und Impulse werden also diesem Resultat zu so wenig durch Elektricität geleitet, daß sie im Gegentheil durch Aufhören elektrischer Ströme oder durch ein Latentwerden von tricität sowol ihre Entstehung als ihre Leitung empfangen.

Was uns aber an diesem Orte am meisten interessiren muß, dies, daß, wenn die Experimente von du Bois sich bestätigen, dadu die ganze Annahme einer centripetalen und centrifugalen Nervenleitu auf welcher sämmtliche oben angeführte Hypothesen basirt waren, a dem Wege der äußern Beobachtung ebensowol als auf dem Wege d innern für immer widerlegt sein wird. Denn das Aufhören od Schwächerwerden der elektrischen Ströme bei Empfindungen und torischen Impulsen bezieht sich nicht nur auf das Stück des motori schen Nerven von der Reizungsstelle nach unterwärts, oder auf das Stück des sensiblen Nerven von der Reizungsstelle nach oberwärts, sondern immer auf alle Stellen des ganzen betroffenen Nerven ohne Ausnahme [1]).

Und so wäre denn wol der irrige Gedanke von einer Centripetalität und Centrifugalität der Nervenkraft sammt seinen mechanischen, chemischen und physikalischen Möglichkeiten auf alle Weise aus dem Wege gehoben und damit eine geschärfte Auffoderung entstanden, daß man fernerhin, anstatt mit dem Umherirren vor den Thoren des Nervenprocesses (im äußern Sinn) noch weiter seine Zeit zu verlieren, in die Beobachtung dieses Processes (in den innern Sinn) selbst ein

---

Nadel kehrt gegen ihre Gleichgewichtsstellung zurück, sobald der Nerv erregt wird; die diesem Rückschlag der Nadel zu Grunde liegende Bewegung der Nervenmolecule bezeichnet du Bois mit dem Namen der negativen Schwankung. In dieser neuen Stellung verharrt die Nadel jedoch nur solange, als der Nerv in erregten Zustand erhalten wird; mit seinem Aufhören treten die Wirkungen des ruhenden Nervenstroms wieder hervor. S. 93: Die Größe der Rückschwankung wächst mit der Stärke der Erregung. S. 101: Ein Nerv, der die Angriffe des geringfügigsten Erregungsmittels mit starken physiologischen Leistungen beantwortet, lenkt auch die Magnetnadel am beträchtlichsten ab und umgekehrt ein Nerv, der unter dem Einfluß der kräftigsten Erregungsmittel durchaus keine physiologischen Leistungen mehr hervorruft, hat auch seinen elektrischen Strom eingebüßt.

1) Ludwig, a. a. O., S. 93: Die Fortleitung der elektronegativen Schwankung geschieht in allen Nerven, mögen diese im lebenden Körper Empfindung oder Bewegung veranlaßt haben, nach beiden Richtungen ihrer Längsachse, sodaß wenn man z. B. das Mittelstück eines Nerven erregt, jedes der beiden Enden, auf Bäusche aufgelegt, die Nadel zur Rückschwankung veranlaßt.

sage, und hier das Kraftprincip selbst kennen lerne, welches sich dem äußern Sinn ebenso sehr entzieht wie das Licht dem Ohr und der Schall dem Auge.

Es werden sich durch Einführung des Gesetzes der Triebverschmelzung in die Physiologie dieser Wissenschaft viele bisher unerwartete Aussichten eröffnen. Denn sicher sind die oben angeführten Fälle nicht die einzigen, in denen es sich anwendbar zeigen wird. Sie sind nur die in die Augen springendsten, vielleicht nicht einmal die wichtigsten. Der Umstand, daß bei der wahrnehmenden Thätigkeit der Sinne die Sensatoren mit den Motoren als in Triebverwandtschaft stehend betrachtet werden dürfen, deutet darauf hin, daß diese Verwandtschaft noch viele andre Fälle umschließen mag, bei denen dieselbe nur auf den ersten Blick weniger einleuchtet. In der That, was haben Bewegungen mit Sensationen gemein? Dem ungeübten Blicke gar nichts, dem geübten Blicke des Beobachters so viel, daß die Bewegungen die unmittelbaren Wirkungen des Triebes sind, dessen Hemmungen die Acte der wahrnehmenden Aufmerksamkeit, dessen Reizungen die Sensationen selbst sind. Es wird daher auch wol angenommen werden dürfen, daß bei den Reflexionserscheinungen der Trieb im sensiblen Nervenfaden, welcher den Reiz empfängt, und der Trieb im motorischen Faden, welcher denselben mit einer Bewegung beantwortet, nur ein und derselbe Trieb sei, welcher seine beiden Wirkungen, die Perception und die mit ihr identische Motion, auf zwei Oerter im Nervenfaden (zum Behuf einer Influirung derselben durch Gehirnnerven) vertheilt, anstatt daß im sympathischen System eine solche Vertheilung und Zerstreuung der Wirkungen noch nicht stattfindet, sondern hier derselbe ungetheilte Trieb auch vermittels desselben ungetheilten Organs die Wirkung empfängt und mit der identischen Gegenwirkung beantwortet. Wenn daher auf die Reizung der Zunge durch die Nahrung die Speicheldrüsen ihre Flüssigkeit absondern, wenn der Reiz des gekauten Bissens die Muskeln des Schlundes zum Schlingkrampf erregt, wenn der Reiz unverdaulicher Stoffe im Magen eine Anzahl von Muskeln in Bewegung setzt, damit Erbrechen erfolgt, so sind dieses lauter zukünftige Aufgaben an die Wissenschaft, um die Gesetze einer möglichen Triebverschmelzung durch ihre labyrinthischen Wege zu verfolgen.

Aber auch auf ganze Systeme der Triebthätigkeiten unsers Or-

ganismus scheint sich das Gesetz der Triebverschmelzung zu erstrecken. Eine Beschleunigung des Blutlaufs bewirkt eine Beschleunigung der Athmungsbewegungen und ein geflissentliches Nachlassen des Athemholens macht zugleich den Herzschlag ermatten. Ebenso wird durch die beiden genannten Triebe der Trieb nach Entbindung der Wärme in Thätigkeit gesetzt, welcher seinerseits wiederum in einer Verbindung steht mit dem Triebe der Secretion des Schweißes aus den Poren der Haut und dem Triebe einer allgemeinen unruhigen Regsamkeit der Glieder. Alle diese Zusammenhänge sind untereinander reciprok. Fängt man bei irgend einem dieser Punkte an, wo man es in der Gewalt hat, einen dieser Triebe isolirt zu erregen, so wird man bald die andern ebenfalls sich erregen sehen. Wird z. B. dem Körper ungewöhnlich heiß gemacht, so schwitzt er und wälzt sich unruhig umher. Wird ihm hingegen bei unveränderter Temperatur eine heftige Gliederbewegung zugemuthet, so wird die Hitze von innen nachfolgen und infolge der Hitze der Schweiß. Das Herzklopfen, das starke Athemholen wird in beiden Fällen die Bewegungen als Symptom begleiten. Dagegen wird man beim Fieber, wo der erhöhte Blutumlauf und der beschleunigte Puls des Herzens und der Arterien die Reihe der Phänomene beginnt, die Unruhe, den Schweiß u. s. f. nachfolgen sehen. Ebenso wird im Fieber die Hitze und das Herzklopfen die Angst gebären, wogegen in der Lebensgefahr, wo die Angst das erste ist, dieselbe das Herzklopfen, den Schweiß, die Hitze und die Unruhe gebiert. Es folgt hieraus, daß für diese Grundtriebe des Lebens die Kategorie der Causalität zu wenig sagt, indem in ihrer gegenseitigen Erweckbarkeit sich keine einseitige Reihenfolge vorgezeichnet findet. Es dürfte aus diesem Grunde ihr Verhältniß nur als ein Verhältniß der Aehnlichkeit und Verwandtschaft zu begreifen sein, wonach der eine Trieb sogleich im andern mit gesetzt ist nach den Graden seiner Verschmolzenheit mit ihm.

Das Gesetz des Consensus läßt sich ganz allgemein bezeichnen als ein Gesetz der *Identität des Homogenen* in den Trieben, wobei es gleichgültig ist, ob das Homogene sich an demselben oder an verschiedenen Orten befinde, sobald nur eine Continuität zwischen diesen Orten hergestellt ist. Das diametrale Gegentheil dieses Gesetzes findet im *mechanischen Verhalten* der Körper gegeneinander, sowie in ihren innern Aggregatverhältnissen statt, worin die verschiedenen

Orte keinen andern Zuſammenhang haben als den, welchen ſie durch ein äußerliches Aneinanderkleben gewinnen und worin alſo nicht das homogene, ſondern nur das Homotopiſche identiſch iſt, während auch das homogenſte, ſobald es an verſchiedenen Orten ſich befindet, eine völlig voneinander geſonderte Exiſtenz hat. Nun pflegt man von den Körpern insgemein alſo zu reden, als ob Alles, was an ihnen vorkommt, müſſe auf ihr mechaniſches Verhalten reducirbar ſein. Dies iſt aber auf jeden Fall eine höchſt voreilige Annahme. Denn da dem mechaniſchen Geſetze der Identität des Homotopiſchen in der Natur ein pſychiſches Geſetz der Identität des Homogenen als ebenbürtig zur Seite tritt, ſo hebt ſich damit die Meinung, Alles, was zwiſchen dem Geſetze der Homogeneität und dem der Homotopie in der Mitte liegt, lediglich aus letzterm erklären zu müſſen, als eine ſchiefe von ſelbſt auf. Vielmehr entſteht nun die Foderung, in den Proceſſen der Chemie und elektriſchen Phyſik Mittelſtufen zu erkennen, welche ihren eigenthümlichen Typus für ſich haben, und deren Proceſſe weder auf die eine, noch auf die andre Seite gewaltſam herübergebogen werden dürfen.

§. 18.

Dritte allgemeine Eigenſchaft, Complicationsfähigkeit.

Künſtliche und natürliche Complicationsbegriffe. Die Feſtigkeit der Complication richtet ſich nach der Stärke der Aufmerkſamkeit. Daſſelbe findet bei künſtlichen Begriffen, wie bei natürlichen ſtatt. Bedeutung der ſynthetiſchen Apperception. Complication einer Zeitfolge.

Nachdem das Verſchmelzen des Gleichartigen im Vorſtellungsinhalt abgehandelt iſt, möge ſich nun zunächſt auf das Verſchmelzen des Ungleichartigen die Aufmerkſamkeit richten.

Dieſe Eigenſchaft kommt ebenfalls, wie die vorige, in Beziehung von jeder Art der Vorſtellungen zu jeder vor, und es hält nicht ſchwer dies nachzuweiſen. Wenn z. B. die Theile im Bilde eines geſehenen Hauſes ſich im Gedächtniß in eben der Ordnung verknüpft erhalten, in welcher ſie aufgefaßt wurden, ſo iſt dies ein Zuſammenhaften ungleicher Elemente, Linien, Winkel, Farben, Schattirungen, welches in der ſinnlichen Anſchauung ſeinen Urſprung hat. Erkundige ich mich aber bei einem Fremden nach den Folgen eines

Brandunglücks in einer fernen nie von mir beſuchten Stadt, von dem ich früher gehört oder geleſen, ſo iſt die Verknüpfung des Bildes der Stadt mit dem unähnlichen des Brandes, wodurch die Erkundigung möglich wird, ſowol aus lauter Elementen des innern Sinnes entſprungen, als auch ganz im innern Sinn vorgegangen. Fällt mir hingegen im Vorbeigehen bei einem Hauſe die Perſon ein, die darin wohnt und welche ich zwar nie in demſelben beſucht oder geſehen habe, aber von anderswoher kenne, ſo ſtammen die Elemente der Verknüpfung aus dem äußern Sinn, die Verknüpfung ſelbſt aber iſt im innern Sinn durch Hörenſagen vor ſich gegangen. Verknüpft ſich ferner eine angenehme Empfindung, z. B. beim Genuß einer gewiſſen Speiſe, zufällig mit der ungleichartigen des Ekels, ſodaß mit ihrer Wiederkehr auch wieder, obgleich diesmal grundlos, eine Anwandlung von Ekel uns beſchleicht, ſo iſt die Verknüpfung ein reines Gefühlsgebilde. Läuft hingegen der Hund vor dem gegen ihn erhobenen Stocke, ſo bekundet dies, daß in ſeiner Seele das Gedächtnißbild des Stocks mit dem Gefühle des Schmerzes geſchwängert iſt. Wer ſich gewöhnt hat, zum Kaffee Zucker zu genießen, dem kehrt mit dem Triebe zum Kaffee auch der zum Zucker wieder. Hier iſt alſo ein Complex von Trieben. Dagegen ſieht man Verknüpfungsgebilde aus Trieben und Gedächtnißbildern dort, wo ein Trieb, der ſonſt ſchlummern würde, erwacht, ſobald Bilder in den Sinn treten, die von ihm geſchwängert ſind, wie z. B. der Appetit ſich regt beim Anblick täuſchend gemalter Früchte, die Reiſeluſt beim Anblick eines Landſchaftgemäldes. Dies wird genügen, um die Behauptung, daß die Verſchmelzung des Ungleichartigen, welche die Complication heißen möge, ſich nicht allein auf alle Arten von Vorſtellungen, ſondern auch von allen zu allen erſtrecke, als hinlänglich beglaubigt hinzuſtellen.

Da wir bereits oben das Wort Begriff ſeiner Etymologie nach für einen Inbegriff von Vorſtellungselementen gebraucht haben, ſo möge es auch noch mit für die Verknüpfungen des Ungleichartigen dienen, und zwar ſo, daß wir für die Verſchmelzungen des Gleichen und Aehnlichen das Wort Verſchmelzungsbegriff, dagegen für die des Ungleichen und Unähnlichen das Wort Complicationsbegriff feſtſetzen.

Es erhebt ſich jetzt die Frage nach den Bedingungen, unter denen Complicationsbegriffe entſtehen.

Hier iſt zuerſt ein Unterſchied zwiſchen künſtlichen und natürlichen Complicationsbegriffen zu machen. Wenn ich z. B. am Schachbrete ſitzend mir eine neue Combination von Zügen erſinne, oder wenn ich zu gegebenen Reimen die Verſe ſuche, ſo erſcheint hier der Vorſtellungsſtoff nur als ein Material, womit die Thätigkeit eines erfinderiſchen Nachdenkens frei ſchaltet. Es fügt ſich eben wie ich will, es fügt ſich nach der Zauberkraft meines Willens. Die Beſtandtheile, denen mein Wille ſagt: combinirt euch! combiniren ſich, diejenigen aber, denen er ſagt: trennt euch! trennen ſich. Hier verdient daher die entſtehende Complication nicht den Namen einer natürlichen, d. h. aus einer einfachen Grundeigenſchaft des Vorſtellungsinhalts von ſelbſt entſpringenden, indem ſie das Princip ihres Daſeins nicht in ſich ſelbſt, vielmehr in einem entgegengeſetzten Weſen hat.

Es iſt alſo nöthig, uns hier rein und allein an die natürlichen oder vonſelbſtigen Complicationsbegriffe zu halten, d. h. an die ohne alle Willkür und ohne alles Nachdenken entſtehenden.

Wenn ich einen öfters gemachten Spaziergang wiederhole, ſo fällt mir leicht bei irgend einem Gegenſtande auf demſelben, z. B. bei einem Baum, einem Scheidewege, ein Geſpräch ein, welches ich dort mit einem Freunde geführt, oder auch ein ſonſtiges kleines Begegniß, welches ich dort gehabt habe. Es beſteht der Reiz der Heimat darin, daß dort die ganze Gegend mit ſo vielen Erinnerungen aus der friſchen Jugendzeit erfüllt und geſchwängert iſt. Hier läßt ſich kein anderer Grund der Complication angeben als der, daß das im Gedächtniß verbunden Bleibende miteinander zugleich einſt in die Wahrnehmung fiel. Ein Geruch, eine Melodie kann uns plötzlich aufs lebhafteſte in die Zeit und Umſtände einer frühen Jugend verſetzen, welche damals walteten, als der Eindruck des Geruchs, der Melodie zum erſten male uns traf, und ſeitdem ſich als ein Rahmen um die Empfindung im Gedächtniß treu erhielten. Man erlernt eine Sprache, d. h. eine Summe von Complicationsbegriffen zwiſchen Vorſtellungen des innern Sinnes und ihnen ganz unähnlichen Wortklängen dadurch, daß man die Complicationen ſich immer aufs neue in die Wahrnehmung bringt, bis ſie durch dieſen wiederholten Proceß von ſelbſt haften. Wer ſich gewöhnt, zum Kaffeetrinken zu rauchen, dem verwächſt der Trieb nach dem Getränk mit dem nach der Pfeife durch nichts Andres als dadurch, daß er beide ſtets zugleich miteinander befriedigt.

Der Hund fürchtet den Stock nur darum, weil ſein Nahen einſt, w
ihm noch wohl im Gedächtniß iſt, mit Schmerz verbunden war.
allen dieſen Fällen iſt alſo die das Verſchiedenartige zuſamm
kittende Macht gar keine andre als das bloße Zuſammenwe
genommenwerden, ebenſo, wie auch die Theile des wahrgenom
nen Hauſes durch gar keine andere Kraft zuſammengekittet wer
um im Gedächtniß feſt und ſicher fortzudauern.

Daher ſagt Herbart über dieſen Punkt mit einem Seitenblick a
eine frühere falſche logiſche Auffaſſung überaus vortrefflich („Päd
gie als Wiſſenſchaft", II, 168): „Man frage alſo nicht, wie es z
gehe, daß wenn wir z. B. eine Glocke wahrnehmen und ſie durch
ihre Merkmale als Ein Ding auffaſſen, die Farbe und Geſtalt der
Glocke mit ihrem Klange und ihrer Härte und Kälte zuſammengefaßt
werde. Man frage auch nicht, welche Verſtandeshandlung aus Blät
tern und Zweigen, Blüten und Früchten, den Aeſten und dem Stamm
einen Baum conſtruire. Sondern man frage lieber, warum nicht die
Glocke auch noch mit dem Gebälke, woran ſie hängt, der Baum auch
noch mit dem Boden, worin er ſteht, zuſammengefaßt und für ein
einziges Ding gehalten werde? Darauf iſt alsdann die Antwort, daß
allerdings dieſe letzte Art der Auffaſſung die urſprüngliche iſt; daß
wir die gleichzeitige Umgebung nur blos darum nicht als Ein Ding,
ſondern als eine Summe von Dingen anſehen, weil dieſe Umgebung
zerreißt, indem die Dinge von ihren Plätzen rücken, oder auch der
Sinn bald mehr, bald weniger von ihnen zuſammenfaßt oder endlich
der Standpunkt des Wahrnehmenden geändert wird; wobei neue Com
plexionen von Vorſtellungen gebildet werden, die mit den frühern in
mancherlei Hemmungsverhältniſſe gerathen. Nichtsdeſtoweniger aber
bleiben auch die frühern Complexionen noch wirkſam; ſo entſtehen
Ganze und Theile, ſo bleibt, in unſerer Vorſtellung, der Baum im
Walde, und der Wald in der Landſchaft."

Auf dieſe Art wird allerdings der Proceß auf ein mal hell genug.
Da der Kitt des Feſthaftens der heterogenen Vorſtellungstheile in
ihrem Wahrgenommenſein miteinander beſteht, das die Wahr
nehmung bewirkende Agens aber die Aufmerkſamkeit iſt (wie oben
bewieſen wurde), ſo muß ſich die Feſtigkeit der Complication
nach der Stärke der Aufmerkſamkeit richten, mit welcher
wahrgenommen wurde. So findet es ſich auch in allen Fäl

vollkommen. Die Theile der Blume, auf welche ich die Aufmerkſamkeit ſtark hefte, haften feſter in meinem Gedächtniß zuſammen als die Theile des Gartens, in welchem die Blume ſteht und den die Aufmerkſamkeit nur flüchtig durchläuft, auf welchem ſie ſich auch ſchon wegen ſeiner Größe mehr vertheilen und zerſtreuen muß. Daß einer zerſtreuten Aufmerkſamkeit das Aufgefaßte leichter zerfliegt, weiß Jedermann. Ihre Gedächtnißvorſtellungen können ſich nicht als ſolche in den Fugen halten, ſondern verſchmelzen mit andern ihnen ähnlichen in der Seele vorhandenen Bildern zu unbeſtimmten Phantaſien und Träumen. Wenn ich die Farbe eines Zimmers, in welchem ich mich aufhielt, den Lauf eines Weges, den man mich führte, nicht weiß, ſo iſt die Urſache davon, daß ich meine Aufmerkſamkeit auf das Zimmer, auf den Weg ſchlechterdings nicht richtete. Ein Moment des Aufmerkens hätte hingereicht, das trübe Bewußtſein des Zimmers mit der Eigenſchaft ſeiner Farbe, des Weges mit der ſeiner Richtung zu bereichern. Nicht an allen Orten des Spazierganges erinnere ich mich der daran gehabten Geſpräche oder Gedanken, ſondern nur an denen, an welchen damals meine Aufmerkſamkeit ungewöhnlich lebhaft auf meine Umgebung fiel. Nicht bei allen in der Jugend gehörten Melodien, gerochenen Düften verſetze ich mich lebhaft in frühere Lebensjahre, ſondern nur bei denen, welche damals mit ungewöhnlicher Macht meine Aufmerkſamkeit an ſich zogen. Ohne Aufmerkſamkeit iſt daher überhaupt keine Auffaſſung von Gedächtnißbildern möglich. Denn einzelne unverbundene Vorſtellungselemente würden, auch wenn ſie aufgefaßt würden, gar keinen Gedächtnißinhalt bilden, ſondern als vereinzelte bewegliche Theile ſogleich in die ihnen homogenen Theile des in der Seele vorhandenen Vorſtellungsinhalts einſchmelzen und alſo, obwol an ſich ganz unverloren bleibend, doch ſcheinbar zu Grunde gehen. Die Aufmerkſamkeit oder das Bewußtſein iſt alſo das Princip, welches durch ſeine Complicationen des Verſchiedenartigen jene Spannungen im Vorſtellungsinhalt hervorruft, ohne welche derſelbe gleichſam in eine chaotiſche Maſſe zuſammenſchmelzen müßte.

Es bildet ſich von hier der Uebergang in den Proceß der künſtlichen Complication von ſelbſt und ungezwungen, ſobald wir uns zu beſchränken wiſſen und nicht alles auf ein mal erklären wollen. Abſtrahiren wir nämlich von der Art und Weiſe, wie das Nachdenken,

ſowol das frei combinirende als auch das forſchende, ſich den zu verbindenden Vorſtellungsinhalt herbeiſchafft (denn dies liegt ſeitab vom gegenwärtigen Thema), ſo kann doch kein Zweifel mehr ſein über das Verbindungsmittel, welches das Nachdenken gebraucht, um den Vorſtellungsinhalt, den es vereinigen will, zu verketten. Es braucht dazu kein beſonderes Mittel, da das allgemeine, das wir kennen gelernt haben, nämlich die Aufmerkſamkeit oder das Bewußtſein, ihm ſtets bei der Hand iſt. Denn ohne Bewußtſein oder Aufmerkſamkeit findet kein Nachdenken ſtatt. Hat nun das Nachdenken nach einer gewiſſen Regel an einen Begriff den andern, z. B. an eine Wirkung eine gewiſſe Urſache, an einen Zug des Schachſpiels einen andern feſtgeheftet, ſo iſt damit die entgegengeſetzte Urſache, der entgegengeſetzte Zug negirt, aber dieſer kann vermöge eines neuen Aufheftens der Aufmerkſamkeit wiederum anſtatt des vorigen aufgeheftet werden, wodurch dann jener negirt wird, oder ein dritter Act der ſich heftenden Aufmerkſamkeit negirt beide Urſachen, beide Züge dadurch, daß er einen dritten aufheftet, u. ſ. f. Die negirten Gebilde werden dabei niemals in Wirklichkeit vernichtet, ſondern nur gegen das neue Gebilde ins Gedächtniß zurückgeſchoben, wo ſie ſich nach dem Maße der Aufmerkſamkeit, welche ſie zuſammenfügte, längere oder kürzere Zeit erhalten. Auch geſchieht es wol, daß Complicationsbegriffe, auf welche uns entweder das Nachdenken führt, oder welche wir uns zur Aufgabe unſerer frei thätigen Combinationskraft ſetzen, nicht das erſte mal gelingen, ſondern ein wiederholtes Aufheften der Aufmerkſamkeit erfodern. So iſt es z. B., wenn einem Knaben zum erſten mal die Zumuthung geſchieht, die Sonne dem Augenſchein entgegen ſtill ſtehend, den Erdball aber in Bewegung zu denken, worauf leicht die erſte Entgegnung iſt, daß er ſich das nicht denken könne, bis er denn doch zuletzt die Begriffe miteinander in die neue Verbindung ſetzt, durch kein andres Mittel, als daß er ſich einfach an ſie gewöhnt, d. h. ſolange anhaltend die Aufmerkſamkeit darauf ruhen läßt, bis ihre Beſtandtheile haften. Eine ſtereometriſche Figur, z. B. ein Tetraëder, welche der Mathematiker ſich mit der größten Geläufigkeit in ſeinen Einbildungsraum zeichnet, wird der Ungeübte nach der Regel der Definition, welche ihm Geſtalt und Anzahl der aneinander zu ſetzenden Flächen angibt, nur mit einem gewiſſen Zeitaufwand, welcher ſich mit der Zuſammengeſetztheit der Figur

vergrößert, zu Stande bringen. Vielleicht gelingt auch die Conſtruction das erſte mal gar nicht, wol aber nach einem zweiten, dritten, vierten Verſuch. Das Phänomen iſt ganz und gar mit dem zu vergleichen, wenn die Worte einer gegebenen Strophe, welche ich auswendig lernen will, beim erſten, zweiten und dritten Ueberleſen noch nicht, wol aber beim vierten aneinander haften, oder wenn daſſelbe mit den Beſtandtheilen in der Geſtalt eines Hauſes, die ich mir genau merken will, beim erſten, zweiten und dritten Hinblicken noch nicht, wol aber beim vierten oder beim anhaltenden Hinſchauen der Fall iſt. Denn hier wie dort fügt die Aufmerkſamkeit das Verſchiedenartige zuſammen nach dem Maß ihrer Stärke und ihrer Dauer, hier wie dort wird Das, was beim erſten Richten der Aufmerkſamkeit unvollkommen haftete, beim zweiten und dritten zur vollkommenen Feſtigkeit gebracht.

Es iſt daher grundfalſch, wenn man bei Begriffen, welche nach der Regel der Zweckmäßigkeit, der Urſachlichkeit oder einer andern logiſchen Kategorie gebildet ſind, das verknüpfende Agens in der logiſchen Kategorie zu finden wähnt, welche dem freithätigen Denkact zum bewußten oder unbewußten Leitfaden dient, wonach er den Stoff herbeiſchafft, welcher verknüpft werden ſoll. Der beſte Beweis hiervon iſt der, daß die Kategorie oder Regel, wonach der Inhalt des Begriffs ſich ordnet, ſich dem Inhalt des Begriffs gar nicht mittheilen könnte, wenn nicht die zuſammenheftende Macht der Aufmerkſamkeit ſie mit demſelben verbände und verſchmölze.

Kant nannte die das Verſchiedenartige in den Begriffen verknüpfende Auffaſſung die ſynthetiſche Apperception, und erklärte dieſelbe für den urſprünglichſten Act unſers Verſtandes [1]).

1) Kritik der reinen Vernunft, 3. Aufl., §. 17: „Verſtand iſt das Vermögen der Erkenntniſſe. Dieſe beſtehen in der beſtimmten Beziehung gegebener Vorſtellungen auf ein Object. Object aber iſt Das, in deſſen Begriff das Mannichfaltige einer gegebenen Anſchauung vereinigt iſt. Nun erfodert aber alle Vereinigung der Vorſtellungen Einheit des Bewußtſeins in der Syntheſis derſelben. Folglich iſt die Einheit des Bewußtſeins Dasjenige, was allein die Beziehung der Vorſtellungen auf einen Gegenſtand, folglich, daß ſie Erkenntniſſe werden, ausmacht und worauf folglich ſelbſt die Möglichkeit des Verſtandes beruht. So iſt die bloße Form der äußern ſinnlichen Anſchauung, der Raum, noch gar keine Erkenntniß; er gibt nur das Mannichfaltige der Anſchauung a priori zu einer möglichen Erkenntniß. Um aber irgend Etwas im Raume zu erkennen, z. B. eine

Obgleich Kant hiermit nichts Unrichtiges ausſprach, gab er doch durch die Nichtbeobachtung des Unterſchieds von künſtlichen und natürlichen Complicationsbegriffen die Veranlaſſung zur Hegung des Vorurtheils, als ob die Syntheſis der Apperception im Sehen und Hören eines ſinnlichen Gegenſtandes *in demſelben Sinn* eine Thathandlung des erkennenden Subjects zu nennen ſei, wie ſie es in den Fällen iſt, wo wir gefliſſentlich etwas in Gedanken zuſammenfügen. Es liegt allerdings etwas höchſt Auffallendes darin, ein pſychiſches Element, wie die *Aufmerkſamkeit*, von welcher nach der einen Seite hin die freien und gefliſſentlichen Wirkungen des *Nachdenkens* und der *erfinderiſchen Combination* ausſtrömen, nach der andern Seite hin auf ganz *blinde und unfreie* Weiſe als ein bloßes *Heftpflaſter*, einen bloßen *Kitt*, auf den Vorſtellungsinhalt wirken zu ſehen. Aber eben dieſes Auffallende iſt ſo klar wie der Tag. Auch würde es vergebens ſein, hier noch einen Widerſpruch darin herausgrübeln zu wollen, daß das Element des *Bewußtſeins* hier auf ganz blinde und unwillkürliche, folglich *unbewußte* Weiſe wirke. Denn der Vorſtellungsinhalt, welcher vom bloßen Vorhandenſein der Aufmerkſamkeit oder des Bewußtſeins die Wirkung empfängt, iſt ein unbewußter, ehe er ſie empfängt, und nimmt die empfangene mit in den unbewußten Zuſtand zurück. Da das Empfangene alſo kein bewußter Beſtandtheil, ſondern nur eine auf Veranlaſſung des nahenden Bewußtſeins im unbewußten Vorſtellungsinhalt entwickelte Eigenſchaft iſt, ſo iſt der ganze Vorgang weder ein Vorgang im Bewußtſein,

---

Linie, muß ich ſie ziehen und alſo eine beſtimmte Verbindung des gegebenen Mannichfaltigen ſynthetiſch zu Stande bringen, ſodaß die Einheit dieſer Handlung zugleich die Einheit des Bewußtſeins (im Begriff einer Linie) iſt, und dadurch allererſt ein Object (ein beſtimmter Raum) erkannt wird. Die ſynthetiſche Einheit des Bewußtſeins iſt alſo eine objective Bedingung aller Erkenntniß." Ebend. §. 19: „Ich finde, daß ein Urtheil nichts Andres ſei als die Art, gegebene Erkenntniſſe zur objectiven Einheit der Apperception zu bringen. Das Verhältnißwörtchen «iſt» bezeichnet die Beziehung derſelben auf die urſprüngliche Apperception und die nothwendige Einheit derſelben, wenngleich das Urtheil ſelbſt empiriſch, mithin zufällig iſt, z. B. die Körper ſind ſchwer. Damit ich zwar nicht ſagen will, dieſe Vorſtellungen gehören in der empiriſchen Anſchauung nothwendig zueinander, ſondern ſie gehören vermöge der nothwendigen Einheit der Apperception in der Syntheſis der Anſchauungen zueinander, d. i. nach Principien der objectiven Beſtimmung aller Vorſtellungen, ſofern daraus Erkenntniß werden kann."

noch vom Bewußtſein aus, ſondern ein gänzlich unbewußter Vorgang im Unbewußten, nur auf Veranlaſſung des Bewußtſeins geſchehend. Man könnte den Vorgang etwa mit dem Falle vergleichen, wo das bloße Erſcheinen eines Kriegsheers ſchon einen Aufruhr ſtillt, ohne daß daſſelbe zu kriegeriſchen Wirkungen zu ſchreiten braucht. Das Unähnliche an dieſem Gleichniß beſteht nur darin, daß auch dann noch, wenn die Begriffsbeſtandtheile durchs Bewußtſein und vom Bewußtſein aus zuſammengeſetzt werden, das Zuſammenkleben ihrer Theile nicht nach einem andern, ſondern nach demſelben unbewußten Geſetz erfolgt, welchem die vom Bewußtſein ausgehende denkende Thätigkeit nur den Stoff herbeiſchafft, in welchem es wirken ſoll.

Ein wichtiger Fall von Complication, welcher noch eine beſondere Unterſuchung verdient, iſt der, wo die aneinandergehefteten Vorſtellungen nicht miteinander, ſondern nacheinander aufgefaßt werden. Die Theile eines ſolchen Products, z. B. die Töne einer behaltenen Melodie, die Begebenheiten einer behaltenen Erzählung, liegen in einem jeden Augenblicke in feſtgehefteter Form im Gedächtniß bereit, um wiederholt zu werden, exiſtiren folglich im Gedächtniß nicht in ſucceſſiver, ſondern in ſimultaner oder coëxiſtirender Form. Die Schwierigkeit, welche dieſe Vorſtellung anfangs zu haben ſcheint, fällt ganz weg, wenn man bedenkt, daß der erſte Ton der gehörten Melodie nicht völlig der Seele verſchwindet, während der zweite erſchallt, ſondern im Gedächtniß bewahrt wird. Durch dieſes Bewahren im Gedächtniß wird die Auffaſſung des zweiten Tones in ſeinem Verhältniß zum erſten nur überhaupt möglich. Denn die Auffaſſung eines zweiten Tons ohne alles Verhältniß zum erſten gäbe keine Melodie, zwiſchen einem ſeienden und einem nichtſeienden Tone aber iſt kein Verhältniß. Daher kommt nun das Wiſſen des Intervalls vom erſten Ton zum zweiten und folglich auch die Zurückerinnerung an daſſelbe dadurch zu Stande, daß der ſinnliche Eindruck des zweiten Tons ſich an das zugleich im Bewußtſein vorhandene Gedächtnißbild des erſten anheftet, darauf der Eindruck des dritten Tons ebenſo an das Gedächtniß des zweiten, der des vierten an das des dritten u. ſ. w. Die Gedächtnißbilder ſucceſſiver Complicationen unterſcheiden ſich alſo blos dadurch von denen ſimultaner Complexe, daß, während bei den letztern jeder Beſtandtheil des Begriffs mit jedem einfach verbunden und verwachſen

iſt, bei den erſtern ein jeder Beſtandtheil auf doppelte Art erinnert wird, ein mal inſofern er vom Sinn aufgefaßt wurde und das andere mal inſofern er als ein bewußtes Gedächtnißbild vom eben vergangenen Sinneseindruck noch in der Aufmerkſamkeit lebendig war. Um einen feſten Ausdruck zu gewinnen, möge das letztere „Inſofern" die ſchwache Seite, das erſtere aber die ſtarke Seite am doppelterinnerten Beſtandtheil oder Gliede der Complication heißen. Dieſe iſt nun ſo geſtaltet, daß die ſchwache Seite des erſten Gliedes mit der ſtarken des zweiten, die ſchwache des zweiten mit der ſtarken des dritten u. ſ. w. verknüpft iſt bei übrigens mangelndem Zuſammenhang der Glieder untereinander. Haben wir nun irgend ein Glied einer ſolchen Reihe in die Erinnerung zurückgerufen, ſo bleibt es zwar ſo lange unter dem Focus unſerer Aufmerkſamkeit, als dieſelbe es feſthalten will, ohne in ein anderes überzugehen oder an ein Andres zu erinnern. Sobald aber die Aufmerkſamkeit, davon zu einem andern überſtrebt, in dem Augenblick ſinkt das Glied hinab zum Gedächtnißbilde des Gedächtnißbildes, d. i. zu ſeiner ſchwachen Seite, welche ſich mit der ſtarken Seite des zweiten Gliedes verknüpft findet, das dadurch hervortritt. So wird es möglich, daß wir ſucceſſive Reihen im Gedächtniß haben, welche die Aufmerkſamkeit zwar mit beliebiger Geſchwindigkeit, aber nur nach einer vorgeſchriebenen Richtung hin abwickeln kann, ohne jemals im Stande zu ſein, die ganze Reihe, obwol ſimultan im Gedächtniß vorhanden, mit einem einzigen Blicke zu überſchauen. Der Grund iſt, weil eine ſolche Reihe ſich nie dem ruhenden, ſondern nur dem fortſtrebenden Blicke der Aufmerkſamkeit enthüllt. Hier intereſſirt uns an dem Phänomen nur vorzüglich dieſes, daß demſelben gar kein anderes Geſetz zum Grunde liegt als den Complicationen des gleichzeitig Wahrgenommenen, daß alſo auch hier wie dort das einzig mögliche Bindemittel für das Ungleichartige in dem Vorſtellungsinhalt die Aufmerkſamkeit iſt nach den Graden ihrer Stärke.

Folglich iſt als dritte Eigenſchaft ſämmtlichen Vorſtellungsinhalts auszuſprechen, daß ſeine ungleichartigen Beſtandtheile ſich unter dem Lichte der Aufmerkſamkeit und gemäß der Stärke und Dauer dieſes Lichts zu Complicationsbegriffen verknüpfen, welche im Gedächtniß fortdauern.

§. 19.

Zweite und dritte Eigenſchaft im Verhältniß betrachtet.

Antagonismus des Complicationsgeſetzes gegen das der Verſchmelzung. Warum Senſationen nicht nothwendig mit Gedächtniß verknüpft ſind. Erklärung des Phänomens der Hemmung. Innere Spannungen im Raumbegriff. Von den Aſſociationsgeſetzen der ältern Pſychologen. Wohlfeiler Spott der Speculativen. Beneke's Halbheit. Herbart's Irrthum.

Es wird von Nutzen ſein, zwiſchen der zweiten und dritten Grundeigenſchaft des Vorſtellungsinhalts oder zwiſchen dem Geſetze der Verſchmelzung des Gleichartigen und dem der Complication des Ungleichartigen eine nähere Vergleichung anzuſtellen.

Beide Geſetze oder Eigenſchaften ſtehen gegeneinander in einem einſeitigen Antagonismus. Nämlich ſo, daß die Verſchmelzung zwar niemals der Complication hemmend in den Weg tritt, oft dagegen die Complication der Verſchmelzung. Denn eine jede von der Aufmerkſamkeit durch Wahrnehmung gebildete Complication heißt eine Thatſache der Erfahrung oder des Wiſſens, ſei es eine Erfahrung des äußern oder innern Sinnes, und aus dieſen Thatſachen bilden ſich unſere Ueberzeugungen, unſer Wiſſen im höhern Sinn, welches das Erfahren im unmittelbaren Sinn, z. B. unſere nothwendigen Sinnestäuſchungen, oft corrigirt, obwol nicht im Gedächtniß, als dem allgemeinen Raum alles Wiſſens, austilgt. (Denn es bleibt neben der beſſern Ueberzeugung immer noch ebenfalls ein Wiſſen, und oft ein ſehr werthvolles, daß und wie mein Sinn getäuſcht worden iſt). Mit einem Wort iſt alſo das Gedächtniß der Raum des Wiſſens oder der ſich untereinander corrigirenden, aber nicht vertilgenden Erfahrungen. Alle Complicationen, welche von der wahrnehmenden Aufmerkſamkeit ſowol im Gebiete des äußern als des innern Sinnes geſchaffen wurden, werden in dieſem Raume aufbewahrt, denn alle ohne Ausnahme ſind in irgend einer Bedeutung Erfahrungen oder Wißthümer. Und wie das Geſetz der Verſchmelzung das Geſetz des Vorſtellens überhaupt iſt, ſo iſt das Geſetz der Complication das des Erfahrens insbeſondere. Weſen daher, welche Sinne hätten ohne Bewußtſein, würden zwar dem erſten Geſetze unterworfen ſein, aber nicht dem zweiten, ſie würden Vorſtellungsinhalt empfangen, aber nichts erfahren, ſie würden Senſationen ohne Gedächtniß beſitzen.

Merken wir nun aber genauer hin auf den Antagonismus zwiſchen Complication und Verſchmelzung, ſo bemerken wir daran etwas Befremdendes. Wie iſt es möglich, daß die Verknüpfung des Ungleichartigen der Verſchmelzung des Gleichartigen in den Weg tritt? Was geht es die gleichartigen Elemente überhaupt an, was die ungleichartigen untereinander thun? Im Begriff befremdet die Sache aufs äußerſte, die doch in der Anſchauung ſo klar und verſtändlich ausſieht. Hier muß alſo die Anſchauung noch weiter mit ihrem Inhalt herausrücken, damit es begreiflich werde, wie zwei Exiſtenzen, welche ihrem Begriff nach einander aus dem Wege gehen, in zu trennen Wirklichkeit eine der andern den Weg verſperren. Was z. B. hindert beim Anblick eines Schachbrets das Zuſammenſchmelzen aller ſchwarzen Felder in eine ungetheilte Senſation? Die Antwort, daß das Hinderniß in den ſie trennenden weißen Feldern beſtehe, hat dem Verſchmelzungsgeſetze gegenüber keinen Gehalt, indem die Tendenz ſeiner Begriffbildung, wie oben gezeigt wurde, ſich nicht an räumliche Diſtanzen kehrt. Da alſo die zwiſchengeſtellten weißen Felder die ſchwarzen nicht an ihrer Zuſammenſchmelzung hindern können, ſo kann das Auseinanderſpannende nur in der übrigen Beſchaffenheit der ſchwarzen Felder ſelbſt liegen, alſo in ihrer Geſtalt, Größe und Anordnung untereinander. Geſtalt und Größe fallen wiederum weg, denn da dieſe Beſchaffenheiten bei jedem Felde dieſelben ſind, ſo können ſie nur dem Triebe zur Verſchmelzung Vorſchub leiſten. Folglich bleibt als einziges Hinderniß die Anordnung der Felder untereinander, welche eins iſt mit der Figur des Schachbrets als eines Ganzen, in welchem jeder der eingeſchloſſenen Theile ſeinen eigenthümlichen Platz hat, welcher ihn von allen übrigen unterſcheidet, alſo aus einem gleichartigen Elemente zu einem ungleichartigen herabſetzt. Hierin liegt nun für das Verhältniß des Proceſſes ein doppelter Aufſchluß. Erſtlich der, daß das Gleichartige nur allein durch ſeine Verſchmelzung mit einem dritten ungleichartigen Elemente fähig wird, in die dem letztern angehörigen Spannungen einzutreten, wie in dieſem Falle ſämmtliche ſchwarze Felder in die ihnen ungleiche Figur des Ganzen durch Complication als Theile einſchmelzen. Zweitens der, daß das in Spannung ſetzende dritte Element der Raum ſelbſt ſein kann, alſo dasjenige Element ſelbſt, an deſſen Exiſtenz ſich das Verſchmelzungsgeſetz als ſolches und in ſeinem eigenen Gebiete gar nicht kehrt. Eine

bloße Geſtaltung des Raums, an die ſich ein Vorſtellungsinhalt für ſich allein genommen ebenſo wenig kehrt als an irgend einen andern ihm fremdartigen Vorſtellungsinhalt, wird dadurch ein Hinderniß ſeiner Verſchmelzung, daß die Aufmerkſamkeit ihn zwingt, ſich damit als mit einem ungleichartigen Elemente zu compliciren. Ja der Raum, durch den in der Complication ſich homogene Elemente ſpannen, braucht gar nicht einmal eine beſtimmt begrenzte Figur zu bilden, er kann z. B. eine das ganze Geſichtsfeld an Größe übertreffende Fläche ſein, woran ſich die gleichmäßigen Elemente eines Vorſtellungsinhalts ſpannen (wie die Elemente eines gleichmäßigen Blau am Himmelsgewölbe), oder eine Linie, auf welcher ſie ſich vertheilen (wie die aufgereihten Perlen auf einer Schnur). So reducirt ſich am Ende das Räthſel auf die Spannung, welche zwiſchen den homogenen Theilen des Raumes ſelbſt als ſolchen ſtattfindet, eine Spannung, welche für das Verhältniß der Complication vorhanden iſt, während ſie für das der Verſchmelzung nicht exiſtirt. Folglich läßt ſich das Räthſel auch ſo ausdrücken: Woher kommt es, daß der Raum, welcher in Beziehung auf den Vorgang der Verſchmelzungen gar keine Bedeutung hat, indem er darin weder etwas fördern noch verhindern kann, in Beziehung auf den Vorgang der Complicationen zu einem realen Agens wird?

Das Räthſel löſt ſich am vollſtändigſten, wenn wir einen Augenblick die Aufmerkſamkeit rein auf den Raum als ſolchen richten. Kein Punkt eines kubiſchen Raums, z. B. des Raums meines Zimmers, iſt mit dem andern identiſch, ſondern alle ſind gegeneinander geſpannt vermöge der kubiſchen Figur meines Zimmers, an welcher ſie als unzertrennbare integrirende Theile ſämmtlich feſthaften. Die kubiſche Figur meines Zimmers aber iſt ein Product meiner wahrnehmenden Aufmerkſamkeit. Frage ich näher nach der Art und Weiſe des Feſthaftens, ſo entdecke ich Mittelglieder. Die Punkte haften feſt in Linien oder Richtungen, dieſe in Flächen oder Ausbreitungen, dieſe in Körpern, dergleichen eben die kubiſche Ausdehnung meines Zimmers einer iſt. Folglich wiederholt ſich innerhalb des Raums als eines ſolchen daſſelbe Complicationsverhältniß, welches im Verhältniß des Raums zu anderm Vorſtellungsinhalt ſich geltend macht und welches allgemein ausgedrückt lautet: Das Gleichartige, welches ſeiner Natur nach verſchmelzen würde und auch nie dieſe Tendenz verliert,

ſpannt ſich auseinander durch ſeine Complication mit den Theile eines ihm ungleichartigen Inhalts. So der Punkt mit den Theile der Linie, die Linie mit den Theilen der Fläche u. ſ. w. Dieſer ſtar Complex von Punkten, Linien und Flächen, welchen wir Raum nenne verhält ſich nun gegen jeden beliebigen andern Vorſtellungsinhalt g nicht anders als jeder andre Complicationsbegriff aus beliebige Vorſtellungsinhalt. D. h. jeder gleichartige Inhalt wird, inſofern in den ſtarren Complicationsbegriff des Raums verwickelt iſt, dadur ebenſo gut an ſeiner Verſchmelzung gehindert als durch jeden ande Complicationsbegriff, in welchem er feſtwuchs. Inſofern er aber nich in ihn verwickelt iſt, inſofern z. B. im Begriff zweier miteinande verwechſelter Hüte unbeſchadet ihrer eigenen Raumgeſtalt doch kei Raumverhältniß vorkommt, welches die beiden als Theile eine Ganzen gegeneinander ſpannt, inſofern geht der Complicationsbegrif des Raums die Verſchmelzung der Hüte ebenſo wenig etwas an al z. B. die Complication des Hauſes mit dem Mann, der darin wohnt oder die Complication des Kaffeetrinkens mit dem Tabackrauchen.

Alles Räthſelhafte, welches im Antagonismus der Complicatio gegen die Verſchmelzung zu liegen ſchien, löſt ſich alſo durch den ge nauern Anblick der Sache von ſelbſt auf. Als Zugabe hat aber di Mühe des Hinblickens noch dieſen Lohn abgeworfen, welcher in de That nicht gering anzuſchlagen iſt, daß wir die Ungehindertheit de Verſchmelzungsproceſſes durch Raumverhältniſſe, welche wir oben nu erſt als eine wirkliche auffaßten, von jetzt an auch als eine nothwen dige begreifen.

Es beantwortet ſich hiermit auch eine andre Frage von ſelbſt, welche ohne die Erkenntniß, daß der Raum ein durch Aufmerkſamkeit gebildeter Complicationsbegriff iſt, immer in Verlegenheit ſetzen könnte, nämlich die Frage, woher die große Verſchiedenheit komme, welche beim Complicationsproceß wahrgenommen wird in Beziehung auf die Enge der Verbindung, welche die complicirten Elemente miteinander eingehen. Denn während z. B. ein Gefühl der Freude mit einem Schmerz ſich ſo enge zum Product einer wehmüthigen Stimmung vereinigen kann, daß man ſich Gewalt anthun müßte, wollte man in dieſem Fall nicht von einer wahrhaften Verſchmelzung und Durchdringung ungleichartiger Elemente reden, erſtarren doch die ſchwarzen Felder eines Schachbrets unter dem Focus der Wahr-

nehmung ſowol miteinander als mit den weißen Feldern zu einem Producte, worin ſie, weit entfernt, miteinander zu verſchmelzen oder einander zu durchdringen, ſich im Gegentheil ſogar gegeneinander ſperren und hemmen. Die ſcheinbare Verlegenheit iſt auch hier nur künſtlich hervorgerufen durch eine unvorſichtige Vergleichung, welche im erſten Paradigma an dem unmittelbaren Vorgange feſthält, beim zweiten aber denſelben überſieht und nur ſeine weitern Folgen an ſeine Stelle rückt. Denn ſobald man ſich beim zweiten Paradigma ebenfalls an den Anfang und Urſprung des Vorganges feſthält, nämlich an die Einſchmelzung ſowol der ſchwarzen als der weißen Felder als Theile in die Geſammtfigur des Schachbrets, ſo iſt dieſe Einſchmelzung und Durchdringung eine ebenſo innige und vollkommene als nur eine unter verſchiedenen Gefühlen oder Trieben gedacht werden mag. Daß durch dieſe Verſchmelzung die Senſationen der ſchwarzen und weißen Felder der Starrheit der Raumfigur, in welche ſie einſchmelzen, dergeſtalt mit theilhaftig werden, daß ſie ſich untereinander ſperren und hemmen, iſt ein Phänomen, welches nicht auf Koſten des Complicationsproceſſes, ſondern auf Koſten des einen der verbundenen Glieder (des Raums) zu ſetzen iſt. Das Sperrende und Hemmende iſt niemals eine Thätigkeit des Complicationsactes als eines ſolchen, ſondern immer die Wirkung eines mit dem Inhalt der Anſchauung zuſammenſchmelzenden Verhältnißbegriffs. Wenn ich z. B. eine Stelle aus einem Buche abſchreibe, während in meiner Nähe ein mich ſtörendes lautes Geſpräch geführt wird, ſo gerathe ich in Gefahr, daß ſich mir die Worte des Buchs mit den Worten des Geſprächs verwirren und mir die letztern ſtatt der erſtern in die Feder fallen. Denn weil ich meine Aufmerkſamkeit gewaltſam von den Sprechern ablenke, und ganz zu vergeſſen ſuche, daß Menſchen neben mir im Zimmer ſind, kommt mein Verhältnißbegriff zwiſchen meiner Perſon und ihrer Perſon ſeinem Erlöſchen nahe, ſodaß ihre Worte, die ſich trotzdem in meine Wahrnehmung drängen, dort als Elemente, welche ſich der Feſſel des Verhältnißbegriffs entzogen haben, mit allem Ungleichartigen, was ſich in meiner Wahrnehmung findet, zuſammenzuſchmelzen drohen, ein Fall, welcher beweiſt, daß ſich die Durchdringung und Verſchmelzung des Verſchiedenartigen unter Umſtänden ebenſowol auf ganze fertige Gruppen von Sinneindrücken, dergleichen Silben und Worte ſind, als auf die erſten Elemente zu ſolchen, oder auch

auf Gefühle und Triebe erſtrecke. Wir ziehen es jedoch der Bequemlichkeit wegen vor, den Ausdruck Complication für die Verſchmelzung des Ungleichartigen beizubehalten, weil er durch den Nebenbegriff eines ſpröden Aneinanderklebens am lebendigſten die zuſammengeſetztern Fälle dieſes Phänomens ins Gedächtniß ruft, welche in der Erfahrung die gewöhnlichſten und häufigſten ſind.

Die ältere Pſychologie faßte die zweite und dritte Eigenſchaft des Vorſtellungsinhalts auf unter dem Namen der Aſſociationsgeſetze, Geſetze, wonach ſich Vorſtellungen aſſociiren in dem Zeitpunkt, wo das freithätige Nachdenken dieſelben gefliſſentlich aus dem Vorrath ſeiner Erfahrungen und Kenntniſſe ins Bewußtſein ruft. Der Fall, mit welchem die Beobachtung begonnen wurde, war alſo ein ziemlich complicirter und dadurch nicht geeignet, eine ihres Geſchäftes noch wenig gewohnte Beobachtung zu den letzten Gründen der Sache zu leiten. Indeſſen wurde man doch auf die Anziehungskraft des Gleichen und Aehnlichen bereits dermaßen aufmerkſam, daß man ſie der Wahrheit gemäß als ein Geſetz ausſprach, welches nur dadurch wiederum ſehr zuſammenſchrumpfte, daß man es nicht über das Gebiet des eigentlich ſogenannten Aſſociationsacts hinaus ins Gebiet der Gefühle, Triebe und Sinnanſchauungen auszudehnen wagte. Von dem Complicationsgeſetz faßte man mit ziemlich großer Oberflächlichkeit nur die Bemerkung auf, daß das zugleich miteinander und das kurz nacheinander Wahrgenommene einander leicht in die Erinnerung rufe, wozu dann einige noch das Verknüpftſein durch räumliche Nähe, durch die Begriffe von Urſache und Wirkung oder durch Mittel und Zweck u. ſ. f. als Ergänzungen fügten, ohne im Stande zu ſein, das Grundverhältniß zu entdecken, zu welchem alle dieſe Fälle ſich nur wie Paradigmen verhalten. Ueber das Geſetz des Contraſtes, welches man den Aſſociationsgeſetzen als das vierte hinzufügte, kann erſt bei einer andern Gelegenheit geredet werden. So ungenügend und ohnmächtig die alte Aſſociationslehre war, ſo überwog doch die Ahnung von dem unermeßlichen Reichthum der Ader, auf die man geſtoßen war, ganz das Gefühl von der Armuth des erſten Ertrages, und die Sache wirkte mit dem Glanz einer Entdeckung. Später, als man ſich überzeugte, daß mit der Geſtalt, in welcher man die Sache beſaß, noch nicht viel anzufangen war, erkaltete der Eifer, rief auch manchmal einen wolfeilen Spott hervor,

der ſich dadurch an der Aſſociationslehre rieb, daß er ihr den falſchen Zweck unterlegte, als habe ſie ausrechnen wollen, was einem menſchlichen Gehirne, auch in ſeiner tollſten Laune, alles einfallen könne [1]).

Beneke hat das Verſchmelzungsgeſetz zwar der Wahrheit gemäß auf allen Vorſtellungsinhalt ausgedehnt, aber es nur als eine Regel auszuſprechen gewagt, weil ihm die präciſe Erkenntniß des die Verſchmelzungen hindernden Complicationsgeſetzes mangelte, von welchem in den Grundproceſſen ſeiner Pſychologie nur eine höchſt mangelhafte Andeutung vorkommt. Es heißt in Beziehung auf die Verſchmelzung des Gleichen bei Beneke („Lehrbuch der Pſychologie", §. 47): „Dritter Grundproceß: Gleiche Thätigkeiten und Angelegtheiten der menſchlichen Seele, und ähnliche nach Maßgabe ihrer Gleichheit ſtreben mehr oder weniger ſich miteinander zu vereinigen." Hier wäre der Nagel aufs Haupt getroffen, wenn nicht die Barbarei des

1) So ſagt z. B. Roſenkranz in ſeiner „Pſychologie", S. 260: „Die Reproduction bedarf nicht erſt einer weitläufigen Vermittelung, ſondern plötzlich, wenn es der Intelligenz beliebt, ſind die Vorſtellungen da. Es gefällt mir ſo und ich habe in mir jetzt die Melodie der Pariſienne, jetzt ein Koſackenregiment, jetzt Orient als Lear, jetzt das Entzücken vor mir, mit welchem ich einen alten Freund wieder begrüßte u. ſ. f. Das Heterogenſte muß mir gehorchen. Man hat die Sage von Geiſterringen, wie Salomo einen ſolchen beſeſſen haben ſoll. Man dreht ein wenig, und ſogleich iſt eine Schar von Geiſtern gegenwärtig. So iſt es auch mit der Freiheit der Reproduction." Hegel ſelbſt hilft ſich auf ebenſo wohlfeile und ſchlechte Art, wenn er ſagt in der „Encyklopädie", 3. Aufl., §. 455: „Die ſogenannten Geſetze der Ideenaſſociation haben beſonders in der mit dem Verfall der Philoſophie gleichzeitigen Blüte der empiriſchen Pſychologie ein großes Intereſſe gehabt. Fürs erſte ſind es keine Ideen, welche aſſociirt werden" eine ſcharfſinnige Eröffnung! „fürs andre ſind dieſe Beziehungsweiſen keine Geſetze!" ſage keine Geſetze! „eben darum ſchon, weil ſo viele Geſetze über dieſelbe Sache ſind, dadurch Willkür und Zufälligkeit, das Gegentheil eines Geſetzes, vielmehr ſtattfindet; es iſt zufällig, ob das Verknüpfende ein Bildliches oder eine Verſtandeskategorie, Gleichheit und Ungleichheit, Grund und Folge u. ſ. f. iſt." Um endlich die miſerable Ausrede doch ein wenig zu beſchönigen, lenkt er ein in den Worten: „Damit dieſes Aufeinanderfallen (vieler ähnlichen Bilder) nicht ganz der Zufall, das Begriffloſe ſei, müßte eine Attractionskraft der ähnlichen Bilder oder dergleichen angenommen werden, welche zugleich die negative Macht wäre, das noch Ungleiche derſelben aneinander abzureiben. Dieſe Kraft iſt in der That die Intelligenz ſelbſt" — (wir haben uns bereits überzeugt, daß hiervon das Gegentheil ſtattfindet) — „das mit ſich identiſche Ich, welches durch ſeine Erinnerung ihnen unmittelbare Allgemeinheit gibt und die einzelne Anſchauung unter das bereits innerlich gemachte Bild ſubſumirt." Sic non itur ad astra.

Mehr oder Weniger dazwiſchen käme, welche den Ausſpruch aus dem Rang eines Naturgeſetzes in den einer bloßen Vermuthung degradirt. Ein Naturgeſetz wirkt nie mehr oder weniger, ſondern es wirkt entweder oder nicht. Wirkt es weniger, ſo muß ein Hinderungsgrund angegeben werden, welcher ſeine Wirkung aufhebt. Weil Beneke dies unterließ, ſo wurde ihm der unwiſſenſchaftliche Satz des Mehr oder Weniger unentbehrlich. Vom Complicationsgeſetz kommt bei Beneke nur ein einzelner Fall vor in Dem, was er im vierten Grundproceß nennt und als eine Ausgleichung der beweglich gegebenen Elemente in den pſychiſchen Gebilden bezeichnet („Lehrbuch der Pſychologie", §. 49). Wenigſtens gehört das Beiſpiel, welches er hiervon in der Anmerkung zur Erläuterung gibt, nämlich „Steigerung des geſammten Vorſtellungskreiſes durch Freude, Enthuſiasmus, Liebe, Zorn; Herabſtimmung deſſelben durch Kummer, Furcht u. ſ. w." zu den Fällen, wo ein in uns herrſchendes Gefühl mit andern ihm unähnlichen Vorſtellungen in der Wahrnehmung unſers Lebensbewußtſeins ſo zuſammenſchmilzt, daß wol nur von einem Austauſch, Durchdringung, Ausgleichung des Heterogenen hier die Rede ſein kann. Doch wundert man ſich in der That, daß dem verdienſtvollen Pſychologen durch Anklammerung an dieſen vereinzelten Fall der ganze übrige Reichthum des Complicationsgeſetzes entging.

Herbart iſt, obgleich er viele helle Blicke that, von denen wir bereits oben einen anführten, und obgleich das Phänomen der Erſtarrung und des Gehemmtwerdens der Vorſtellungselemente unter dem Focus der Wahrnehmung ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, doch ebenfalls nicht bis zum Grunde des Complicationsgeſetzes gelangt. Er verſperrte ſich den Weg zur Einſicht in dieſes Geſetz dadurch, daß er die Hemmung, welche nachgewieſenermaßen nichts als ein ſecundäres Reſultat der Verſchmelzung des Ungleichartigen iſt, das unter nach Umſtänden ausbleiben kann, der Verſchmelzung des Ungleichartigen vorausgehen ließ. Denn er nannte die Complication eine Verſchmelzung nach der Hemmung, um ihren Gegenſatz gegen die Verſchmelzung des Gleichartigen auszudrücken, welche er eine Verſchmelzung vor der Hemmung nannte („Pſychologie als Wiſſenſchaft", I, 223). Dieſe Auffaſſungsweiſe verdreht aber die Sache ganz und gar. Denn erſtlich hält es nicht ſchwer, Fälle von Complication

zu finden, in denen von keinerlei Art von Hemmung die Rede sein kann, weil nur lautere Verschmelzung und Durchdringung des Ungleichartigen vorhanden ist, und zweitens ist in allen den Fällen, bei denen wirklich ein sich Sperren und Hemmen der Vorstellungen nachgewiesen werden kann, ebenso leicht nachzuweisen, daß die Hemmung in nichts Anderm besteht als in der Wirkung des einen der complicirten Glieder auf die übrigen, welche in jenes als Theile eingeschmolzen sind. In jedem Falle ist also die Hemmung der Verschmelzung nachfolgend, niemals ihr vorangehend. Was Herbart fälschlich für eine Verschmelzung nach der Hemmung ansah, ist nichts weiter als eine Hemmung nach und durch Verschmelzung.

§. 20.

Verhältniß der Gedächtnißräume untereinander und zum Sinnenraum.

Der Sinnenraum ist ein einziger, die Gedächtnißräume unzählige. Jeder Gedächtnißraum hat eine ursprüngliche Lage gegen die Centralvorstellung meiner Person. Bewegung der Bilder in dem sinnlichen Raum. Die Bewegung der Gedächtnißbilder geschieht nach dem Gesetz der Verschmelzung. Der Einbildungsraum besteht aus einer Zusammenwirkung von Gedächtnißräumen.

Die drei Grundeigenschaften des sämmtlichen Vorstellungsinhalts, seine Erinnerbarkeit, Verschmelzbarkeit und Complicationsfähigkeit, sind so bald in die Augen springend, daß man nur gleichsam zugreifen darf, man braucht sie nicht erst zu suchen. Um aber zu entdecken, ob es außerdem noch Grundeigenschaften des Vorstellens gebe, ist der sicherste Weg, die Winke zu ihnen zu benutzen, welche uns bereits im Vorigen wurden, welche wir aber dort, um nicht vom Wege abzuirren, unbeachtet lassen mußten.

Wir fanden nämlich, daß in einer jeden der drei verschiedenen Vorstellungssphären, welche wir bei Gelegenheit des Verschmelzungsgesetzes voneinander sonderten, das Gleichartige im Vorstellen auf gewisse Weise gehemmt, d. h. vom Verschmelzen abgehalten wurde. Wir fanden ferner, daß ein Theil dieser Hemmungen, nämlich alle die, welche im Sinnenraum und im Gedächtniß- oder Ueberzeugungsraum stattfinden, ihren Grund finden in der durchaus allgemeinen Eigenschaft der Complicationsfähigkeit. Es bleibt also noch die

Aufgabe, auch für die Hemmungen des Einbildungsraums nach einem allgemeinen Grundgesetz zu suchen. Sollte sich ein solches finden, so wären damit alle Hindernisse, welche jemals der Verschmelzung des gleichen und ähnlichen Vorstellungsinhalts in den Weg treten können, erklärt.

Gleichsam mit Gewalt mußten wir uns oben bei Gelegenheit der Bildung von Verschmelzungsbegriffen zurückhalten vom Verfolgen des Verschmelzungsprocesses in sein Gegentheil, indem wir nämlich bemerken mußten, wie die Anzahl einer erinnerten Allee von Bäumen uns mit derselben Leichtigkeit über das Maß des Wahrgenommenen hinüberwuchs, als unter das Maß desselben zusammenschmolz. Ja wir mußten inne werden, daß wir, im Fall wir die Bäume der Allee nicht gezählt hatten, gar keine Sicherheit hatten, ob nicht die Menge der erinnerten Bäume wider unser Wissen und Willen die Wirklichkeit um eine gewisse Anzahl übersteige. Gibt es doch Menschen genug, deren Gedächtniß die Neigung hat, alle Gegenstände wider ihr Wissen und Wollen zu vergrößern. Daraus leuchtet ein: erstlich, daß die zerstreuende Thätigkeit im Einbildungsraum gleichsam die rückwärts gewandte Verschmelzungsthätigkeit ist; zweitens, daß zwischen Gedächtnißraum und Einbildungsraum keine scharfe Grenze ist; drittens, daß der Gedächtnißraum gar nicht bestehen könnte, wenn ihm nicht an den Orten seiner Mangelhaftigkeit der Einbildungsraum durch ungefähre Ergänzungen zu Hülfe käme.

Zuvörderst ist aber das Verhältniß der drei Sphären zueinander in ein noch näheres Licht zu stellen, zuerst der Unterschied des Sinnenraumes von den beiden andern, dann der der beiden andern unter sich. Der Sinnenraum hat das Eigenthümliche, daß alles, was in ihm vorkommt, zu allem Uebrigen, was in ihm vorkommt, in dem ganz bestimmten Verhältniß einer genau ausmeßbaren Entfernung steht, wobei es einerlei ist, ob die Gegenstände, deren Entfernung gemessen wird, gesehene oder gefühlte, gehörte oder gerochene seien. Der Stern, welchen ich in dunkler Nacht schaue, während ich an einer finstern Wand umhertappe und dabei einen Hund bellen höre, steht mit der Wand in einem eben so genauen Verhältniß der Entfernung als die Theile der Wand unter sich sowol, als zum bellenden Hunde im Verhältniß sind. Ganz anders ist es im Raum des Gedächtnisses. Wenn ich z. B. zum Be-

huf einer Vergleichung zwiſchen männlicher und weiblicher Schönheit mir die Statue des Belvederiſchen Apoll und die der Mediceiſchen Venus ins Gedächtniß rufe, ſo ſtehen dieſe beiden Statuen, obgleich ſie von beſtimmter Geſtalt, Größe, Farbe und Härte ſind, doch in gar keinem beſtimmten Verhältniß der Entfernung zueinander. Vielleicht habe ich eine jede von ihnen an einem ganz verſchiedenen Orte geſehen, ſodaß alſo urſprünglich ihre Gedächtnißbilder weit auseinander lagen, vielleicht ſah ich beide unzählige male, bald hier, bald dort, ſodaß ſie ſich mir bereits von den einzelnen Erinnerungsorten gänzlich ablöſten, und mir, je ſtärker die Ablöſung erfolgt iſt, nur um deſto lebendiger und gleichſam körperlicher im Gedächtniß haften. Nichts deſto weniger bin ich gezwungen, ſie für die Zeit, daß ich ſie miteinander vergleiche, in ein beſtimmtes Verhältniß der Entfernung zueinander zu ſetzen, ſie mir z. B. an der Wand oder in den Ecken meines Zimmers oder mir gegenüber nebeneinander, entweder den Apoll zur Rechten der Venus, oder die Venus zur Rechten des Apoll, aufgeſtellt zu denken. Es geht hieraus hervor, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen dem Raum, worin die Gedächtnißbilder erſcheinen, und dem Raum, worin ſie aufbewahrt werden. Der Raum, worin ſie erſcheinen, iſt für diejenigen Bilder, welche zugleich miteinander erſcheinen, ebenſo gut ein einiger Raum, als der Raum des Weltalls daſſelbe iſt für die äußerliche Sinnlichkeit. Denn alle Bilder des Gedächtniſſes, welche mit einem male erinnert werden oder unter die Aufmerkſamkeit fallen, bekommen untereinander eine beſtimmte Größe und Entfernung. Dahingegen ließe ſich der Raum, welchen der erinnerbare Vorſtellungsinhalt im unbewußten Zuſtand ausfüllt, wol nur in einem ſehr uneigentlichen Sinn ein Raum nennen. Wir ſehen uns zwar gezwungen, von einem Vorſtellungsinhalt mit räumlichen Eigenſchaften, z. B. einer Statue, zu behaupten, daß ſie auch in ihrer unbewußten Erinnerbarkeit einen Raum einnehme. Denn dazu gehört gar nicht, daß ein Raum an ihr oder ſie in einem Raum erſcheine, was ja unmöglich iſt, ſondern nur, daß ein Rauminhalt als eine unabtrennliche erinnerbare Eigenſchaft in ihr aufbewahrt ſei, ſodaß ſie unter dem Einfluß des Bewußtſeins nebſt dem übrigen Vorſtellungsinhalt zum Vorſchein treten muß. In dieſem Sinn nimmt allerdings auch im unbewußten Zuſtande der Vorſtellungsinhalt der Statue einen Raum ein. Denn

er nimmt zum wenigſten ſeinen eigenen Raum ein, nämlich den Raum, welchen er nach Höhe, Breite und Dicke als Eigenſchaft an ſich hat. Auch kann ich unmöglich behaupten, daß dieſer Raum etwa an den Grenzen des Umfangs der Statue aufhöre. Denn in dieſem Falle würde zwiſchen der ausgeſtreckten Hand des Apoll und ſeiner Stirn kein Zwiſchenraum ſein, welches abſurd wäre. Es bleibt uns alſo nichts Andres übrig, als jede erinnerbare Statue in ihren beſondern Raum zu verſetzen, welcher ſie ſowol durchdringe, als auch in unbeſtimmbare Entfernung hin nach allen Seiten umgebe, aber dieſe Räume untereinander außer alle Verbindung einer beſtimmten Entfernung zu ſetzen, als welche im Erinnerungsproceß nicht angetroffen wird, und demnach ſich gleichſam ein Bild zu machen, als ob ein jeder von einem jeden durch die Kluft einer unendlichen Entfernung getrennt läge. In jeder Weiſe iſt dann der Ort der Aufbewahrung für Tauſende ſolcher Räume von unbeſtimmter Ausdehnung, zwiſchen denen alles Maß der Entfernung mangelt, wol eher ein Unraum als ein Raum zu nennen. Unſere gewöhnlichen Begriffe von Raum und Räumlichkeit, welche mehr oder weniger nur vom Weltall und deſſen mathematiſcher Ausmeſſung abſtrahirt ſind, laſſen uns hier im Stich, jedoch nicht um uns etwa ins Bodenloſe ſinken zu laſſen, ſondern vielmehr um ſelbſt einer nothwendigen Berichtigung entgegen zu gehen.

Wenn es Thatſache iſt, daß ein jedes erinnerbare räumliche Bild als ein ſolches erinnerbare Raumelemente in ſich enthält, ſo iſt es dem Bisherigen zufolge auch Thatſache, daß das Gedächtniß eine unabſehbar große Anzahl möglicher Räume in ſich enthält, welche in keiner Beziehung der Entfernung zueinander ſtehen, ſondern von denen jeder ſich nach allen Richtungen hin ebenſo ſehr ins Unabſehbare und Unbeſtimmte verliert, als der Weltraum ſelbſt dieſes thut. Die Exiſtenz dieſer Räume außerhalb des Bewußtſeins iſt eine an ſich ſelbſt unbewußte, und folglich unvorſtellbare. Sobald hingegen mehre, z. B. zwei dieſer Gedächtnißräume zuſammen in der Erinnerung erſcheinen ſollen, ſo geht dies auf keine andere Art an, als indem ſie einander durchdringen, und damit auch zugleich den Raum durchdringen, in welchem unſerer ſinnlichen Anſchauung die leibliche Welt exiſtirt. Denn für mehre Räume, welche ohne ein Maß der Entfernung außereinander liegen möchten, hat unſer Bewußtſein ſchlechter-

dings keinen Platz. Es mögen hieraus jedoch nicht nach der gewöhnlich beliebten Methode des Absprechens sogleich voreilige Schlüsse gezogen werden; sondern der Geist gewöhne sich an ein genaueres Abwägen seiner Themata, ohne welches man auf dem Gebiet des innern Sinnes sogleich verloren ist. Wir gehen Schritt vor Schritt. Daß zwei Räume einander durchdringen, hat keine Schwierigkeit in der Vorstellung. Daß sie, indem sie dieses thun, auch zugleich den Raum, in welchem uns die Welt erscheint, durchdringen, ebenso wenig. Nur ist mit der letzten Behauptung ein Dogma ausgesprochen, das wiederum seiner Nachweisung in der Erfahrung bedarf. Es scheint zwar manches mal so, als ob der Raum, in welchem wir uns einen Gegenstand der Erinnerung, z. B. die Straße einer wohlbekannten Stadt, vorstellen, mit den Gegenständen unserer sinnlichen Anschauung außer allem Verhältniß der Entfernung sei. Dies scheint uns zumal dann so, wenn wir uns in einem engen Raum, einem Zimmer, oder gar einem geschlossenen Wagen, einer Sänfte u. dgl. befinden. Denn weil da über den engen Bezirk hinaus für die sinnliche Anschauung augenblicklich keine Gegenstände mehr den Raum anzufüllen scheinen, so findet über diese enge Grenze hinaus das Gedächtniß ein unermeßliches, leeres Feld zur Aufstellung seiner Bilder, ohne daß uns dabei ihr Entfernungsverhältniß zu sinnlichen Gegenständen einfiele. Denn dieses wird nur dann auffällig, wenn wir die Gedächtnißbilder an einem Orte aufstellen, welcher zugleich für unsere sinnliche Anschauung, namentlich des Auges, ein durchdringlicher ist. Daher wir, wenn die Eindrücke unsers Auges weite und unbegränzte sind, wie der Anblick des Meeres oder einer einförmigen Haidefläche, beim lebhaften und traumgleichen Erinnern an ferne Gegenden, z. B. die Straße einer bekannten Stadt, die Empfindung haben, als stände dieselbe über der Einförmigkeit und Unabsehbarkeit der Gegend wie ein fernes Luftgebilde vor uns ausgebreitet und aufgebaut. Rufen wir uns Gegenstände ins Gedächtniß, welche die sinnliche Anschauung überragen, z. B. den scheibenförmigen Anblick unsers ganzen Sonnensystems, so bewerkstelligen wir das in der Regel so, als ob wir aus unabsehbarer Höhe herab die Zuschauer des Umkreisens dieser Gestirne um ihren centralen Feuerball wären, und zeichnen also hier wiederum auf die allerbequemste Art das Gemälde dorthin, wo es mit der Sinnlichkeit die allergeringste Collision zu befürchten hat, nämlich in eine bodenlose Tiefe unter

unſern Füßen, einen Raum, welcher in den gewöhnlichen Zuſtänden des Lebens (ausgenommen wir müßten denn Bewohner eines ſchrof Bergabhanges oder Thurmes ſein) für die Anſchauung des äuß Sinnes ein verdeckter und verſchloſſener iſt. Der ſtärkſte Beweis dafür, daß wir nie und nimmer ein Gedächtnißbild entwerfen, welch gänzlich außer Beziehung zum Raum unſerer ſinnlichen Anſchau und zum Standpunkt, welchen wir ſelbſt darin einnehmen, wäre, der Widerwille und die relative Unmöglichkeit, mir Erinnerungsbild in den Raum aufzubauen, welcher mir hinterrücks liegt. Dieſ Widerſtreben, welches ſo weit geht, daß ich ein durchaus lebhaft Gedächtnißbild einer beſtimmten Straße oder Landſchaft mir nur durch den Kunſtgriff hinterrücks verlegen kann, daß ich, nachdem ich es lang und ſtarr im Gedächtniß von vorn angeſchaut habe, mich plötzlich in Gedanken umdrehe, dieſes Widerſtreben beweiſt, daß in allen durch den Blick des Auges erworbenen Gedächtnißbildern die Eigenſchaft von vorn aufgefaßt worden zu ſein, neben ihren übrigen Eigenſchaften feſthaftet, und daher alles Projiciren des Gedächtniſſes von ſelbſt und urſprünglich nach vorn erfolgt, wenn es nicht durch andere Rückſichten künſtlicherweiſe eine andere Richtung erhält. So auch wenn ich die Statuen des Apoll und der Venus mir immer ſo ins Gedächtniß rufen, daß ich ſie vor mir hingeſtellt von Angeſicht zu Angeſicht ſchaue. Mir den Apoll zur Seite zu denken, oder gar im dos-à-dos hinter mir, wird nur mit großem Widerſtreben gelingen, nämlich im Fall das Bild ſeine charakteriſtiſche Lebhaftigkeit behalten ſoll. Denn ſobald dieſe geopfert wird (und bei unſerm meiſten Erinnern findet ſie nicht ſtatt), geht alles überaus leicht, aber auch oberflächlich und mit verwaſchenen Umriſſen von ſtatten.

Durch dieſe Reflexion hat das früher Bemerkte ſowol an Genauigkeit als an Umfang gewonnen. Es leuchtet nämlich ein, daß ein jedes iſolirbare Gedächtnißbild, wie z. B. die Statue des Apoll, nicht allein an und für ſich ſelbſt genommen, einen ganzen Raum von unbeſtimmbaren Grenzen in Anſpruch nimmt, ſondern auch in dieſem Raum ein beſtimmtes urſprüngliches Verhältniß zu meiner Perſon hat, wonach es mir urſprünglich und am liebſten ſeinem Urſprunge gemäß gegenüber in einer gewiſſen Entfernung erſcheint, welche ich jedoch nach Neigung und Veranlaſſung mit mehr oder weniger Anſtrengung verändern kann, indem ich z. B. die Statue mir

mehr nähere, ſodaß ich ſie auch in Gedanken betaſte, oder weiter von mir entferne, ſodaß ich vielleicht kaum noch ihre Umriſſe unterſcheide; indem ich ſie, wieder in meine Nähe gebracht, ſeitwärts drehe, oder ganz umkehre, ſodaß ihr Rücken erſcheint, oder ſie wol gar umſtürze oder auf den Kopf ſtelle, endlich ſie in dieſen ſämmtlichen Lagen um meine eigene Perſon wie um eine Kurbel herum führe, ſodaß ſie mir bald vorn, bald ſeitwärts und endlich auch, obwol mit dem größten Widerſtreben, im Rücken ſteht. Dieſe ſämmtlichen Bewegungen bin ich mehr oder weniger im Stande mit einem jeden im Raum ausgedehnten Gedächtnißbilde als ſolchem vorzunehmen. Sie mögen daher Bewegungen des Bildes in dem ſinnlichen Raum genannt werden. Schon vermöge dieſer Bewegungen ſteht jedes erſcheinende Bild für ſich ſelbſt mit dem Raum der ſinnlichen Anſchauung in der allerbeſtimmteſten Beziehung. Denn vermöge ſeiner Beweglichkeit in dem ſinnlichen Raum ſteht es jedesmal gegen das alldurchdringende Centralbild meiner eigenen Perſon in einer beſtimmten Lage und Entfernung, welche folglich gegen die Lage und Entfernung der ſinnlichen Gegenſtände zu demſelben Centralbilde verglichen und gemeſſen werden kann.

Die Eigenſchaft des Raumes der ſinnlichen Anſchauung, daß ein jeder Punkt deſſelben zu einem jeden andern Punkte in einem beſtimmten Verhältniß der Entfernung ſtehe, läßt ſich alſo von den Räumen des Gedächtniſſes nur verneinen in Beziehung auf ihre unbewußte Erinnerbarkeit. Sobald ſie ans Licht der bewußten Erſcheinung treten, d. h. ſobald ein jeder von ihnen den Raum der ſinnlichen Anſchauung und damit auch den Raum eines jeden andern erſcheinenden Bildes durchdringt, hebt ſich für die Zeit der Erſcheinung der Unterſchied auf, ſodaß dem wachen Menſchen derſelbe Raum ſtets von zweierlei einander durchdringlichen Stoffen erfüllt erſcheint, einem äußerlich ſinnlichen Stoffe der Anſchauungsbilder und einem innerlich ſinnlichen Stoffe der Gedächtnißbilder. Die Bilder beider Welten ſind uns ihrem Inhalt nach gegeben und aufgedrungen, wir haben aber in beiden Welten eine gewiſſe von unſerm Willen ausgehende Macht in Beziehung auf die Form, Lage und Ordnung, in welcher ſie uns erſcheinen ſollen. Dieſe Willensmacht geht in der Welt der ſinnlichen Anſchauung von der Centralanſchauung unſerer Perſon aus, bezieht ſich zunächſt

auf die ihr mitzutheilenden Bewegungen, und wirkt nur allein durch die letztern auf ihre Umgebung ein. Umgekehrt verhält ſich in der erſcheinenden Welt des Gedächtniſſes die Centralvorſtellung meiner Perſon paſſiv, indeſſen die Bewegungen eines jeden Bildes in dem ſinnlichen Raum unmittelbar der Macht meines eigenen Wollens und Begehrens gehorchen.

Obgleich die Behandlung des Themas vom Wollen und Begehren an beiden Orten uns zu weit vom Wege abführen würde, iſt doch ein Blick auf die Art und Weiſe, wie das Begehren auf die Anſchauungen und Vorſtellungen in beiden Fällen wirkt, nicht zu umgehen. Das Weſentliche und Merkwürdige daran iſt nämlich dies, daß in beiden Fällen als Mittelglied zwiſchen Begehren und Erfolg das Verſchmelzungsgeſetz des Gleichartigen und Aehnlichen eintritt. Denn einestheils erfolgen die Bewegungen der Glieder unſers Leibes ganz homogen den Vorſtellungen von ihnen im Wollen und Begehren (ähnlich wie ein anderes mal der homogene Rhythmus der Bewegungen dieſer Glieder in den Rhythmus einer erſchallenden Tanzmelodie einſchmilzt), und anderntheils verhält ſich die Lage und Entfernung der Gedächtnißbilder ſowol in ihrem eigenen Raum, als auch durch Beziehung der einander durchdringenden Räume aufeinander, immer als ein einſchmelzendes Element gegen irgend eine im Wollen und Begehren mitenthaltene Vorſtellung. Iſt z. B. im Begehren die Erneuerung der Luſt, welche einſt aus der Anſchauung des Apoll entſprang, ſo wird die Lage des Bildes, welche am ſtärkſten mit dieſer Luſt verknüpft war, erſcheinen, d. h. es wird in die im Begehren geſetzte Luſtempfindung vor allem der Theil der erinnerten Luſtempfindung einſchmelzen, welcher als ein mit der vortheilhafteſten Lage des Bildes verknüpfter der ſtärkſte war. Iſt im Begehren die Vergleichung der Schönheit des Apoll und der Venus, ſo wird nicht allein der ebenbeſchriebene Proceß ſich in Beziehung auf jedes Bild wiederholen, ſondern es wird durch die Vorſtellung der Vergleichung, d. h. der gleichzeitigen Setzung beider Bilder in daſſelbe Feld der Aufmerkſamkeit, welches je enger deſto heller iſt, das Verhältniß beider Gedächtnißräume gegeneinander in ihrem Erſcheinen beſtimmt werden. Das Bild eines Menſchen, welchen ich liebe, wird, indem in mein vorherrſchendes Gefühl gegen ihn die höchſten und reinſten Gefühlsmomente derſelben Art aus der Erinnerung einſchmelzen,

mir vorzugsweise in den vortheilhaften Situationen erscheinen, welche mit den letztern Momenten in Verknüpfung standen. Und umgekehrt wird das Bild eines Menschen, welchen ich verabscheue, sich vorzugsweise in den unvortheilhaftesten Situationen bewegen, als in denen, welche verknüpft sind mit den Gefühlsmomenten, welche vorzugsweise in das in mir vorherrschende Gefühl als gleichartige einschmelzen. Das Bild eines Menschen hingegen, welchen ich abwechselnd liebe und verabscheue, wird in Gemäßheit dieses Wechsels meiner Empfindung auf dem Theater meines Gedächtnisses die verschiedenartigsten Scenen aufführen. Das Suchen nach Zwischengliedern vermöge des Verschmelzungsgesetzes wird uns in keinem Falle im Stiche lassen. Z. B., wenn ich die Gedächtnißbilder willkürlich und nur um zu probiren, ob sie sich auch in alle Lagen bringen lassen, bald zusammen führe, bald auseinander bewege, bald nach links, bald nach rechts drehe u. dgl., so sind es die allgemeinen Kategorien des Zusammen und Auseinander, des Rechts und Links, des Vorn und Hinten, Oben und Unten, Ruhe und Bewegung u. s. w., in welche die Bilder nebst ihrem Verhältniß untereinander einschmelzen, sodaß auf diesem Felde alles nur nach schon bekanntem Gesetze erfolgt.

Hierdurch ist nun für die nähere Betrachtung des Hinderungsgesetzes der Verschmelzung im Einbildungsraum erst das Feld gereinigt. Denn der Stoff, womit im Einbildungsraum geschaltet wird, ist jedes mal dem Gedächtnißraum entnommen, und alle Producte, welche aus Processen des Einbildungsraums als ihre Endresultate hervorgehen, bilden auch wieder, insoweit sie im Gedächtniß als erinnerbare fortdauern, ebenso gut aufbewahrte Räume für sich (welche für alle übrigen Gedächtnißräume durchdringlich und gleich allen übrigen in sich und gegen die Centralvorstellung meiner Person beweglich sind), als die unmittelbar aus der sinnlichen Anschauung entspringenden Gedächtnißbilder solche Räume bilden. Da die Einbildung also immer gleichsam von Gedächtniß zu Gedächtniß existirt, so besteht ihr jedesmaliger Raum aus der Combination und Durchdringung derjenigen Gedächtnißräume, welche dem denkenden Verstande und der schaffenden Phantasie dergestalt den Stoff liefern, daß durch ihre Zusammenwirkung neue Gedächtnißräume unbeschadet dem Fortbestehen der alten hervorgehen. Man kann daher den Einbildungsraum auch den Uebergangsraum der inwendigen Productivität nennen.

§. 21.

Vierte allgemeine Eigenschaft, Zergehbarkeit.

Beweis, daß sämmtlicher Vorstellungsinhalt zergehbar sei. Das zergehen Machende ist die Disjunction. Von den verschiedenen Zergehungsräumen. Die Dimension als unendliche, innerhalb eines einfachen Gegensatzes schwebende Disjunctionsscala. Räume von vielen Dimensionen. Das Vehikel.

Wenn ich mir einen irgend wann gesehenen Neger in Gedanken zu einer größern Anzahl solcher vervielfältige, z. B. indem ich eben von kämpfenden Negerheeren höre oder lese, so liegt (in Beziehung auf das Vorherige) das Auffallende nicht mehr darin, daß die Vervielfältigung des Bildes überhaupt auf Verlangen hervorspringt. Denn der durch Erzählung in mir geweckte Begriff eines Heeres, d. h. einer geordneten Masse von rüstigen Männern, ist völlig hinreichend, nach der Regel der Verschmelzung des Aehnlichen, wonach das Bild des Negers in das Bild des Mannes einschmelzen kann, das Negerbild an allen den Orten, wo im Schema blos Männer standen, einzusaugen. Das Auffallende ist hier vielmehr dieses, daß die gleichen Elemente eines Vorstellungsinhalts vermöge desselben Verschmelzungsgesetzes, wonach dieselben gewöhnlicher- und einfacherweise ein unablässiges Bestreben haben zusammenzuschmelzen, unter gewissen Umständen sich auch zerstreuen, vertheilen, und aus einer einzigen Vorstellung in viele zergehen. Es möge diese Eigenschaft mit einem Worte die Zergehbarkeit des Vorstellungsinhalts heißen. Es fragt sich zunächst, ob sämmtlicher Vorstellungsinhalt zergehbar sei, und sodann, worin der Grund jenes Widerstreits bestehe, in welchen hierbei die Thätigkeit des Verschmelzens mit sich selbst geräth.

Daß aller Vorstellungsinhalt zergehbar sei, wird in Beziehung auf Bilder, d. h. auf räumlich ausgedehnten Vorstellungsinhalt gern und leicht zugegeben werden. Denn der Raum, worin ein solcher Inhalt ist, bietet ihm Platz zu einer beliebigen Vervielfältigung. Mehr Schwierigkeit hat die Sache in Beziehung auf Gefühle und Triebe, welche gleichsam den Raum der ganzen Seele einnehmen und keine Ausdehnung außer sich haben, welche sie noch dazu ausfüllen könnten. Indessen sind auch sie der Zergehbarkeit des Einbildungsraums in sofern unterworfen, als wir uns ja vorstellen

können, daß wir ein jetzt zum ersten mal gehabtes Gefühl, einen jetzt zum ersten mal empfundenen Trieb bereits in der Vergangenheit oft gehabt hätten, in Zeiten und bei Gelegenheiten, wo dies in der Wirklichkeit nicht der Fall war. Wir können uns z. B. dabei fragen, wie wir uns in diesem Falle würden benommen haben u. dgl. Man sieht hieran, daß es nur auf eine Ausdehnungsgröße ankommt, dergleichen hier in Ermangelung des Raumes die Zeit ist, damit sich der Vorstellungsinhalt nach Belieben vertheile und zerstreue. Wenn daher gewisse Vorstellungen, wie z. B. die Ewigkeit, die Unendlichkeit, das All der Existenz, nicht fähig sind zu zergehen, so liegt diese Eigenschaft nicht in einer Verschiedenartigkeit des Stoffs in dieser Beziehung, sondern lediglich im Mangel an einer passenden extensiven Größe, wohinein sie ihrem Inhalt gemäß zergehen könnten. Daher auch, sobald sich irgend eine Möglichkeit zeigt, verschiedene Arten von Ewigkeit, von Unendlichkeit, von Weltganzen zu denken, diese Begriffe ebenfalls mit der größten Bereitwilligkeit in die ihnen eröffneten Möglichkeitsräume hinein zergehen. Es sind also auch keineswegs blos Raum und Zeit solche extensive Größen, wohinein Begriffe zergehen können, sondern eine jede Disjunction oder Frage läßt den Begriff ohne Zuhülfenahme von Raum oder Zeit in zwei untergeordnete Begriffe zergehen, als die Disjunction Glieder hat. Z. B. eine Ewigkeit, von welcher ich nicht weiß, ob sie eine vollendbare oder unvollendbare Größe sei, zergeht mir in eine vollendbare und eine unvollendbare Ewigkeit, ein Weltall, von dem ich nicht weiß, ob dasselbe mit Bewußtsein begabt sei oder nicht, zergeht mir in ein bewußtes und ein unbewußtes Weltall, ein Neuholland, von welchem ich nicht weiß, ob dasselbe einen großen See in seiner Mitte habe, zergeht mir in ein Neuholland mit See und ein solches ohne See, ein Robespierre, von welchem ich nicht weiß, ob derselbe ein blutdürstiger Tyrann oder blos ein schroffer Fanatiker war, zergeht mir in einen unedeln und einen edeln Robespierre u. s. f. Was hierbei besonders auffallend erscheint, ist dies, daß die extensive Größe der Zahl, der man es dem Anscheine nach ebenso gut als dem Raum und der Zeit zumuthen sollte, eine Bahn für die Zergehbarkeit der Vorstellungen zu eröffnen, dieses doch nicht thut, und für sich allein sich ganz kraftlos zeigt, den Vorstellungsinhalt auseinander zu treiben, wofern nicht entweder der Raum oder

die Zeit oder irgend eine Disjunction von Begriffen hierbei zu Hülfe kommen. Das Wesen der Zahl ist blos, allgemeines Schema für jede beliebige Art von möglicher Extension zu sein.

Es leuchtet hieraus ein, daß ein jeder erinnerbare Vorstellungsinhalt zergehen wird, sobald sich ihm nur die dazu gehörige Extension bietet, wohinein er zergehen kann. Selbst bei der sinnlichen Anschauung, deren durchgehender Grundcharakter die Unzergehbarkeit ihrer Vorstellungen ist, zeigen sich ausnahmsweise Spuren von Zergehbarkeit ihres Inhalts, wenn ich z. B. die beiden Augenbilder, welche durch richtiges Sehen schon in einen Raum zusammengeschmolzen waren, durch Schielen wieder in zwei Räume auseinanderziehe, oder wenn ich das Bild eines zwischen Zeigefinger, Mittelfinger und Daumen gerollten Kügelchens durch eine Verwechselung der Lage des Zeige- und Mittelfingers in zweie auseinander gehen lasse. Die Erfahrung bestätigt hierin nur ganz Das, was auch schon von sich selbst das Wahrscheinlichste sein mußte, nämlich daß eine Masse, welche durch Verschmelzung gleichartiger Bestandtheile entstand, sich auch wird durch entsprechende Mittel wieder in ihre Bestandtheile trennen lassen [1]).

Wir gehen daher zur Erörterung des im Verschmelzungsacte wahrgenommenen Widerstreits über.

Ein Vorstellungsinhalt zergeht dadurch, daß er mit mehren entgegengesetzten Prädicaten zugleich behaftet wird, welche ihm nicht erlauben, verschmolzen zu bleiben. Z. B. ich sei zweifelhaft, ob ich eine gewisse Blume noch in ihrer Blüte antreffen werde oder nicht, so zergeht das Blumengewächs in meiner Einbildung in ein blühendes und ein blütenloses. Oder ich sei zweifelhaft, ob ich dasselbe auf diesem oder jenem Hügel meiner Nachbarschaft antreffen werde, so zergeht es mir in ein Gewächs oder eine Gruppe von Gewächsen dieses Hügels und verschiedene andere Gruppen nach der Anzahl der Hügel. Oder ich sei zweifelhaft, ob ich dasselbe vor einem oder vor zwei Jahren auf einem dieser Hügel antraf, so

1) Hierher gehört auch das manchmal vorkommende Phänomen, daß der Fieberkranke die Empfindung hat, als läge er in verdoppelter Gestalt neben sich selbst im Bette. Es ist diese seltsame Empfindung nichts weiter, als ein Schielen des Vitalgefühls, wobei die Bilder des eigenen Leibes nicht mehr, wie gewöhnlich, in eins schmelzen, sondern in verschiedene Orte projicirt werden.

zeigt es mir in ein vor einem Jahre und in ein vor zwei Jahren gesehenes Gewächs. Gesellt sich endlich noch zum letztern Zweifel der, auf welchen von jenen Hügeln ich es antraf, und zwar auf welchen von ihnen ich es blühend, und auf welchen nicht blühend sah, so befindet sich die Vorstellung des Blumengewächses in meiner Einbildung in einer beständigen Oscillation des Zergehens, sowol in Absicht auf Raum, als auf Zeit, als auf bloße Disjunctionsverschiedenheit. Es zeigt sich aber zugleich an diesem Beispiele, daß Raum und Zeit hier ebenfalls nur als Disjunctionsunterschiede fungiren. Denn eine hier oder dort seiende, eine vor einem Jahr oder vor zwei Jahren gewesene Blume stehen gegeneinander in derselben Unverträglichkeit der Disjunction, wie eine blühende oder nicht blühende. Auch lassen sich dem Fall, wo statt der einfachen Disjunction ein Begriff, in welchem untergeordneterweise Disjunctionsverhältnisse eingeschmolzen sind (wie z. B. der Begriff einer Vielheit, eines Haufens, eines Heeres), den Vorstellungsinhalt im Raum auseinandertreibt, ähnliche an die Seite setzen, wo ein Begriff dies auf ähnliche Weise thut, ohne die Vervielfältigung im Raum dabei in Anspruch zu nehmen. So z. B. treibt der Begriff des Problems der Unsterblichkeit in meiner Einbildung den Begriff meiner selbst in ein sterbliches und ein unsterbliches Ich auseinander, und die Vorstellung der Gefahr läßt mich mein eigenes Ich oder ein fremdes zugleich als ein untergehendes und ein gerettetes erblicken. Wir bekommen hiermit eine neue Mahnung, den Raum nicht für ein letztes unauflösliches Grundverhältniß unsers Vorstellens, sondern nur für eine Complication von disjunctiven Verhältnissen und Eigenschaften zu halten, die sich vor andern ihres Gleichen nur durch die große Geläufigkeit und Bequemlichkeit auszeichnet, welche sie dem Zergehungsproceß der Vorstellungen leiht. Von diesem Standpunkte aus verschwindet auch ganz die Verwunderung und das Befremden, welches wir darüber empfinden müssen, daß ein jedes isolirbare Bild des Gedächtnisses, wie wir gesehen haben, seinen eigenen Raum bewohnt, und daß unser Verstand mit unsere Einbildungskraft in jedem Augenblicke bereit ist, aus der schon vorhandenen Unzahl von endlosen Räumen und ihrem Inhalt immer noch eine Unzahl neuer endloser Räume zu produciren, ohne daß die alten dabei zu Grunde gingen. Denn die Bestimmung, im

endlosen Raum zu sein, ist ebenso gut ein Prädicat einer gegebenen Vorstellung, als das Prädicat Süß, Sauer oder jedes andere, und muß daher auch, sobald ich die Vorstellung mit ihrem ganzen gegebenen Inhalt vermöge einer Disjunction im Denken zergehen lasse, ebenso gut mit zergehen, als ein jedes andere. Als das Räthselhafte erscheint im Gegentheil auf diesem Standpunkt die Unzergehbarkeit desjenigen Raumes, in welchem die Welt des äußerlichen Sinnes existirt. Davon wird weiter unten die Rede sein.

Stelle ich mir z. B. eine Colonnade von zwanzig Säulen vor, so arbeitet sich in diesem Bilde der Verschmelzungsproceß selbst entgegen. Denn während durch den gegebenen Begriff der Colonnade der Begriff der Säule, welcher an zwanzig Stellen als Theil in ihn einschmilzt, zwanzigfach zergeht und sich gegen sich selbst absperrt, fließen dessenungeachtet dem Verstande die zwanzig Säulen, indem er sie vergleicht und als einander völlig ähnlich befindet, in einen einzigen Säulenbegriff zusammen, ohne daß das Bild der Colonnade dadurch Schaden leidet. Der Widerspruch, welcher hierin zu liegen scheint, hebt sich dadurch auf, daß wir die Erlaubniß haben uns eine jede isolirbare Vorstellung als eine Bewohnerin ihres eigenen endlosen Raumes vorzustellen und von dieser Erlaubniß auch bei allen vorkommenden Gelegenheiten Gebrauch machen. Indem der Verstand in dem Begriff der Colonnade die Disjunction anbringt, ob ihre zwanzig Säulen unverschmolzen oder verschmolzen sollen gedacht werden, zergeht ihm der endlose Raum, in welchem das Bild der Colonnade ist, in zwei solche Räume, den einen mit unverschmolzenen, den andern mit verschmolzenen Säulen. Diese Disjunction wird aber dem Verstande dadurch unvermeidlich, daß das Verschmelzungsbestreben der gleichartigen Elemente beständig fortdauert, welches in diesem Fall jedoch nicht anders in Wirksamkeit treten kann als durch eine Zergehung des einen endlosen Raums in zwei. Sodaß hier der Verschmelzungsproceß es ist, welcher nicht allein die zwanzig Säulen in einen Raum gegeneinander sperrt, sondern auch durch Aufhebung dieser Sperre den einen endlosen Raum in zweie zergehen macht, welche fortan beide als Gedächtnißbilder aufbewahrt bleiben.

Es leuchtet ein, daß die Zergehbarkeit des Vorstellungsinhalts mit seiner Complicationsfähigkeit Das gemeinschaftlich hat, daß

beide Eigenschaften sich nur in Beziehung zum Bewußtsein oder zur Aufmerksamkeit entwickeln. Aber diese Beziehung ist eine sehr unterschiedene. Denn während es bei der Complication das bloße Erscheinen des Bewußtseins ist, das bloße Gegebensein desselben in Beziehung auf mehre ungleichartige Vorstellungselemente, welches eine Verschmelzung derselben zur Folge hat, ist es sowol bei den einfachen Disjunctionen, als auch bei den disjunctiven Schematen (welche hernach durch einschmelzenden Theilinhalt ausgefüllt werden) die Bewegung der Aufmerksamkeit innerhalb gewisser Vorstellungsreihen, aus welcher die Wirkungen auf den Vorstellungsinhalt hervorspringen. Andererseits ist, während ein jeder Vorstellungsinhalt, sei er wie er sei, mit einem jeden andern unter dem Focus der Aufmerksamkeit sich compliciren muß, die Zergehbarkeit der Vorstellungen großen Beschränkungen unterworfen. Denn da die Bildung einer Disjunction darauf beruht, daß als untergeordnete Theile einer und derselben Vorstellung zwei oder mehre andere vorgestellt werden, welche nicht als solche identisch vorgestellt werden können, und also so die Vorstellung gleichsam spalten oder auseinander reißen, so wird die größere Ausdehnung oder Engigkeit der Bahn oder des Raums, in welche die Vorstellung zergehen kann, bestimmt von der größern oder geringern Anzahl von widerstreitenden Vorstellungen, welche in einer Disjunction von gewisser Art vorkommen können. Der engste Zergehungsraum findet sich in einem Dilemma von rein contradictorischer Natur, wie z. B., ob ein Gegenstand gefahrbringend sei oder nicht, eßbar sei oder nicht, ob die Sonne gegenwärtig scheine oder nicht u. dgl. Denn hier ist der Zergehungsraum auf zwei Glieder beschränkt, deren Schema das einfache Ja und Nein ist. Das Zahlensystem eines contradictorischen Dilemma zählt noch nicht über Zwei hinüber. Erweitert sich der Zergehungsraum zu einer bestimmten Anzahl von mehren Gliedern, so möge er der conträre Zergehungsraum heißen im Gegensatz zum contradictorischen, oder der Zergehungsraum der Disjunction im Gegensatz zum Zergehungsraum des Dilemma. Z. B. wenn ich darauf reflectire, daß das Planetensystem entweder nach Kopernicanischer, oder Ptolemäischer, oder Tychonischer Hypothese erklärt worden ist, daß mein Freund entweder zu Wagen oder zu Pferde oder zu Fuß mich zu besuchen kommen wird, u. dgl. Von weiterm Umfange sind die Zergehungs-

räume, welche eine Möglichkeit von unendlichen Gliedern bieten, z. B. wenn gefragt wird, von welcher Farbe, welchem Geruch, welcher Schwere, welcher Härte, welcher Durchsichtigkeit ein gewisser Körper sei. Denn da es unendlich viele Grade der Farben, der Gerüche, des Gewichtes, der Cohäsion, des Durchscheinens gibt, so enthält die in solchen Fragen versteckte Disjunction immer eine endlose Anzahl von Gliedern. Bei solchen Disjunctionen ist dann wiederum der Unterschied wahrzunehmen, ob die unendliche Scala ihrer Glieder blos zwischen zwei äußersten Gegenpunkten, z. B. zwischen Hell und Dunkel, Schwer und Leicht, Durchsichtig und Undurchsichtig, Warm und Kalt, Dünn und Dick, Hoch und Niedrig, Vergangenheit und Zukunft ausgespannt ist, oder ob sich eine größere Anzahl solcher äußersten Gegenpunkte findet, von denen zu denen sich unendliche Scalen von Disjunctionsgliedern erstrecken. Nennt man eine jede dieser Disjunctionsscalen eine Dimension, so ist z. B. das Farbenschema ein Zergehungsraum von drei Dimensionen. Denn es vollendet sich in drei unendlichen Scalen, von denen die eine vom Roth zum Gelb durch das Orange, die andere vom Gelb zum Blau durch das Grün, und die dritte vom Blau zum Roth durch das Violett führt. Außerdem finden noch Mischungen dieser Scalen sowol unter sich als mit der zu ihnen hinzutretenden vierten Dimension des Hellen und Dunkeln statt, welche, an sich selbst betrachtet, vom Weiß durch das Grau ins Schwarz fortschreitet. Auf ähnliche Art scheinen die drei Höhenpunkte des Geschmacks, das Süße, Bittere und Saure, ebenfalls einen dreidimensionirten Zergehungsraum zu bewirken, während beim Geruch die Anzahl der Dimensionen weit höher hinauf zu steigen scheint. In einigen Feldern steigert sich sogar die Anzahl der Scalen nicht nur ins Unendliche, sondern ins Unendliche des Unendlichen. Der rechtwinklige Triangel z. B. erleidet in sich eine unendliche Scala von Formen von der Gleichschenkligkeit an bis zu jedem Grade von Ungleichschenkligkeit. Dabei kann einem jeden dieser unendlich vielen Triangel ein beliebiger Grad der Größe gegeben werden, welches wiederum in einem jeden eine unendliche Scala eröffnet. Ferner kann diese doppelte Unendlichkeit, die wir sich im rechtwinkligen Dreieck entwickeln sehen, ebenso in einem jeden der unendlich vielen Dreiecke von 0° an bis 180° hin dargestellt werden,

wodurch sich eine unendliche Scale doppelter Unendlichkeiten öffnet, in welcher der Proceß des rechtwinkligen Dreiecks nur den mittlern Durchgangspunkt bildet. Ferner finden in gewissen Zergehungsräumen von einer einzigen Dimension besondere Modificationen statt, wodurch sie den Anschein von mehren gewinnen. So z. B. ist die einfache Scale der Zeit durch die Gegenwart dermaßen in zwei Hälften geschnitten, daß der Anschein von zwei Dimensionen entsteht, deren eine von der Vergangenheit in die Gegenwart, die andre von der Gegenwart in die Zukunft reicht. Im Farbenschema geschieht durch die Mittelfarben Orange, Grün, Violett etwas Aehnliches. Das Tonschema, eine einfache, aus der Tiefe in die Höhe gehende Scale, theilt sich durch den ästhetischen Eindruck, den das Zusammenschallen der Töne verursacht, dem Anscheine nach in sieben bis acht verschiedene Dimensionen oder Tonscalen, welche Octaven heißen. Endlich findet zwischen den verschiedenen Zergehungsräumen darin eine nähere oder entferntere Verwandtschaft statt, daß einer dem andern eine Stätte eröffnet, worin und wodurch er erscheinen kann. Man könnte dies das Verhältniß des Vehikels nennen. So z. B. bildet das Farbenschema ein Vehikel, durch welches Flächen, Linien und Punkte mit allen in ihnen enthaltenen Scalen in die Anschauung treten, nicht aber die Scalen der Körperlichkeit. Für die Erscheinung der letztern werden hingegen die Scalen der Schwere- und Härtegrade, die Scale des vielgestaltigen möglichen Widerstandes, nebst der Scale der Bewegungen meiner eigenen Glieder, zum Vehikel. Und ebenso bildet umgekehrt die Fläche mit allen in ihr enthaltenen möglichen Linien und Punkten das Vehikel der Erscheinung des Farbenschemas, und das Volumen eines Körpers das Vehikel der Erscheinung von gewissen Graden der Schwere, der Härte und des vielgestaltigen Widerstands. Das Tonschema dient dem Zeitschema zum Vehikel, während es nicht die Fähigkeit besitzt, Farbe, Härte, Schwere, rechtwinklige Figur, Volumen u. dgl. zu manifestiren. Die Geschmacksscale hat die Scale der Härtegrade nebst der Scale der Wärmegrade zum Vehikel, und dient auch diesen Scalen wiederum zu einem solchen, besonders wo es feine Unterschiede gilt. Die Zeitscale ist schlechthin allgemeines Vehikel für allen möglichen Vorstellungsinhalt.

§. 22.

Geſetz des Zergehens der Vorſtellungen.

Gegenſeitiges Verhalten der Zergehungsräume. Aſſociationsgeſetz des Contraſtes. Urſprung und Weſen der Zergehungsräume. Proceß der Vergleichung und Auswahl. Durcheinanderſpielen der Räume. Urſprung und Weſen des Zahlenſyſtems. Reſultat.

An der Vorſtellung des belaubten Baums wird Braun nebſt Grün, Oben nebſt Unten einträchtig miteinander gefunden. Dahingegen kann es nicht geſchehen, daß diejenige Blattfläche, welche das Vehikel des Grüns iſt, zu gleicher Zeit das Vehikel des Brauns ſei, ohne daß die Vorſtellung des Blatts in ein grünes Blatt und ein braunes Blatt auseinandergehe. Und ebenſo wenig kann derſelbe Ort, welcher zum Vehikel der Erſcheinung des Gipfels dient, zu gleicher Zeit das Vehikel der Erſcheinung der Wurzel ſein, ohne daß die Vorſtellung des Baums in zwei übereinander ſtehende Bäume auseinandergehe. Der Zuſatz „zu gleicher Zeit", welcher hier dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nach in beiden Fällen gemacht iſt, iſt dabei eine bloße Tautologie. Denn ſelbſt, wenn das grüne Blatt ſich unter meinen Augen in ein braunes verwandelte, ſo verwandelte ſich damit doch nicht mein Gedächtnißbild von ihm ebenfalls in ein braunes, ſondern es exiſtirten in der Vorſtellungswelt beide Blätter miteinander fort als disjunctive Vorſtellungen mit der Notiz, daß dieſelben in der Anſchauung des äußern Sinnes als nacheinander erſchienene aufgefaßt wurden, eine Notiz, von deren Möglichkeit im Gedächtniß bereits oben die nähere Erklärung gegeben worden iſt. Sodaß nun das allgemeine Geſetz dieſer Sache, befreit vom überläſtigen Zuſatz der Zeitbeſtimmung, lautet: Sobald ein und derſelbe Inhalt des Raumes A ſich mit n Gliedern des Raumes B complicirt, zergeht die daraus reſultirende Geſammtvorſtellung in eine Disjunction von n Gliedern. Der Raum B wird dann als eine gewiſſe Extenſion oder Weitung erſcheinen, in welcher die durch Zergehung entſtandenen Vorſtellungen neben- oder außereinander exiſtiren.

Es wird nicht überflüſſig ſein, das Geſagte an einigen Fällen zu erörtern. Wenn ich eine gemalte Landſchaft erblicke, und mir, obwol ich weiß, daß Farben und Geſtalten hier nur das Vehikel der

Erſcheinung einer Leinwand von wenigen Quadratſchuhen ſind, dieſelben in der Einbildung zum Vehikel von Berg- und Thal-, Meeres- und Himmelsflächen mache, ſo ſind hier Farbe und Fläche einander Vehikel, aber dieſelbe Farbencompoſition wird das Vehikel für zwei verſchiedene Flächenräume, von denen der eine mir vor Augen als eine Ebene ausgeſpannt iſt, der andere ſich hinter derſelben zeigt, indem dieſelbe ſich meiner Einbildung gleichſam wie ein Fenſter öffnet. Hier beſteht alſo die Weitung des Raumes B in den möglichen Flächenverhältniſſen des mathematiſchen Raums. Wenn mir von irgend einem Punkt her ein Licht entgegenſtrahlt, von dem ich aber weiß, daß daſſelbe nur ein reflectirtes iſt, ſo wird für meine Ueberzeugung ein ganz anderer Raumort der Quell dieſes Lichts, obgleich es für meine Anſchauung jener Punkt bleibt. Hier wird der Lichtglanz zum Vehikel der Feſtſetzung zweier verſchiedener Raumörter, und der Zergehungsraum B iſt der Weltraum in Beziehung auf die mögliche Lage verſchiedener Punkte gegeneinander. Zweifle ich, ob ein geſehenes Blatt ein Eichen-, Linden-, Lorberblatt u. ſ. w. geweſen ſei, ſo iſt der Raum A die Farbe, woraus das Grün zum Vehikel für eine Menge von Flächenfiguren wird, deren jede ſich von der andern dadurch unterſcheidet, daß ſie die andere am Rande entweder durch Auswüchſe überragt, oder durch Einſchnitte gegen ſie zurücktritt. Wenn ich hingegen zweifle, ob ich an einem Baum ſeine Blätter noch grün, oder ſchon herbſtlich gelb oder roth geworden antreffen werde, ſo iſt der Raum, in welchen ſich die zergehenden Bilder ausbreiten, das Farbenſchema, während das Bild des mathematiſchen Raums, welcher hier der Raum A iſt, unverändert bleibt. Wenn ich mich der frühern lebhaften Farben eines abgeblichenen Bildes erinnere, zergeht ebenfalls die Disjunction im Zergehungsraum des Farbenſchemas. Wenn derſelbe Zeitpunkt zum Vehikel mehrer verſchiedener Töne wird, ſo zergeht das Product in ein Intervall oder einen Accord im Raume des Tonſchemas. Wird hingegen ein und derſelbe Ton zum Vehikel für das Erſcheinen mehrer Zeitpunkte, ſo zieht ſich das Product innerhalb der Zeitextenſion auseinander, ſodaß hier der Raum B die Zeit iſt. Wird dieſelbe ſtereometriſche Geſtalt zum Vehikel gemacht für mehre Raumörter, ſo zergeht ſie nach der Zahl dieſer Oerter innerhalb des mathematiſchen Raums, welchem die Oerter angehören. Wird aber derſelbe mathematiſche Ort

zum Vehikel gemacht für das Erſcheinen mehrer ſtereometriſch
Geſtalten, ſo zergeht der Ort in ſich ſelbſt nach dem Ra
wie es die ſtereometriſchen Geſtalten vorſchreiben, innerhalb d
Raumes der Denkbarkeit ſolcher Geſtalten. Wird derſe
Zeitmoment oder dieſelbe exiſtirende Gegenwart gedacht als V
hikel zweier unendlicher Räume, des Raums der Sinnanſchauung
und des Gedächtniſſes, ſo zergeht die exiſtirende Gegenwart
in eine Exiſtenz der Sinnanſchauung und eine andre des Ge
dächtniſſes, der Raum aber, in welchem ſie zergeht, iſt der Sinn
überhaupt als der Ort dieſer Räume. Wird hingegen ein beſtim
ter Raum gedacht als Vehikel einer Reihe von Zeitmomenten, ſo
zergeht er in ſo viele ſeines gleichen, als Zeitmomente gegeben ſind.
Dann iſt der Zergehungsraum, wo hinein er zergeht, die Zeit, ſein
Geſammtzuſtand aber heißt, im Fall die zergangenen Räume einander
gleich ſind, Ruhe, im Fall ſie einander ungleich ſind, Bewegung.
Was zuletzt noch die endlichen Zergehungsräume betrifft, ſo ſind die
ſelben immer nur herausgeriſſene Fälle, gleichſam Fragmente aus un
endlichen Räumen. Z. B. in der Frage, ob die Sonne ſchein
oder nicht, iſt das Zergehende das Anſchauungsbild der vor Aug
liegenden oder gedachten Gegend, der Raum aber, in welchen hinein
es zergeht, iſt die unendliche Scale der Unterſchiede des Hell
und Dunkeln. In der Frage, ob mein Freund zu Pferd, zu Wa
gen oder zu Fuß ankommen werde, iſt das Zergehungsbild die Ge
ſtalt meines Freundes, und der Raum, in welchen hinein es zer
geht, die unendlich vielen Möglichkeiten der Lagen und Bewegun
gen ſeiner Glieder, aus welchen hier nur einige von denen heraus
gehoben ſind, welche ſich auf das Fortbewegen von einem Orte zum
andern beziehen.

Zunächſt geht hieraus hervor, daß es in einem Conflict zwei
Zergehungsräume A und B niemals an einem Raum mangeln kann,
wohinein das Product zergehe, indem nach der angegebenen Regel
der Raum B immer ein ſolcher iſt; daß aber hierbei das Zergehen der
Bilder in die Entfernungen des mathematiſchen Raums nur als ein
untergeordneter Fall vorkommt, und zwar ſo, daß dem Zergehen der
ſelben Geſtalt in viele Oerter das Zergehen deſſelben Orts in viele
Geſtalten als ein gleich einfacher und urſprünglicher Proceß zur
Seite ſteht. Man kann daher einen geometriſchen Ort ebenſo leicht

und ebenſo ſehr vermöge des Farbenſchemas oder einer ſtereometriſchen Scale von Geſtalten in ſich ſelbſt vervielfältigen, als man ihn durch Nebeneinanderſetzung im geometriſchen Raum vervielfältigen kann. Ein und derſelbe Farbeneindruck wird gar nicht mehr und ſtärker durch ein Umhertragen an alle Orte des geometriſchen Raums, als durch ein Umhertragen auf alle möglichen Geſtalten eines und deſſelben Orts vervielfältigt. Sodann iſt klar, daß die Unverträglichkeit conträrer Vorſtellungselemente keineswegs von der Größe ihrer Ungleichartigkeit abgeleitet werden kann. Denn zwiſchen der Vorſtellung der Fläche, an welcher das Grün iſt, und dem Grün ſelbſt iſt offenbar nicht eine ſo große Aehnlichkeit als zwiſchen dem Grün und dem ihm ſo nahe verwandten Gelb oder Blau, und doch betragen ſich hier Grün und Gelb als unverſöhnliche Feinde, hingegen Grün und Fläche als unzertrennlich. Ferner tritt die disparate Vorſtellung des Harten, welche doch ſicher dem Grün ebenfalls unähnlicher iſt als das Gelb, in die grüne Fläche ohne alle Beſchwerde oder Zertrennung ein. Nur disparate Vorſtellungen können einander Vehikel ſein, trotz ihrer Unähnlichkeit. Comparate oder conträre Vorſtellungen ſperren ſich gegeneinander trotz ihrer Aehnlichkeit.

Ferner iſt zu beobachten, daß die comparaten Vorſtellungen eines jeden Zergehungsraums, ſowie ſie einerſeits die Urſache der Sperrung und des Zergehens ſind, doch zugleich andererſeits in einer engen Verknüpfung miteinander ſtehen. Denn wenn z. B. die trübe und matte Farbe eines Geſchirrs, einer Vaſe u. dgl. auf mich einen unangenehmen Eindruck macht, ſo zeigt ſich der nach etwas Beſſerem begierigen Einbildung alsbald die ganze Farbenſcale zur Auswahl. Erſcheint mir eine gute That als nachahmungswürdig, alsbald tritt eine ganze Scale niedrigerer Handlungsweiſen in den Raum meines Gedächtniſſes, welche mein Wille durch jene beſſere verdrängt wünſcht. Erſcheint mir ein neuer Gegenſtand im Raume, der mich intereſſirt und meine Neugierde erregt, gleich ziehe ich Linien von ihm zu den umherliegenden Gegenſtänden, und ſuche mir ſeinen Ort durch die Anknüpfung an die übrigen im Raume zu befeſtigen. Wundere ich mich darüber, ein neu erbautes Haus, eine zum erſten mal geſehene Stadt in einer gewiſſen Geſtalt anzutreffen, ſo ſchwebt mir dabei ſogleich eine Scale anderer möglichen Geſtalten vor,

in denen ich ſie zu treffen weniger verwundert geweſen wäre. Di… iſt das Phänomen, welches die alte Pſychologie das Aſſociationsg… der Contraſte nannte. Wir ſind indeſſen verhindert, aus dieſem Ph… nomen ein beſonderes Geſetz zu machen, weil ſich daſſelbe, wie bem… Beneke richtig und ſcharfſinnig bemerkt hat [1]), als eine nothwendig… Folgerung aus dem Verſchmelzungsgeſetze des Aehnlich… ergibt. Denn alle comparaten und conträren Vorſtellungen ſi… einander ähnlich. Völlige Unähnlichkeit findet nur zwiſchen disp… raten ſtatt. Da nun alle einander ähnlichen Vorſtellungsele…, im Fall ſie nicht durch Complicationsverhältniſſe gehindert wer…, nach dem Grade ihrer Aehnlichkeit verſchmelzen, und zwar nicht nur im bewußten, ſondern eben ſo ſehr im unbewußten Z… ſtande, ſo bildet ein Haufen ähnlicher Vorſtellungen immer ein mehr oder weniger verſchmolzenes Ganze, in welches ſich eine jed… neue dahin gehörige Vorſtellung an ihrem ihr gebührenden Orte ei… ſetzt. Und da es nun in der Vermiſchung von gleichen Elementen u… ungleichen irgend eines Vorſtellungsgebiets nothwendig unendlich viele Grade gibt, welche in Beziehung vom Gleichen zum Gegen… theil continuirliche Scalen bilden, ſo müſſen nothwendig alle… Vorſtellungselemente, welche aus der Miſchung eines einzigen Gleichen mit einem einzigen Ungleichen beſtehen, ſich von ſelb… als Glieder in die Scale eines Zergehungsraums von einer ein… zigen Dimenſion einſetzen, die aber, welche aus der Miſchung eines Gleichen mit mehren Ungleichen beſtehen, in einen Zer… gehungsraum von mehren Dimenſionen. Hiermit zeigt ſich aber ſchon die Hauptſchwierigkeit der Sache als überwunden. Denn da in einer ſolchen Scale nothwendig jedes ähnliche Vorſtellungsele… ment gemäß dem Grade ſeiner Miſchung ſeinen beſtimmten Ort a… gewieſen bekommt, welcher ein anderer iſt als ein jeder andere Ort… Scale, ſo wird das disparate Element, welches mit Elementen… Scale in Complicationsverbindung eingegangen iſt, nothwendig a… len den Orten der Scale ſeinen Platz bekommen, wo das Elem…

1) Lehrbuch der Pſychologie §. 101: „Der Contraſt endlich möchte ſich … nur in Folge der ihm zum Grunde liegenden Aehnlichkeit als weckendes Prin… erweiſen.“ Dieſelbe Wahrheit ſpricht Drobiſch aus in ſeiner „Empiriſchen Pſych… logie“, S. 85.

wohnt, welchem es Vehikel der Erſcheinung iſt, oder, was Daſſelbe ſagt, welches ihm Vehikel ſeines Erſcheinens iſt. Und da zwiſchen den Orten ſeinens Erſcheinens unendlich viele Orte liegen, an denen es nicht erſcheint, ſo erſcheint es nothwendig in der Mehrzahl, oder ſein Inhalt wird nach der Zahl der Oerter ſeiner Erſcheinung in gleiche Theile auseinander gehen müſſen. Dabei iſt die Thätigkeit, wodurch das Bewußtſein dieſen Proceß in dem Vorſtellungsinhalt bewirkt, einfach die Complicationsthätigkeit des Verſchiedenartigen. Alſo, daß die Eigenſchaft der Zergehbarkeit, weit entfernt ein neues Prädicat am Vorſtellungsinhalt zu ſein, ſich auf eine bloße Conſequenz aus der Complication eines unähnlichen Elements mit mehren ähnlichen reducirt.

Weil aber der Inhalt der ſinnlichen Wahrnehmung (wenige bereits oben bemerkbar gemachte Ausnahmen abgerechnet) ein unzergehender zu ſein pflegt, ſo bietet er dem beliebigen Zergehen, in welchem beſtändig unſere innere Vorſtellungswelt begriffen iſt, die feſteſte und bequemſte Unterlage. Auf ihr geht die ſpontane oder inwendige Thätigkeit des Bewußtſeins an, nach Trieb, Willen und Neigung das durch die Wahrnehmung immer nur an den einen Ort einer Scale geknüpfte Element auch zugleich an einen der unzählig vielen andern Oerter derſelben zu knüpfen, ein Act, zu welchem der Stoff jedes mal durch das Geſetz der Verſchmolzenheit des Aehnlichen ſich von ſelbſt vorfindet, worauf ſodann der Act durch ein einfaches Heften der Aufmerkſamkeit auf die gewollte Stelle des ſich darbietenden Stoffs erfolgt. Da aber eine jede inwendige Wahrnehmung eines ſich bei ſolcher Gelegenheit darbietenden Stoffs, und ſei ſie eine noch ſo flüchtige, ſchon ein Haften der Aufmerkſamkeit enthält, weil ſie ſelbſt gar nichts Andres iſt als ein ſolches, ſo wird in der Ausübung die verworfene Vorſtellung immer ebenſo wohl gebildet als die gewählte, und die gewählte hat vor der verworfenen nichts weiter voraus, als daß ſich der Trieb oder die Neigung des Willens mit der erwählten verbindet und eben dadurch von der verworfenen abwendet. Man kann hiernach die Schnelligkeit und Geläufigkeit der inwendigen Production, und die ſchwindeln machende Fruchtbarkeit derſelben an zergehenden Vorſtellungen ermeſſen.

In der Ganzheit ſeines Phänomens muß nun aber dieſer Proceß

eine Geſtalt annehmen, welche überraſchend erſcheint. Es beſteht dieſe in dem Durcheinanderſpielen der vielen Räume, in denen die Vorſtellungselemente ihre Oerter einnehmen, indem eine und dieſelbe Vorſtellung, welche, in dem einen Raume angeſchaut, eine vielfache Weite der Ausbreitung einnimmt, ſich doch währenddeß im Gebiet eines andern Raumes mit einem einzigen Platze begnügen muß. So z. B. nehmen das reguläre Dreieck, Viereck, Fünfeck, Sechseck u. ſ. f. deſſelben Kreiſes verſchiedene Plätze ein im Zergehungsraum der Scale möglicher planimetriſcher Geſtalten, während ſie ſich doch im engen Bezirk deſſelben Kreiſes mit einem und demſelben Platze begnügen müſſen in dem allgemeinen Raume, in welchem der Kreis ſeinen Platz hat, und welcher im Gegenſatz gegen den Zergehungsraum möglicher Geſtalten der Zergehungsraum möglicher Oerter oder der geometriſche Ortsraum genannt werden mag. Erſt dann, wenn ich die Dreiecke, Sechsecke u. ſ. w. ihrem Kreiſe, dem ſie angehören, enthebe, und im Raum ringsumher verſtreue, nehmen ſie in beiden Räumen, welche das Vehikel ihrer Exiſtenz ſind, verſchiedene Plätze ein. Das Bild dreier einander gleicher weißer Marmorſäulen muß ſich im Farben- ſowol, als im Geſtaltenraum mit einem einzigen Platze begnügen, während es im geometriſchen Ortsraum drei Oerter in Anſpruch nimmt. Sobald ich es auch in dieſem auf einen einzigen Platz reducire, iſt es auch im geometriſchen Ortsraum daſſelbe, was es ſchon früher in den andern beiden Räumen war, ein einziges Bild. Iſt aber eine Vorſtellung einmal zergangen, ſo wird ſie auch in allen den Räumen als eine zergangene erſcheinen, wo ihr nur ein einziger Platz vergönnt iſt. Z. B. das Weiß der drei Säulen wird, obgleich es daſſelbe Weiß iſt, doch dreifach erſcheinen, der Ort, auf welchem das Dreieck und Sechseck im Kreiſe gezeichnet ſind, wird, obgleich er derſelbe Ort iſt, doch zweifach erſcheinen. Aehnlich wird daſſelbe Roth, wenn ein Theil davon im Lichte, ein anderer im Schatten ſteht, obgleich es daſſelbe Roth iſt, doch in ſeinem eigenen Raum nuancirt erſcheinen. Und dieſelbe Geſtalt deſſelben Orts wird, wenn ich mir den Platz, welchen ſie einnimmt, vergrößert oder verkleinert denke, obgleich ſie dieſelbe Geſtalt deſſelben Orts bleibt, dennoch vielfach erſcheinen, wodurch wir dann im geometriſchen Raum neben der Geſtaltſcale und der Ortſcale noch eine Größenſcale zu unterſcheiden

bekommen, ſowie es im Farbenſchema neben den drei eigentlichen Farbenſcalen und ihren Miſchungen auch noch die Scale des Hellen und Dunkeln zu unterſcheiden gibt. Eine jede einzelne dieſer vielen Scalen genügt für ſich allein, einen Vorſtellungsinhalt dermaßen zergehen zu machen, daß er auch im Raume einer jeden andren Scale, worin er gleichwol nur einen einzigen Ort einnimmt, als ein zergangener erſcheint, obwol er darin nicht ein zergangener iſt. Denn einen und denſelben Ort einnehmen im Raum einer gewiſſen Scale, heißt im Raum dieſer Scale unzergangen ſein.

Wenn nun aber, wie aus dem Bisherigen erhellet, das Zergangenſein oder Nichtzergangenſein der Vorſtellungen etwas Relatives iſt, indem dieſelbe Vorſtellung zugleich zergangen und nichtzergangen genannt werden muß in Beziehung auf die verſchiedenen Räume, an denen ſie Theil nimmt, ſo geht daraus hervor, daß die Entfernungen eines jeden Zergehungsraums für die darin erſcheinenden Vorſtellungen immer nur relative ſind, oder daß die in irgend einem Zergehungsraum auseinander geſtreuten gleichen Vorſtellungen immer ebenſo ſehr verſchmolzen ſind, nämlich im Felde desjenigen Raums, in welchem ſie vermöge der in ihnen geſetzten gleichartigen Elemente nur einen einzigen Platz einzunehmen vermögen.

Das abſtracte Schema für das Verhältniß einer Vorſtellung zu dem Felde einer gewiſſen Zergehungsſcale, in welchem ſie vervielfacht erſcheint, iſt die Zahl. Eine jede ſolche Scale bildet ein Continuum von unendlich vielen ineinander übergehenden Gliedern, welche eine unendliche Anzahl oder eine Größe $= \infty$ bilden. Dieſe Größe iſt der Ausdruck einer gradweiſen Verſchmelzung des Gleichen mit dem Ungleichen. Tritt nun ein disparates Element $= 1$ aus einem andern Vorſtellungsraum ein, ſo zergeht es in ſo viele gleiche Größen, als es Punkte aus der Größe ∞ an ſich zu ziehen vermag, und erſcheint ſo als $1 + 1 + 1 + 1 + 1$ u. ſ. w. Und denke ich es mir ſodann wieder verſchwindend aus dieſem Raume, ſo ſchwebt mir ſein leergewordener Platz $= 0$ über der unendlichen Fülle $= \infty$ des Zergehungsraums. Daher ſind ∞ und 0 die Urzahlen, d. h. die Zahlen, welche exiſtiren, bevor noch ein Raum den andern berührt, und welche allein exiſtiren würden, wenn es nur allein eine Verſchmelzung des Aehnlichen ohne Complication des Disparaten gäbe. Denn eine jede aus ähnlichen Elementen zuſammengeſchmolzene Zer-

gehungsſcale iſt in ihrer eigenen Fülle = ∞, während eine jede andere für ſie gar nicht exiſtirt, alſo = 0 iſt. Erſt durch Complication des Disparaten, alſo durch die Gewalt des Bewußtſeins, ſchließt ſich das ∞ mit dem 0 oder die Erſcheinungsſcale mit dem disparaten Element zum Producte einer erſcheinenden Einheit zuſammen, deren erſte Eigenſchaft iſt, in ſo viele Oerter zergehen zu können, als die unendliche Größe = ∞ in ſich enthält. Es geht aber in Beziehung auf ſeine Erkennbarkeit dem Zahlenſyſtem als dem Gemeinbegriff des ganzen Zergehungsverhältniſſes ebenſo wie jedem andern zergangenen Begriff. Es exiſtirt trotz ſeiner Zergangenheit in ſo viele einzelne Scalen, in denen es von jeder zu jeder auf dieſelbe Art iſt, doch auch ebenſo ſehr in ſeiner Einheit und Ungetrenntheit für ſich und gleichſam in ſeinem eigenen Raum. Da dieſer Raum den anderen Zergehungsſcalen nicht coordinirt iſt, ſondern als ihre gemeinſchaftliche Form durch alle hindurch exiſtirt, ſo kann er natürlich nicht ſelbſt die Rolle einer Zergehungsſcale für den Inhalt aus irgend einer andern ſpielen. Er kann dies nicht, weil ihm kein Inhalt irgend einer Scale disparat, ſondern der Inhalt einer jeden völlig adäquat iſt, weil nicht der Inhalt irgend einer einzelnen Scale, ſondern nur der Inhalt ſämmtlicher Scalen auf einmal, in denen allen er von jeder zu jeder exiſtirt, ſein entſprechendes Correlat ſein kann.

Das Reſultat der Unterſuchung iſt dies: Wir haben in der Zergehbarkeit des Vorſtellungsinhalts keine neue Eigenſchaft deſſelben entdeckt, ſondern nur ein Product des Verſchmelzungs- und Complicationsproceſſes, durch welches ein Einfluß der innern Bewegungen des Bewußtſeins, welche von Willensneigungen und Trieben regiert ſind, auf den Vorſtellungsinhalt möglich wird, indem der Trieb das eine Element einer wahrgenommenen Complication mit einem andren aus derſelben Scale zu vertauſchen ſucht, und dadurch die Vorſtellungen zergehen läßt, oder, wie man in der Sprache des Lebens ſich ausdrückt, Vergleichungen anſtellt. In der Vergleichung iſt dann entweder ſogleich enthalten oder es folgt auf ſie die Begehrung (Bejahung) der einen, und die Verwerfung (Verneinung) der andern Vorſtellung. D. h. die der bejahten Complication widerſprechende wird, obgleich ſie im Gedächtniß und vielleicht ſogar in der Wahrnehmung fort exiſtirt, doch für den Willen als

eine nicht mehr exiſtirende, als eine aufgelöſte oder aufzulöſende angenommen, die man, wenn es angeht, im Innern zu vergeſſen, im Aeußern zu zerſtören trachtet. Weiter reicht die Gewalt der Seele zur Zernichtung einer Complication nicht, dies iſt aber auch hinreichend für alle vorkommenden Fälle. Ihre Gewalt zur Zernichtung einer Verſchmelzung liegt in den Grenzen des Zergehungsgeſetzes eingeſchloſſen.

Hiermit ſind alle Fälle, welche dem Verſchmelzungsgeſetze als Hinderniſſe in den Weg treten können, erſchöpft. Das Complicationsgeſetz aber kennt kein andres Hinderniß als Schwäche der Aufmerkſamkeit.

§. 23.

Von der Bildung der abſtracten Begriffe.

Ariſtoteles als Beobachter im innern Sinn. Poſitive und negative Abſtracta. Stammbegriffe und Zweigbegriffe. Wechſelbegriffe. Correlata.

Durch eine Combination der im Bisherigen vorgetragenen Lehre von den Disjunctionsſcalen und vom Vehikel mit der von den Begriffen mit beweglichen Merkmalen, entſpringen die bereits von Ariſtoteles mit großer, obgleich einſeitiger, Genauigkeit angeſtellten Beobachtungen über den Zuſammenhang der Begriffe, welche den Inhalt Deſſen bilden, was man gewöhnlich Logik genannt hat, bis zuerſt Hegel wieder dieſem Worte eine ausgedehntere Bedeutung gab. Dieſe Ariſtoteliſchen Beobachtungen bewegen ſich zwar in einem engen Felde, ſind aber darum nicht minder werthvoll. Sie ſind das erſte Beiſpiel einer in ihrer Art vollkommenen pſychologiſchen Analyſe (gegründet auf ein Beobachten im innern Sinn), welches in der Geſchichte der Wiſſenſchaften vorkommt. Daher das richtige, wenn auch dunkle Gefühl des Mittelalters, in dieſer Logik den Anfang werthvoller Selbſterkenntniß zu beſitzen, an welchem man um ſo eifriger feſt hielt, je weniger man ſich ſelbſt im Stande ſah, die Arbeit fortzuſetzen. Da wir bereits zu den tiefern Gründen gelangt ſind, aus denen die Ariſtoteliſchen Geſetze nur zufällige Combinationen darſtellen, ſo wird die Darſtellung dieſer Geſetze, welche ganz an dieſen Ort gehört, kurz ſein können. Wir werden dabei ebenſo ſehr des Ariſtoteles Genie der Beobachtung in ſo früher Zeit zu bewundern haben, als es uns deutlich

werden wird, wie der Fortſchritt der Wiſſenſchaft gehemmt werden mußte durch den Glauben, daß man in dieſem engen Kreiſe von Formeln höchſt abgeleiteter Natur den wirklichen Urgeſetzen des Denkproceſſes auf den Grund ſähe. Der Irrthum war nicht geringer, als wie der eines Mannes ſein würde, welcher die Bewegungen des Stunden- und Minutenzeigers an der Uhr einer Spontaneität derſelben zuſchriebe, weil er keine Ahnung von dem durch das Zifferblatt verdeckten Getriebe des Räderwerks hätte.

Die Function, von welcher die Ariſtoteliſche Logik als einer angeblich urſprünglichen ausgeht, iſt die des *Abſtrahirens* oder des *Bildens abſtracter Begriffe*. Der abſtracte Begriff, z. B. Blatt, paßt auf alle Blätter, ſie mögen Farbe und Geſtalt haben welche ſie wollen. Die Spontaneität des Denkens ſchien alſo hier die Merkmale von *Farbe* und *Geſtalt* ausgeſtoßen zu haben, während ſie die der begrenzten Flächenausdehnung, des Angeheftetſeins an einen Stiel oder Stamm, des Wachſens, des Einſaugens der Luft u. ſ. f. in einem abgerundeten, aber *hohlen* und durch individuelle Anſchauungen auszufüllenden *Schema* vereinigte. So ſieht die Sache aus auf dem Zifferblatt, anders im Räderwerk. Hier werde ich inne, daß das Zuſammenſchmelzen der Merkmale in einen Begriff allerdings von einer Function der Aufmerkſamkeit in der ſynthetiſchen Apperception abhängt, nach dem Geſetz, daß die Complication der Vorſtellungselemente ſich genau richtet nach den Graden der Aufmerkſamkeit. Aber ich ſehe ebenſo deutlich, daß es bei dieſer Zuſammenſchmelzung ſchlechterdings nicht in meiner Macht ſteht, nach Willkür gewiſſe Merkmale in den Complicationsproceß nicht mit eingehen zu laſſen; ſondern ſobald ein gewiſſer Grad von Aufmerkſamkeit vorhanden iſt, compliciren ſich blindlings alle vorhandenen Elemente ohne Ausnahme, ich mag wollen oder nicht. Ich muß alſo das *Blatt am Baume* entweder gar nicht betrachten, oder ich muß mir ſeine ganz beſtimmte Geſtalt und Farbe gefallen laſſen. Es folgt hieraus, daß in der einfachen ſynthetiſchen Apperception oder in der einfachen Wirkung der Fragethätigkeit auf die Vorſtellungselemente noch nicht die Fähigkeit zu abſtracten Begriffen vorhanden liegt, ſondern daß etwas Neues hinzutreten muß. Der Act dieſer hinzutretenden *Umformung* oder *Metamorphoſe* der Begriffe iſt von der alten Logik ebenſo wol mit dem Acte der erſten Begriffbildung vermiſcht und verwechſelt worden, als ſie ferner

mich wieder die bei jener Metamorphoſe entſpringenden ſehr verſchiedenartigen Producte untereinander gewirrt und nicht gehörig unterſchieden hat. Wir gehen auch hier Schritt vor Schritt.

Geſetzt den Fall, es ſei mir an einem geſehenen Blatte vorzüglich die Geſtalt auffallend, wie ich ſie mir nicht gedacht hätte, ſo wird die Folge davon ſein, daß ſich die Aufmerkſamkeit ganz beſonders auf die Geſtalt heftet. Das ganze Blatt bleibt nun im Felde der Aufmerkſamkeit ruhen, aber ſeine Geſtalt wird ihr ſpecieller Focus, wovon die nothwendige Folge iſt, daß die der Geſtalt des Blatts nach dem Geſetz der Aehnlichkeit angeſchmolzene Geſtaltſcala dem Bewußtſein hell wird. Damit zergeht nun im Einbildungsraum das Blatt in der Scala der Geſtalten, oder, was Daſſelbe ſagt, das Merkmal der Geſtalt wird zum beweglichen Merkmal. Feſt wird es dagegen bleiben, wenn uns nicht die Geſtalt, ſondern z. B. die Farbe auffällig iſt und zum Focus der Aufmerkſamkeit wird. Denn dann zergeht das Blatt in der Scale der Farben, wobei es, obgleich in dieſer zergangen, in der Geſtaltſcale als ein unzergangenes fortwährend ergriffen wird, nach den oben erläuterten Geſetzen. Durch ſolches Heften der Aufmerkſamkeit auf einzelne Merkmale zerlegt ſich nun der Begriff des Blatts in zwei verſchiedene Beſtandtheile, einen fixen und einen beweglichen. Ein Begriff mit lauter fixen Merkmalen iſt ein concreter Begriff; je mehre Merkmale beweglich werden, deſto abſtracter wird er. Denn die Logik dachte ſich den Begriff als den übrig bleibenden Reſt fixer Merkmale, welcher immer kleiner und dabei hohler und lückenhafter wird, je mehr Merkmale als beweglich abgezogen werden. Die abgezogenen Begriffe der Logik ſind daher keine lebendigen Producte der Denkfunction, ſondern ſie ſind der trübe Reſt der unmittelbaren Anſchauung, welcher unverwandelt und fix als Reſiduum im bloßen Felde der Aufmerkſamkeit bleibt, während das Denken als die erhöhte Thätigkeit der Aufmerkſamkeit ſich in den Focus der beweglichen, d. h. der in die Disjunctionsſcalen des Einbildungsraums eingeſchmolzenen Merkmale vertieft. Man würde daher dieſe Art von Begriffen weit richtiger Reſidua als Abſtracta nennen, indem die Thätigkeit des Abziehens oder Abhebens ſich nicht auf ihren Inhalt, ſondern im Gegentheil auf den Inhalt der ihnen entnommenen beweglichen Merkmale bezieht. Wir wählen daher zu ihrer Bezeichnung den Namen des negativen Ab-

werden wird, wie der Fortſchritt der Wiſſenſchaft gehemmt werden mußte durch den Glauben, daß man in dieſem engen Kreiſe von Formeln höchſt abgeleiteter Natur den wirklichen Urgeſetzen des Denkproceſſes auf den Grund ſähe. Der Irrthum war nicht geringer, als wie der eines Mannes ſein würde, welcher die Bewegungen des Stunden- und Minutenzeigers an der Uhr einer Spontaneität derſelben zuſchriebe, weil er keine Ahnung von dem durch das Zifferblatt verdeckten Getriebe des Räderwerks hätte.

Die Function, von welcher die Ariſtoteliſche Logik als einer angeblich urſprünglichen ausgeht, iſt die des *Abſtrahirens* oder des *Bildens abſtracter Begriffe*. Der abſtracte Begriff, z. B. Blatt, paßt auf alle Blätter, ſie mögen Farbe und Geſtalt haben welche ſie wollen. Die Spontaneität des Denkens ſchien alſo hier die Merkmale von *Farbe* und *Geſtalt* ausgeſtoßen zu haben, während ſie die der begrenzten Flächenausdehnung, des Angeheftetſeins an einen Stiel oder Stamm, des Wachſens, des Einſaugens der Luft u. ſ. f. in einem abgerundeten, aber *hohlen* und durch individuelle Anſchauungen auszufüllenden *Schema* vereinigte. So ſieht die Sache aus auf dem Zifferblatt, anders im Räderwerk. Hier werde ich inne, daß das Zuſammenſchmelzen der Merkmale in einen Begriff allerdings von einer Function der Aufmerkſamkeit in der ſynthetiſchen Apperception abhängt, nach dem Geſetz, daß die Complication der Vorſtellungselemente ſich genau richtet nach den Graden der Aufmerkſamkeit. Aber ich ſehe ebenſo deutlich, daß es bei dieſer Zuſammenſchmelzung ſchlechterdings nicht in meiner Macht ſteht, nach Willkür gewiſſe Merkmale in den Complicationsproceß nicht mit eingehen zu laſſen; ſondern ſobald ein gewiſſer Grad von Aufmerkſamkeit vorhanden iſt, compliciren ſich blindlings alle vorhandenen Elemente ohne Ausnahme, ich mag wollen oder nicht. Ich muß alſo das *Blatt am Baume* entweder gar nicht betrachten, oder ich muß mir ſeine ganz beſtimmte Geſtalt und Farbe gefallen laſſen. Es folgt hieraus, daß in der einfachen ſynthetiſchen Apperception oder in der einfachen Wirkung der Fragethätigkeit auf die Vorſtellungselemente noch nicht die Fähigkeit zu abſtracten Begriffen vorhanden liegt, ſondern daß etwas Neues hinzutreten muß. Der Act dieſer hinzutretenden *Umformung* oder *Metamorphoſe* der Begriffe iſt von der alten Logik ebenſo wol mit dem Acte der erſten Begriffbildung vermiſcht und verwechſelt worden, als ſie ferner

auch wieder die bei jener Metamorphoſe entſpringenden ſehr verſchiedenartigen Producte untereinander gewirrt und nicht gehörig unterſchieden hat. Wir gehen auch hier Schritt vor Schritt.

Geſetzt den Fall, es ſei mir an einem geſehenen Blatte vorzüglich die Geſtalt auffallend, wie ich ſie mir nicht gedacht hätte, ſo wird die Folge davon ſein, daß ſich die Aufmerkſamkeit ganz beſonders auf die Geſtalt heftet. Das ganze Blatt bleibt nun im Felde der Aufmerkſamkeit ruhen, aber ſeine Geſtalt wird ihr ſpecieller Focus, wovon die nothwendige Folge iſt, daß die der Geſtalt des Blatts nach dem Geſetz der Aehnlichkeit angeſchmolzene Geſtaltſcala dem Bewußtſein hell wird. Damit zergeht nun im Einbildungsraum das Blatt in der Scala der Geſtalten, oder, was Daſſelbe ſagt, das Merkmal der Geſtalt wird zum beweglichen Merkmal. Feſt wird es dagegen bleiben, wenn uns nicht die Geſtalt, ſondern z. B. die Farbe auffällig iſt und zum Focus der Aufmerkſamkeit wird. Dann dann zergeht das Blatt in der Scale der Farben, wobei es, obgleich in dieſer zergangen, in der Geſtaltſcale als ein unzergangenes fortwährend ergriffen wird, nach den oben erläuterten Geſetzen. Durch ſolches Heften der Aufmerkſamkeit auf einzelne Merkmale zerlegt ſich nun der Begriff des Blatts in zwei verſchiedene Beſtandtheile, einen fixen und einen beweglichen. Ein Begriff mit lauter fixen Merkmalen iſt ein concreter Begriff; je mehre Merkmale beweglich werden, deſto abſtracter wird er. Denn die Logik dachte ſich den Begriff als den übrig bleibenden Reſt fixer Merkmale, welcher immer kleiner und dabei hohler und lückenhafter wird, je mehr Merkmale als beweglich abgezogen werden. Die abgezogenen Begriffe der Logik ſind daher keine lebendigen Producte der Denkfunction, ſondern ſie ſind der trübe Reſt der unmittelbaren Anſchauung, welcher unverwandelt und fix als Reſiduum im bloßen Felde der Aufmerkſamkeit bleibt, während das Denken als die erhöhte Thätigkeit der Aufmerkſamkeit ſich in den Focus der beweglichen, d. h. der in die Disjunctionsſcalen des Einbildungsraums eingeſchmolzenen Merkmale vertieft. Man würde daher dieſe Art von Begriffen weit richtiger Reſidua als Abſtracta nennen, indem die Thätigkeit des Abziehens oder Abhebens ſich nicht auf ihren Inhalt, ſondern im Gegentheil auf den Inhalt der ihnen entnommenen beweglichen Merkmale bezieht. Wir wählen daher zu ihrer Bezeichnung den Namen des negativen Ab-

ſtractums oder des abſtracten Reſiduums. Dieſes iſt die wahre Hefe des Begriffs, welche als träg und unverwandelt übrig bleibt während das Denken den abſtrahirten Inhalt des Focus verwandelt und ſteigert. Sie iſt das Hohle.

Ihr gegenüber gibt es aber nun die wirklichen und poſitiven Abſtracta, welche dieſen Namen in der That verdienen, und deshalb mit jenen fälſchlich ſo genannten Reſiduis niemals verwechſelt werden dürfen. Sie ſind die Begriffe der als beweglich abſtrahirten Merkmale, welche immer als Ausſchnitte beſtimmter Disjunctionsſcalen gedacht werden, wie der Begriff des Cirkels, des Sechsecks, der purpurrothen Farbe, u. dgl. Der ſprüchwörtlich gewordene Ausdruck des hohlen Abſtractums, welcher in Beziehung auf jene fixen Reſidua ſo überaus paſſend iſt, wird hier zur ſinnloſen Bezeichnung. Denn es gibt nichts Beſtimmteres und Befriedigenderes im Denken als die präciſen Begriffe eines Cirkels, eines regulären Sechsecks, einer reinen Purpurfarbe u. dgl., mit einem Wort, als die Begriffe, welche ſich im Focus der Aufmerkſamkeit bilden, während in ihrem bloßen Felde das Reſiduum der negativen Abſtraction übrig bleibt. Denn gerade in ſolchen Begriffen des Focus, und in ihnen ganz allein, iſt alles Hohle und Schwankende ausgeſchloſſen. Die Roheit des Standpunkts der alten Logik iſt ganz dadurch charakteriſirt, daß ſie beide Producte des Abſtractionsproceſſes (d. h. des Proceſſes der Trennung von Focus und Feld der Aufmerkſamkeit) ungeachtet ihrer entgegengeſetzten Entſtehung und ihres entgegengeſetzten Werthes nicht voneinander unterſchied, ſondern beide unter dem Namen abgezogener Begriffe zuſammenwarf, Gold und Stroh. Wir haben im Vorigen einen Grundriß Deſſen, was im Denken einzig präcis und werthvoll iſt, nämlich der Disjunctionsſcalen und ihrer Vehikelverhältniſſe, zu entwerfen geſucht, woraus ſich mit der Zeit eine vollſtändige Lehre von den poſitiven Abſtractis oder wiſſenſchaftlich brauchbaren Denkbegriffen entwickeln kann. Denn ſämmtliche poſitive Abſtracta zeigen ſich Ausſchnitte aus Disjunctionsſcalen zu ſein. Hiervon wußte Ariſtoteles nichts, und ihm kam daher auch das eigentliche reine Feld, worauf ſich das Denken als eine Function der Aufmerkſamkeit bewegt, nie als ſolches zur Anſchauung. Seine Lehre charakteriſirt vielmehr ihren Standpunkt und Rang dadurch, daß ſie ſich mit Vorliebe auf das Feld der negativen Abſtracta oder hohlen Reſidua begab.

Betrachtet man das negative und poſitive Abſtractum im Zuſammenhange, ſo heißt jenes der Subjectbegriff, dieſes der Prädicatbegriff oder die Eigenſchaft, und die Zuſammenfügung beider ein Urtheil, z. B. dieſe Roſe iſt roth, dieſer Tiſch iſt rund. Die Copula Iſt, welche hierbei die Sprachen anwenden, iſt ungenau, und verführt leicht zu falſchen Vorſtellungen. Vielmehr beſitzt die Sprache ein anderes Wort, welches das Verhältniß völlig und untadelhaft ausſprechen würde, indem man ſagte: dieſe Roſe hat roth, dieſer Tiſch hat rund. Denn es wird hier dem negativen Abſtractum das poſitive Abſtractum als ein verlorener Theil aufs neue hinzugefügt, um aber das Umfaßtwerden des Theiles durch das Ganze auszudrücken, gebrauchen die Sprachen in allen übrigen Fällen niemals den Ausdruck des Seins, ſondern immer den des Habens. Dabei ſteht es bei uns, das poſitive Abſtractum aufs neue als das Feld der Aufmerkſamkeit anzuſehen, und von hier in einen noch engern Focus zu ſteigen, ſagend z. B.: die Röthe der Roſe iſt purpurfarbig oder hat Purpurfarbe, die Rundung des Tiſches iſt elliptiſch oder hat Ellipſenform. Dieſe Stägerung des Focus der Aufmerkſamkeit zu ihrem Felde iſt die Function der exacten Beobachtung, welche nicht eher ruht, als bis in ihrem Focus lauter einfache und letzte Begriffe erſcheinen, d. h. Begriffe, welche ſchlechterdings nicht aufs neue zum Felde des Aufmerkens gemacht werden können. Dies iſt der einzig mögliche Weg, zu Begriffen zu gelangen, welche wirkliche klare Erkenntniß in ſich ſchließen, wogegen die Wiſſenſchaft ſo lange ſicher in der Irre geht, als ſie noch glaubt, in den negativen Reſiduis des Denkproceſſes irgendwie taugliche Subſtrate ihrer Conſtructionen vor ſich zu haben.

Die misbräuchliche Einführung der Copula Iſt erklärt ſich wol am beſten durch Uebertragung aus anderartigen Urtheilsformen, in denen ſie paßt. Sie wird nämlich dann paſſend, wenn ich z. B. anſtatt: dieſer Menſch iſt ſchwarz, ſage: dieſer Menſch iſt ein ſchwarzer Menſch, oder: dieſer Menſch iſt ein Neger. Hier iſt das Subject Menſch zwar nach wie vor das abgeſchnittene todte Reſiduum, aber das Prädicat Neger iſt nicht mehr der iſolirte Focusbegriff, ſondern der vollſtändige concrete Anſchauungsbegriff, in welchem beide, poſitives und negatives Abſtractum, als Beſtandtheile zuſammenſchmelzen. Die erſte Urtheilsform (die des Habens) enthält das Grundverhältniß von negativem und poſitivem Abſtractum, die zweite Form

welches ihm der andre abſpricht. Sie bilden daher immer untereinander eine Disjunctionsſcala, aber wir können oft zweifelhaft darüber ſein, welche unter den verſchiedenen Merkmalen es ſeien, durch welche ihre Disjunctionsſcala gebildet wird. So z. B. hat Linné die Disjunctionsſcala der Pflanzeneintheilung aus der Zahl und Geſtalt ihrer Generationswerkzeuge gebildet, während Juſſieu dieſelbe aus den Formen des Wachsthums entnahm. Die morphologiſchen Disjunctionsſcalen, nach welchen die Natur ſelbſt den Begriff der Pflanze combinirt, ſind uns noch unbekannt.

Man hat wol gefragt, wie weit man das Unterordnen und Ueberordnen der Begriffe treiben könne, und dann als Antwort auf die Frage gemeint, daß alle Begriffe nach unten im Begriffe des Individuums, nach oben im Begriffe des reinen Seins endigten. Dies iſt aber eine ganz falſche Anſicht. Denn nach untenhin bildet das Individuum darum nicht die Grenze der Spaltung in den Begriffen, weil daſſelbe, wie z. B. Cäſar, Alexander, immer noch in ſich ſelbſt ein zergehender Stammbegriff iſt. Denn Alexander zergeht in einen jüngern und ältern, in einen Reiter des Bucephalus und einen Zuhörer des Ariſtoteles. Sodaß nicht das Individuum, ſondern nur ein beſtimmter einzelner Lebensmoment eines Individuums als die Grenze nach unten angeſehen werden kann. Um hingegen die Grenze nach oben zu finden, iſt es nöthig, das hohle Reſiduum ſo weit zu evacuiren, bis nur ein einzelnes Merkmal übrig bleibt. Zu dieſem Merkmale taugt nun zwar das des Seins oder ſeienden Dinges, es taugt aber ebenſo gut dazu ein jedes andere, welches in dem todten Reſiduo angetroffen wird, z. B. Roth, Ausgedehnt, Gut, Schlecht, Zehnjährig u. ſ. f. nach Belieben. Ein ſolches willkürlich herausgeriſſenes Merkmal ſteht dann als völlig ausgehöhlter Stammbegriff einer Wüſtenei von Subordinationen vor, welche ihm in beliebiger Ordnung untergeſtellt werden. So wird der ausgehöhlte Stammbegriff Roth ebenſo bequem an die Spitze unabſehbarer Disjunctionsſcalen rother Naturproducte, Phänomene und Kunſtobjecte, ſeiender und nicht ſeiender, treten, als der Begriff Gut an die Spitze ebenſo unabſehbarer Scalen ſeiender und nicht ſeiender Begebenheiten und Handlungen, oder als der Begriff des Seins an die Spitze unabſehlicher Scalen von ſeienden Dingen. Durch dieſe Anſicht der Sache läßt ſich jedes poſitive Abſtractum ſogleich in einen gänzlich hohlen

Stammbegriff oder in ein negatives Abſtractum umwandeln, und die Gewandtheit des dialektiſchen Denkens beſteht darin, daß dieſe Umwandlung in allen Fällen ſogleich mit Leichtigkeit erfolgt, daß das Prädicat Roth ſich ſogleich in den Stammbegriff des Rothen, das Prädicat Sein in den Stammbegriff des Seienden, Süß in den des Süßen, Gut in den des Guten, Wahr in den des Wahren umſetzt.

Die Ariſtoteliſche Betrachtungsweiſe der Verhältniſſe unter den Begriffen iſt von der Art, daß dem einfachen Prädicatbegriff immer ſogleich der entſprechende hohle Stammbegriff ſubſtituirt wird, ſodaß z. B. das Urtheil: dieſe Roſe iſt roth, bedeutet: dieſe Roſe iſt ein Rothes, oder gehört zu den rothen Dingen.

Durch dieſe künſtliche Vorſtellungsweiſe erzeugt ſich nun eine gegenſeitige Subordination von lauter Stammbegriffen oder todten Reichen. Denn es gehört nun ſowol zu den Roſen einiges Rothe, als zu den rothen Dingen einige Roſen gehören. In der rothen Roſe werden die Stammbegriffe der Roſe und des Rothen einander gegenſeitig zum Vehikel, aber nicht auf nothwendige Weiſe oder in allen Fällen, ſondern in einigen Fällen oder auf zufällige Art. Auf ähnliche Weiſe wird in den Individuen Linné, Berzelius, der Schwede dem Naturforſcher, und der Naturforſcher dem Schweden zum Vehikel des Erſcheinens, ſodaß nun ſowol einige Schweden Naturforſcher, als auch einige Naturforſcher Schweden zu nennen ſind. Auf engere Art äußert ſich ein ſolches Vehikelverhältniß gegenſeitiger Subordinationen in den ſogenannten Wechſelbegriffen. Unter ihnen verſteht man Begriffe von verſchiedenem Inhalt, aber gänzlich gleichem Umfang, welche gegenſeitig voneinander ausgeſagt werden können, wie z. B. gleichſeitiges Dreieck und gleichwinkliges Dreieck, Peripherie eines Centrums und gleichmäßig gekrümmte Linie, Begründer des Syſtems der Botanik und größter der ſchwediſchen Naturforſcher, dritter in der Reihe der Planeten und einmondiger Planet, u. dgl. m. Hier ſind die Verhältniſſe ſo, daß eine doppelſeitige Nothwendigkeit des Vehikels eintritt. Denn die Vorſtellung der Peripherie um ein Centrum kann gar nicht gebildet werden, wenn ihr nicht die Vorſtellung der gleichmäßig gekrümmten Linie zum Vehikel dient und umgekehrt; die Vorſtellung der drei gleichen Seiten im Triangel kann gar nicht gebildet werden, wenn ihr nicht die Vorſtellung ſeiner drei gleichen Winkel zum Vehikel dient; die Vorſtellung des größten der ſchwediſchen Naturfor-

scher kann gar nicht gebildet werden, wenn ihr nicht die des Begründers der Botanik zum Vehikel dient und umgekehrt; die Vorstellung des dritten Planeten kann gar nicht gebildet werden, wenn ihr nicht die Vorstellung seiner Umgebung von einem Monde zum Vehikel dient und umgekehrt. Dieses Verhältniß der Wechselbegriffe, sowie überhaupt der gegenseitigen Subordination unter den Begriffen, läßt sich nicht aus tiefern Gründen erklären, sondern es ist selbst einer der Punkte, welche bis in den tiefsten Grund der Existenz unmittelbar hineinreichen. Das merkwürdige Verhältniß des Vehikels, die Grundthatsache alles Vorstellens und Anschauens, liegt darin nackt zu Tage. Wenn wir z. B. beobachten, daß die Farbe nicht vorgestellt werden kann ohne das Vehikel der Fläche, die Fläche aber wol ohne das Vehikel der Farbe, weil es hierfür außer der Farbe noch andere Vehikel gibt (z. B. das Gefühl der Glätte und Rauhigkeit), so können wir nicht weiter fragen, warum es so sei, sondern haben eine Grundthatsache des Vorstellens vor uns, die sich gleichwol nicht von selbst versteht, und die man deshalb billig ein Urereigniß unsers Lebens nennen dürfte. Der richtige und rein wissenschaftliche Ausdruck für dies Verhältniß wäre in diesem Fall: Farbe hat nothwendig oder immer Fläche, Fläche hingegen hat zufällig oder vielleicht Farbe. Statt dessen sagt die alles in hohle Stammbegriffe umkehrende Aristotelische Manier: Alles Farbige ist flächig, einiges Flächige ist farbig, und sodann in noch weiterer Steigerung: Alles Farbige ist ein Flächiges, einiges Flächige ist ein Farbiges. Aehnlich sehen wir bei der Construction des Cirkels, des Triangels beständig Begriffe einander gegenseitig zum Vehikel des Vorstellens dienen, welche nicht denselben Inhalt haben, gleichwol so ineinander verkettet sind, daß wir nur im Stande sind, sie innerhalb des Products ihrer Verkettung, aber niemals außerhalb desselben vorzustellen. Kant stützte auf die Beobachtung solcher nothwendiger Verkettungen heterogener Vorstellungselemente seine Lehre von der aprioriſchen Syntheſis, Plato stützte auf dieselbe Grundlage seine Ideenlehre. Kant beruhigte sich bei dem Factum solcher aprioriſchen Unauflöslichkeiten, Plato strebte über dies Factum hinaus in eine weitere Tiefe, indem er bemüht war, durch schlechthinnige Trennung des Heterogenen jede Qualität in ihrer Reinheit gesondert von allen übrigen aufzufassen, eine Foderung, welche das strenge Nachdenken ebenso wenig umgehen und ablehnen, als in allen Fällen vollziehen kann. Es

muß hier eine Schwäche unſers Vorſtellungsvermögens obwalten, welche nicht zugibt, daß wir verſchiedenartige Vorſtellungselemente, die nach der Organiſation unſers Sinnes ſich nun einmal in einer für uns unauflöslichen Verkettung befinden, auseinander ſondern und in ihre letzten Elemente auflöſen können, obgleich wir deutlich erkennen, daß das hier miteinander Verkettete nicht ein Identiſches ſei.

Auf einer ähnlichen Verkettung von Vehikelverhältniſſen beruhen auch die Correlata in den Begriffen. Die Hälfte iſt nur vorſtellbar als Hälfte eines Ganzen, der Herr nur als Herr eines Dieners, der Sohn nur als Sohn eines Vaters u. ſ. f. Auch hier iſt Vehikelverhältniß als unauflösliche Verkettung Deſſen, was nicht identiſch iſt, dennoch in der Organiſation unſers Sinnes ſich nicht trennen läßt.

So geſchieht es, daß kein Begriff in unſerm Anſchauen und Vorſtellen vereinzelt daſteht, ſondern jeder ſogleich ſeine eingeſchloſſenen und angeſchloſſenen, ſeine Neben- und Hinterbegriffe mit ſich bringt. So bringt der Lautenton den Hinterbegriff der Saitenſchwingung, die Pflanze den Hinterbegriff des Ackers, der Menſch den Hinterbegriff ſeiner Abſtammung mit ſich.

Wenn unter deutlichen Vorſtellungen diejenigen verſtanden werden, welche man nicht nur von andern genau unterſcheiden, ſondern auch in ihre innern Unterſchiede oder Beſtandtheile zerlegen kann, ſo leiden vermöge des Vehikelverhältniſſes unſere ſämmtlichen Vorſtellungen mehr oder weniger an einer Undeutlichkeit, nämlich an jener Unfähigkeit unſers Vorſtellungsvermögens, Dasjenige zu ſondern, was doch an ſich ſelbſt nicht identiſch iſt. Die Foderung Plato's und der Megariſchen Schule, alles nicht Identiſche in den Begriffen trennbar zu machen, ſtieß auf ſo große Schwierigkeiten, daß ſchon Ariſtoteles wieder gänzlich von derſelben abſtand.

§. 24.

Von der Bildung der Urtheile und Schlüſſe.

Quantität, Qualität, Relation und Modalität der Urtheile. Die neunzehn Figuren der Ariſtoteliſchen Schlußbildung in ihren vier Modis.

Das Ariſtoteliſche Urtheil hebt aus den dem Stammbegriff ſubordinirten Zweigbegriffen irgend einen beſonders hervor, daher Urtheil im Ariſtoteliſchen Sinn ſo viel iſt als Heraushebung des Beſondern.

aus dem Allgemeinen, oder Hervorkehrung irgend einer besondern Combination beweglicher Merkmale aus dem Umfange des Stammbegriffs, wie wenn ich aus dem beweglichen Begriff Menſch die Combination Neger hervorhebe und ſage: Der Neger iſt Menſch. Das allgemeine Schema aller Ariſtoteliſchen Urtheile iſt daher das Verhältniß, worin einige Vorſtellungen irgend einer Art zu allen derſelben Art ſtehen. So z. B. kann ich anſtatt Neger ſagen: einige Menſchen. Denn die Neger ſind ein Ausſchnitt aus der in ſich beweglichen Sphäre Menſch. Will ich aber die Sphäre Menſch ſchlechthin ausdrücken, ſo muß ich ſagen: alle Menſchen. Einige Menſchen ſind auch Menſchen, denn ſie gehören zu den Allen und daher ſind auch die Neger Menſchen, weil ich ſtatt Neger auch einige Menſchen ſagen darf. Hier leuchtet ſogleich die Quantität des Urtheils in ihrem Grundverhältniß ein. Das univerſelle Urtheil (alle M. u. ſ. w.) betrifft den Stammbegriff, das particuläre Urtheil (einige M. u. ſ. w.) betrifft einen Zweigbegriff, läßt es aber dabei unbeſtimmt, welchen der Zweigbegriffe man aus dem Stammbegriffe hervorheben will. Es können z. B. Neger, es können auch Chineſen hervorgehoben werden. Und ich kann dann z. B. das Urtheil: alle Neger ſind ſchwarz, umwandeln in das gleichbedeutende: einige Menſchen ſind ſchwarz.

Die Eigenſchaften oder Prädicate, z. B. ſchwarz, roth, werden daher im Ariſtoteliſchen Urtheil niemals in ihrer eigentlichen und urſprünglichen Bedeutung von einfachen Qualitäten oder poſitiven Abſtractis, ſondern immer in der abgeleiteten und künſtlichen Form von negativen Abſtractis oder hohlen Stammbegriffen genommen. Und dadurch wird hier dem natürlichen Standpunkte der Beobachtung, nach welchem die Begriffe des Denkproceſſes Complicationen gewiſſer Ausſchnitte aus gewiſſen Disjunctionsſcalen ſind, der abgeleitete und künſtliche vorgezogen, nach welchem dieſe Complicationen als ein hohles Fachwerk von lauter Stamm- und Zweigbegriffen (hohlen Reſiduis) unter dem Grundgeſetz des Allgemeinen und Beſondern ſich präſentiren. Daher gibt es im Felde des Ariſtoteliſchen Urtheils, ſtreng genommen, gar keine Prädicate oder Eigenſchaften, ſondern nur lauter verſtümmelte Stammbegriffe, welche nach der Sphäre ihres Umfangs aneinander gemeſſen werden, wobei der ſpecifiſche Naturunterſchied zwiſchen Complication (Subject) und hervorgehobenem Merkmal (Prädicat) ganz wegfällt und man unter Subject nichts weiter verſteht als

den untergeordneten, unter Prädicat nichts weiter als den übergeordneten Begriff. Obgleich es z. B. so aussieht, als ob im Urtheil: einige Menschen sind schwarz, das Subject eine Complication und das Prädicat ein einfaches Merkmal bedeute, so sieht man doch sogleich an der von Aristoteles zugelassenen Umkehrung: einiges Schwarze ist Mensch, daß jenem Urtheil von vornherein ein ganz anderer Sinn untergelegt wurde, nämlich der Sinn, daß der Begriff Mensch in einigen seiner Exemplare sich als Zweigbegriff zum Stammbegriff der schwarzen Objecte verhalte, ebenso wie umgekehrt der Stammbegriff der schwarzen Objecte in einigen seiner Exemplare sich als Zweigbegriff zum Stammbegriff des Menschen verhält. Obgleich aber das Subject des Aristotelischen Urtheils die Bedeutung hat, dem Prädicat untergeordnet zu sein, und sich daher Subject zu Prädicat immer wie Zweig zum Stamm verhält, so gibt es doch auch Fälle, in denen es erlaubt ist, den Stammbegriff seinem eigenen Zweigbegriffe unterzuordnen, nämlich durch Einschränkung, wie wenn ich sage: einige Menschen, aber die in Neu-Guinea lebenden Menschen sind Neger. Denn hier wird durch die Einschränkung (einige) hervorgebracht, daß der Stammbegriff (Mensch) nicht mehr sich selbst, sondern nur noch einen Zweig seines Zweiges (Neger) bedeutet.

Das einfache Verhältniß des Subjects zum Prädicat heißt das kategorische Urtheil. Das kategorische Urtheil als Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine hat seit Aristoteles für das Grundverhältniß alles wissenschaftlichen Denkens gegolten und gilt auch bei Kant und Hegel fortwährend fälschlich dafür. Das Verhältniß des Allgemeinen und Besondern ist ein ganz richtiges Verhältniß in unserm Denken, aber ein abgeleitetes. Das Verhältniß der reinen Disjunctionsscalen und ihrer Vehikel-Zusammenhänge ist ein viel ursprünglicheres und aus ihm fließt jenes andre erst als Folge hervor. Denn die Disjunctionsscalen enthalten weder besondere, noch universelle Begriffe, sondern die Grundlagen und Voraussetzungen, aus denen sich sowol das Allgemeine als das Besondere in unsern Begriffen, was in jenen noch gar nicht vorkommt, allererst erzeugt. So z. B. ist aus der Farbenscale die Vorstellung Roth an und für sich weder ein Allgemeines, noch ein Besonderes, sondern ein Einfaches, Ungetheiltes. Erst wenn sie in einer fremden Scale, z. B. der des Raums, zergeht, etwa auf Veranlassung des Anblicks von einer Schüssel Krebse, be-

kommt ſie den Charakter der Allgemeinheit oder des Befaſſens mehrer Exemplare unter einen gemeinſamen Begriff. Nun habe ich es nicht mehr mit der einfachen pſychiſchen Qualität Roth, ſondern mit dem negativen Abſtractum des Rothen oder der rothen Objecte als ſolcher Ausſchnitte aus heterogenen Disjunctionsſcalen zu thun, welche ſich mit dem Prädicat Roth im Verhältniſſe des Vehikels befinden. Mit einem Wort, die Kategorie des Allgemeinen oder des Univerſale bezeichnet den künſtlichen Anſchein, welchen ein Begriff dadurch gewinnt, daß er nicht in ſeiner eigenen, ſondern in einer fremden Disjunctionsſcale oder in Complexen fremder Disjunctionsſcalen angeſchaut wird. Das Grundverhältniß dieſer künſtlichen Gegenſcheine unter den Begriffen iſt das kategoriſche Urtheil. Das hypothetiſche Urtheil unterſcheidet ſich von dieſem nur dadurch, daß es eine Umſchreibung deſſelben iſt, wobei man das Subject in einen Vorderſatz, das Prädicat in einen Nachſatz auflöſt. Statt zu ſagen: alle Neger ſind ſchwarz, kann ich auch ſagen: wenn ein Menſch ein Neger iſt, ſo hat er eine ſchwarze Haut. Dies iſt das Schema, wonach ſich alle kategoriſchen Urtheile in hypothetiſche umwandeln laſſen, und umgekehrt. Sage ich: wenn es regnet, ſo werden die Pflanzen friſch, ſo heißt das: der Regen erfriſcht die Pflanzen, oder: unter Dem, was die Pflanzen erfriſchen kann, kommt auch Regen vor. Dieſe Unterſchiede gehen blos die Form und Einkleidung, nicht aber die Sache an. Daher hat in Praxi der Vorderſatz des hypothetiſchen Urtheils ſtets die Function des Subjects oder der Unterordnung, der Nachſatz die des Prädicats oder der Ueberordnung. Der übergeordnete Begriff heißt die Folge, der untergeordnete der Grund, weil, ſobald der untergeordnete (z. B. Neger) geſetzt wird, darin der übergeordnete (z. B. Menſch) immer zugleich mitgeſetzt iſt.

Das Verhältniß des Urtheils wird ſehr verwickelt durch den Unterſchied zwiſchen bejahenden und verneinenden Urtheilen. Es handelt ſich hier darum, ob das angegebene Subordinationsverhältniß zwiſchen Subject und Prädicat in einem beſtimmten Falle behauptet oder geleugnet wird. Daher iſt der materielle Inhalt des bejahenden Urtheils von dem des verneinenden gar nicht unterſchieden und der Unterſchied beſteht lediglich darin, daß das bejahende Urtheil dieſen Inhalt ſetzt, um ihn ſtehen zu laſſen, das verneinende aber, um ihn aufzuheben, d. h. um ſich im Willen ihm feindſelig zu widerſetzen. Hier wird es wiederum als an einem anſchaulichen Bilde recht klar, wie das Denken

als ein fortwährendes Spiel in bejahenden und verneinenden Urtheilen nichts ist als das Spiel der gehemmten Triebe, welche in der Hemmung unaufhörlich ihre Neigung und ihren Abscheu spielen lassen. Die Zuneigung heißt bejahendes Urtheil, die Abneigung verneinendes Urtheil.

Ein Mittelding zwischen beiden ist das problematische Urtheil, welches weder bejaht noch verneint, sondern eine Combination als möglich setzt. Unter dem Möglichen wird Das verstanden, was sich nicht widerspricht, und daher gesetzt oder combinirt werden kann, sobald es uns gefällt. Das Mögliche ist das sich nicht Widersprechende, sowie das Unmögliche Das ist, was an einem Widerspruch leidet. Es geht hieraus hervor, daß die problematischen Urtheile entgegengesetzt sind den Urtheilen, welche Etwas nicht blos verneinen, sondern dasselbe auch als unmöglich setzen. Und zwar verhalten sich die unmöglichen oder widersprechenden Urtheile zu den möglichen wie die bejahenden Urtheile zu den verneinenden. Denn wenn das unmögliche Urtheil einen Widerspruch zwischen Subject und Prädicat behauptet, so ist das problematische Urtheil die Leugnung dieses Widerspruchs. Es gibt daher kaum etwas Complicirteres im Denken als den Begriff der Möglichkeit. Denn er ist die Ableugnung oder Negation des Begriffs eines gesetzten Widerspruchs oder einer nicht zu vermeidenden Negation, entspringt also aus einer doppelten Verneinung, wovon die erste mit dem Begriff des Unvermeidlichen oder Nothwendigen zum Begriff des Unmöglichen (Dessen, was nothwendig nicht ist) umschmilzt, um durch neue Verneinung in den Begriff des Möglichen umzuspringen. Denn die Setzung des Widerspruchs ist die Setzung der Nothwendigkeit, daß Etwas nicht sei. Man muß sich daher nicht durch den Sprachgebrauch irre machen lassen, als ob das Mögliche der positive Begriff sei und das Unmögliche der negative, von jenem abgeleitete. Eine genauere Untersuchung zeigt, daß das Gegentheil der Fall ist. Dem problematischen Urtheil gegenüber heißt das im einzelnen Fall bejahende Urtheil das assertorische, das überhaupt oder nothwendig bejahende das apodiktische.

Eine andere Art von Mittelgliedern zwischen den bejahenden und verneinenden Urtheilen sind die unendlichen Urtheile. Sie haben ganz die Bedeutung der verneinenden, geben aber dem verneinenden Urtheil eine bejahende Form. Z. B. statt von allen Negern das Prädicat der Gelehrsam-

keit zu verneinen, kann ich auch allen das Prädicat der Ungelehrsamkeit geben. So bekomme ich den unendlichen, d. h. unbestimmten und imaginären Begriff der Nichtgelehrsamkeit, welcher sich freilich wie die imaginären Größen der Mathematik nicht anders vollziehen läßt als durch Auflösung in seine Function. D. h. die ganze Bedeutung der Ungelehrtheit des Negers besteht lediglich darin, daß ich leugne, er sei gelehrt. Die imaginären Größen unendlicher Urtheile lösen sich daher in eine bloße Formenspielerei auf.

Die fixen Merkmale, welche den Inhalt des Stammbegriffs bilden, heißen die wesentlichen, die beweglichen, welche den Stammbegriff in seinen Umfang zergehen machen, heißen die außerwesentlichen oder zufälligen. Denn unter Wesen oder Substanz wird überall das Beharrende und Feste verstanden, unter dem Zufälligen Das, was entweder sein oder auch anders sein kann. Daher verhält sich der übergeordnete Begriff immer als die nothwendige Folge von der Setzung des untergeordneten, weil er aus lauter unabtrennlichen oder wesentlichen Merkmalen besteht, welche in jenem vorkommen. Wenn nun nach dem Grunde eines Begriffs geforscht wird, so bedeutet dies jedesmal eine Frage nach einem untergeordneten Begriff, in welchem der fragliche Begriff (die Folge) als ein übergeordneter oder als ein Complex wesentlicher Merkmale vorkomme. So ist der Neger ein Grund zur Setzung des Begriffs Mensch, die Rose ein Grund zur Setzung des Begriffs der Pflanze, ferner der Neger ein Grund zur Setzung des Begriffs des Schwarzen, welchem er als Zweigbegriff untergeordnet ist, u. s. f. Denn da die Zweigbegriffe immer aus einer Combination der beweglichen Merkmale des Stammbegriffs entstehen, so entlehnen sie aus dem Stammbegriff immer den ganzen Inhalt seiner fixen Merkmale.

Wenn ich nun ein wesentliches Merkmal am Stammbegriff hervorhebe, z. B. die Vernunft am Menschen, so bildet diese einen höhern Stammbegriff, zu dem der Mensch sich (neben Engeln und Geistern) als Zweigbegriff verhält: vernünftiges Wesen zu sein. Daher läßt sich jedes Merkmal ansehen als Stammbegriff, zu dem die Sache, woran das Merkmal ist, den Zweigbegriff bildet und umgekehrt verhält sich der Stammbegriff zu seinen sämmtlichen Zweigbegriffen als Eigenschaft. So z. B. ist Mensch eine Eigenschaft des Negers, und vernünftig sein eine Eigenschaft des Menschen. Un

weil die Eigenschaften des Stammbegriffs auch den Zweigbegriffen zukommen, oder weil die Stammbegriffe der Stammbegriffe auch die Stammbegriffe der Zweigbegriffe sind, so gilt der Satz: Nota notae est nota rei ipsius, und Quod repugnat notae, repugnat rei ipsi. Man darf jedoch das Merkmal hierbei nie im Sinn eines positiven Abstractums (z. B. roth, grün), sondern immer nur im Sinn eines negativen (z. B. Rothes, Grünes) verstehen.

Für die Beilegung einer Eigenschaft (Stammbegriff) den Grund (Zweigbegriff) angeben, nennt man schließen. Wenn ich z. B. von meiner Befürchtung, Cajus werde durchs Examen fallen, den Grund angebe, daß er wenig Kenntnisse besitze, so entdeckt der Hörer das wahrscheinliche Fallen durchs Examen als Eigenschaft oder Folge im Begriffe des Besitzes weniger Kenntnisse, und weil dieser Begriff eine Eigenschaft des Cajus ist, so wird nun jene Folge als wesentliches Merkmal im Begriff des Cajus entdeckt. Die Angabe des Grundes (Mittelbegriffs) beim Schließen dient dazu, den Hörer auf die Fährte zu bringen, den kleinsten Begriff (Terminus minor) als Zweigbegriff unter den möglichen Combinationen des Stammbegriffs (Terminus major) zu entdecken. Die Thätigkeit des Denkens, durch welche Schlüsse zu Stande kommen, besteht hier darin, daß wir den Stammbegriff in Zweigbegriffe (Gründe) zergehen lassen durch eine Heftung der Aufmerksamkeit auf die beweglichen Merkmale, wobei nach dem Gesetze der Aehnlichkeit der in den kleinsten Begriff (Terminus minor) als Eigenschaft einschmelzende Zweigbegriff als Grund (Terminus medius) hervorgehoben wird. Die Fähigkeit des Schließens beruht daher hier auf der Fähigkeit, die Aufmerksamkeit aus ihrem natürlichen Felde in einen künstlichen Focus zu concentriren und hier von Punkt zu Punkt (von Eigenschaft zu Eigenschaft) fortzubewegen. Jedes Wesen, dessen Aufmerksamkeit auf diese Art beweglich geworden ist, besitzt das Schlußvermögen.

Der Terminus medius oder Grund verhält sich zum Terminus minor oder Subject hier als Stammbegriff, dessen Zweigbegriff das Subject, dessen Merkmal das Prädicat ist. Z. B. der Stein sinkt im Wasser unter, nämlich als schwer, oder weil er schwer ist. Die Flamme erhebt sich in die Luft, nämlich als leicht, oder weil sie leicht ist. Stein und Flamme sind hier Subjectbegriffe (S), Sinken und Steigen Prädicatbegriffe (P), aber Schwer und Leicht Mittelbegriffe

(M) oder Gründe. Man ſucht nun eine Stellung der Begriffe, worin das Prädicat (Sinken, Steigen) am Subject erſcheint als Merkmal eines Merkmals, nämlich der Merkmale Schwer und Leicht. Man legt den Merkmalen, die man beweiſen will, Merkmale unter, als deren Eigenſchaften ſie erſcheinen.

M : P.	Das Schwere ſinkt.	Das Leichte ſteigt.
S : M.	Der Stein iſt ſchwer.	Die Flamme iſt leicht.
S : P.	Der Stein ſinkt.	Die Flamme ſteigt.

Das Verhältniß des Grundes zum Prädicat (M : P) heißt der Oberſatz (Propositio major), das des Subjects zum Grunde (S : M) heißt der Unterſatz (Propositio minor), und das des Subjects zum Prädicat (S : P) heißt der Schlußſatz (Conclusio).

Nun ergeben ſich durch die verſchiedenen Stellungen, die der Mittelbegriff einnehmen kann, folgende vier Modi des Schließens:

1)	2)	3)	4)
M : P	P : M	M : P	P : M
S : M	S : M	M : S	M : S
S : P.	S : P.	S : P.	S : P.

Das allgemein bejahende Urtheil heiße A, das particulär bejahende I, das allgemein verneinende E, das particulär verneinende O. Es ergibt ſich durch Verſuche Folgendes:

Der erſte Modus umfaßt vier Figuren: AAA, EAE, AII, EIO (barbara, celarent, darii, ferio).

Der zweite Modus umfaßt vier Figuren: EAE, AEE, EIO, AOO (cesare, camestres, festino, baroco).

Der dritte Modus umfaßt ſechs Figuren: AAI, EAO, IAI, AII, OAO, EIO (darapti, felapton, disamis, datisi, bocardo, ferison).

Der vierte Modus (der Galeniſche) umfaßt fünf Figuren: AAI, AEE, IAI, EAO, EIO (bamalip, calemes, dimatis, fesapo, fresison).

Erſter Modus.

M : P
S : M
S : P

1) Barbara.

Schema der Subordination (SMP)

Die Pflanzen (S) thun dem Auge wohl (P), weil ſie grün ſind (M).

Denn das Grüne (M) thut dem Auge wohl (P),
Und da die Pflanzen (S) grün ſind (M),
So thun ſie (S) dem Auge wohl (P).
Dichte Bäume (S) ſchaden den Blumen (P) wegen ihres ſtarken Schattens (M).
Denn ſtarker Schatten (M) ſchadet den Blumen (P),
Dichte Bäume (S) aber geben ſtarken Schatten (M),
Alſo werden ſie (S) den Blumen ſchaden (P).
Die Planetarien (S) müſſen aufgezogen werden (P), nämlich als Uhren (M).
Denn da alle Uhren (M) aufgezogen werden müſſen (P),
Die Planetarien (S) aber Uhren ſind (M),
So müſſen auch ſie (S) aufgezogen werden (P).

2) Celarent.

Schema der Subordination (SM)

Kein Hottentott (S) iſt Aſtronom (P), nämlich als ungelehrt (M).
Denn kein Ungelehrter (M) iſt Aſtronom (P),
Und weil alle Hottentotten (S) ungelehrt ſind (M),
So iſt keiner von ihnen (S) Aſtronom (P).
Kein Menſch (S) iſt frei von Irrthum (P), indem er einen beſchränkten Geiſt hat (M).
Denn kein beſchränkter Geiſt (M) iſt frei von Irrthum (P).
So gewiß alſo der Menſch (S) einen beſchränkten Geiſt hat (M),
So gewiß iſt er (S) nicht frei von Irrthum (P).
Die Walfiſche (S) legen keine Eier (P), denn ſie ſind Säugethiere (M).
Kein Säugethier (M) aber legt Eier (P),
So gewiß demnach die Walfiſche (S) Säugethiere ſind (M),
So gewiß legt keiner (S) unter ihnen Eier (P).

3) Darii.

Schema der Subordination (MP)

Einige Menſchen (S) kommen immer zu ſpät (P), weil ſie träge ſind (M).
Denn der Träge (M) kommt immer zu ſpät (P).
Sind folglich einige Menſchen (S) träge (M),
So werden ſie (S) ſicher immer zu ſpät kommen (P).
Sie (S) gefällt mir (P) wegen ihrer Schönheit (M).
Denn das Schöne (M) gefällt mir (P).
Sie (S) aber iſt ſchön (M),
Und ſo kommt es, daß ſie (S) mir gefällt (P).

4) Ferio.

Schema der Subordination (SM)

Einige Schelme (S) betrügen dich nicht (P), weil sie Schaden daraus fürchten (M).
Denn wer dabei Schaden fürchtet (M), wird dich nicht betrügen (P),
Welche Schelme (S) also Schaden daraus fürchten (M),
Die (S) betrügen dich sicher nicht (P).

Dieses Rasirmesser (S) ist nicht mehr brauchbar (P), indem es Scharten bekommen hat (M).
Denn was schartig ist (M), ist nicht brauchbar (P),
Dieses Rasirmesser (S) hat aber Scharten (M),
Es (S) ist also nicht brauchbar (P).

Zweiter Modus.

P : M
S : M

S : P

5) Cesare.

Schema der Subordination (SM)

Kein Geist (S) ist materiell (P), wegen seines freien Willens (M).
Denn kein Materielles (P) hat freien Willen (M),
Alle Geister (S) haben aber freien Willen (M),
Folglich ist kein Geist (S) materiell (P).

Kein Hottentott (S) ist Astronom (P), nämlich als ungelehrt (M).
Denn kein Astronom (P) darf ungelehrt sein (M),
Alle Hottentotten (S) aber sind ungelehrt (M),
Daher ist Niemand unter ihnen (S) Astronom (P).

6) Camestres.

Schema der Subordination (PM)

Kein Sündenloser (S) ist Mensch (P), denn kein solcher ist dem Tode unterworfen (M).
Alle Menschen (P) aber sind dem Tode unterworfen (M),
Weil nun kein Sündenloser (S) dies ist (M),
So ist auch kein solcher (S) ein Mensch (P).

Kein Hottentott (S) ist Astronom (P), weil kein solcher gelehrt ist (M).
Denn alle Astronomen (P) sind gelehrt (M),
Und da nun kein Hottentott (S) dieses ist (M),
So ist auch kein Hottentott (S) Astronom (P).

7) Festino.

Schema der Subordination (S)(M)

Einige Schelme (S) betrügen dich nicht (P), weil sie Schaden daraus fürchten (M).

Denn Niemand, der dich betrügt (P), fürchtet Schaden aus seinem Betrug (M).

Einige Schelme (S) aber fürchten solchen Schaden (M).

Folglich werden einige Schelme (S) dich nicht betrügen (P).

Dieses Siegellack (S) ist nicht von guter Sorte (P), weil es schlecht brennt (M).

Denn kein Siegellack von guter Sorte (P) brennt schlecht (M).

Da nun dieses Siegellack (S) schlecht brennt (M),

So ist es (S) nicht von guter Sorte (P).

8) Baroco.

Schema der Subordination (P)(M)

Einige Vornehme (S) können nicht Pasteten essen (P), weil sie kein Geld dazu haben (M).

Denn wer Pasteten essen will (P), muß viel Geld haben (M).

Da nun einige Vornehme (S) nicht viel Geld haben (M),

So können sie (S) nicht Pasteten essen (P).

Ich (S) kann das Bret nicht nageln (P), weil ich keinen Hammer dazu habe (M).

Denn wer das Bret nageln will (P), muß einen Hammer haben (M).

Weil ich (S) nun keinen Hammer habe (M),

So kann ich (S) das Bret nicht nageln (P).

Dritter Modus.

M : P
M : S

S : P

9) Darapti.

Schema der Subordination (S)(M)(P)

Einiges Vergnügen (S) ist moralisch (P), z. B. Musik (M).

Denn die Musik (M) ist eine vollkommen moralische Beschäftigung (P).

Da nun die Musik (M) ein Vergnügen ist (S),

So ist einiges Vergnügen (S) moralisch (P).

Einige Blumen (S) sind schwarz (P), nämlich die schwarzen Hyacinthen (M).

Denn dieſe Art von Hyacinthen (M) iſt wirklich ſchwarz (P),
Und da dieſelben (M) Blumen ſind (S),
So ſind einige Blumen (S) ſchwarz (P).
Einige Menſchen (S) wußten Zukünftiges (P), weil ſie Propheten
ren (M).
Denn alle Propheten (M) wußten Zukünftiges (P),
Und indem alle Propheten (M) Menſchen waren (S),
So haben einige Menſchen (S) Zukünftiges gewußt (P).

10) Felapton.

Schema der Subordination (MS)

Einige Pflanzen (S) ſind nicht grün (P), z. B. der wilde Wein
Herbſt (M).
Denn der wilde Wein im Herbſt (M) iſt nicht grün (P),
Und weil der wilde Weinſtock (M) eine Pflanze iſt (S),
So ſind einige Pflanzen (S) nicht grün (P).
Einige Thiere (S) haben keine Füße (P), wie die Schlangen (M).
Denn die Schlangen (M) haben keine Füße (P),
Und da die Schlangen (M) Thiere ſind (S),
So haben einige Thiere (S) keine Füße (P).

11) Diſamis.

Schema der Subordination (MS)

Einiges Tödtliche (S) ſtammt aus dem Pflanzenreich (P); denn es
darin Gifte (M).
Weil nun einige Gifte (M) aus dem Pflanzenreich ſtammen (P),
Und weil alle Gifte (M) tödtlich ſind (S),
So ſtammt einiges Tödtliche (S) aus dem Pflanzenreich (P).
Einige Blumen (S) ſind ſchwarz (P), nämlich gewiſſe Hyacinthen (
Denn gewiſſe Hyacinthen (M) ſind ſchwarz (P),
Und da die Hyacinthen (M) Blumen ſind (S),
So ſind einige Blumen (S) ſchwarz (P).

12) Datiſi.

Schema der Subordination (MP)

Einigen Guten (S) geht es ſchlecht (P), z. B. einigen verkannten
nies (M).
Denn allen verkannten Genies (M) geht es ſchlecht (P),
Und da einige verkannte Genies (M) gute Menſchen ſind (S),
So geht es einigen Guten (S) ſchlecht (P).

Einige Süßigkeiten (S) sind tödtlich (P); denn einige Gifte (M) sind süß,
Alle Gifte (M) aber sind tödtlich (P),
Und da nun einige Gifte (M) süß schmecken (S),
So sind einige Süßigkeiten (S) tödtlich (P).

13) Bocardo.

Schema der Subordination (MS)

Einige Thiere (S) haben keine Füße (P), z. B. einige Amphibien (M).
Denn einige Amphibien (M) haben keine Füße (P),
Und weil alle Amphibien (M) Thiere sind (S),
So haben einige Thiere (S) keine Füße (P).
Einige Thiere (S) leben ohne Nahrung (P), nämlich gewisse Schmetterlinge,
Welche (M) gänzlich ohne Nahrung leben (P).
Da nun alle Schmetterlinge (M) Thiere sind (S),
So nehmen einige Thiere (S) keine Nahrung zu sich (P).

14) Ferison.

Schema der Subordination (MS)

Einige empfindliche Seelen (S) nehmen dennoch keine Rache (P), weil sie zu edelmüthig dazu sind (M).
Denn kein Edelmüthiger (M) rächt sich (P),
Und da einige Edelmüthige (M) empfindlicher Natur sind (S),
So rächen sich einige Empfindliche (S) dennoch nicht (P).
Einige Wasserthiere (S) legen keine Eier (P), weil sie Säugethiere sind (M).
Denn kein Säugethier (M) legt Eier (P),
Aber einige Säugethiere (M) leben im Wasser (S),
Folglich legen einige im Wasser lebende Thiere (S) keine Eier (P).

Vierter Modus.

P : M
M : S
———
S : P

15) Bamalip.

Schema der Subordination (PMS)

Dem, was dem Auge wohlthut (S), gehören die Pflanzen (P) wegen ihres Grüns (M).
Denn alle Pflanzen (P) sind grün (M),
Alles Grüne (M) aber thut dem Auge wohl (S),

Und folglich iſt Einiges, was dem Auge wohlthut (S), Pflanze (P).
Zu Dem, was den Blumengärten ſehr ſchadet (S), gehören auch die dichten Bäume (P) wegen ihres ſtarken Schattens (M).
Denn alle dichten Bäume (P) geben ſtarken Schatten (M),
Und aller ſtarke Schatten (M) ſchadet den Blumengärten (S).
Daher gehören zu den Schädlichkeiten der Blumengärten (S) die dichten Bäume (P).
Zu den harten Körpern (S) gehört auch das Waſſer (P) wegen ſeiner unbedeutenden Comprimirbarkeit (M).
Denn das Waſſer (P) iſt ſehr wenig comprimirbar (M),
Was aber wenig comprimirbar iſt (M), heißt hart (S).
Daher wird unter den harten Körpern (S) auch das Waſſer angetroffen (P).

16) Calemes.

Schema der Subordination (P M)

Kein Sündenloſer (S) iſt Menſch (P) wegen der menſchlichen Schwäche (M).
Denn alle Menſchen (P) ſind moraliſch ſchwach (M),
Und da kein moraliſch Schwacher (M) ſündenlos iſt (S),
So kann kein Sündenloſer (S) Menſch ſein (P).
Kein Hottentott (S) iſt Aſtronom (P), weil kein Gelehrter (M) Hottentott iſt.
Denn alle Aſtronomen (P) ſind Gelehrte (M),
Aber kein Gelehrter (M) iſt Hottentott (S),
Und folglich kein Hottentott (S) Aſtronom (P).
Keinem Zauberer (S) iſt zu trauen (P), weil ein ſolcher kein Guter iſt (M).
Denn wem man trauen ſoll (P), muß immer ein guter Menſch ſein (M).
Nun aber treibt kein guter Menſch (M) die Zauberei (S).
Folglich iſt keinem Zauberer (S) zu trauen (P).

17) Dimatis.

Schema der Subordination (M S)

Einiges Tödtliche (S) ſtammt aus dem Pflanzenreich (P), nämlich das Giftige darin (M).
Denn gewiſſe Pflanzen (P) ſind giftig (M),
Alles Giftige (M) aber iſt tödtlich (S),
Und ſo ſtammt einiges Tödtliche (S) aus dem Pflanzenreich (P).
Zu den nervenanſtrengenden Agentien (S) gehören auch Wohlgerüche (P), nämlich die betäubenden (M).

Denn einige Wohlgerüche (P) betäuben (M),
Alles Betäubende aber (M) greift die Nerven an (S),
Und daher ſind unter den nervenanſtrengenden Agentien (S) auch Wohlgerüche (P).

18) Feſapo.

Schema der Subordination (M S)

Gewiſſe Krankheiten (S) kann der Arzt nicht heilen (P), z. B. Schwindſucht (M).
Denn heilen kann kein Arzt (P) die Schwindſucht (M),
Alle Schwindſucht (M) aber iſt eine Krankheit (S),
Und ſo gibt es gewiſſe Krankheiten (S), die der Arzt nicht heilen kann (P).
Nicht alles Vergnügen (S) wird ſich der Edle erlauben (P), z. B. nicht das Hazardſpiel (M).
Denn kein Edler (S) erlaubt ſich das Hazardſpiel (M),
Das Hazardſpiel (M) aber iſt ein Vergnügen (S).
Einiges Vergnügen (S) erlaubt ſich demnach der Edle nicht (P).

19) Freſiſon.

Schema der Subordination (M S)

Einige Ritter (S) waren nicht edelmüthig (P), indem manche von ihnen wilde Rache nahmen (M).
Denn kein Edelmüthiger (P) nimmt wilde Rache (M),
Und da einige ſich wild Rächende (M) Ritter waren (S),
So zeigten einige Ritter (S) ſich nicht edelmüthig (P).
Nicht alle Kaufleute (S) ſind ehrlich (P), z. B. die Schmuggler nicht (M).
Denn kein ehrlicher Mann (P) ſchmuggelt (M),
Und da unter den Schmuggelnden (M) Kaufleute angetroffen werden (S),
So ſind nicht alle Kaufleute (S) ehrlich (P).

§. 25.

Fortſetzung der Lehre von den Schlüſſen.

Verhältniß von Begriff, Urtheil und Schluß. Function der Aufmerkſamkeit beim Urtheilen und Schließen. Schlüſſe aus Wechſelbegriffen und Correlaten. Unterordnungsſchlüſſe. Entgegenſetzungsſchlüſſe. Hypothetiſche, disjunctive Schlüſſe. Umkehrungsſchlüſſe. Modalitätsſchlüſſe.

Die im Vorigen angeführten Beiſpiele werden es zur Genüge bewieſen haben, daß die vierzehn von Ariſtoteles aufgeſtellten nebſt den fünf von Galen hinzugefügten Schlußfiguren keine leeren Spitzfindigkeiten ſind, ſondern lauter Formen der Begründung unſerer Urtheile enthal-

ten, wie ſie die alltägliche Praxis fortwährend bietet. Und es iſt keine einzige unter ihnen anzugeben, von welcher nicht ein mehr oder weniger häufiger Gebrauch in der täglichen Lebendigkeit des Räſonnements vorkäme. Daher bewies Kant dadurch, daß er jenen bekannten Tadel derſelben (im Aufſatz von der falſchen Spitzfindigkeit der ſyllogiſtiſchen Figuren) unvorſichtig in die Welt hinaus ſchickte, nur dies, daß er ſich mit ihnen nicht gründlich beſchäftigt hatte. Zwar kann man dem Ariſtoteles bei ſeiner Arbeit wol mit Recht eine falſche Spitzfindigkeit vorwerfen. Dieſe bezieht ſich aber nicht auf ſeine verdienſtvolle, ja bewunderungswürdige Entdeckung dieſer Grundſchritte der ſich in ihrem Felde bewegenden Aufmerkſamkeit, unter denen Bamalip und Baroco ebenſo wenig entbehrt werden kann als Barbara und Cameſtres. Sie beſtand vielmehr in der gänzlich überflüſſigen Arbeit einer Ableitung der folgenden Figuren aus den vier erſten, die er ſich machte, hierzu verleitet, wie es ſcheint, durch das Beiſpiel der Mathematik, welche ihre Stärke darin hat, das Unbekannte aus dem Bekannten zu beweiſen. Solches Beweiſen aber hat nur dann Sinn, wenn das zu Beweiſende, wie in der Mathematik, ein erſt zu Erfahrendes, ein wirklich Unbekanntes iſt, nicht aber, wenn daſſelbe zu ſeiner Evidenz gar keines Beweiſes bedarf. Nun liegen in jeder Schlußfigur die Subordinationsverhältniſſe der drei vorkommenden Begriffe von ſelbſt und unmittelbar in völliger Klarheit dem innern Auge vor, und es hat folglich ihre Reduction auf eine andere Nachfolge in der Nennung der Namen, wobei ſich in den gleich von Anfang klaren Subordinationsverhältniſſen nichts als die Ausſprache ändert, nur den Werth einer Spielerei. Ariſtoteles hat ſeiner großen Erfindung durch ſie den Schaden zugefügt, daß ſich der irrige Wahn erzeugte, als werde in den funfzehn folgenden Figuren nicht ebenſo unmittelbar und häufig gedacht und räſonnirt als in den vier erſten. Das Räſonnement der Scholaſtiker bekam ſeine ſteifen und verhaßten Schnürſtiefeln blos durch die Caprice, eine jede Beweisform, welche ihnen unter der Geſtalt irgend eines der drei andern Modi einfiel, ſogleich in den erſten Modus zu überſetzen. Manchmal geht dies leicht, es gibt aber auch Fälle (z. B. bei Baroco im zweiten Modus), wo dieſe Ueberſetzung einen unerträglichen Zwang mit ſich führt, und wo die Figuren des erſten Modus das Allerletzte ſind, was uns im natürlichen Laufe unſerer Gedanken einfällt. Von dieſem ſcholaſtiſchen Vorurtheile ließ ſich Kant bei ſeinen Angriffen

gänzlich leiten. Kant verdient daher ſchlechten Dank dafür, daß er die drei letzten Modi, welche ſchon bei den Ariſtotelikern ſelbſt mehr als billig im Schatten ſtanden, vollends aus der Theorie zu verdrängen ſuchte.

Der erſte Punkt demnach, worin in Betreff der Schlußfiguren den Ariſtotelikern widerſprochen werden muß, iſt die Priorität des erſten Modus vor den drei übrigen, ſowol in Beziehung auf die unmittelbare Klarheit der Einſicht, als die unmittelbare Geläufigkeit der Ausübung. Ein zweiter ebenſo irriger Punkt dieſer Art, bei welchem Kant ebenfalls das Ariſtoteliſche Vorurtheil nicht nur theilte, ſondern eher noch wol ſteigerte, iſt die Priorität des Begreifens vor dem Urtheilen und des Urtheilens vor dem Schließen. Es iſt gezeigt worden, daß, um einen Schluß zu bilden, nichts weiter erfodert wird als die Heftung der Aufmerkſamkeit auf ein beſtimmtes Merkmal in irgend einer Complication, wodurch immer ſogleich die Disjunctionsſcale deſſelben dem innern Blicke hell wird als eine Scale beweglicher Merkmale des Stammbegriffs. Daß in dieſer Scale der Stammbegriff in eine Reihe von Zweigbegriffen zergeht, welche nun ſeine möglichen Gründe heißen, iſt dann eine nothwendige Folge, die ſich von ſelbſt ergibt, und zu deren Hervorbringung es alſo gar nicht einer neuen Thätigkeit von unſerer Seite bedarf. Eine einzige und einfache Concentration der Aufmerkſamkeit bringt unausweichlich dieſe complicirte Folge hervor, deren ſprachlicher Ausdruck eine ſo lange Reihe von Urtheilen iſt, als Zweigbegriffe oder Gründe entſtehen. Hiermit iſt nun zwar einestheils noch kein Schluß, anderntheils aber auch ſchon bedeutend mehr als ein bloßer Schluß entſtanden. Die Aufmerkſamkeit hat nämlich hier mit einem Schlage eine ganze Reihe von Subordinationsverhältniſſen vor ſich, deren jedes zu Dem dienen kann, was wir in der Darſtellung der Schlußfiguren das Schema der Subordination genannt haben. Damit nun ein Einfall, eine intereſſante Bemerkung u. dgl. entſtehe, bedarf es nichts weiter als eines Zuſammentreffens unter den Vorſtellungen, daher uns auch ſolche Einfälle immer blitzartig und oft zur eigenen Ueberraſchung entſtehen, indem unſere Aufmerkſamkeit weiter gar nichts zu ihnen beizutragen vermag als jene Concentrirung, ohne welche ſie freilich nicht möglich ſind. Die Situation gleicht der eines zielenden Schützen, welchem beim Zielen das Gewehr von ſelbſt los geht, ohne daß er etwas Andres dabei zu thun vermag, als den Grad des Zielens oder ſeine Intenſität zu verſchärfen. Alles Uebrige erfolgt

ohne ſein Zuthun, indem nach dem Geſetze der Verſchmelzung ſich zwiſchen der entſtandenen Reihe von Subordinationen und andern zugleich mitgegebenen Vorſtellungen Gruppen bilden, welche in den Kreis jener Subordinationen und folglich in den Kreis des Bewußtſeins hineinfallen und dort von der Aufmerkſamkeit entdeckt werden. Eine ſolche Entdeckung (Conception, Aperçu, Einfall) gibt jedesmal eine Schlußfigur, welche entweder blitzartig vorüber ſchlüpft oder von der Aufmerkſamkeit fixirt wird. Dieſes Fixiren (Concentration der Aufmerkſamkeit auf eine einzige unter den vielen zugleich erſcheinenden Combinationen) iſt zwar ein zweiter Act der Aufmerkſamkeit, aber keine neue Thätigkeit derſelben, ſondern nichts weiter als eine zweite Verengung ihres Feldes. Woraus alſo hervorgeht, daß eine Aufmerkſamkeit, welcher es gelingt, aus dem Felde eines Complexes von Merkmalen in den verengten Focus eines einzelnen Merkmals ſich zu concentriren, auch ſogleich durch eine zweite Verengung ihres Feldes von ähnlicher Art der 19 Ariſtoteliſchen Figuren mächtig wird.

Das Schlußvermögen beſteht alſo in der Fähigkeit, die Aufmerkſamkeit aus ihrem natürlichen Felde in einen künſtlichen Focus zu ſammeln. Sogleich bei der erſten Sammlung bilden ſich mit einem Schlage die ſämmtlichen Subordinationsverhältniſſe, welche die Figuren des Ariſtoteles abbilden, und zwar um ſo reicher und vollkommener, je reiner und ſchärfer die Sammlung (Anſtrengung) der Aufmerkſamkeit iſt. Sie liegen aber bald innerhalb, bald außerhalb des Feldes der Aufmerkſamkeit, und werden durch die beſtändige Unruhe derſelben in ihrem Felde bald erhellt, bald wieder verdunkelt. In dieſer Situation ſpielen demnach Begriffe, Urtheile und Schlußfiguren in unerſchöpflichem Reichthum bereits durcheinander, auf vollkommene und helle Art, wenn die Aufmerkſamkeit eine geſpannte, auf fragmentariſche und dunkle Art, wenn ſie eine ermüdete und erſchlaffte iſt. Daher iſt das Urtheil nicht vor dem Schluß, d. h. es gibt durchaus keine geiſtige Beſchaffenheit, wobei gut geurtheilt und ſchlecht geſchloſſen würde, ſondern die Grade des einen ſind genau die Grade des andern. Auch gehört, um nur einen einzigen Denkbegriff zu Stande zu bringen, ſei es als poſitives Abſtractum, ſei es als negatives Reſiduum, dazu die ganze Concentration der Aufmerkſamkeit, welche, ſobald ſie vollzogen wird, uns ſogleich den ganzen Reichthum der Schlußfiguren, wir mögen nun wollen oder nicht, zur Dispoſition ſtellt. Wie verkehrt es alſo

ſei, nach Kantiſcher Weiſe einen Verſtand als Vermögen der Begriffe, eine Urtheilskraft als Vermögen der Urtheile, und eine Vernunft als Vermögen der Schlüſſe nicht allein zu ſondern, ſondern auch in eine Rangordnung zu ſtellen, leuchtet ein.

Auf der andern Seite reichen die Ariſtoteliſchen Figuren auch lange noch nicht hin, den ganzen Reichthum der Combinationen, welche durch Sammlung der Aufmerkſamkeit ſich bilden, zu erſchöpfen. So z. B. werden die Ariſtoteliſchen Figuren, wenn man ſie auf mathematiſche Schlüſſe anwendet, theils als etwas Erzwungenes, theils als etwas Ueberflüſſiges erſcheinen, theils Das, worauf es ankommt, gar nicht ausdrücken. Der Grund davon iſt der, daß in mathematiſchen Beweiſen immer alles auf Wechſelbegriffe hinausläuft, und in den Ariſtoteliſchen Figuren auf Wechſelbegriffe gar keine Rückſicht genommen wird. Sind z. B. die drei Seiten eines Triangels gleich, ſo wird daraus geſchloſſen, daß auch ſeine Winkel gleich ſind, und umgekehrt. Hier wird geſchloſſen aus unmittelbarer innerer Anſchauung oder Conſtruction ohne allen Mittelbegriff, und es paßt daher hier keine der Ariſtoteliſchen Figuren. Auf ähnliche Art entſtehen auch die mathematiſchen Gleichungen, denn die beiden Seiten einer Gleichung verhalten ſich immer als Wechſelbegriffe. Setze ich z. B. das Ganze, ſo bekomme ich ohne allen Mittelbegriff als Folge ſeine ſämmtlichen Theile, ſetze ich die ſämmtlichen Theile, ſo bekomme ich als Folge das Ganze, ſetze ich das Ganze doppelt, ſo bekomme ich als Folge die ſämmtlichen Theile doppelt. Und wenn ich beim Handel z. B. eine Elle Zeug gegen den Wechſelbegriff von 1 Thaler austauſche, ſo iſt die Waare ebenſo ſehr die Folge des Geldes, als das Geld die Folge der Waare iſt, und zwar immer im reinen Wechſelbegriffe, ſodaß auf 2 Thaler 2 Ellen, auf 3 Thaler 3 Ellen u. ſ. f. erfolgen. Hiermit verwandt iſt das Schließen nach correlativen Begriffen. Denn dieſe ſind eine complicirtere Art von Wechſelbegriffen. Wenn z. B. A die Hälfte von B iſt, ſo folgt, daß B das Doppelte von A iſt, wenn Cajus der Vater des Sempronius iſt, ſo folgt, daß Sempronius der Sohn des Cajus iſt, wenn dagegen Cajus der Bruder des Sempronius iſt, ſo folgt, daß Sempronius ebenfalls der Bruder des Cajus iſt u. ſ. f. Hierbei iſt immer eine gegenſeitige Subordination des Habens, welche ſich nach den verſchiedenen Vehikelverhältniſſen verſchieden geſtaltet. Hat Sempronius den Cajus zum Vater, ſo iſt darin geſetzt, daß Cajus den

Sempronius zum Sohn hat, daß dagegen Cajus den Sempronius unmöglich zum Vater oder Bruder haben kann. Daher sich denn ein jeder correlative Schluß sowol positiv als negativ ausdrücken läßt. Hat der Triangel drei gleiche Seiten, so wird geschlossen, daß jeder seiner Winkel 60 Grad hat, nicht 90, nicht 30, sondern grade 60. Ist Jemand der Sohn eines Mannes, so wird geschlossen, daß er nicht sein Vater sein kann, wol aber sein Schwager. Das letztere würde aber in der Construction der Begriffe voraussetzen, daß er die Schwester seines Vaters oder seiner Mutter zur Ehe genommen habe, und so folgt, wenn jenes Schwagersein gesetzt wird, dieses Eheverhältniß wiederum als ein richtiger Schluß. Das alles beruht unmittelbar auf den Verhältnissen des Vehikels, wonach der Vater unausweichlich den Sohn, der Sohn unausweichlich den Vater fodert, der Bruder vielleicht, aber nicht unausweichlich den Bruder fodert (indem er auch Bruder einer Schwester sein kann), die Farbe unausweichlich die Fläche, aber die Fläche nicht unausweichlich, sondern nur vielleicht die Farbe fodert, u. s. f.

In die Kategorie der einfachen Correlata gehört ferner Das hinein, was die Aristoteliker unter der Lehre von den unmittelbaren Schlüssen oder Schlüssen des ersten Grades der Lehre von den 19 Figuren vorauszuschicken pflegten. Zuerst die Unterordnungsschlüsse.

Das allgemein bejahende Urtheil heiße A, das particulär bejahende aber I, so folgt aus der Position von A (=pA) als unausweichliches Correlat oder Vehikel der Vorstellung die Position von I (=pI). Sind alle Neger schwarz, so sind es auch diese und jene.

Das allgemein verneinende Urtheil heiße E, das particulär verneinende aber O, so folgt aus der Position von E (=pE) immer die Position von O (=pO). Ist keine Blume schwarz, so ist es auch diese und jene nicht.

Dagegen folgt aus der Negation von I (=nI) die Negation von A (=nA). Zeigt sich auch nur von einigen Negern (z. B. den Albinos) als falsch, daß sie schwarz seien, so ist der Satz von der Schwärze der Neger umgestoßen.

Diese drei durch pApI, pEpO, nInA zu bezeichnenden Fälle hat man die Unterordnungsschlüsse genannt. Die Formel pApI ist zugleich Das, was man als modus ponens der hypothetischen Schlüsse hervorgehoben hat, nämlich als denjenigen Modus derselben, welcher von der Setzung des Grundes auf die Setzung der Folge übergeht. Wenn ich z. B. weiß, daß wenn man im Abendnebel spazieren geht,

dies der Geſundheit ſchädlich iſt, und nun, im Begriff dies zu thun, die Gefahr für mich fürchte, ſo ſetze ich zuerſt dieſen Zuſammenhang im Allgemeinen (pA), und ſehe mich nun gezwungen, ihn auch in einem einzelnen Falle zu ſetzen (pI). Ob ich das Subject: Spazieren gehen im Nebel, und das Prädicat: Schadet der Geſundheit, in einem geſchloſſenen Urtheil zuſammenfüge (kategoriſch), oder in zwei zuſammengefügte Sätze auflöſe (hypothetiſch), iſt ein bloßer Formunterſchied. Wenn ich dagegen ſage: Niemals wenn ein ſtarker Wind geht, erſcheint Regen, und dies auf einen vorkommenden Fall anwende, ſo tritt die Formel pEpO ein. Denn dieſes hypothetiſche Urtheil iſt eine Umſchreibung von: Kein ſtarker Wind duldet das Ausbrechen des Regens (pE), und folglich auch dieſer nicht (pO).

In die Kategorie der einfachen Correlata gehören ferner die Entgegenſetzungsſchlüſſe:

Wird A behauptet (=pA), ſo müſſen O und E geleugnet werden (=nOnE). Wird behauptet, daß alle Menſchen fünf Finger an der Hand haben, ſo iſt zu leugnen, daß einige dies nicht ſollen gehabt haben, oder gar, daß keiner dies habe.

Wird E behauptet (=pE), ſo müſſen I und A geleugnet werden (=nInA). Wird behauptet, daß kein Volk dankbar ſei, ſo iſt zu leugnen, daß einige oder gar alle ſich ſo erwieſen haben.

Wird I behauptet (=pI), ſo muß E geleugnet werden (=nE). Wird behauptet, daß einige Blätter roth ſeien, ſo iſt zu leugnen, daß keine dies ſeien.

Wird O behauptet (=pO), ſo muß A geleugnet werden (=nA). Wird behauptet, daß einige Neger nicht ſchwarz ſind, ſo iſt zu leugnen, daß alle dies ſeien.

Wer hingegen A leugnet (=nA), der iſt gezwungen, O zu behaupten (=pO). Wer leugnet, daß jede Wirkung ihre Urſache habe, der iſt gezwungen, einige Wirkungen urſachlos zu ſetzen.

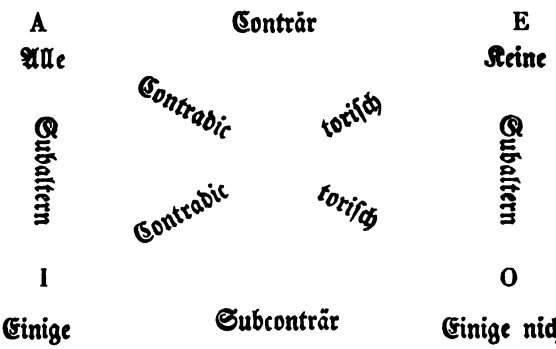
Wer E leugnet (=nE), der iſt gezwungen, I zu behaupten (=pI). Wer leugnet, daß kein Menſch ſeinem Schickſal entrinne, der muß behaupten, daß einige Menſchen demſelben entronnen ſeien.

Wer I leugnet (=nI), der iſt gezwungen, E und O zu behaupten (=pEpO). Wer leugnet, daß einige Blumen ſchwarz ſeien, der muß behaupten, daß keine Blume dies ſei, und alſo auch nicht dieſe und jene.

Wer endlich O leugnet (=nO), der iſt gezwungen, A und I zu

behaupten (=pApI). Wer leugnet, daß es Soldaten gebe, die nicht tapfer seien, der ist gezwungen, sie alle als tapfer zu setzen, und also auch diesen und jenen.

Wer nun in den Formeln pAnOnE, pEnInA, pInE, pOnA, nApO, nEpI, nIpEpO, nOpApI die hier vorkommenden Fälle schließlich vergleicht, der erblickt eine völlige Regelmäßigkeit darin, daß der Fortgang immer ist entweder von A zu O und umgekehrt, oder von E zu I und umgekehrt, woraus folgt, daß A und O, sowie E und I sich allemal contradictorisch verhalten, nämlich so, daß die Setzung des einen die Leugnung des andern in sich schließt und umgekehrt. Dies hat die Veranlassung gegeben, die berühmte Tafel der logischen Gegensätze folgendermaßen zu entwerfen:



In dieser Tafel, welche die Correlativverhältnisse der Urtheilsformen nach Quantität und Qualität abbildet, hüpfen die Urtheile der Entgegensetzungsschlüsse in den beiden Diagonalen hin und her, während sich die der Unterordnungsschlüsse in perpendiculärer Richtung auf und nieder bewegen.

Aus den Figuren pAnOnE und pEnInA geht hervor, daß aus der Wahrheit eines Urtheils die Falschheit nicht nur des contradictorischen, sondern auch des conträren folgt. Aus pA folgt nE, aus pE folgt nA. Wer behauptet, daß alle Neger schwarz seien, leugnet, daß keiner dies sei, und wer behauptet, daß keiner, leugnet, daß alle. Dagegen folgt aus der Falschheit eines Urtheils noch nicht die Wahrheit des conträren. Denn wer leugnet, daß alle Neger schwarz seien, behauptet damit noch nicht, daß keiner es sei. Es gibt aber Fälle, wo man nur die Wahl hat zwischen zwei Gegensätzen, die in strenger Alternative stehen. In diesen Fällen bekommen dann die sonst verbotenen

Figuren nApE und nEpA Gültigkeit. Dies ſind die disjunctiven Schlüſſe. Wer z. B. gerecht ſein will, hat nur die Alternative, entweder alle Schuldige zu beſtrafen (A) oder keinen (E). Weigert er ſich nun, ſie alle ungeſtraft zu laſſen (nE), ſo iſt er gezwungen, ſie alle zu ſtrafen (pA). Iſt ihm das Letztere nicht genehm (nA), ſo folgt, daß keiner geſtraft werden darf (pE). Dies iſt anwendbar auf jede Alternative von zwei oder mehren Gliedern. Aus der Setzung des einen folgt dann immer die Leugnung aller andern, aus der Leugnung des einen die Setzung von irgend einem der übrigen. Iſt ein Triangel rechtwinklig, ſo iſt er weder ſpitz- noch ſtumpfwinklig, iſt er aber nicht rechtwinklig, ſo iſt er entweder ſpitz- oder ſtumpfwinklig. Jenes heißt der modus ponens, dies der modus tollens der disjunctiven Schlüſſe.

Wo Begriffe ſich gegenſeitig ſubordinirt ſind, da kann man das Urtheil umkehren. So fanden wir es bei den Wechſelbegriffen. Aus der Gleichheit der Seiten eines Triangels folgt die Gleichheit ſeiner Winkel, und aus der Gleichheit ſeiner Winkel die Gleichheit ſeiner Seiten. Demnach dienen die Begriffe von Gleichſeitigkeit und Gleichwinkligkeit einander wechſelſeitig zum Subject und Prädicat. Auf ganz ähnliche Weiſe findet eine wechſelſeitige Subordination der Begriffe ſtatt in den particulär bejahenden Urtheilen (I), was man die Umkehrungsſchlüſſe nennt. Wenn einige Naturforſcher Schweden ſind, ſo ſind einige Schweden Naturforſcher. Der Unterſchied von den eigentlichen Wechſelbegriffen iſt hier der, daß die Begriffe Naturforſcher und Schwede ſich nicht ſchlechthin, ſondern nur auf dem Boden gewiſſer Individuen (Linné, Berzelius) als Wechſelbegriffe begegnen, im übrigen aber das eingetretene Vehikelverhältniß fahren laſſen. Sind einige Neger gelehrt, ſo halten in dieſen Individuen die Begriffe Gelehrt und Neger einander als gegenſeitige Vehikel feſt. Neger ſind nun gelehrt, Gelehrte ſind negerfarb, aber beiderſeitig mit der Beſchränkung, daß dies nur iſt in einzelnen hervorgehobenen Individuen, daß ſich außerhalb derſelben beide Begriffe nicht mehr begegnen. Ferner fungirt in den Umkehrungsſchlüſſen die allgemeine Verneinung (E) ebenfalls als Wechſelbegriff. Denn löſe ich durch Verneinung den Zuſammenhang der Subordination auf, indem ich ſage, daß kein Neger gelehrt ſei, ſo berühren ſich die Begriffe nicht mehr, ſodaß auch kein Gelehrter mehr als Neger gedacht werden kann.

Anders verhält es ſich bei der einſeitigen Subordination, oder den

allgemein bejahenden Urtheilen (A). Hier findet keine Umkehrung ſtatt, ſondern A ſpringt, ſobald man das Urtheil umdrehen will, in I über. Wenn alle Neger Menſchen ſind, ſo ſind einige Menſchen Neger. Daher die ſcholaſtiſche Regel der Umkehrungsſchlüſſe lautete.

E I simpliciter vertendo signa manebunt,
Ast A cum vertis, signa minora cape.

Jedoch läßt ſich A umkehren vermöge der conversio per contrapositionem, wenn man nämlich den Kunſtgriff gebraucht, dem Prädicatbegriff eine Verneinung zu appliciren, welche ſich dann durch Umkehrung auch dem Subjectbegriff mittheilt. Wenn alle Blumen Pflanzen ſind, ſo iſt, was keine Pflanze iſt, auch keine Blume. Es iſt dies nichts weiter als die Anwendung der Regel: Quod repugnat notae, repugnat rei ipsi.

Dieſe conversio per contrapositionem iſt zugleich Das, was man den modus tollens der hypothetiſchen Schlüſſe genannt hat. Der modus tollens ſchließt nämlich aus der Leugnung des Nachſatzes oder Prädicats auf die Leugnung des Vorderſatzes oder Subjects, aus dem Nichtvorhandenſein der Folge (des Merkmals) auf das Nichtvorhandenſein des Grundes (der Urſache). Sobald das Waſſer kocht, wirft es Blaſen. Folglich ſo lange es noch keine Blaſen wirft, kocht es auch noch nicht. Einfacher: Alles kochende Waſſer wirft Blaſen. Was nicht Blaſen wirft, iſt nicht kochendes Waſſer. Oder: Wenn die Sonne ſcheint, ſieht man keine Sterne. Folglich ſobald man Sterne ſieht (nicht keine Sterne ſieht), ſcheint die Sonne nicht. Einfacher: Der Sonnenſchein macht die Sterne unſichtbar. Die Sichtbarkeit (Nichtunſichtbarkeit) der Sterne hebt den Sonnenſchein auf. Dagegen läßt ſich von der Setzung der Folge oder des Merkmals nicht ſchließen auf die Setzung des Grundes oder der Sache. Denn dies wäre eine reine Umkehrung des allgemein bejahenden Urtheils, welche nicht erlaubt iſt. Wenn alles kochende Waſſer Blaſen wirft, ſo iſt darum doch alles blaſenwerfende Waſſer noch nicht kochendes Waſſer.

Iſt hingegen das hypothetiſche Urtheil nicht ein gewöhnliches, ſondern ein stringentes, ſo gilt auch der Uebergang von der Setzung der Folge auf die Setzung des Grundes. Wenn ich ſage: nur allein wenn es regnet, erſcheint der Regenbogen, ſo werde ich vom Erſcheinen des Regenbogens auch auf das Vorhandenſein des Regens zurückſchließen können. Denn Regen und Erſcheinen des Regenbogens ſind nun Wech-

selbegriffe, deren Subordination man umdrehen kann. Ich kann daher dann auch vom Nichtvorhandensein des Regens auf das Nichtvorhandensein des Regenbogens schließen. Setze ich aber nur einfach: allemal wenn es regnet, erscheint irgendwo ein Regenbogen, so darf ich aus dem bloßen Erscheinen des Regenbogens noch keinen Regen ableiten. Denn der Regenbogen könnte auch noch eine andere Ursache haben, sobald der Regen nicht als die einzig mögliche Ursache gesetzt ist. Und ebenso wenig darf ich dann von dem Nichtvorhandensein des Regens auf das Nichtvorhandensein des Regenbogens schließen. Setze ich hingegen das stringente Urtheil: nur allein dann, wenn es regnet, erscheint der Regenbogen, so darf ich es. Es heißt dann: wenn es nicht regnet, erscheint auch kein Regenbogen. Und nun kann ich aufs neue contraponiren: Wenn nicht kein Regenbogen erscheint (d. h. wenn einer erscheint), so regnet es nicht nicht (d. h. so regnet es.)

Auf Contraposition beruhen auch die sogenannten Modalitäts-Schlüsse, d. h. das in Schlußform gefaßte Verhältniß der Kategorieen des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen. Was nicht möglich ist, kann nicht geschehen, oder: das nicht Mögliche ist nicht wirklich, und folglich ist (durch Contraposition) alles Wirkliche zugleich möglich. Was nicht geschehen ist, das hat nicht sein gemußt, oder: das nicht Wirkliche ist nicht nothwendig, und folglich ist (durch Contraposition) alles Nothwendige zugleich wirklich. Daher: was nothwendig ist, das ist, und was ist, das ist möglich. Aber was möglich ist, das ist darum noch nicht, und was ist, das ist darum noch nicht nothwendig. Was aber nicht möglich ist, das ist auch nicht, und was nicht ist, ist auch nicht nothwendig. Aber was nicht nothwendig ist, kann doch sein, und was nicht ist, kann doch noch möglich sein. Darum:

Ab oportere ad esse Ab esse ad posse Ab oportere ad posse A non posse ad non esse A non esse ad non oportere A non posse ad non oportere	valet consequentia	A posse ad esse Ab esse ad oportere A posse ad oportere A non oportere ad non esse A non esse ad non posse A non oportere non ad posse	non valet consequentia

Das höchst wichtige Endergebniß dieser Einsicht in die Formen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse ist dies, daß in diesen sämmtlichen Formen gar nichts vorkommt, was nicht in den allgemeinen Eigenschaften des sämmtlichen Vorstellungsinhalts, nämlich in den Gesetzen

der Verſchmelzung und Complication, ſodann der Disjunctionsſcalen und des Vehikels ſeine Begründung findet. Es geht aus dieſer Einſicht hervor, daß ein jedes Vorſtellungselement, ſei es Gefühl, Trieb, Bild, Anſchauung, aprioriſches Schema oder von welcher Art es irgend möge, fähig iſt, in den Proceß des Begreifens, Urtheilens oder Schließens aufgenommen zu werden, wozu es ſeinerſeits nichts bedarf, als daß es in irgend eine Begriffscomplication eingehe, in welcher durch ein ſpontanes Concentriren der Aufmerkſamkeit gewiſſe Elemente beweglich werden. Jedes Vorſtellungselement oder jeder Naturbegriff ohne Ausnahme kann daher nach Umſtänden und Gelegenheit auch zugleich als logiſcher Denkbegriff fungiren, und umgekehrt ſind die Begriffe des Denkens keine beſondern Producte der Denkthätigkeit, welche ſich als ſolche etwa von Phantaſiebildern, Gefühlen, Trieben, Anſchauungen ihrem Material und ihrer Entſtehungsart nach unterſchieden, wie die alte Logik geglaubt hat, ſondern ein jedes irgend vorkommende Vorſtellungsmaterial iſt dazu tauglich, braucht auch gar nicht erſt zu dieſem Zwecke verändert oder umgeſchmolzen zu werden. Sondern was das denkende Weſen vom undenkenden Weſen unterſcheidet, iſt allein eine gewiſſe Art der ſpontanen Verengung des Focus der Aufmerkſamkeit, deren das denkende Weſen mächtig iſt, während ſie dem undenkenden noch nicht gelingt. Alles Uebrige iſt bloße Folge aus den allgemeinen Grundgeſetzen alles Vorſtellungsinhalts, wie ſie denkenden und undenkenden Weſen gemeinſam ſind.

Daher beſchäftigt ſich die Ariſtoteliſche Logik auch gar nicht mit der Function des Denkens als einer ſolchen, ſpecifiſchen, ſondern vielmehr blos mit ihrem Um- und Nebenwerk, mit ihren Folgen im Vorſtellungsinhalt. Ein ganz Andres iſt es, die Function des Denkens ſelbſt bei der Wurzel zu faſſen, d. h. näher zu unterſuchen, auf welche Art die Aufmerkſamkeit ihre Sammlung im engern Focus und die Schritte ihrer Bewegungen in demſelben vollzieht. Erſt dieſe Unterſuchung würde die Grundzüge einer Denklehre gewinnen laſſen, anſtatt daß die Ariſtoteliſche Logik eine bloße Denkproductlehre iſt. Dieſe Unterſuchung ſetzt aber, weil die Aufmerkſamkeit eine Triebhemmung iſt, eine genauere Orientirung im ſpeciellen Weſen der Triebe voraus, und kann daher erſt im Folgenden an einem Orte begonnen werden, wo dieſe bereits erfolgt iſt. Es iſt daher jetzt Zeit, zur Unterſuchung über die ſpeciellen Eigenſchaften des Vorſtellungsinhalts zu ſchreiten.

Drittes Capitel.

Von den beſondern Eigenſchaften am Vorſtellungsinhalt.

---

§. 26.

Singulärer und univerſeller, primärer und ſecundärer Inhalt.

Von den Gefühlen und Trieben. Aller univerſelle Inhalt wird ſingulär in der Erinnerung. Verhältniß von Disjungirbarkeit und Zergehbarkeit. Die Sinnhorizonte.

Nachdem im Vorigen die allgemeinen Eigenſchaften der Vorſtellungen abgehandelt worden ſind, möge ſich nun die Aufmerkſamkeit auf ihre beſondern Eigenſchaften lenken.

Der erſte große Unterſchied, welcher ſich hier bemerkbar macht, iſt der von ſingulären und univerſellen Vorſtellungen. Wenn wir nämlich das Wahrnehmungsfeld des Bewußtſeins mit einem Spiegel vergleichen, in welchem die Vorſtellungen als Bilder angetroffen werden, ſo fällt in den Eigenſchaften dieſer Bilder zunächſt der Unterſchied auf, daß einige von ihnen den ganzen Raum dieſes Spiegels gleichſam ausfüllen, indem ſie ſchlechterdings keine andere Vorſtellung ihres Gleichen neben ſich vertragen, während andere doch dieſes ganz wohl erlauben. So z. B. erlaubt die Vorſtellung eines fröhlichen Zuſtandes meiner eigenen Perſon, wie etwa die Erinnerung an eine gehabte lebhafte Freude, ſehr wohl, daß ſich ihr zugleich in Gedanken die Vorſtellung eines zu einer andern Zeit gehabten ſchmerzlichen Zuſtandes

zur Seite stelle, ohne daß die eine Vorstellung durch die andere Abbruch zu leiden hat. Im Gegentheil werden durch den Contrast beider entgegengehaltenen Bilder sich die in ihnen enthaltenen Empfindungen, hier der Freude, dort des Schmerzes, nur noch mehr schärfen und reinigen. Aehnlich wird sich auch eine Lust, in der ich mich eben gegenwärtig befinde, durch den Gedanken an einen Schmerz, der mich statt ihrer könnte betroffen haben, noch schärfen und erhöhen. Ein ganz anderer Fall tritt aber ein, sobald sich neben der wirklichen Lust ein wirklicher Schmerz in mein Bewußtsein drängt. Denn da muß entweder eins von beiden gänzlich weichen, oder beide Gefühle werden zu einem dritten Mittlern verschmelzen. Folglich ist unter ähnlichen Vorstellungen, d. h. unter Vorstellungen, welche sich innerhalb eines gewissen Zergehungsraums disjunctiv verhalten, der Unterschied, daß bei einigen die ganze Disjunction zugleich, bei andern aber nur ein einziges Glied derselben zugleich im Felde des Bewußtseins erscheinen kann. Solche unduldsame Vorstellungen gewinnen dadurch den Anschein, als ob jede von ihnen schon für sich allein den ganzen Spiegel des Wahrnehmungsfeldes in Anspruch nehme, obgleich sie den unähnlichen oder disparaten Vorstellungen dennoch hierbei nicht den Platz verwehrt. Wegen dieses Anscheins mögen die unduldsamen Vorstellungen die universellen, die duldsamen aber die singulären Vorstellungen heißen.

Das gegebene Beispiel ist aus derjenigen Gruppe ähnlicher oder comparater Vorstellungen entnommen, welche Stimmungen oder Grundgefühle der Seele zu nennen sind, und zu denen noch, außer Lust und Schmerz, Wehmuth, Gram, Furcht, Hoffnung, Staunen, Scham, Stolz u. s. f. gehören. Ja man kann sich nicht zurückhalten, auch sogleich Liebe, Zorn, Haß, Neugierde, Wetteifer u. s. w. als zu derselben Gruppe gehörig zu denken, obgleich wir die letztern Vorstellungselemente nicht mehr Stimmungen und Gefühle, sondern Triebe des Begehrens und Verabscheuens zu nennen pflegen. Denn auch diese sind universelle Vorstellungen. Die Verabscheuung einer Sache muß einer Liebe zu derselben entweder weichen oder mit ihr zu einem neuen mittlern Gemüthszustande sich ausgleichen und verschmelzen, und so in allen Fällen. Ueber die Verwandtschaft der Gefühle mit den Trieben wird weiter unten näher gehandelt werden. Hier muß noch besonders dies ange-

merkt werden, daß nicht alle Gefühle und auch nicht alle Triebe zu den universellen Vorstellungen gehören, indem z. B. Schmerz im Finger mit dem Gefühle behaglicher Wärme eines Fußbades, ebenso wie der Uebelgeruch des Limburger Käse mit seinem Wohlgeschmack sehr gut miteinander bestehen kann, oder die Liebe zur Sache A mit dem Hasse zur Sache B sich ungestört im Gemüthe verträgt. Hieraus entspringt die Regel, daß von den Gefühlen nur diejenigen gegenseitig als universelle Vorstellungen agiren, welche die allgemeinen Grundgefühle oder Stimmungen der Seele ausmachen, und von den Trieben nur diejenigen, welche sich auf einen und denselben Gegenstand beziehen.

Beide Classen von universellen oder unduldsamen Vorstellungen verwandeln sich in singuläre oder duldsame, sobald sie zum Eigenthum des Gedächtnisses oder der Erinnerung werden. Der Schmerz in der Erinnerung ist die Vorstellung von dem Schmerze, mit welcher die denkende Reflexion agiren kann wie mit jedem andern singulären Begriffe. Im Gedächtniß existiren daher schlechterdings keine universellen Vorstellungen, sondern nur singuläre, indem auch die universellen dort sogleich zu singulären Begriffen werden. Damit aber dies geschehe, braucht die universelle Vorstellung nicht erst aus dem Bewußtsein zu verschwinden. Denn während eine Stimmung sich von Moment zu Moment erneuert, werden ihre vergangenen Elemente zugleich Gedächtnißeigenthum, und so wird es möglich, daß ich, während ich an einem bestimmten Gefühle, z. B. an Schmerz leide, dabei recht wol darüber reflectiren kann, wie mir nun sein würde, wenn ich statt dessen Freude hätte, ohne daß dadurch der Schmerz im geringsten zu weichen braucht, sich sogar in manchen Fällen durch die Reflexion noch schärfen kann. Denn es ist nicht er selbst, sondern sein verschwundener aber im Gedächtniß zurückbleibender Theil, welcher mit einem entgegengesetzten Gedächtnißbilde in Disjunction tritt, und so die reflectirende Thätigkeit in Bewegung setzt.

Universelle Vorstellungen sind also solche, welche nicht an sich selbst, sondern nur als Gedächtnißbilder in Disjunction treten können, sie sind mit einem Worte undisjungirbare Vorstellungen. Und weil alle Zergehbarkeit der Vorstellungen auf Disjunction beruht, und selbst ein nur complicirteres Disjunctionsverhältniß ist, so scheint hieraus die nächste Folge, daß die universellen Vorstellungen auch unzer-

gehbar seien. Dieser Schein dürfte indessen trügen, und verdient jedenfalls eine nähere Untersuchung.

Die primären Vorstellungen des äußern Sinnes ordnen und gruppiren sich in Raum und Zeit. Raum und Zeit bestehen, wie wir gesehen haben, aus Disjunctionsscalen. Hier besteht also eine Disjunction von Vorstellungen, welche auf primäre Art dem Bewußtsein als Sinnwahrnehmung gegeben wird. Was aber in eine Disjunctionsscale fällt, das wird dadurch auch unumgänglich als zergehbar eingesehen. Wenn z. B. derselbe Ton eine lange Zeit angehalten wird, so zergeht er in so viele Partikeln seiner selbst oder seines Gleichen, als die Zeit, welche er ausfüllt, Momente oder Gegenwarten enthält. Auf diese Art sehen wir alle primitiven Vorstellungen, nicht allein die äußerlich-sinnlichen, sondern auch die Gefühle und Triebe, vermöge der Zeit in einem steten unaufhaltsamen Zergehen begriffen. Was aber die Räumlichkeit der Sinneindrücke betrifft, so läßt sich nur sagen, daß sie gewöhnlich nicht im Raume zu zergehen pflegen, oder daß wir es gewöhnlich nicht in unserer Gewalt haben, sie darin zergehen zu lassen. Daß sie aber die Fähigkeit dazu an sich wol haben, zeigt das schon oben angeführte Beispiel des Zergehens der Gesichtsbilder beim Schielen, sowie auch das zergehende Kugelbild des Getastes beim querichten Uebereinanderlegen der Finger. Hieraus folgt, daß es unzergehbare Vorstellungen im Kreise unserer Erfahrung gar nicht gibt. Denn nur was gar nicht in der Zeit erschiene, würde ein schlechthin Unzergehbares heißen dürfen.

Das nächste Ergebniß, das hier festgehalten werden muß, ist die Unterscheidung zwischen einer blos scheinbaren und einer wirklichen Unzergehbarkeit. Die wirkliche Unzergehbarkeit ist im Kreise unsers Erfahrens nirgends unbedingt, überall nur beziehungsweise vorhanden nach dem Gesetze, daß eine Vorstellung immer zergehbar ist in denjenigen Disjunctionsscalen, worin sie erscheint. Erscheint sie z. B. in Raum und Zeit, so wird sie in beiden zergehen können, erscheint sie allein in der Zeit, so wird sie in Beziehung auf den Raum eine unzergehbare genannt werden müssen. Aber der Begriff der Zergehbarkeit verengert sich beiweitem, wenn wir nach dem bloßen Anschein gehen. Denn da kommt uns nur allein Dasjenige als zergehbar vor, was wir nach Belieben können zergehen lassen. Gedächtnißbilder z. B. und Gesichtsanschauungen werden wir zergehbar

nennen, weil wir jeden Augenblick im Stande ſind, jene durch Reflexion, dieſe durch Schielen, zergehen zu machen. Dagegen werden wir Anſchauungen des Getaſtes und allgemeine Gefühlsſtimmungen unzergehbar nennen, weil wir die Zergehbarkeit jener im Raume wenig oder gar nicht in unſerer Gewalt haben, und das unaufhörliche Zergehen der Gefühle in der Zeit darum nicht für ein ſolches zu rechnen pflegen, weil es ganz und gar nicht in unſer Belieben geſtellt iſt. Es iſt aber hieraus klar, daß die ſcheinbare Unzergehbarkeit unſerer Vorſtellungen, welche beim erſten Blick, den wir in unſere Seele thun, einen wichtigen Unterſchied zu begründen ſcheint, wiſſenſchaftlich von gar keinem Nutzen und keiner Anwendung ſein kann. Denn die Wiſſenſchaft intereſſirt in Dem, was da ſcheint, einzig und allein nur Das, was da iſt.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Unterſchiede von disjungirbaren Vorſtellungen und ſolchen, die dies nicht ſind. Denn es gibt, wie wir uns oben überzeugt haben, undisjungirbare Vorſtellungen, obgleich es unzergehbare nicht gibt. So paradox dies auch anfangs lauten mag, ſo klar und einleuchtend wird es uns doch ſogleich, ſobald wir uns nur überzeugen, daß die Zergehbarkeit zwar ein Verhältniß des Vorſtellungsinhalts an ſich ſelbſt, die Disjungirbarkeit hingegen nur ein Verhältniß des Vorſtellungsinhalts zum wahrnehmenden Bewußtſein betrifft, und daß daher die Disjungirbarkeit ſich nicht auf das Vorhandenſein wirklicher Disjunctionsverhältniſſe im Vorſtellungsinhalt, ſondern lediglich auf die Bedingungen bezieht, unter denen dieſelben im Felde des Bewußtſeins erſcheinen können. So z. B. ſtehen Luſt und Schmerz als allgemeine das ganze Bewußtſein occupirende Gefühlsſtimmungen in einem disjunctiven Verhältniß gegeneinander, und werden auch, ſobald ſie zu Gedächtnißbildern wurden, in dieſem Verhältniſſe vom Bewußtſein erkannt. Sobald man ſie aber in ihrer Urſprünglichkeit als primäre Vorſtellungen betrachtet, hat das Bewußtſein immer für nicht mehr als eine einzige unter ihnen, und alſo niemals für ihre ganze Disjunction, Raum in ſich, während es doch für andre disjungirte oder conträre Vorſtellungselemente, wie für den Gegenſatz des Schwarzen und Weißen am Schachbrete u. dgl., vollkommenen Raum hat.

Und doch hat auch wieder die Disjungirbarkeit der ſingulären Vorſtellungen ihre Grenze. Es iſt z. B. unmöglich, daß ein grünes

Blatt, welches ich am Baum erblicke, für meine Wahrnehmung zugleich grün und zugleich roth sei, obgleich beim Gedächtnißbilde dieses Blattes diese Disjunction ohne Schwierigkeit vor sich geht, indem ich mir eben jetzt, indem ich darüber reflectire, das Blatt ebensowol grün als auch roth denke, und so in zwei denselben Raum ausfüllende Blätter auseinander gehen lasse vermöge der angebrachten Disjunction von Grün und Roth. Zwar kann das Blatt, welches dem gesunden Auge ein grünes ist, dem kranken Auge recht wol ein rothes sein; jedoch ist in diesem Falle die objective Disjungirbarkeit schlechterdings an die Existenz verschiedener Erkenntnißvermögen, d. h. an das Gegebensein einer Mehrheit von Wahrnehmungsfeldern geknüpft. Denn ein Blatt, welches in einem und demselben Bewußtsein oder Wahrnehmungsfelde zugleich sowol roth als grün gesehen würde, wäre so wenig ein wirkliches Blatt, daß es sogar nicht einmal den Rang einer lebhaften und deutlichen Traumvision zu behaupten vermöchte, sondern sofort in die Region der blassen Bilder des reflectirenden Denkens herabsinken müßte. Sodaß sämmtliche Vorstellungen des äußern Sinnes, ebensowol als die Stimmungen und Triebe, für undisjungirbare oder universelle Vorstellungen gehalten werden müssen.

Man kann sich das Gesagte besonders gut so veranschaulichen, daß man sich das Feld eines jeden Sinnes als ein Continuum von Vorstellungen, z. B. von Farben und Gestalten denkt, welche, insofern sie integrirende Theile ihres Continuums sind, zwar untereinander in Disjunctionsverhältnissen stehen, aber in der Gesammtheit ihrer Continuität das Bewußtsein dermaßen ausfüllen und occupiren, daß darüber hinaus nun auch nicht mehr an die Disjungirbarkeit irgend eines kleinsten Theiles von ihnen zu denken ist. Sodaß also die Sinnanschauungen zwar nicht in ihrer Einzelnheit als singuläre Bilder oder Gestalten, wol aber in ihrer Continuität als Sinnhorizonte, das Bewußtsein mit eben derselben Universalität occupiren, womit es die Stimmungen und die Triebe thun. Eine Stimmung, ein Trieb, ein Totalblick des Auges, füllt gleichsam die ganze Seele aus, sodaß eine entgegengesetzte Stimmung, ein widerstreitender Trieb, ein anders modificirter Totalblick, entweder nur in einem andern Bewußtsein außer dem meinigen, oder in einem andern Bewußtsein außer dem gegenwärtigen, Raum hat.

Dem Vorigen zufolge ist also ein Sinnhorizont ein Continuum singulärer Vorstellungen, welches sich zum Bewußtsein als eine einzige universelle Vorstellung verhält. Hierbei ist aber im Einzelnen noch einiges zu bemerken. Den Vorstellungen des Geruchs muß alle Singularität abgesprochen werden, weil z. E. der Geruch des Kamphers und der des Mistes sich in ihrer simultanen Wahrnehmung nicht gleich den Gedächtnißbildern dieser Gerüche trennen und sondern lassen, sondern jedesmal in eine aus beiden bestehende Mischung dermaßen verschmelzen, daß wer nie das eine oder das andere gesondert zuvor gerochen hat, gar nicht einmal auf die Vermuthung kommen kann, daß hier zwei Gerüche anstatt eines einzigen gegeben sind. Bei den Vorstellungen des Geschmacks findet dasselbe Verhältniß statt, sobald die Zunge nur, wie gewöhnlich, gleichmäßig durch die schmeckenden Körper afficirt ist. Wirkt hingegen auf ihre ganze Fläche die Süßigkeit des Zuckers, während an der vordern Spitze ein Essigtropfen seine Kraft geltend macht, so wird der Oertlichkeit der voneinander gesonderten Zungentheile gemäß auch der Inhalt der Geschmacksvorstellungen eine Trennbarkeit erlangen, welche ihm als solchem nicht beiwohnt, sondern welche er borgt von der Anschauung des Raumes, mit welcher er unabtrennbar verknüpft ist. Man kann hiervon sogleich eine lehrreiche Anwendung machen auf die Gesichtsvorstellungen. Bei ihnen sehen wir nämlich die klare Gesondertheit der Farben ebenso von nichts Anderm abhängen als von dem Umstande, daß es verschiedene Theile der Netzhaut sind, mit denen sie aufgefaßt werden. Die Farben, welche mit einem und demselben Theile derselben gesehen werden, fließen untrennbar ineinander, wie wenn mir z. B. der blaue Himmel, durch ein gelbes Glas gesehen, grün erscheint. Farben sind daher, ebensowol, als Geschmäcke und Gerüche, an und für sich selbst universelle Vorstellungen zu nennen, welche ihre Singularität, die sie besitzen, erst auf künstliche Art durch den Antheil bekommen, welchen sie an der Vorstellung des Raumes haben, mit welcher sie unabtrennlich verknüpft sind. So auch halten sich beim Sinne des Gefühls die simultanen Anschauungen eines Kalten und eines Warmen, eines Nassen und eines Trockenen, eines Schmerzes und einer angenehmen Empfindung nur allein dadurch in klarer Getrenntheit, daß sie sich an verschiedene Gliedtheile des im Raume ausdehnten Leibes angeknüpft finden. Eine merk-

würdige Ausnahme bilden hierin ganz allein die Vorſtellungen des Gehörs oder die Töne. Denn wenn z. B. zwei Töne im Verhältniß der Quinte erſchallen, oder wenn Geige und Flöte miteinander denſelben Ton angeben, ſo werden in beiden Fällen trotz dem, daß beide Töne auf gewiſſe Weiſe in ein neues Product verſchmelzen, doch auch dabei beide fortwährend als ſinguläre Vorſtellungen aus dieſem Producte heraus erkannt, und bekunden ſich ſo als primäre ſinnliche Vorſtellungen, welche, um ſingulär zu erſcheinen, nicht erſt der Behülfe eines zugleich miterſcheinenden Raumſchemas bedürfen. Hierdurch treten die Töne in eine weit nähere Verwandtſchaft zu den Figuren und Raumgeſtalten, welche ebenfalls ihre Singularität nicht erſt zu borgen brauchen, als zu den Farben und Geſchmäcken, welche, an und für ſich genommen, rein univerſeller Natur ſind. Daher auch die gegliederte Singularität der Töne Mannichfaltigkeit genug beſitzt, die Grundlage für eine allein auf ſie gegründete unerſchöpfliche ſchöne Kunſt abzugeben, was die verſchwimmende Univerſalität der Farben ohne alle Verbindung mit Figuren und Geſtalten nicht vermögen würde. Als Reſultat aus dieſen Bemerkungen iſt fürerſt nur dieſes feſtzuhalten, daß es unter den primären Vorſtellungen des äußern Sinnes ſowol univerſelle, als ſinguläre, und ſodann drittens ſolche gibt, welche, an und für ſich univerſell ſeiend, erſt durch ihre Verſchmelzung mit ſingulären Vorſtellungen ſelbſt Singularität bekommen.

Je mehr die in den Sinnhorizonten eingeſchmolzenen Vorſtellungen an ſich ſelbſt einen univerſellen Charakter tragen, deſto mehr muß ihre Verwandtſchaft mit Gefühlen und Affecten, d. h. mit abſolut univerſellen Vorſtellungen merkbar werden, und ſie müſſen nach den Graden dieſer Verwandtſchaft mit den Gefühlen, Affecten und Trieben verſchmelzen, oder wie es die gewöhnliche Redeweiſe ausdrückt, die verwandten Gefühle in uns erwecken und mitklingen machen. Hierauf beruht das Phänomen der durch die Sinnempfindungen hervorgebrachten äſthetiſchen Eindrücke. Beſonders deutlich ſpringt dies bei den Farben ins Auge, wo man es bis in höchſt feine Schattirungen verfolgen kann. Es verlohnt ſich der Mühe, ein wenig näher hierauf einzugehen. Zunächſt iſt der aufregende Charakter des Rothen in die Augen ſpringend, einer Farbe, welche auf Puterhähne und Kampfthiere zornerregend wirkt, und deren Eindruck man nicht unpaſſend mit der

Wirkung des aufregenden Trompetentons verglichen hat. Der Purpur war zu allen Zeiten das Symbol des kriegeriſchen Triumphes und der daraus entſprungenen fürſtlichen Macht, aber ebenſo ſehr auch des hell aufflammenden Liebesaffects, wie denn das Volk eine Art hochrother Blumen nach dieſem Eindrucke die brennende Liebe benennt. Umgekehrt empfindet Jedermann die blaue Farbe als beſchwichtigend, ein Eindruck, der mit dem Hellen im Hellblau in eine beſchwichtigende Heiterkeit, mit dem Dunkeln im Dunkelblau in eine Niedergeſchlagenheit, wie ſie aus verſagten Genüſſen entſpringt, übergeht. Denn Weiß für ſich bringt ruhige Heiterkeit, Schwarz für ſich ruhigen Ernſt, ruhige Trauer, feierliches Pathos mit ſich. Im Gelben wohnt das Gefühl der Sättigung, des Genuſſes, des üppigen, warmen Behagens. Die gelblichen Farbentöne nennen die Maler die warmen, die bläulichen die kalten. Wie wahr dies geſprochen ſei, wird man beſonders lebhaft inne, wenn man eine Ausſicht abwechſelnd durch ein gelbes und durch ein blaues Glas beſchaut. Da im Grünen die Sättigung des Gelben mit der Entbehrung und Genußloſigkeit des Blauen verſchmilzt, ſo melden ſich hier als verwandt die Gefühle des unvollendeten Genuſſes, der Sehnſucht ohne Aufregung, einer Wehmuth im Hinblick auf vergangene Freuden, einer Hoffnung auf zukünftige. Auch das Gefühl der Barmherzigkeit als einer ſpät kommenden Linderung langer Schmerzen iſt dem Grünen verwandt, welches dem Auge auf ſo ſanfte Art wohlthut. Dem gedämpften Genuſſe des Grünen tritt der aufgeregte und gleichſam ſich ſelbſt überſteigende des Orangefarbigen entgegen, durch einen Zuſatz des Rothen zum Gelben. Doch tritt zugleich im Orange der gelben Ueppigkeit ein actives, edles, gleichſam ſpaniſches Element hinzu, welches dem Gelb fehlt. Von ſeltſamem Charakter iſt die Miſchung von Aufregung und Stillung im Violetten. Ringender Schmerz, Todeskampf ebenſowol, als niedergekämpfte Leidenſchaft, Selbſtüberwindung, und auch wieder das ſtrapazirte Gefühl, das ſich ſentimental aufregt, im Grunde aber beſchwichtigt iſt, ſchlummern in dieſer Farbe des Widerſpruchs und der Charakterloſigkeit. Doch hat ſie auch einen Weg in die ſanfte Aufregung des Roſenrothen, wo ſich das Blau allmälig ganz zur ruhigen Heiterkeit des Weißen herabſtimmt. Gelbſchwarz entſpricht dem Genuſſe, welcher in Trauer umſchlägt durch Ueberſättigung und Ekel, beſonders wenn das Schwarze ins Blaue geht, wodurch ein ſchmuziges Grün erzeugt wird. Tritt ſtatt des Blauen Roth hinzu,

wie in der frechen Farbe der gelben Wurzeln und Klatſchroſen, ſo entſteht der Eindruck gemeiner und verſtimmter Luſtigkeit, Branntweinlaune. Im Carmoiſin klingt aufgeregter, ſich umwälzender Schmerz, im Grauen eine erblichene Trauer, eine erſchlaffte Heiterkeit, eine fade Langeweile u. ſ. f. Man könnte an dieſe aus univerſellen Vorſtellungen des Farbenkreiſes entlehnten Eindrücke leicht ganz ähnliche aus dem Kreiſe der Geſchmäcke und Gerüche anknüpfen, wo ſich die Gefühle zwiſchen den Gegenſätzen des Süßen als des Genußreichen und Sanften, des Bittern als des Aufregenden und Stechenden, und des Sauern als des zuſammenziehenden, niederſchlagenden und abſpannenden Elements gruppiren würden. Hier werden die Verſchmelzungen ſo ſtark und unwiderſtehlich, daß ſie auch in den gewöhnlichſten Sprachgebrauch eindringen bei den Redensarten von bittern Schickſalen, ſauerm Broterwerb, ſüßen Hoffnungen u. ſ. f.

Aber auch in räumlichen Formen ſchlummern Empfindungen von univerſeller Natur. Niemand wird z. B. das Aufregende und Beunruhigende ſpitzwinkliger Figuren, ſowie die Beſchwichtigung und Ruhe des rechten Winkels, das Genußreiche und Sanfte der runden Formen und Wellenlinien verkennen. Dieſe Eindrücke legen ſchon vorläufig Zeugniß davon ab, daß auch der Raum, wie wir ſpäter genauer ſehen werden, kein abſolut ſinguläres Vorſtellungsganze iſt, ſondern ebenſowol als Farben und Geſchmäcke, nur auf verſtecktere Art, ſeine Gefühls- und Triebelemente in ſich beherbergt. Auf ganz ähnliche Art, wie der Raum, ſchließen auch Zahlen- und Tonverhältniſſe, welche, wie die Accordlehre in der Muſik zeigt, aufs engſte miteinander verwandt ſind, gewiſſe univerſelle Elemente ein, welche nach den Geſetzen der Aehnlichkeit allgemeine Gefühle und Triebe in Wirkſamkeit ſetzen. So finden wir, daß ſich das Gefühl der Strenge, des Ernſtes und Zwanges kettet an das Verhältniß der Octave oder Zweizahl, das der Unbefriedigung und des Bangens an die Quinte oder Dreizahl, das des Genuſſes und der Süßigkeit an die große Terz oder Fünfzahl u. ſ. w.

§. 27.

Die äußerste Grenze der Universalität.

Alle universellen Vorstellungen sind primär, alle secundären sind singulär. Zusammenhang von Bewußtsein, Singularität der Vorstellungen und Gedächtniß. Das schlechthin Undisjungirbare. Das schlechthin Unzergehbare. Das schlechthin Disjungirbare und Zergehbare.

Außer den Gefühlen und Trieben einerseits und den Perceptionen des äußern Sinnes andererseits werden keine universellen Vorstellungen angetroffen. Diese beiden Felder, wo man sie antrifft (obgleich auf beiden, wie wir gesehen haben, nicht durchgängig), sind die Felder der primären Vorstellungen, d. h. der Vorstellungen in ihrem erstmaligen Erscheinen. Den primären Vorstellungen stehen als Gegensatz gegenüber die Vorstellungen in ihrem wiederholten Erscheinen, nebst den aus dem Bewußtsein selbst sich entwickelnden Vorstellungen. Diese sind singulär. Denn singulär ist Alles, womit das Bewußtsein, dessen Thätigkeit eine Thätigkeit der Disjunction ist, fungiren kann. Von solcher Art aber sind sowol die Gedächtnißvorstellungen als auch die durchs Bewußtsein selbst construirten, wie Zahlen, Figuren u. dgl. Es folgt hieraus, daß ein Wesen, welches nur allein universelle Vorstellungen besäße, unmöglich ein bewußtes Wesen sein könnte, indem in solchem Falle der fragenden Thätigkeit alle gegebene Disjunction mangelte, auf welcher sie ihre Functionen gründen könnte. Und umgekehrt würden in einer bewußtlosen Seele die singulären Primitivvorstellungen des Gesichts und Gehörs immer nur die Rolle von universellen und ganz unbestimmten Eindrücken spielen können, weil sich nur unter dem Focus des Bewußtseins die verschiedenartigen Vorstellungselemente zu derjenigen Articulation verknüpfen, ohne welche gar keine Singularität der Vorstellungen denkbar ist. Daher denn auch das Wiedererkennen eines Gegenstandes nicht ohne Bewußtsein gedacht werden kann, und ein unbewußt vorstellendes Wesen nichts wiedererkennen würde. Denn nur durch die synthetische Apperception der Aufmerksamkeit bilden sich deutliche Gedächtnißbilder. Es folgt hieraus, daß das Vorhandensein von Bewußtsein, singulären Vorstellungen und Gedächtniß aufs genaueste gegenseitig aneinander geknüpft ist. Ein unbewußt vorstellendes Wesen, ein Wesen ohne Gedächtniß und ein Wesen mit nur universellen Vor-

stellungen sind gleichbedeutende Ausdrücke, und ebenso bedeuten ein bewußtes Wesen, und ein Wesen begabt mit singulären Vorstellungen und Gedächtniß dasselbe. Die Universalität der Vorstellungen erscheint in dieser Art jedenfalls als Etwas, wodurch dem Bewußtsein eines Wesens Abbruch geschieht. Denn ein Wesen, welches schlechterdings keine andren Vorstellungen besäße als nur bewußte Vorstellungen, würde schlechterdings keine universellen besitzen, indem es unter den in einer solchen Seele vorhandenen ähnlichen Vorstellungen keine solchen geben dürfte, welche einander im Bewußtsein nicht duldeten. Und weil nun alle Universalität der Vorstellungen eine Beschränktheit des Bewußtseins in sich schließt, so erscheint das Gedächtniß, in welchem sich sämmtliche universelle Vorstellungselemente sogleich in singuläre verwandeln, als ein Werkzeug und Mittel, das Bewußtsein in Beziehung auf alle universellen Primitivbilder von einem Druck zu befreien, welcher sonst mit unüberwindlicher Schwere auf demselben lasten würde. Durch das Gedächtniß gelingt es dem Bewußtsein, aus seinem Versunkensein in die universellen Primitivvorstellungen wenigstens einen kleinen Schritt dem entgegengesetzten Zustande entgegen zu thun, dessen Vollendung die sein würde, sämmtliche Vorstellungen gleichsam in unwandelbarem Lichte dem Bewußtsein stets gegenwärtig zu behalten.

Wir haben im Bisherigen gesehen, daß in unserer Seele keine Vorstellung gefunden wird, welche nicht durch ein Uebergehen ins Gedächtniß disjungirbar würde, so wie auch keine, welche nicht in der Zeitreihe zerginge. Dadurch wurden uns nun alle Vorstellungselemente unter Umständen sowol disjungirbar oder singulär, als auch zergehbar oder vielfältig. Wohl zu beobachten ist hierbei aber die Bedeutung des gemachten Zusatzes, daß dies alles nur unter Umständen geschehe. Der Umstand, welcher eine jede universelle Vorstellung zur singulären macht, ist das Uebergehen derselben ins Gedächtniß, oder, was dasselbe sagt, das Zergehen derselben in die Zeitreihe. Sie wird singulär dadurch, daß sie zergeht. Denn ist sie sich selbst einmal gegenüber getreten, so kann sie auch statt dessen eine entgegengesetzte Vorstellung sich gegenüber treten lassen zum Zweck einer Disjunction. Der Umstand aber, welcher eine jede Vorstellung zur zergehbaren macht, ist ihr Erscheinen in der Zeit, d. h. ihr Erscheinen in der durch die Disjunction eines vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Vorstellens gebildeten Scale. Es käme also nur darauf

an, Vorstellungselemente zu entdecken, welche ausgeschlossen wären vom Gedächtnisse und von der Zeitscale, um dennoch einen sowol absolut universellen als auch absolut unzergehbaren Vorstellungsinhalt aufzuweisen.

Das Athmen z. B. wird von einem Triebe beherrscht, welcher gewöhnlich auf unbewußte Weise seine Wirksamkeit vollbringt. Aber sowie der Hunger stärker empfunden wird, je länger ihm Befriedigung mangelt, und dasselbe auch beim Durst, beim Zorn und allen Trieben überhaupt wahrgenommen wird, so kann man auch den Trieb nach Luftschöpfung dadurch für die Empfindung verstärken, daß man ihm eine zeitlang seine Befriedigung verweigert. Er tritt dann mit dem Gefühle einer universellen Beklemmung, und zuletzt sogar der Todesangst auf das lebendigste und anschaulichste ins Bewußtsein. Dasjenige nun an diesem Triebe, was ins Bewußtsein fällt, ist nur so lange undisjungirbares oder universelles Element, als es unter der Form einer primären Vorstellung erscheint. Sobald es anfängt, unter der Form eines Gedächtnißbildes in der Zeitreihe zu zergehen, ist derselbe Inhalt nicht mehr ein universeller, sondern zu einem singulären geworden. Daraus folgt, daß Dasjenige am Triebe, was nicht zum Bewußtsein kommt, z. B. der Trieb, wie er wirkt während des ruhigen Schlafs, ein schlechthin universeller Vorstellungsinhalt ist, d. h. ein solcher, bei welchem keine Verwandlung in ein singuläres Vorstellungsbild stattfindet.

Mehr Schwierigkeit bietet die Frage nach dem schlechthin Unzergehbaren. Ein solches dürfte, wie wir gesehen haben, nicht in eine Zeitreihe auseinandergezogen erscheinen. Der Trieb des Athmens z. B., selbst als ein ganz unbewußter Trieb genommen, wäre ein solcher Inhalt nicht, weil er vermöge des Zeitbegriffs in eine Menge gleicher Elemente zergeht, oder mit andern Worten bei einem jeden Athemzuge immer aufs neue als derselbe wieder und wieder wirkt. Nennen wir den Trieb, insofern er ein wirkender ist, einen Act, so erscheint er in seiner Gesammtheit als ein vermöge des Zeitbegriffs in viele einzelne Acte zergehender sich selbst gleichförmiger Act. Dieser Act ist ein nicht disjungirbarer, und dennoch zergehender Vorstellungsinhalt, und zwar ein unbewußter Vorstellungsinhalt. Weil nun aber die Wirkungen des Acts, wovon hier die Rede ist, in eine dem Bewußtsein aufgehellte Zeitreihe zergehen, so geht damit auch der wirkende

Act des Triebes in eine Zeitscale von Acten auseinander. Unfehlbar ist hierdurch ein Vorstellungsinhalt gesetzt, welcher in eine Zeitscale zergehen kann, und sofern er dies nur erst kann, noch nicht nothwendig zergangen ist. Mit andern Worten, es muß der Existenz des Triebes innerhalb der Zeit ein Dasein desselben vor und über der Zeit vorausgesetzt werden, aus welchem sein Zergehen in der Zeitscale sich nach dem Gesetze der Zergehbarkeit entwickelt. Da aber selbst dieser überzeitliche Inhalt des Triebes, als das äußerste Anschauniß unsers Denkens auf diesem Wege, zwar als ein unzergangener, aber durchaus nicht unzergehbarer sich erweist, so ist damit auf diesem Wege alle Hoffnung, auf einen absolut unzergehbaren Inhalt zu stoßen, abgeschnitten.

Auf der andern Seite sehen wir uns hingegen überrascht, im Kreise unserer Erfahrung ein wirklich Unzergehbares anzutreffen. Dies wirklich und schlechthin Unzergehbare ist freilich kein Vorstellungsinhalt, sondern im Gegentheil Dasjenige, welchem aller Vorstellungsinhalt auf unmittelbare oder mittelbare Weise erscheint, nämlich das Bewußtsein oder die fragende Thätigkeit. Sie ist in jedem Augenblick in Verbindung mit den verschiedenen Sinnhorizonten als ebenso vielen universellen Vorstellungen, von denen eine jede keine andere ihres gleichen neben sich duldet. Nun wird zwar das Gedächtnißbild einer jeden von diesen zur singulären Vorstellung, aber beim Bewußtsein selbst kann dieser Fall nicht eintreten, weil das Bewußtsein gar keine Vorstellung, sondern das Gegentheil alles Vorstellungsinhalts, nämlich die Thätigkeit des Wahrnehmens dieses Inhalts ist. Mache ich nun die Foderung, daß die Thätigkeit des Wahrnehmens solle mit einer Vielheit von universellen Vorstellungen in Verbindung sein, sodaß sie also, sofern sie mit der einen verbunden ist, es mit allen übrigen nicht ist, und umgekehrt: so kommt die fragende Thätigkeit dadurch in eine Lage, in welcher ein Vorstellungsinhalt in ebenso viele homogene Theile zergehen würde, als einander ausschließende Glieder vorhanden sind, mit denen er in Verbindung zu treten hat. Da nun aber die Thätigkeit des Wahrnehmens selbst nicht Vorstellungsinhalt ist, so fällt hier die Verwandlung in Gedächtnißeigenthum lediglich auf das Verhältniß der unzergehbaren Wahrnehmungsthätigkeit zu dem darin erscheinenden Vorstellungsinhalt, welches ein fragender Act genannt wird. So viele universelle Vorstellungen oder Gegenwarten es daher im Bewußtsein

gibt, so viele verschiedene Frageacte oder Fragebeziehungen gibt es in ihm unbeschadet seiner Unzergehbarkeit. Sofern der eine Frageact vorhanden ist, sind alle übrigen damit ausgeschlossen, sie alle aber sind Acte (Beziehungen) derselben fragenden Thätigkeit. Soll nun die fragende Thätigkeit in ihren sämmtlichen Acten erscheinen, während sie doch nur in einem einzelnen Acte erscheinen kann, so folgt daraus, daß sie dergestalt in ihnen allen erscheinen muß, daß, sofern sie in einem dieser Frageacte erscheint, sie eben dadurch in allen übrigen ganz und gar nicht gesehen wird. Der Act nun, in welchem sie ganz und gar gesehen wird, heißt die Gegenwart, während die Acte, worin sie schlechterdings nicht gesehen werden kann, die ungegenwärtigen heißen. Die vergangenen und zukünftigen Acte haben demnach Das miteinander gemein, daß in beiden die Thätigkeit des Wahrnehmens mangelt, sie unterscheiden sich aber dadurch voneinander, daß bei den vergangenen Acten ein Vorstellungsinhalt (genannt Gedächtniß) gegeben ist, welcher den zukünftigen Acten fehlt. Es muß deshalb wohl unterschieden werden zwischen dem nicht erinnerbaren (weil sich stets selbst gegenwärtigen) Bewußtsein und seinen erinnerbaren und folglich aus Vorstellungsinhalt bestehenden Acten oder Beziehungen. Die Acte als wirksame Verhältnisse des Bewußtseins zum Vorstellungsinhalt bleiben dem letztern eingeprägt. Das scheinbare Zergehen des Bewußtseins in der Zeit hat keinen andern Inhalt als den einer ausschließlichen Verknüpfung mit einem jeden von vielem möglichen Vorstellungsinhalt. Die eine Verknüpfung zerreißt, während die andere sich bildet, der gegenwärtige Vorstellungsinhalt geht als ein wechselnder vorüber im gegenwärtigen Bewußtsein als dem stehenden Wahrnehmungsfelde, an dessen Unveränderlichkeit sich aller Wechsel erst messen muß, um als solcher empfunden zu werden. Daß nun dem fremden Blicke, welcher nicht in mein Bewußtsein schauen kann, sondern nur auf den Wechsel der von mir ausgehenden sinnlichen Vorstellungsbilder gerichtet ist, mein Bewußtsein in so viel Theile auseinander springt, als dieser zeitliche Wechsel Glieder zeigt, ist der Trug der Erscheinung, welchem das Innere der Sache verschlossen bleibt. Ihm steht entgegen das Wesen des Bewußtseins, oder, was dasselbe sagt, sein Sichselbsterscheinen, worin es sich erkennt, nicht wie es Andern in indirecten Wirkungen von außen erscheint, sondern wie es in sich selbst für sich selbst ist. So ist

es ein schlechthin Unzergehbares. Unzergehbarer Vorstellungsinhalt wird demnach nicht gefunden. Wohl aber wird ein Unzergehbares gefunden. Dieses aber ist nicht Vorstellungsinhalt, sondern Bewußtsein.

Nun ist aber, wie früher bewiesen wurde, das Bewußtsein eine Triebhemmung. Daraus folgt, daß die darin vorkommenden Triebe, welche jeder an und für sich zergehbar sind und wirklich in der Zeitscale zergehen, vermöge ihrer Hemmung oder Latenz in den Zustand der Unzergehbarkeit hinaufgehoben oder transfigurirt werden. Da demnach ein solcher transfigurirter Trieb, als Ingrediens des Bewußtseins, wirklich ein sowol undisjungirbarer, als auch unzergehbarer Vorstellungsinhalt ist, so ist in ihm gefunden, was wir suchten, und die Aufgabe gelöst.

So zergeht denn das Bewußtsein in eine Zeitreihe, ohne doch in sich selbst dadurch zu einer Mehrheit von Bewußtseinsfeldern, zu einer Mehrheit von Ichen oder Personen zu werden, weil das Ich oder die fragende Thätigkeit nur als eine schlechthin einmalige, einheitliche und unzertrennliche Größe in der Erfahrung des innern Sinnes gefunden wird.

Und doch ist hier noch ein Punkt unerörtert zurückgeblieben, welcher nicht übersehen werden muß. Es wurde oben das Gesetz aufgestellt, daß ein jeder Vorstellungsinhalt in derjenigen Scale zergehen kann, in welcher er erscheint. Das Bewußtsein, welches in der Zeitscale erscheint, ohne darin zergehbar zu sein, bildet hier die eine Ausnahme. Eine andere wird gefunden in denjenigen Vorstellungen, die wir schon oben auf S. 126 unter dem Namen der relativ unvorstellbaren Vorstellungen oder auch der Vorstellungsherde besprochen haben. Mit dem Namen eines Vorstellungsherdes wird nämlich ein bestimmter Ort in der Welt des äußern Sinnes bezeichnet, von welchem aus sich sämmtlichen mit äußern Sinnen begabten Wesen gewisse Vorstellungen mittheilen, sodaß jedes zwar die Vorstellung des Herdes vorstellt, aber nur in seinem eigenen nachgebildeten Vorstellen, wobei die sich an alle vorstellenden Wesen der Umgebung nach gewissen Gesetzen mittheilende Vorstellung des Herdes dennoch dabei als eine für alle die umgebenden Wesen an sich selbst unvorstellbare Vorstellung zurückbleibt. Dieser Inhalt eines Vorstellungsherdes erscheint allerdings in räumlicher Ausdehnung, ohne jedoch an sich selbst genommen im allermindesten an der Fähigkeit, im Raume zergehen zu können, Theil zu nehmen. Wenn mir z. B. durch

Schielen die farbige Figur eines vor mir liegenden Buches in zwei völlig ähnliche Bilder zergeht, oder durch das Beschauen mit einem in Facetten geschliffenen Glase sich zu einem zwanzigfachen Bilde auseinander wirft, so werde ich dennoch durch Ueberlegung und mit Zuhülfenahme des Tastsinnes den Herd dieser sämmtlichen Bilder nur für einen und denselben halten, und ihn als einen solchen für schlechthin unzergehbar im Raume erklären, alles scheinbare Zergehen im Raume aber, das mir etwa bei ihm begegnet, auf Rechnung meiner eigenen ihm nachgeformten und an ihm entzündeten Vorstellungen setzen, sodaß er selbst davon völlig unberührt bleibe. In dieser Gestalt widerspricht allerdings der Fall dem oben aufgestellten Gesetze, und gibt gewissermaßen einen schlechthin unzergehbaren Vorstellungsinhalt zu Tage. Doch ist das letztere auch wieder nur gewissermaßen der Fall. Denn so unzergehbar der Inhalt des Vorstellungsherdes auch ist in Beziehung auf den Raum, so sehr zergeht er doch in alle Momente der Zeitscale, wobei die Theile, in welche er zergeht, theils dieselben bleiben, theils auch eine Verschiedenheit oder einen Wechsel in sich zulassen. Der Vorstellungsherd theilt also mit dem schlechthin universellen Vorstellungsinhalt oder dem Triebe die gemeinschaftliche Eigenschaft, zwar nicht im Raume, wol aber in der Zeit zergehbar zu sein, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Trieb darum nicht im Raume zergehen kann, weil er gar nicht in ihm erscheint, der Herd aber ebenso wenig in ihm zergehen kann, trotz dem daß er in ihm erscheint. Man kann sich auch so über dies merkwürdige Verhältniß ausdrücken: Die Vorstellungen der Herde spielen, obgleich sie singuläre Vorstellungen sind, durch ihre Unzergehbarkeit im Raum die Rolle von universellen Vorstellungen. Die universellen Vorstellungen sind aber nicht allein die im Raume unzergehbaren, sondern auch die im Bewußtsein undisjungirbaren. Auch diese Eigenschaft trifft zu bei den Vorstellungen der Herde. Denn die rothe Farbe des Einbands schließt beim Buche die schwarze, das Octavformat schließt das Quartformat ebenso sehr aus, als eine traurige Stimmung von einer fröhlichen, oder ein Begehren desselben Gegenstandes von einem Verabscheuen desselben im Bewußtsein ausgeschlossen wird. Wir haben oben in den Feldern des äußern Sinnes universelle Vorstellungen durch eine Theilnahme an singulären Bildern selber Singularität bekommen sehen. Hier

sehen wir singuläre Vorstellungen mit den Eigenschaften der universellen behaftet. Ob diese Behaftung ebenfalls aus einer Vermischung der singulären mit den universellen entspringt, muß einer spätern Untersuchung aufbehalten bleiben.

Hiermit hat die Untersuchung zuerst ihren Schwerpunkt erreicht. Denn so kann man wol die aufgefundenen Grundbegriffe eines schlechthin Undisjungirbaren und eines schlechthin Unzergehbaren nennen, um welche sich alle übrigen aus Singularität und Universalität gemischten Gegensätze der Vorstellungsgruppen drehen wie um eine letzte Grundaxe. Der eine Pol dieser Grundaxe heißt das schlechthin undisjungirbare Wesen oder der blinde Trieb, der andre heißt das schlechthin unzergehbare Wesen oder das Wahrnehmungsfeld des Bewußtseins. Diese beiden Extreme des Vorstellens haben eine große Verwandtschaft darin, daß die in einer jeden bewußten Aufmerksamkeit rege seienden Bewegungen des Ja und Nein die Wirkungen eines gehemmten Trieblebens sind.

Dieser Grundaxe oder Grundpolarität alles Vorstellens stehen als äußerste Peripherie gegenüber diejenigen Vorstellungen, welche schlechthin und in jeder beliebigen Weise sowol disjungirbar, als auch zergehbar sind. So aber sind die sämmtlichen Vorstellungen des Gedächtnisses und der Erinnerung, an denen wir oben die Gesetze der Disjunction und der Zergehbarkeit in die verschiedenen Disjunctionsscalen erläutert haben. Dennoch findet hier auch wieder ein Unterschied statt in Beziehung auf ihren Ursprung. Das Gedächtnißbild eines Triebes, eines Gefühls, einer gesehenen Landschaft, so disjungirbar und zergehbar sich dasselbe auch in aller Art erweisen mag, ist doch bei allem dem nur der in der Zeit zergehende Ueberrest einer an sich selbst undisjungirbaren und auch relativ unzergehbaren Primitivvorstellung, ist also selbst ursprünglich undisjungirbar und relativ unzergehbar gewesen, und erst durch ein verstattetes Zergehen in der Zeitscale disjungirbar und absolut zergehbar geworden. Sind nun solche Vorstellungen mit völligem Rechte schlechthin disjungirbare und zergehbare zu nennen? Gewiß doch nicht! Gibt es denn aber Vorstellungen, welche wirklich und in jeder Art diesen Namen verdienen? Dies ist eine Frage, welche jetzt ihre Antwort fodert.

Wenn die Thätigkeit des Fragens beim Nachdenken einen gewissen Fall als möglich bejaht, und nun bedenkt, was aus diesem Falle

folgen würde, so sind zwar die Vorstellungen des möglichen Falls und seiner möglichen Folgen Gedächtnißbilder von der bisher beschriebenen Art, und also keineswegs von absolut disjungirbarer Natur, dagegen ist die Vorstellung der Bejahung selbst als eine solche, welche nur dadurch vorhanden ist, daß ihr die Vorstellung der Verneinung als ebenfalls möglich zur Seite steht, allerdings eine Vorstellung von schlechthin disjungirbarer Natur zu nennen. Denn sie ist nur dadurch vorhanden, daß sie ihren Gegensatz sogleich zur Seite hat, daß sie selbst gleichsam ganz Disjunction ist, daß sie in ihrer primitivsten Gestalt die Disjunction sogleich mit zur Welt bringt. Sie ist aber ein Gedächtnißbild, das Bild des ungehemmten und noch nicht durch die Hemmung in eine Bewegung der Aufmerksamkeit verwandelten Triebes, welches in dieser Gestalt das Bild des gehemmten Triebes als Nein zur nothwendigen und unumgänglichen Disjunction sich gegenüber hat. Im Lichte des Bewußtseins wird das Ja mit dem Nein, das Gleiche mit dem Ungleichen verträglich, und diese Verträglichkeit des Entgegengesetzten oder Ungleichen heißt die Disjunction. Für das Ungleiche von jeglicher Art läßt sich als allgemeiner Ausdruck das Ja und Nein als Unterscheidungs- oder Gegensatzwort des das Ungleiche als ein Verträgliches behandelnden Willens gebrauchen. Sieht man dabei näher in die Natur disjungirter (d. h. ungleicher und doch vertragsamer) Vorstellungen ein, so bilden sich die Disjunctionsscalen als Stufenleitern oder Spannungen von untereinander ähnlichen, d. h. zum Theil gleichen, zum Theil ungleichen Vorstellungen, welche nach dem Maße ihrer Aehnlichkeit einander nahe, nach dem Maße ihrer Unähnlichkeit einander ferne stehend erblickt werden. So entstehen die Scalen der Zeit, der Farben, der Töne, der Gestalten u. s. f. Auf einer solchen Stufenleiter unendlich vieler Glieder kann die bejahende und verneinende Aufmerksamkeit nach Lust und Liebe auf und abwandeln, indem durch die Bejahung des einen Gliedes immer die sämmtlichen übrigen verneint werden, oder indem der Wille dadurch, daß er sich dem einen Gliede zuwendet, sich eben darin von allen übrigen abwendet. Denn der Wille ist der durch Hemmung in Aufmerksamkeit verwandelte Trieb. Eine jede fremde Vorstellung bekommt aber dadurch, daß sie in eine solche Scale eintritt, die Eigenschaft der Zergehbarkeit, deren allgemeines Schema, wie wir bereits oben gesehen haben, das Zahlensystem ist.

Wir begreifen hieraus, wie ein Vorſtellungsinhalt, welcher ſchlechterdings undisjungirbarer Natur iſt, wie z. B. ein Trieb, oder auch ein Vorſtellungsherd, dennoch zergehbar ſein kann. Denn er braucht ſich zu dieſem Ende nur mit einer Scale von disjungirten Vorſtellungen, wie z. B. denen, welche in uns die Zeitanſchauung bilden, zu verknüpfen. Die Folge davon wird ſein, daß er in dieſem Falle ſelbſt in die Zeitſcale zergeht.

Wenn daher nun die auf irgend einer beliebigen Scale bejahend und verneinend auf und abwandelnde Aufmerkſamkeit alle Schritte, die ihr hier zu thun möglich ſind, zählt und abmißt, ſo entſtehen dadurch die Zahlen als Vorſtellungen, deren Stoff weder das Ja und Nein des Willens allein, noch auch der Vorſtellungsinhalt irgend einer beſtimmten Scale iſt, ſondern nur die Verhältniſſe des einen zum andern, die ſich als Zergehungs- und Disjunctionsverhältniſſe ausweiſen, d. h. als die reinen Verhältniſſe einer möglichen Vertragſamkeit des Entgegengeſetzten, oder als die reinen Verhältniſſe eines möglichen Bewußtſeins. Denn nur im Bewußtſein findet die Vertragſamkeit des Entgegengeſetzten ſtatt. Nur auf die Geſetze der reinen Vertragſamkeit oder des reinen Bewußtſeins, welche durch und durch nichts weiter, als Zergehungen und Disjunctionen ſind, paßt der Name von einem abſolut disjungirbaren, abſolut zergehbaren Vorſtellungsinhalt. Die Antwort auf unſere obige Frage iſt alſo hiermit im Allgemeinen gefunden, aber dieſe Antwort iſt nur die Eröffnung einer nähern Unterſuchung über das Weſen der abſoluten Zergehbarkeit und Disjungirbarkeit, welche uns im nächſten Abſchnitte beſchäftigen ſoll.

§. 28.

Die äußerſte Grenze der Singularität.

Vom Zergehen in der eigenen Scale. Zergehungsbilder und Totalbilder. Vom Proceß der Verlängerung einer Linie ins Unendliche. Von der Zahl. Von der Zeit. Von der Natur der Vertauſchungsbilder.

Wenn ich die Entfernung irgend eines geſehenen Ortes von mir nach dem Augenmaße beſtimme, ſo lege ich nach gewiſſen Regeln der Muthmaßung einen im Gedächtniß vorhandenen Maßſtab z. B. die Länge eines Schuhes, zu ſo wiederholten malen in die Ausbreitung zwiſchen die beiden zu beſtimmenden Orte, als erfoderlich iſt

um dieſelbe auszufüllen, mit andern Worten, ich laſſe die Länge eines Schuhes in diejenige Scale des Ortraums, welche Linie genannt wird, zergehen, indem ich dabei die Zergehungsacte mit den aus dem allgemeinen Zergehungsſchema entnommenen Begriffen, d. h. mit den Zahlen 1, 2, 3 u. ſ. f. benenne. Vergleiche ich dieſen Fall mit andern Fällen von räumlichen Zergehungsacten, wie wenn ich etwa eine einzelne Säule in eine Colonnade von 100 Säulen, ein einzelnes Haus in eine Straße von 100 Häuſern zergehen laſſe, ſo fällt dabei der Unterſchied in die Augen, daß im erſten Falle das zergehende Bild und die Scale, worin es zergeht, dem Begriffe nach eins ſind, was in den andern Fällen nicht ſtattfindet. Denn wenn hier das ſich linienweiſe nebeneinander Stellende eine Säule oder ein Haus iſt, ſo iſt daſſelbe dort ſelbſt eine Linie. Es tritt alſo dort zur Scale nichts Neues hinzu, während hier allerdings etwas Neues zu ihr hinzutritt. Folglich haben wir dort einen ſchlechthin zergehbaren Begriff, welcher die Scale, worin er zergehen kann, ſchon bei ſich ſelbſt trägt, während wir es hier mit relativ zergehbaren Begriffen zu thun haben, welche, um zu zergehen, ſich erſt mit einer fremden Scale verknüpfen müſſen, und es bietet ſich hierdurch ein ſicheres Kennzeichen an, wodurch ſich abſolut zergehbare Begriffe von relativ zergehbaren in allen Gebieten des Vorſtellens ſogleich auf den erſten Blick unterſcheiden laſſen. Man kann zwar hiergegen einwenden, ob nicht dieſes Kennzeichen auf einer blos willkürlichen Unterſcheidung beruhe. Denn ſo gut man die Linie als eine Scale annimmt, worin die Linie zergeht, ebenſo gut kann man ja die Colonnade, die Straße ſelbſt für Scalen annehmen, in welche die Säule, das Haus als Theile derſelben zergehen. Daß ich dabei den Theil mit einem andern Namen benenne, als das durch ſein Zergehen gewonnene Ganze, iſt ebenſo willkürlich, als ob ich zwar für die Linie, mit welcher eine Entfernung gemeſſen wird, den Namen der Linie beibehalten, für das durch ihr Zergehen gewonnene Ganze der Entfernung aber einen andern, z. B. den der Strecke, einführen wollte, ſodaß dann z. B. eine Strecke immer aus Linien beſtände, eine Linie aber niemals wieder aus Strecken beſtehen könnte. Dieſer Einwand würde aber, ſo ſcheinbar er iſt, doch darin einen harten Fehler begehen, daß er die Scale, worin Etwas zergeht, erſt zum Producte Deſſen macht, was darin zergeht, wovon die Abſurdität am beſten in den Fällen einleuchtet, wo das Zergehungsbild, das bei dieſer Annahme

auch immer die Zergehungsscale heißen müßte, ein nie gesehenes, vielmehr erst nach einer abstracten Regel componirtes ist, wie bei der Construction unbekannter Curven aus ihren Gleichungen, oder beim regelrechten Aufriß eines Architekturwerks nach den Gesetzen der Perspective. In den letztern Fällen, wo das Auge mit gespannter Erwartung auf dem Papiere umherirrt, weil es noch nicht weiß, an welchem Orte der fragliche Punkt der Curve oder des architektonischen Gewölbes erscheinen wird, obgleich ich denselben nach den gewöhnlichen mathematischen Zergehungsgesetzen selbst entwerfe, ist es klar, daß nicht in allen Fällen die Zergehungsscale mit dem Zergehungsbilde sich verwechseln läßt. Und hieraus erhebt sich nun erst die wichtigste Frage: bis zu welcher Grenze diese Verwechselung, wie wir sie uns z. B. beim Begriffe der Linie erlauben, gestattet oder auch nur überhaupt möglich ist.

Die Frage läßt sich beantworten durch den Unterschied, welcher stattfindet zwischen einem Zergehungsbilde und einem bloßen gleichtheiligen Totalbilde. Wenn ich z. B. den planimetrischen Ort zur einen Seite einer Linie, auf welchem in meiner Phantasie ein Haus gebaut steht, nach gewissen Zwischenräumen vervielfältige, und dadurch das Bild einer Straße in die Phantasie bekomme, so ist die Straße ein durch Umhertragen des Bildes vom Hause in der Zergehungsscale vom Ortsraume entstandenes Zergehungsbild. Wenn ich hingegen in der Wirklichkeit eine Straße sehe, so entsteht ihr Bild nicht in mir auf dem eben beschriebenen Zergehungswege, und verdient folglich auch nicht den Namen eines Zergehungsbildes. Vielmehr würde der Name eines aus gleichen Theilen bestehenden Totalbildes insofern hier besser passen, als hier das Ganze mit allen seinen Theilen zugleich und in demselben Nu aufgefaßt wird, während beim Zergehungsbilde die Auffassung des Theils der Construction des Ganzen immer vorangeht. Ich habe es nun zwar auch in der Gewalt, bei vorausgesetztem sinnlich erfaßten Totalbilde der Straße, ein beliebig herausgerissenes Haus im Bilde des Ganzen so umherzutragen, als ob es darin zerginge, obgleich es doch dieses ganz und gar nicht thut, sondern nur in jedem einzelnen Theile des Ganzen wiedergefunden wird. Hierdurch wird also der Unterschied zwischen einem Zergehen in der eigenen Scale und einem Zergehen in einer fremden Scale so wenig aufgehoben oder zu einem blos willkürlichen gemacht, daß nur das Zergehen in fremder Scale

den Namen eines wirklichen Zergehens verdient, wogegen das Zergehen in der Scale des eigenen Totalbildes durchaus nicht ein Zergehen, sondern umgekehrt ein Wiederfinden genannt werden muß.

Hieraus ergibt sich sogleich eine fruchtbare Anwendung auf den Begriff der Linie. Wenn die Zergehungsscale, worin der Maßstab eines Fußes in viele Fuße zergeht, die Linie selbst ist, so zergeht der Theil der Linie in sein Totalbild, d. h. er zergeht wirklich nicht, sondern wird nur in dem Totalbilde wiedergefunden, in welchem er schon bisher vielfältig vorhanden war. Und ebenso wenig zergeht der Punkt in der Linie, durch welche man ihn sich bewegen läßt, sondern er wird nur in den schon vorher in der Linie vorhanden gewesenen Punkten, ohne welche sie gar nicht Linie sein würde, wiedergefunden. Ein Andres ist es, wenn ich eine Linie über meinen Gesichtskreis hinaus in einen Raum sich verlängern lasse, in welchem es zuvor für mich noch keine Linien gab, oder wenn ich einen Punkt nach arithmetischer Formel in eine Curve zergehen lasse, welche zuvor noch nicht in meiner innern Anschauung existirte. Das, worin dort die Linie zergeht, kann nicht der Raum sein, weil dieser, ohne daß Linien oder Entfernungen gegeben sind, gar nicht gegeben ist, und Das, worin hier der Punkt zergeht, kann nicht die Curve sein, welche noch nicht in der innern Anschauung vorhanden ist. Man darf daher, will man richtig reden, auch nicht sagen, daß der Punkt in der Curve, und auch nicht, daß die Linie im Raum zergeht. Denn man kann nicht zergehen in einem noch nicht Vorhandenen, wohl aber zu einem noch nicht Vorhandenen, nämlich so, daß das noch nicht Vorhandene als Product hervorgeht. So zergeht allerdings die Linie über die Grenze unsers Gesichtskreises hinaus nicht in, sondern zur unendlichen Ausdehnung, und so zergeht allerdings der Punkt nach arithmetischer Formel nicht in, sondern zu einer Curve. Der Maßstab aber zergeht gar nicht, weder in der gemessenen Entfernung, noch zur gemessenen Entfernung, sondern wird nur in ihr vervielfältigt wieder gefunden als in seinem Totalbilde.

Das Nächste, was sich hieraus ergibt, ist dies, daß bloße gleichtheilige Totalbilder, wie z. B. eine Linie, eine Colonnade, eine Straße, allerdings ein Vorstellungsinhalt sind, welcher nicht erst durch einen Uebergang ins Gedächtniß disjungirbar und zergehbar wird, sondern welcher schon in seiner ersten Wurzel als Primitivbild

in der Sinnanſchauung Disjunctions- und Zergehungsverhältniſſe in ſich hat. Aber ein ſolcher Inhalt iſt ein bereits auf beſtimmte Art zergangener, nicht ein nach Luſt und Liebe zergehbarer, er iſt ein bereits auf beſtimmte Art disjungirter, nicht ein nach Luſt und Liebe disjungirbarer. Er ſteht daher auch nicht auf der Stufe der eben hier erſt zu ſuchenden Begriffe, als deren vorläufiges allgemeines Schema wir das Zahlenſyſtem aufſtellten, mit der Foderung, daß darin eben nichts durch und durch als lauter Disjungirbarkeit und Zergehbarkeit enthalten ſei.

Die im Vorigen ausgeſprochene Warnung, das Totalbild nicht mit dem Zergehungsbilde zu verwechſeln, trifft nun aber das Zahlenſyſtem ebenfalls mit. Denn wenn ich die Eins zergehen laſſe in der unendlichen Zahlenreihe, ſo iſt dies ein Zergehungsproceß von der gerügten falſchen Art. Denn die Eins zergeht ganz und gar nicht in der Reihe als in einer Zergehungsſcale, ſondern wird nur in ihr als ein Theil in ſeinem ſchon als fertig vorausgeſetzten Totalbilde immer und immer wiedergefunden. Ja wir ſind ſogar inſofern hier mit der Zahlenreihe noch übler daran als mit den Totalbildern der Linie und der Straße, inwiefern die letztern doch wenigſtens zu Zergehungsſcalen für fremde Vorſtellungen taugen, wie wenn ich an der Linie entlang die Häuſer einer Straße in der Phantaſie aufbaue, oder wie wenn ich aus den Schornſteinen der zur Straße gehörigen Häuſer Rauch aufſteigen laſſe. An der Ausbreitung der abſtracten Zahlenreihe kann ich aber ohne die Zuhülfenahme der Zergehungsſcalen des Raumes oder der Zeit u. ſ. w. nicht das Mindeſte befeſtigen oder aufbauen, ausgenommen wieder Zahlenverhältniſſe ſelbſt. Wenn daher alle übrigen Totalbilder doch noch dieſes Lebendige an ſich haben, daß ſie für fremden Vorſtellungsinhalt zu Zergehungsſcalen dienen können, ſo iſt die Zahlenreihe oder das allgemeine Schema ſämmtlicher gleichtheiliger Totalbilder darin gleichſam erſt ganz erſtorben, daß ſie auch dieſes nicht einmal kann.

Es ſind nun zweierlei Fälle möglich. Entweder alles Zergehen findet ſtatt im Verhältniß von einem fremden Vorſtellungsinhalt zu einem ſchon fertigen gleichtheiligen Totalbilde, ſodaß der Begriff einer Zergehungsſcale in allen Fällen nichts weiter bezeichnet als das Verhältniß eines ſchon fertigen gleichtheiligen Totalbildes zu einem fremden Vorſtellungsinhalt, der darin zergehen kann. In dieſem

Falle lassen sich einige Totalbilder in Zergehungsbilder übersetzen, andere aber lassen dies nicht zu. (Die Linie z. B. würde einer solchen Uebersetzung nicht fähig sein, und ebenso wenig die Zahlenreihe, während die Colonnade, die Straße sich vermöge der Zergehungsscale der Linie aus Totalbildern in Zergehungsbilder übersetzen lassen.) Oder — und dieses ist der zweite Fall — es finden sich unter den Zergehungsbildern solche, deren Zergehungsscalen sich nicht reduciren auf fertige Totalbilder, sondern immer wieder auf Zergehungsbilder, die sich ohne Aufhören ins Unendliche erweitern lassen. Im letztern Falle würde man zuletzt irgendwie einen Inhalt in die Anschauung bekommen, welcher aus lauter Zergehbarkeit gleichsam zusammengesetzt wäre, indem er nie fertig würde.

Daß in einigen Fällen die Zergehungsscalen sich ganz und gar auf sinnlich erfaßte unübersetzbare Totalbilder reduciren, unterliegt keinem Zweifel. Ein solches unübersetzbares Totalbild ist z. B. die Zergehungsscale des Farbenschemas, deren einzelne Elemente aus sinnlicher Anschauung stammen, und sich im Gedächtniß nach dem Gesetze der Verschmelzung des ähnlichen Vorstellungsinhalts zu einem vollständigen Systeme aller möglichen Farbennuancen gruppiren, welches dann einem fremden Vorstellungsinhalt als Zergehungsscale dienen kann. Aehnlich dient auch der aus den gehemmten Grundtrieben meines Wesens stammende Inhalt von Ja und Nein, sobald er im Bewußtsein zum disjunctiven Totalbilde des Gegensatzes oder der Polarität geworden ist, als eine einfache Zergehungsscale für Begriffe, welche dadurch in ihre hohlen oder unendlichen Gegentheile umschlagen, wie z. B. das Ich ins Nichtich, der Mensch in den Nichtmenschen, das Sterbliche ins Unsterbliche, die Zeit in die Ewigkeit. In diesen Fällen ist die Zergehungsscale nicht wiederum ein Zergehungsbild, sondern nur ein mit innerer Disjunction versehenes Totalbild, ein unübersetzbares und fertiges.

Dagegen erscheint diese Unübersetzbarkeit bei der Linie schon beiweitem zweifelhafter. Denn wenn ich die Linie über meinen Gesichtskreis hinaus ins Unendliche fortschießen lasse, so liegt darin etwas ganz Andres als ein bloßes Wiederfinden der Linie als Theil in ihrem größern Totalbilde. Denn sie kann nicht als Theil in einem Ganzen erscheinen, welches noch nicht vorhanden ist. Ist aber die Linie in diesem Falle ein nicht blos im Totalbilde Wiedergefundenes,

ſondern ein wirklich zum Totalbilde Zergehendes, ſo muß eine Scale daſein, worin ſie zergeht. Eine ſolche iſt aber ſchlechterdings nicht vorhanden. Denn es müßte unter ihr verſtanden werden ein Begriff, welcher dann entſtände, wenn man die Totalität der Linie ihrer ſämmtlichen Theile, welche Linien genannt werden, entkleidete. Thut man aber dies, ſo bleibt entweder gar nichts, oder nur ein ganz wüſtes und unbeſtimmtes Bild von Ausdehnung überhaupt, ein welches zum mindeſten der Begriff einer Scale ganz und gar nicht paßt, und von dem man ſich nur unter der Bedingung eine deutliche Vorſtellung machen kann, daß man es mit wirklichen Zergehungsſcalen für beliebigen Vorſtellungsinhalt, nämlich mit Linien, Flächen, Oertern, Geſtalten u. ſ. w. ausfüllt. Wenn alſo die Linie in ein ſolches wüſtes Chaos von Ausdehnung, deſſen Exiſtenz man überhaupt noch dahingeſtellt ſein laſſen muß, zergeht, ſo iſt dies ein Zergehen in einem ganz andern Sinne, als wenn z. B. der Begriff der Säule oder des Hauſes am Begriff der Linie zum Begriff der Colonnade oder Straße ſich auseinander gibt. Deutlicher wird die Sache, wenn wir ſie von einer entgegengeſetzten Seite betrachten.

Der Maler zeichnet ein Porträt mit derſelben Geſchicklichkeit und Leichtigkeit in verkleinertem Maßſtabe wie in Lebensgröße. Dies kann auch keinen Augenblick Wunder nehmen, ſobald man bedenkt, daß ein Gemälde nichts iſt als das getreue Abbild einer durchſichtigen zwiſchen dem Auge des Malers und ſeinem Gegenſtande ausgeſpannten Fläche, welche vermöge der Lichtſtrahlen, die vom Gegenſtande nach dem Auge gehen, die Farben genau an den Orten durchſcheinen läßt, wo das Gemälde ſie wiedergibt. Je näher man ſich die Fläche ans Auge des Malers gerückt denkt, deſto kleiner wird der Maßſtab der Zeichnung. Da nun jeder wirkliche Blick unſers Auges dieſe ſämmtlichen Bilder eines jeglichen Maßſtabes mit einem Schlage enthält, ſo folgt, daß beim Sehen kein einziger Gegenſtand eine beſtimmte Größe hat, ſondern ein jeder nur die, welche wir ihm zu geben Luſt haben oder aus Nebenumſtänden uns gedrungen fühlen. Es geht daraus das Vermögen der Einbildungskraft hervor, den Verhältnißbegriff einer räumlichen Totalanſchauung auf einen jeden ihrer Theile zu übertragen. Sei z. B. das Totalbild ein Kreis, ſo wird innerhalb deſſelben es nicht an Raum mangeln, das Bild deſſelben beliebig vielmal in verjüngtem Maßſtabe zu wiederholen, oder

ihn beliebig vielmal in ſich ſelbſt hineinzuſetzen. Hieran iſt nun nichts, was in Verwunderung ſetzt, weil Raum innerhalb des Kreiſes genug gegeben iſt, denn die Theile eines Raumganzen ſind ebenfalls wieder Raumganzheiten von kleinerer Art. Wenn es nun aber vermöge des angegebenen Geſetzes in meiner Gewalt ſteht, das ganze Totalbild auf einen jeden Theil zu übertragen oder einen jeden Theil fürs Ganze anzuſehen, ſo muß es auch in meiner Macht ſein, das Ganze für einen jeden ſeiner Theile anzuſehen, und ſo es ſelbſt zu überſchreiten mit gar keinem andern Raume, als ſeinem eigenen Totalraum, welcher, ſobald ich das Ganze zu ſeinem eigenen Theile mache, gleichſam anfängt über die Grenze der bisherigen Totalität überzufließen, ohne daß es hierzu irgend einer Zergehungsſcale bedarf, da er in nichts hineinfließt als in ſich ſelbſt. Hiernach würde der Proceß der Verlängerung einer Linie ins Unendliche auf folgende Art vor ſich gehen. Ich hebe an beim gegebenen Totalbilde einer Linie, z. B. bei der unmittelbar empfundenen Entfernung zwiſchen meinen Schultern. Ich fahre fort damit, daß ich mir einbilde, dieſer Raum betrage nur die Hälfte ſeines wirklichen Betrages, und in Folge dieſer Einbildung z. B. die linke Schulter an ihrer Stelle laſſe, an die Stelle der rechten Schulter aber meinen Hals ſetze, ſo wird der Raum, mit welchem die Linie nach rechts hin aus meinem Körper hinausfährt, der Raum zwiſchen Hals und rechter Schulter ſein, welcher gar keines Platzes, wohin er ſich ausbreite, erſt bedarf. Er breitet ſich in nichts Anderm aus als in ſich ſelbſt, indem der ganze Proceß auf einem Spiele der Einbildung beruht, wonach mein eigener Leib mir größer erſcheint, als er wirklich iſt, einem Spiele der Einbildung, das ich natürlich ins Unendliche fortſetzen kann, ohne eines andern Stoffes dabei zu bedürfen, als des innerhalb meiner eigenen Glieder wahrgenommenen Totalbildes räumlicher Ausdehnung. Hierdurch wird alſo der Begriff der Linie gar nicht befreit von dem Prädicate, ein bloßes gleichtheiliges Totalbild zu ſein, ſondern es wird dies Prädicat nur näher dahin beſtimmt, daß ſie zu derjenigen Claſſe gleichtheiliger Totalbilder gehört, in denen der Theil dem Ganzen durchaus ähnlich, und daher beide in der Einbildungskraft vermöge des Verſchmelzungsgeſetzes des Aehnlichen miteinander vertauſchbar ſind. Dieſe Claſſe von Totalbildern möge, um einen kurzen Namen dafür feſtzuſetzen, im Folgenden unter dem Ausdrucke der Vertauſchungsbilder verſtanden werden.

Ein ſolches Vertauſchungsbild iſt nun auch die Zahlenreihe. Denn eine jede beliebige Zahl iſt vertauſchbar mit der Eins, und weil die Eins ebenſo vertauſchbar iſt mit jeder andern Zahl, ſo iſt eine jede Zahl vertauſchbar mit jeder. Habe ich z. B. ein Totalbild von 10 aufgefaßt, ſo ſteht es mir frei, eine jede darin vorkommende Zwei als eine Eins zu denken, und ſo das Bild der 10 in ein Bild der 5 einſchrumpfen zu laſſen, und habe ich umgekehrt ein Totalbild von 5 aufgefaßt, ſo ſteht es mir frei, eine jede darin vorkommende Eins als eine Zwei zu denken, und ſo das Bild der 5 zu einem Bilde der 10 auszudehnen und zu erweitern. Auch hier gibt es daher ebenſo wenig, wie bei der Linie, eine vorausgeſetzte Zergehungsſcale, in deren Raum die Zahl als ein Zergehungsbild ſich ergießen könnte. Auch hier geſchieht die Ausbreitung, ohne daß ſich irgend ein Raum für ſie zu eröffnen brauchte, in der bloßen Einbildung, d. h. durch eine Vertauſchung des Ganzen mit ſeinem Theile, oder durch eine Verſchmelzung des Verſchmelzbaren. Jedes Zahlenbild iſt daher in ſich ſelbſt und gleichſam auf eigene Koſten ins Unendliche vergrößerbar. Die einfache Eins in allen Theilen eines gegebenen Zahlenbildes wiedererkennen, heißt zählen.

Nicht minder gehört in die Claſſe der Vertauſchungsbilder auch die Zeit. Es kommt nämlich die Anſchauung einer Zeitreihe dadurch zu Stande, daß ich mich an vergangene Gegenwarten erinnere, oder daß ich Gedächtnißbilder, welche ihren Charakter als primäre Vorſtellungen bereits verloren haben, doch wieder für die Einbildung in dieſen Charakter eintreten laſſe. Hierzu gehört nothwendig, daß dieſelben im Bewußtſein erſcheinen, dies aber iſt auch ſchon vollkommen hinreichend, den Proceß der Zeitanſchauung einzuleiten, und es bedarf dazu weiter nichts als dies. Denn indem die ſecundären Vorſtellungen oder Gedächtnißbilder dem Bewußtſein wieder gegenwärtig werden, umgeben ſie die wirkliche Gegenwart, d. h. die Totalität der primären Vorſtellungen mit ſo vielen falſchen oder blinden Gegenwarten, als ihre Anzahl iſt. Die Ordnung, in welcher dieſe verſchiedenen blinden Gegenwarten untereinander ſtehen, heißt die Vergangenheit, und da ſich die primäre Vorſtellung der Gegenwart mit den Vergangenheitsbildern als ihr letztes oder als das Bild, das die meiſten Vorausſetzungen hat, auf eine ähnliche Art verknüpft findet, als unter ihnen ſelbſt immer je eins mit einer

Reihe, welche seine Vergangenheit heißt, verknüpft ist, so sieht sich die Einbildung im Stande, zufolge dieses Aehnlichkeitsbegriffs die wirkliche Gegenwart sich ebenfalls als eine blinde Gegenwart vorzustellen, welches aber nur dadurch gelingen kann, daß sie dieselbe durch eine andere eingebildete Gegenwart, z. B. eine solche, welche sie erst selbst hervorzubringen den Trieb hat, zur Seite schiebt. Eine solche nicht vorhandene und doch in der Einbildung als vorhanden ergriffene Gegenwart heißt eine Zukunft. Ist die Anschauung so weit gediehen, so nivellirt sich durch eine Vertauschung von Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit alles zum Bilde einer a parte ante und a parte post unendlichen Reihe. Denn indem die Zukunft als gegenwärtig, und die Gegenwart als vergangen angeschaut wird, erscheint auch die Zukunft der Einbildung schon als vergehbar gegen eine neue Zukunft, und so fort ins Unendliche, und dieses Spiel läßt sich auch wieder auf jeden Punkt der Vergangenheit rückwärts anwenden, sodaß nun jedes Gedächtnißbild in der Einbildung zugleich mit dem Charakter eines primären sowol als eines erst erwarteten Bildes behaftet wird.

Vergleicht man nun das Vertauschungsbild der Zeit mit den Vertauschungsbildern der Zahlenreihe und der Linie, so ist der Unterschied freilich ein großer. Denn anstatt daß es in der Zahl und der Linie die Begriffe von Ganzem und Theil sind, welche einer Vertauschbarkeit unterliegen, sind es in der Zeit die Begriffe von primären und secundären, d. h. von undisjungirbaren und disjungirbaren Vorstellungen, denen dieses begegnet. Zwar läßt sich, sobald die Zeitanschauung sich erst zu einer unendlichen Reihe nivellirt hat, auch die Vertauschbarkeit von Ganzem und Theil auf diese Reihe anwenden, aber dies doch auf keinen Fall eher, als bis ich gelernt habe, mir die Zeit unter dem Bilde einer Linie zu denken, und also die Zeitanschauung mit der Anschauung einer Linie vermöge der in beiden enthaltenen verwandten Elemente zu vertauschen. Findet aber ohne die letztere Vertauschung die erstere gar nicht statt, so folgt daraus, daß die Messung der Zeit als einer Totalvorstellung von theilbaren Distanzen etwas der Zeit selbst als einer solchen fremdes ist, welches ihr erst durch ihre Verschmelzung mit dem Begriffe der Linie zum Begriffe der Bewegung oder des Rhythmus hinzugesetzt wird.

Ausgezeichnet ist die Zeitanschauung dadurch, daß ihre ersten

Elemente, aus denen sie sich durch Vertauschung zusammensetzt, so klar vor Augen liegen. Das Undisjungirbare wird als disjungirbar gedacht, dies ist die Vorstellung der Zeit. Das Undisjungisbare wird zu einem Disjungirbaren, dies ist die Zeit selbst, nämlich das Verhältniß, daß aus primären Vorstellungen Gedächtnißbilder werden. Die Vorstellung der Zeit verhält sich demnach zur wirklichen Existenz der Zeit wie eine Vertauschung der Vorstellungen in der Einbildung zu einer Vertauschung derselben in der Wirklichkeit, oder wie eine Anticipation des Ueberganges der Gegenwart in die Vergangenheit zu diesem Uebergange selbst. Da aber dieser Uebergang, sobald ich ihn anticipiren will, auch schon immer von selbst mit erfolgt, so fällt hier der Unterschied von Einbildung und Wirklichkeit ganz weg, indem die Vertauschung von primären und secundären (undisjungirbaren und disjungirbaren) Vorstellungen desselben Inhalts nicht blos meinem Belieben überlassen ist, sondern ich zu ihr vermöge der Einrichtung meiner Natur fortwährend gezwungen bin. Denn alles, was in das Feld des Bewußtseins eintritt, wird sogleich und ohne daß sich ein Zwischenraum angeben ließe, zum Gedächtnißbilde oder zur disjungirbaren Vorstellung, und sollten Vorstellungen gegeben werden ohne die Fähigkeit ins Gedächtniß überzugehen, oder disjungirbar zu werden, so dürften dieselben eben nicht ins Bewußtsein fallen. Alles, was ins Bewußtsein fällt, wird eben damit aber auch sogleich zergehbar. Denn es verhält sich damit gegen den ihm vorangegangenen und an Inhalt gleichen primären Bildhorizont als ein in der Zeitreihe Zergehendes.

Die Zeit zergeht folglich ebenso wenig, als die Zahlenreihe und die Linie, in eine ihr vorauszusetzende Zergehungsscale, dergleichen man sich wol unter dem Bilde der Ewigkeit erträumt hat, sondern sie entwickelt den ganzen Raum, welchen sie zu ihrer Ausbreitung nöthig hat, aus sich selbst. Denn das Gesetz ihres Zergehens besteht in nichts weiter, als daß ein jeder undisjungirbare Vorstellungsinhalt, sobald er in den Spiegel des Bewußtseins eintritt, sogleich disjungirbar wird, und fortan auch außerhalb des Bewußtseins ebenso bleibt. Von einem absolut zergehbaren und disjungirbaren Vorstellungsinhalt, welcher als solcher einen Urbestandtheil unsers Vorstellens bilde, ist also hier in demselben Sinne die Rede wie bei der Zahlenreihe und der Linie. Alles reducirt sich

auf Totalbilder mit mehr oder weniger gleichartigen Theilen, welche untereinander nach dem Gesetze ihrer Gleichartigkeit dermaßen verschmelzen, daß dadurch im Spiegel der Einbildung oder des Bewußtseins unendliche Reihen entstehen, von denen die wahre Wirklichkeit, d. h. der im Bewußtsein noch unzergangene und undisjungirte Vorstellungsinhalt nichts weiß.

§. 29.

Aeußerer und innerer Sinn.

Alle schlechthin singulären Vorstellungen gehören dem innern, aber nicht alle universellen dem äußern. Schwankungen des Sprachgebrauchs. Vorstellungsherde des äußern. Dreifacher Vorstellungsherd des innern. Die Vorstellungen des äußern gehören ebenfalls zum innern. Definition der äußern Sinnlichkeit.

Die bisherige Untersuchung hat uns vorbereitet, über das Verhältniß des äußern zum innern Sinne etwas Näheres bestimmen zu können.

Wenn man sich an den gemeinen Sprachgebrauch hält, und unter dem äußern Sinne die Vorstellungen des Sehens, Hörens, Fühlens, Riechens und Schmeckens, unter dem innern aber alles übrige Wahrnehmbare versteht, so leuchtet zunächst ein, daß es nur primäre Vorstellungen sind, welche zum äußern Sinne gehören, und also aller secundäre Vorstellungsinhalt, d. h. der ganze Inhalt des Gedächtnisses, dem innern Sinne anheimfällt. Unter primären Vorstellungen werden, wie wir gesehen haben, die entweder absolut oder relativ universellen Vorstellungen verstanden, d. h. diejenigen, welche entweder überhaupt nicht, oder innerhalb gewisser Grenzen nicht erlauben, daß andere von ihnen verschiedene jedoch ihnen ähnliche Vorstellungen zugleich mit ihnen im Spiegel des Bewußtseins erscheinen. Wir haben uns überzeugt, daß die Vorstellungen der äußern Sinne, sobald man sie in ihren Ganzheiten oder Totalbildern auffaßt, durchaus sich als universelle Vorstellungen verhalten. Daher fallen alle schlechthin singulären Bilder, d. h. alle Vorstellungen, welche nach jeder Seite hin und auf jede Art andere ihnen ähnliche Vorstellungen mit sich zugleich im Bewußtsein dulden, dem innern Sinne anheim. Wir haben ferner gesehen, daß keine Vorstellung diese absolute Duldsamkeit oder Singularität erlangt, als nur

dann, wenn ſie im Spiegel des Bewußtſeins zum Gedächtnißbilde wird, daß aber auch umgekehrt keine Vorſtellung, ſobald ſie unter dieſen Spiegel fällt, ſich dieſem Schickſale einen Augenblick entziehen kann, ſich in ein abſolut duldſames Gedächtnißbild umzuwandeln. Im Spiegel des Bewußtſeins wird alles Unvertragſame verträglich, alles Widerſprechende vermöge der Form der Disjunction vorſtellbar, und folglich ſind ſinguläre Vorſtellungen ſolche, welche dadurch, daß ſie das Feld des Bewußtſeins paſſirten, den Charakter der Duldſamkeit annahmen, welcher ihnen fortan auch dann, wenn ſie in den unbewußten Zuſtand zurückſinken, erhalten bleibt. Es würde hiernach der innere Sinn die Singularität der Vorſtellungen nebſt dem Principe, welches dieſelbe hervorbringt, dagegen der äußere Sinn die ſowol abſolute, als auch relative Univerſalität der Vorſtellungen in ſich faſſen.

Dieſe Unterſcheidung, welche dem Gegenſatze von äußerm und innerm Sinne einen wiſſenſchaftlichen Werth von großer Höhe ertheilen würde, läßt ſich indeſſen nicht conſequent durchführen. Denn es würden ihr zufolge ſämmtliche Stimmungen und Triebe mit zum äußern Sinne gezählt werden müſſen. Es würde der religiöſe und moraliſche Sinn, ſo gut als der Hunger, das Schönheitsgefühl und der Ehrgeiz, ſo gut als der Trieb nach Fortpflanzung, zur äußern Sinnlichkeit gerechnet werden müſſen. Da dies aber ganz dem Sprachgebrauche widerſtreitet, ſo muß ſich bei dieſer Gelegenheit am beſten ausweiſen, nach welchem Principe derſelbe die verſchiedenen primären Vorſtellungen dem äußern Sinne entweder zuſpricht oder abſpricht. Hunger und Trieb nach Fortpflanzung des Geſchlechts z. B. wird die gewöhnliche Rede keinen Anſtand nehmen, der äußerlichen Sinnlichkeit zuzuſchreiben, und unter das körperliche Gemeingefühl zu ſubſumiren. Den Trieb der Bienen zum Honigſammeln und Zellenbau, die Sorge der Vögel um ihre Brut und ein gutes Neſt für dieſelbe wird er hingegen ſchon nicht zur äußern Sinnlichkeit rechnen, weil er ſie nicht unter Fühlen, Riechen, Schmecken u. ſ. w. zu ſubſumiren weiß. Zwar befriedigt ſich das Leben der Bienen ebenſo vollkommen und unwiderſtehlich im Honigſammeln, das Leben der Vögel ebenſo vollkommen und unwiderſtehlich im Neſterbau, wie der Hunger in dem Ergreifen der Nahrung und der Fortpflanzungstrieb in ſeinen Liebkoſungen. Aber

da die Triebe des Zellen- und Nesterbaues noch nebenbei Wirkungen des Gedächtnisses und der Vergleichungsgabe in sich schließen, so ist hierin Etwas enthalten, was das gemeine Urtheil irre und schwankend macht. Ebenso sehr schwankt es nach der andern Seite hin, wenn ihm die Pflanze einen ebenso starken Trieb nach Licht, Luft und Nahrung zeigt, als er bei den Thieren angetroffen wird. Denn hier wagt es keine sinnlichen Triebe vorauszusetzen, weil es keine Sinnorgane, keine beweglichen tastenden Gliedmaßen, keine von Nervengewebe durchzogene Haut u. s. w. entdeckt. Und so würde derselbe Trieb, z. B. der Trieb nach Fortpflanzung, in seiner untersten Manifestation in Blüte und Frucht bei den Pflanzen noch nicht zum äußern Sinne gerechnet werden, nämlich darum nicht, weil er nicht von animalischen Sinnorganen begleitet ist; sobald diese Begleitung eintritt, würde derselbe Trieb als thierische Brunst einen integrirenden Theil des Gefühlssinns ausmachen; wiederum aber in seinen höhern Wirkungen, wie im Nesterbaue und dem Brüten der Vögel aus der Region des äußerlichen Gefühlssinnes in die Region der innerlichen Instincte erhoben werden. Eintheilungen, welche auf eine so auffallende Weise mit dem wesentlichen Inhalte der Wissenschaft nach bloßen Nebenrücksichten umspringen, sind natürlich wissenschaftlich nicht brauchbar, und soll der Name des äußern Sinnes für die Wissenschaft irgend eine entschiedene und brauchbare Bedeutung erlangen, so kann er sich nur an das Kennzeichen anschließen, welches von der gemeinen Rede bei allen ihren Schwankungen als constant festgehalten wird. Dieses Kennzeichen sind die animalischen Sinnorgane.

Die Sinnorgane sind die Mittel, durch die wir die mittheilbaren Vorstellungen, welche mit fremden Vorstellungsherden verknüpft sind, gewinnen und uns zu eigen machen. Wenn ich z. B. in Gesellschaft von mehren Menschen ein Gemälde anschaue, und die Bemerkungen, welche mir die Nebenstehenden über das Gesehene mittheilen, mir es unzweifelhaft machen, daß vom Bilde aus eine Mittheilung derselben Farben- und Gestaltenbilder an sie, wie an mich, erfolgt ist, so kann dieses nicht anders gedacht werden als so, daß der Vorstellungsinhalt, welcher sich an einen jeden Beschauer des Bildes als eben derselbe mittheilt, auch auf irgend eine Art im Bilde vorhanden oder mit dem Bilde als unzertrennlich verknüpft sei. Sowie aber das Bild den Be-

ſchauern ein gemeinſchaftlicher Vorſtellungsherd iſt, ſo ſind es auch dieſe wieder füreinander gegenſeitig, indem ſie einander ſehen und hören, oder dabei durch Druck der Hand, Schlag auf die Schulter u. dgl. einander noch ſtärker ihre Nähe zu erkennen geben. Endlich bin ich auch mir ſelbſt ein eben ſolcher Vorſtellungsherd, wie ich es andern bin, indem ich ſehend von der Geſtalt meiner Hände, von der Setzung meiner Füße, von meinem Bilde im Spiegel dieſelben Vorſtellungen gewinne, welche andre ebenfalls davon gewinnen, indem ich beim Singen den mir entſchlüpften falſchen Ton ebenſo höre, wie ihn andre hören, indem mir die Geſchwulſt an einem verletzten Gliede ebenſo ſelbſt anzufühlen iſt, dieſelben Grade der Elaſticität und Hautſpannung kund thut, die ſie dem betaſtenden Arzte zu erkennen gibt. Daſſelbe iſt der Fall mit dem Geruche meines eigenen Schweißes, mit dem Geſchmacke meines eigenen aus einer friſchen Wunde aufgeſogenen Blutes u. ſ. w. Sodaß alſo eine Erkenntniß meiner ſelbſt durch die Sinnorgane eine Erkenntniß von ſolcher Art iſt, wie ſie ein andrer von mir ſelbſt ebenſowol, und in vielen Fällen noch leichter und bequemer gewinnt als ich ſelbſt, oder eine Erkenntniß meiner ſelbſt, bei welcher ich vor andern nichts voraus habe als die Nähe des Orts.

Sobald dieſes als charakteriſtiſches Unterſcheidungszeichen feſtgehalten, damit aber auch alles Entgegengeſetzte ausgeſchloſſen wird, gewinnt die Kategorie des äußern Sinnes einen wiſſenſchaftlichen Werth, welcher ſich am deutlichſten ſo ausſprechen läßt: Diejenigen unter den primären Vorſtellungen, welche in ihrer urſprünglichen Form als primäre Vorſtellungen nicht nur in einem einzigen, ſondern in einem jeden beliebigen Bewußtſein nach Geſetzen und Umſtänden vorhanden ſind oder ſein können, heißen Vorſtellungen des äußern Sinnes. Diejenigen unter den primären Vorſtellungen, welche nur in einem einzigen Bewußtſein vorhanden ſind oder ſein können, heißen primäre Vorſtellungen des innern Sinnes. Die primären Vorſtellungen des innern Sinnes zuſammt dem einzigen Bewußtſein, worin dieſelben erſcheinen können und wirklich erſcheinen, heißen Ich oder meine eigene Perſon.

Hieraus läßt ſich nun eine klare, weil auf conſequent logiſche Eintheilung gegründete, Geſammtanſchauung des innern Sinnes gewinnen, worin die Grundlage die eben beſchriebene Perſon iſt, welche

ihre primären Vorstellungen theils als solche, welche nur für sie sind, in sich selbst findet (weil sie sie selbst ist), theils als solche, welche auch für andre Personen sind, hinzugewinnt. Beides nun, selbstseiendes wie hinzugewonnenes Eigenthum, geht beständig dadurch, daß es ins Bewußtsein tritt, miteinander vermischt in die Form des Gedächtnisses über, dessen Vorstellungen mit den primären Vorstellungen des innern Sinnes Das gemein haben, daß sie ebenfalls nur mit meinem eigenen Bewußtsein in Verbindung stehen oder stehen können, wofern sie nämlich nicht durch Sprache an andre Personen mitgetheilt werden, ein Proceß, welcher durch Sehen oder Hören vermittelt ist und folglich über die Natur der Gedächtnißbilder als solcher hinausgeht. Darum nun, weil die Bilder des Gedächtnisses ebenso sehr als die primären Vorstellungen des innern Sinnes für Niemanden andres als für mich selbst da sind, nenne ich mit vollem Recht die Vorstellungen des Gedächtnisses ebenso sehr integrirende Theile meiner eigenen Person oder meines innern Sinnes, als ich meine Stimmungen und Grundtriebe so nenne. Der Unterschied ist nur der, daß ich vermöge des Gedächtnisses zu meiner Person, d. h. zu dem nur für dieses Eine Bewußtsein daseienden Vorstellungsinhalt, Bestandtheile hinzufüge, welche nicht ursprünglich in ihm enthalten waren, freilich nur Bestandtheile von secundärer Art, aber dennoch zu mir gehörig.

Gehen wir nun mit unserm logischen Maßstabe ans Detail der Erscheinungen, so ergibt sich uns zunächst eine Ausscheidung gewisser Elemente aus dem äußern Sinne, welche man nach einer blos herumrathenden Manier wol lieber zu ihm rechnen würde. Der Hunger z. B., so enge derselbe mit den Organen des Geschmacks- und des Gefühlssinnes in Verbindung sein mag, kann doch nicht zu den Empfindungen des äußern Sinnes gezählt werden. Denn sollte dies geschehen dürfen, so müßte ich unter Umständen den Hunger andrer Wesen ebenso wol empfinden können als meinen eigenen. Dieses kommt aber nicht allein niemals vor, sondern enthält auch etwas ganz Unmögliches und Sinnloses in sich. Denn es wäre gerade so, als ob ich neben den Farben und Gestalten eines Gemäldes, die ich gemeinschaftlich mit einem andern anschaue, nun auch noch die Spannung des ganz speciellen Interesses herauszuschauen mich bemühte, welche jenen auf eine mir unbegreifliche Weise an das Gemälde fesselt.

Dieſes in ſeinen Neigungen und Erinnerungen begründete Intereſſe gehört ſeinem innern Sinne an, und enthält nichts für die anſchauenden Weſen Gemeinſchaftliches, ebenſowie der Appetit des Löwen nach Fleiſch etwas dem Stiere, und der des Stieres nach Gras etwas dem Löwen ganz Unanſchauliches iſt. Zwar könnte man hiergegen einwenden, daß der Fleiſchappetit für das Geſchlecht der fleiſchfreſſenden Thiere, und der Grasappetit für das Geſchlecht der grasfreſſenden inſofern allerdings ein gemeinſchaftlicher äußerer Sinn genannt werden könnte, als beim Anblicke des Fleiſches, des Graſes an ein jedes Individuum derſelben Art ſich dieſelbe Empfindung des Appetits mittheilen wird. Man muß aber die bedeutenden Unterſchiede, welche hierbei ſtattfinden, nicht außer Acht laſſen. Erſtlich geht der Erweckung des Appetits ſchon eine Empfindung des äußern Sinnes, ein Sehen, Riechen oder Schmecken, wodurch er geweckt wird, voran, und der Appetit iſt folglich keine Wirkung des Verhältniſſes zwiſchen meiner Perſon und dem fremden Vorſtellungsherd, ſondern eine Wirkung des Verhältniſſes zwiſchen meiner Perſon und einer von ihr gewonnenen äußerlich ſinnlichen Anſchauung. Für ein ſolches Product iſt das Bild meiner ſinnlichen Anſchauung, mein Sehen, Riechen, Schmecken ebenſo das erweckende Agens, wie es für mein Sehen, Riechen, Schmecken der objective Vorſtellungsherd iſt, und folglich iſt der auf dieſe Weiſe ſich weckende Appetit eine ſinnliche Vorſtellung, deren Vorſtellungsherd innerhalb gewiſſer ſchon meiner eigenen Perſon angehörigen Vorſtellungen liegt, d. h. eine Vorſtellung des innern Sinnes. Zweitens kehrt der Hunger immer nach verdauter Speiſe von ſelbſt von innen her wieder, ohne daß es dazu erſt eines äußern Erweckungsmittels, d. h. einer angenäherten Speiſe bedürfte. Zwar bedarf es zum Hunger auch in dieſem Falle noch eines andern Erweckungsmittels, nämlich eines leeren Magens. Aber dies Erweckungsmittel liegt nicht außerhalb, ſondern innerhalb meiner Perſon, und ſeine Nothwendigkeit kann daher auch für nichts weiter als für das Vorhandenſein eines innern Sinnes ſprechen. Und ſo unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß der Hunger nicht zu den Empfindungen des äußern Sinnes gezählt werden darf, ſondern den innerlichen Gefühlen angehört. Weil nun die Erkenntniß unſerer Gliederarticulation, vermöge deren wir von einem leeren und vollen

Magen u. dgl. reden, aus dem äußerlichen Sinne ſtammt, ſo enthält das Herſchreiben des Hungers aus dem leeren Magen ſchon eine Ueberordnung des äußern Sinnes über den innern, deren Berechtigung durch das Bisherige bereits ſehr zweifelhaft geworden iſt. Man redet daher weit richtiger und der Thatſache angemeſſener, wenn man ſagt, daß Das, was in der Vorſtellung des innern Sinnes Hunger heißt, ſich in denen des äußeren als Leerheit des Magens kund zu geben pflegt.

Die Grundthatſache, woran hier alles hängt, iſt dieſe, daß eine und dieſelbe Perſon ein Gegenſtand des äußern und des innern Sinnes ſein kann. Als Gegenſtand des innern Sinnes iſt ſie ein Vorſtellungsherd für ſich ſelbſt, als Gegenſtand des äußern Sinnes iſt ſie ein ſolcher ebenmäßig für ſich und andre. Es können daher die äußerlich ſinnlichen Eigenſchaften, welche ſie ſich bei ihrer Selbſtbeurtheilung zuſchreibt, nicht weiter reichen als zu den Vorſtellungen, welche ſie ebenſo wol in Beziehung zu fremden Vorſtellungsherden als in Beziehung zu ihrem eigenen zu bilden im Stande iſt. Solche Vorſtellungen ſind Farben, Töne nnd Geſtalten, Geſchmäcke, Gerüche, Härte, Schwere, Rauheit, Druck, Näſſe, Wärme u. dgl. Ausgeſchloſſen ſind ſchon alle Empfindungen des ſogenannten Vitalſinnes, z. B. der Ekel, welcher mich befällt bei einer Speiſe, welche einem Andern Vergnügen verurſacht, und das Vergnügen, welches der Andere dabei empfindet, während ich mich ekele; der rheumatiſche Schmerz, welchen mir ein Zugwind verurſacht, der von einer gehärteten Conſtitution nur angenehm empfunden wird, und die angenehme Empfindung von jenem, welche mir fremd iſt; die Ermüdung, welche ich nach einer körperlichen Anſtrengung empfinde, die einen andern Stärkern nur auffriſcht, und ſeine Auffriſchung, welche mir fremd iſt. Das unterſcheidende Kennzeichen des innern Sinnes vom äußern iſt in dieſen Fällen nicht die Verſchiedenheit der Empfindung, denn ſonſt würde auch das Sehen des Thurms, welcher dem fern Stehenden klein, dem nahe Stehenden groß erſcheint, dem innern Sinn angehören; ſondern es beſteht in dem Umſtand, ob der Vorſtellungsherd, von welchem der Anlaß oder Anreiz zur Gewinnung einer Vorſtellung ausgeht, ſich jedenfalls innerhalb des Umfanges meiner Perſon befinden müſſe, oder auch möglicher Weiſe außerhalb ihrer Grenzen entrückt gedacht werden könne, mit andern Wor-

ten, ob die Vorſtellungen nur für ein einziges beſtimmtes Bewußtſein oder für mehre verſchiedene Bewußtſeinsfelder gewinnbar ſeien. Die Ermüdung, welche mir eine körperliche Arbeit verurſacht, iſt nur allein für meine eigene Perſon empfindbar, weil ihr Vorſtellungsherd, die Anſtrengung, dergeſtalt innerhalb meiner Perſon liegt, daß er gar nicht daraus in eine andere Perſon verlegt gedacht werden kann. Denn die Anſtrengung des Andern macht mir ſo wenig jemals Ermüdung, als ihm die meinige, und wenn aus gegenſeitigem Mitgefühl ſich die Ermattung von Einem auf den Andern überträgt, ſo iſt dieſe Mitempfindung darum ebenfalls dem innern und nicht dem äußern Sinn angehörig, weil ſie ihren Herd in der jämmerlichen Geſtalt des Ermatteten hat, die in mein Auge fiel, in ſeinem Stöhnen und Aechzen, das mein Ohr traf. Sollte es aber Zuſtände geben, in denen die Ermüdung, der Hunger und die übrigen Vitalempfindungen des einen Weſens wirklich vom andern unmittelbar empfunden werden könnten, ſo würden in ſolchen Zuſtänden auch die Vitalempfindungen dem äußern Sinn hinzugerechnet werden müſſen. Der Zuſtand unſers wachen Bewußtſeins iſt aber nicht von dieſer Art. Sondern in ihm wird die Bedürftigkeit meiner Perſon nach Speiſe, Ruhe u. ſ. w. nur von mir ſelbſt empfunden.

Die Vorſtellungsherde für den innern Sinn ſind demnach dreifach. Sie ſind entweder unmittelbare, ſogenannte leibliche, Zuſtände innerhalb meiner Perſon, wie wenn auf Anſtrengung Ermüdung, auf Entleerung des Magens Hunger folgt. Oder ſie ſind ſinnliche Empfindungen, wie wenn ein zu ſtark überhand genommenes Gefühl der Kälte oder ein zu ſchneller Wechſel zwiſchen Warm und Kalt rheumatiſche Schmerzen nach ſich zieht. Oder ſie ſind endlich Gedächtnißbilder, wie wenn ich bei einer Speiſe nur darum Ekel empfinde, weil ich an ihre Zubereitung mich erinnere. Es kann ſich auch wol treffen, daß eine und dieſelbe Empfindung von allen drei Herden aus erweckbar iſt. Der Hunger kann z. B. unmittelbar aus einem leeren Magen aufſteigen, er kann aber auch am Geruch einer entgegengehaltenen Speiſe ſich wecken, ſowie nicht minder an der Beſchreibung eines leckern Gaſtmahls, die ſo lebhaft iſt, daß uns dabei, wie man zu ſagen pflegt, das Waſſer im Munde zuſammenläuft. Um den kürzeſten Ausdruck dafür feſtzuſetzen, mögen diejenigen Gefühle des innern Sinnes, welche

vom unmittelbaren Herde meiner Perſon ſtammen, Gefühle des erſten Grades, die, welche vom Herde der äußerlich ſinnlichen Anſchauung fließen, Gefühle des zweiten Grades, und die, welche ſich am Gedächtniß entzünden, Gefühle des dritten Grades heißen.

Da alle Sinnempfindungen des äußern Sinnes auf die Stimmungen und Triebe des innern mehr oder weniger einwirken, ſo müſſen auch alle äußerlich ſinnlichen Empfindungen von Gefühlen des zweiten Grades mehr oder weniger durchdrungen ſein, welche abgetrennt gedacht werden müſſen, wenn wir auch dieſen Trennungsproceß nicht wirklich zu vollziehen im Stande ſein ſollten. Wer z. B. ſehr die blaue Farbe liebt, ſodaß ihm die Empfindung des Blauen ohne die Empfindung des Angenehmen, und zwar eines ganz ſpecifiſch Angenehmen, welches in ſeiner Empfindungsſcale ſelbſt die Bläue heißt, gar nicht möglich iſt, wird doch an dieſer Empfindung Etwas zu ſubtrahiren finden, ſobald er bemerkt, daß einem Andern die blaue Farbe unter allen die unangenehmſte ſei. Das Verbrennen des Fingers im heißen Waſſer iſt eine äußerlich ſinnliche Empfindung. Denn Jedermann wird durch Eintauchen ſeines Fingers in den ſiedenden Topf daſſelbe empfinden. Der Schmerz des verletzten Nerven aber, welcher tagelang hinterher dauert, iſt eine Empfindung des innern Sinnes. Denn ſein Gegenſtand, der Zuſtand meines eigenen Nerven, iſt mit einer ſolchen Empfindung Niemandem ſonſt empfindbar als nur mir ſelbſt. Nun aber beſtand das Specifiſche der Empfindung des Verbrennens eben in dem Beginn dieſes Schmerzes, der daher von der Sinnempfindung des heißen Waſſers ſubtrahirt werden muß, obgleich ich dieſe Subtraction in der Sinnempfindung ſelbſt vorzunehmen nicht im Stande bin, und obgleich Jedermann in der Berührung mit demſelben kochenden Waſſer eben daſſelbe würde empfunden haben, was ich empfand. Iſt dem nun aber ſo, ſo muß jede Affection des Nerven ohne Ausnahme als eine Empfindung des innern Sinnes gelten. Denn jede ſolche Affection ſchließt einen Nervenzuſtand in ſich, welcher mit zu meiner Perſon gehört, und auf eine ſolche Weiſe, wie ich ihn empfinde, von keinem andern empfunden werden kann als nur von mir. Durch dieſen Umſtand fallen die Vorſtellungen des äußern Sinnes geradezu und nothwendig dem innern Sinn ebenfalls zu, und laſſen ſich ganz und gar nicht mehr von ihm trennen, ſondern nur noch

als eine besondere Classe aus seinen übrigen Vorstellungen aussondern.

Jetzt erst ist in Beziehung auf das Verhältniß der beiden Sinne zueinander ein fester und consequenter Standpunkt gewonnen. Von ihm aus lautet nun die Definition des äußern Sinnes: Er besteht aus denjenigen meiner Vorstellungen, welche außerdem daß sie die meinigen sind, auch noch die Vorstellungen sowol anderer Personen als derjenigen Vorstellungsherde sind, von denen aus sie sich den anschauenden Personen mittheilen. Hiermit sind alle Verlegenheiten der Unterscheidung mit einem male aus dem Wege geräumt. Denn die Entdeckung von Bestandtheilen des innern Sinnes kann uns nicht mehr irre machen bei Vorstellungen, welche sowol in meiner Person als in der Person des andern, ganz und gar dem innern Sinne selbst angehören, und nur Das vor den übrigen inneren Vorstellungen voraus haben, daß sie von einem gemeinschaftlichen Orte aus im innern Sinn eines jeden Anschauenden gewonnen worden sind.

Auf welche Art nun aber diese mittheilbaren Vorstellungen des innern Sinnes an ihren dritten Orten oder Vorstellungsherden aufbewahrt liegen, und als mittheilbares Gut vorhanden sind, dies ist das Räthsel, welches unsere Sprache mit dem Namen eines Körpers bezeichnet.

§. 30.

Verhältniß beider Sinne zueinander.

Verhältniß der äußerlichen (objectiven) und der innerlichen (subjectiven) Vorstellungsherde. Das Verbindungsglied ist der Trieb, dessen Erscheinung der Raum ist. Formel des Triebes. Lusttrieb und Unlusttrieb. Das Handgreifliche der Körperlichkeit. Einbildungsraum und Bewegungsraum.

Da sich uns alle sinnlichen Empfindungen, insofern sie gewissen Affectionen und Zuständen der Nerven entsprechen, als Bestandtheile der innern Sinnlichkeit erwiesen haben, so würden wir über den äußerlich sinnlichen Vorstellungsinhalt als einen solchen, d. h. als einen in den objectiven Vorstellungsherden aufbewahrten und von ihnen aus gewinnbaren, überaus rathlos sein, wenn es sich nicht glücklicherweise träfe, daß der Ort meines innern Sinnes oder der meinem Bewußtsein gegebenen Anschauungen zugleich als ein sol

cher objectiver Vorstellungsherd sich verhielte, gegen andre wie gegen mich selbst.

Freilich lautet die Bezeichnung des Ortes meiner Person als eines objectiven und derselben als eines subjectiven Vorstellungsherdes sehr verschieden. In jenem Sinn ist diese Person ein Gliedergestaltiges, Farbiges, Elastischweiches, Schweres, Warmes u. dgl. m. In diesem Sinne ist sie ein Hungerndes, Durstendes, Anschauendes, Bewußtes, sich Erinnerndes u. s. f. Doch fehlt es nicht ganz an Uebertragungen aus einer Sphäre in die andre. Z. B. sie schämt sich und wechselt die Farbe, sie zürnt und schreitet heftig einher, sie eifert und wird heiß, sie leidet Schmerz und weint, sie ist vergnügt und lächelt, sie hungert und führt die Speise mit der Hand zum offenen Munde, sie verlangt ihr Inneres zu offenbaren und bringt einen Strom beredter Worte hervor.

Zunächst sind die Punkte näher zu bestimmen, an denen sich Uebergänge aus der innern Sphäre in die äußere entdecken lassen und diejenigen, an denen dies nicht angeht. Die Empfindung des Hungers, als diese specifische Empfindung genommen, hat mit einer Oeffnung des Mundes, einer Bewegung der Hand nicht die mindeste Aehnlichkeit, dagegen findet sich eine solche, sobald ich den Hunger als einen Trieb nach Speise auffasse. Denn da Speise etwas nicht zu meiner Person Gehöriges ist, welches dieselbe in ein zu ihr Gehöriges zu verwandeln strebt, so muß der Trieb nach Speise entweder eine Bewegung der Speise zu meiner Person, oder, wo dies nicht der Fall ist, eine Bewegung meiner Person zur Speise, und eine Offenheit meiner Person, oder wo dies nicht der Fall ist, eine Oeffnung derselben für die Aufnahme der Speise, in sich schließen. In dem Grade also, als der Hunger nicht blos als dies specifische Gefühl, sondern auch dabei als ein Trieb nach Speise empfunden wird, in eben dem Grade findet eine Aehnlichkeit statt zwischen der innern und der äußern Erscheinung des Hungers. Ebenso hat der Zorn nicht als diese specifische Empfindung, wol aber als der Trieb, einem schädlichen Hergange in der Außenwelt, von welchem für meine Person Schaden ausgeht oder zu befürchten ist, entgegenzutreten, eine Aehnlichkeit mit dem drohenden Vorwärtsschreiten und dem Ausstrecken der Fäuste, welche dem Ge-

genſtande des Zorns Gewalt anzuthun begehren. Und ebenſo hat auch die Liebe und Freundſchaft, zwar nicht als dieſe ſpecifiſche Luſtempfindung, wol aber als der Trieb, ſich mit einer andern Perſon näher zu vereinigen, eine Aehnlichkeit mit dem Küſſen und Händedrücken, mit den Umarmungen und dem Wandeln Arm in Arm, worin ſie ſich auszuſprechen liebt. Und ſo zeigt ſich in allen den Fällen, in welchen eine Aehnlichkeit der Vorgänge der innern Sphäre mit denen der äußern als auffallend ins Auge ſpringt, daß das einander Entſprechende auf der einen Seite ein Trieb, auf der andern Seite eine durch den äußern Sinn wahrnehmbare Bewegung meines Leibes iſt.

Jeder Trieb, welcher meinen Leib zu irgend einer ſich auf die Außenwelt beziehenden Bewegung auffodert, bezieht ſich auf ein Verhältniß meiner Perſon zu etwas Anderm, das außerhalb ihrer iſt, und zwar auf ein Verhältniß, das noch nicht vorhanden iſt, ſondern erſt eintreten ſoll. Ein ſolches Verhältniß ſetzt aber immer die beiden Glieder voraus, zwiſchen denen es eintreten ſoll, und enthält daher immer die Exiſtenz einer Außenwelt als Vorausſetzung oder Anticipation. So z. B. enthält der Hunger die Anticipation der Speiſe, und würde ſie enthalten, wenn auch der äußere Sinn ſie verweigerte oder ſtatt ihrer ein unrichtiges Surrogat unterſchöbe; ſo enthält der Geſchlechtstrieb des männlichen Thieres die Anticipation der Exiſtenz des Weibchens, und würde ſie enthalten, wenn auch durch ungünſtigen Zufall der Anblick des Weibchens oder überhaupt ſeines Gleichen dem männlichen Thiere entzogen bliebe. Ein Trieb, welchem die Anticipation ſeines Gegenſtandes mangelte, ein Hunger, welcher ſich nicht als eine zu verſchluckende Speiſe, ein Zorn, welcher ſich nicht als einen durch mich zu zerſtörenden Gegenſtand, eine Liebe, welche ſich nicht als einen mit mir zu vereinigenden Gegenſtand empfände, würde nur für den fremden Zuſchauer in der Anſchauung des äußern Sinnes als Trieb erſcheinen, in der Anſchauung des innern Sinnes und für ſich ſelbſt aber nichts ſein als ein ſpecifiſches Gefühl von einer beſtimmten, entweder der Luſt oder dem Schmerze mehr verwandten Art.

Jeder ſo geartete ins Bewußtſein tretende Trieb enthält alſo zwei Beſtandtheile, nach deren einem er ſpecifiſches Gefühl iſt und mit der äußerlich ſinnlichen Sphäre nicht im unmittelbaren Aehnlich-

tätsverhältniß steht, nach deren anderm er Anticipation ist und gegen die äußerlich sinnliche Sphäre ein Verhältniß der Aehnlichkeit und sogar der Gleichartigkeit offenbart. Jede Anticipation enthält in sich das Verhältniß meiner Person zu einer sie umgebenden Außenwelt. Dieses Verhältniß heißt der Sinnenraum. Die Bewegungen der äußerlichen Sphäre, bei denen wir die nächste Aehnlichkeit zwischen dem Aeußern und Innern wahrnahmen, sind Raumbewegungen. Es fragt sich also hier über das Erscheinen des Sinnenraums im inneren Sinn.

Auf der einen Seite haben wir Alles, was im innern Sinn enthalten ist, in die Grenzen unserer eigenen Person eingeschlossen gefunden. Die Gefühle und Triebe wirken nur Bewegungen in unserm eigenen Leibe und nur allein durch sie vermittelt Bewegungen in der Außenwelt. Und was unsere Gefühle und Triebe in Bewegung setzt, sind ebenfalls wieder nur Bewegungen und Zustände im eigenen Blut, in den eigenen Nerven und Sinnorganen, und die Bewegungen und Zustände der Außenwelt thun dies nur, insofern sie es durch die Vermittelung unserer Nerven und Sinnorgane thun. Um so mehr müssen wir gespannt sein, in den Anticipationen der Triebe die Anfänge und Elemente Dessen zu erkennen, was unsere äußerlich sinnlichen Anschauungen aus Anschauungen des innern Sinnes oder bloßen Nervenaffectionen allererst zu Erkenntnissen macht, die über die Sphäre unserer eigenen Person in die Außenwelt hinausreichen.

Der Trieb des Hungers als das Streben, in den Umfang meiner Person Etwas, das nicht sie ist, so aufzunehmen, daß es zu ihr wird, empfindet meine Person mit einem Mangel behaftet oder im unvollständigen Zustande. Denn er empfindet die Speise, sobald sie in den Leib eintritt, nicht als eine Vermischung meiner Person mit etwas Fremdartigem, sondern nur als eine Bejahung und Herstellung derselben. Die Person heiße A und die Speise B, so ist die Person nach ihrer Speisung $A = A + B$, und vor ihrer Speisung $A = A - B$. Will man den Widerspruch, der hierin zu liegen scheint, vermeiden, so setze man für die gesättigte Person $A = a + B$, und für die hungernde $a = A - B$. Nur vergesse man dabei nicht, daß diese Unterscheidung von A und a nicht der Sache selbst, sondern dem interpretirenden Verstande angehört.

Auf dem Reflexionsstandpunkte, der hier mit dem des äußern Sinnes zusammenfällt, ist A nicht mehr dieselbe Person wie a. Denn a hat eine wirkliche Vermehrung bekommen. Auf dem reinen Standpunkte des innern Sinns hat die Person nicht eine wirkliche Vermehrung Dessen, was sie ist, bekommen, sondern sie scheint sich noch dieselbe Person, welche sie war, nur daß sie aus dem Zustand eines Schmerzgefühls in den eines Lustgefühls überging. Der Standpunkt des Triebes steht nun hier so in der Mitte zwischen dem Standpunkt des reinen Gefühls einerseits, und dem Standpunkt des äußern Sinnes und der Reflexion andererseits, daß in ihm der Widerspruch beider eine Vermittelung findet. Denn im reinen Gefühl ist darum nichts von einer Vermehrung oder Verminderung meiner Person enthalten, weil es im reinen Gefühl gar nichts außer ihr gibt, oder weil im reinen Gefühl Person nichts weiter ist als eben alles Wahrnehmbare schlechthin, oder Inbegriff aller Vorstellungen des innern Sinnes. In der Anschauung des äußern Sinnes aber ist meine Person nur ein kleiner Theil von der Gesammtmasse des Daseienden. Dem Triebe ist die Person sowol das Ganze als auch der Theil, als Ganzes der Theil, und als Theil das Ganze, und so müssen wir doch nach reiflicher Ueberlegung wieder zum erstgewonnenen Ausdrucke des Triebes als dem reinsten zurückkehren: A = A + B und A = A − B. [1])

Es wird nützlich sein, ehe wir eine weitere Anwendung dieser Formel suchen, zuzusehen, ob dieselbe in andern Fällen immer dieselbe bleibt, oder ob sie sich noch gewissen Modificationen zu unterwerfen hat. Hier treten sogleich zwei verschiedene Fälle vors Auge. Im einen Fall ist der Zustand, welcher erstrebt wird, eine Vergrößerung oder auch eine Wiederherstellung meiner Person durch Hinzunahme eines Fremden, im andern ist der erstrebte Zustand eine

1) Die Formel A = A − B ist, wie sich an diesem Orte wol von selbst versteht, jedoch an spätern leicht Misverständnisse erregen könnte, vor allen Dingen nicht zu lesen: A = A weniger B, sondern vielmehr: A = A ohne B, oder bei fehlendem B. Sie ist also eine Abkürzungsformel anstatt: A = A + B − B, und könnte daher auch geschrieben werden: A = A + zero. Weil aber die letzte Schreibart das Unbequeme hat, daß das hinweggeräumte oder fehlende B darin gar nicht angedeutet ist, die Schreibart A = A + B − B als die eigentlich richtige aber an zu großer Weitläuftigkeit leidet, so mag statt ihrer die obige Abkürzung gestattet sein.

Verminderung oder auch eine Befreiung meiner Perſon durch Hinwegnahme eines Fremden. Im erſten Falle iſt das Fremde für die Perſon ein nicht in ſich gefundenes Begehrtes, im zweiten Fall hingegen ein irgendwie in ſich gefundenes Verabſcheutes. Wenn das männliche Thier nach dem abweſenden weiblichen zum Behuf des Actes der Fortpflanzung ſtrebt und begehrt, und das weibliche umgekehrt, ſo verhalten ſich beide Individuen gegenſeitig nach der Formel des Hungers und der Speiſe, denn jedes fühlt ſich durch das Erſcheinen des andern erſt in ſeiner eigenen Perſönlichkeit hergeſtellt, oder, nach der Empfindung des Sinnes zu reden, mit der Luſt ſeines Lebens erfüllt. Der Schmerz, den es empfindet, iſt ein Schmerz des Mangels, ein Schmerz nach der Formel A = A — B, wobei alſo A zu ſein ſtrebt oder ſich ſelbſt im Triebe weiß als A + B. Die Luſt bezeichnet ſich alſo hier gerade wie beim Hunger als A = A + B. Umgekehrt verhält es ſich bei der Rachſucht, wo das Individuum ſich nicht eher befriedigt fühlt, als bis der Feind aus dem Wege geräumt iſt. Hier iſt der empfundene Schmerz ein Schmerz des Zuviel nach der Formel A = A + B, und nach der Formel der Befreiung von einem läſtigen Uebermaß, A = A — B, wird die Luſt empfunden. Daſſelbige Verhältniß findet ſtatt bei den Entleerungen des Körpers im Erbrechen u. ſ. w., wo er ſich von Stoffen befreit, welche er als fremde auf ſeine Perſon drückend empfand. Es kann alſo das A + B der Luſt ſowol innerhalb des Umkreiſes meiner Perſon fallen, wie beim Hunger, als auch darüber hinausgehen, wie beim Fortpflanzungstrieb, und es kann das A + B der Unluſt ſowol innerhalb des Umkreiſes meiner Perſon fallen, wie beim Erbrechen, als auch darüber hinausreichen, wie bei der Rachſucht. Dagegen das A — B ſowol der Luſt als auch der Unluſt beſtändig mit dem Umkreiſe meiner Perſönlichkeit zuſammenfällt.

Wo nun der Trieb nach der Formel A = A + B ein außer meiner Perſon liegendes Fremdes anticipirt, wie z. B. nach dieſer Formel im Hunger die Speiſe, im Fortpflanzungstriebe das entgegengeſetzte Geſchlecht anticipirt wird, da ruht der innere Sinn einestheils auf dem A, d. h. auf ſich ſelbſt, anderntheils ſchweift er darüber hinaus zum B mit der Foderung, daß entweder A ſich zum A + B erweitere, wie im Fortpflanzungstrieb, oder daß A + B zum

A einſchmelze, wie im Nahrungstrieb. Im Nahrungstrieb wird A + B als die Hälfte ſeiner ſelbſt, nämlich als A, im Fortpflanzungstrieb wird A als das Doppelte ſeiner ſelbſt, nämlich als A + B empfunden. Dieſe Empfindungen ſind aber in der Sphäre des innern Sinnes nur eitle und hohle Foderungen, welche in ihm ſelbſt nicht die mindeſte Anſchaulichkeit haben können, indem Alles, was er nur irgend produciren kann, immer nichts Andres als die Sphäre A ſelbſt iſt, ſie ſelbſt ganz und gar und weiter nichts als ſie. Iſt alſo eine Anſchaulichkeit dieſer Foderungen gegeben, ſo gehört dieſe einem andern Sinne als dem innern an. Die Anſchaulichkeit der Foderung beſteht aber darin, daß ſich in Dem, was einzig erſcheinen kann, nämlich in dem A oder innern Sinn (zu welchem auch wie bewieſen wurde die Vorſtellungen des äußern Sinnes, ſofern ſie die meinigen ſind, gehören) die Möglichkeit zeige, außerhalb ſeiner noch etwas Andres zu ſetzen. Von dieſer Möglichkeit würden wir uns freilich aus ihr ſelbſt heraus keinen Begriff machen können. Aber wir finden ſie ganz übereinſtimmig mit der Foderung des Triebes in uns vor, und nennen ſie den Raum. Es liegt im Begriff des Raums enthalten der Begriff der Theilbarkeit. Denn ſowol A als B verhalten ſich zu A + B als Theile. Es liegt ferner darin der Begriff der Vertauſchbarkeit von Ganzheit und Theilheit. Denn wenn A ſich zu A + B zu erweitern ſtrebt, ſo ſetzt ſich der Theil in der Einbildung als das Ganze, und wenn A ſich B zu aſſimiliren ſucht, ſo ſetzt es in der Einbildung das Ganze A + B als den bloßen Theil, nämlich als A. Man kann die letzte Eigenſchaft auch ausſprechen als eine vollkommene Aehnlichkeit zwiſchen Ganzem und Theil. Denn der Vorſtellungsinhalt iſt in der Einbildung vertauſchbar gemäß ſeiner Aehnlichkeit, ſodaß: einander ähnlich ſein, und: miteinander vertauſchbar ſein, ſchlechthin eins und daſſelbe bedeutet. Zu den Eigenſchaften des Raums gehört aber ferner noch, daß er nicht das bloße Schema der vertauſchbaren Ganzheit und Theilheit ſei, ſondern dies Schema angeſchaut unter der ganz ſpeciellen Bedingung, daß darin das A oder der Wohnort des innern Sinnes als ein ganz beſtimmtes, ebenſowol als Ganzes wie auch als Theil Anſchaubares, d. h. mit andern Worten als eine ganz beſtimmte Größe, und zwar als eine mit den Anſchauungen des in-

nern Sinnes durch und durch verſchmolzene Größe gegeben ſei. Dieſe Verſchmelzung zeigt ſich beſonders darin wirklich und aufs engſte vollbracht, daß diejenigen Vorſtellungen des innern Sinnes, welche Triebe heißen, diejenigen Foderungen eines Uebergreifens meiner Perſon in die Außenwelt, welche in ihnen liegen, durch eine Veränderung in den Dimenſionen der in meine Perſon eingeſchmolzenen Raumgröße für den äußern Sinn an den Tag legen.

Die Raumgröße, welche in unſern Trieben wurzelt, iſt demnach die eigentliche Eröffnerin einer Außenwelt, zu welcher es, wenn die Gefühle und Stimmungen des innern Sinnes nicht zu Trieben würden, niemals kommen könnte. Denn wenn die den Affectionen meiner Nerven entſprechenden univerſellen Vorſtelluugen der Geſchmäcke, Gerüche und Farben nicht in das Raumſchema zur Bezeichnung beſtimmter Oerter einſchmölzen, ſo würden ſie nichts an ſich haben, was ſie von bloßen entweder mehr der Luſt oder mehr dem Schmerz verwandten Gefühlen und Stimmungen des innern Sinnes unterſchiede. Man ſollte nun in den Specialitäten der ſinnlichen Raumanſchauung Etwas erwarten, was entſchieden und im ſtarken Gegenſatz über die Sphäre des innern Sinnes hinauswieſe. Dergleichen wird aber nicht gefunden.

Denn fragen wir zuerſt nach der Eigenſchaft, welche man ſprüchwörtlich als die ſtärkſte Bejahung der Körperlichkeit außer uns anwendet, nämlich nach der Eigenſchaft der Handgreiflichkeit oder des Gegendrucks, welchen die Dinge der Außenwelt einem auf ſie ausgeübten Verſuch, in ihren Raum einzudringen, entgegenſetzen, ſo leuchtet ein, daß hier nichts ſtattfindet als ein gehemmter Trieb. Der Trieb (in dieſem Fall Wille genannt), irgend ein Glied meiner Perſon nach einer gewiſſen Richtung hin auszuſtrecken, fühlt eine Hemmung, welche mit einer eigenthümlichen Empfindung am Ende des ausgeſtreckten Gliedes verbunden iſt. Dieſer Fall gehört alſo unter diejenigen Fälle des Triebes, wo meine Perſon ein ihr Fremdes aus dem Wege zu räumen ſucht, oder wo ein $A = A + B$ mit Unluſt empfunden wird. Die gefoderte Luſtempfindung in der Vollziehung des Willens iſt hier ein $A = A - B$. Dieſes tritt ſowol durch Fortſchiebung des Hinderniſſes ein, als auch dann, wenn die Glieder meiner Perſon ſich nach Luſt uud Trieb ohne Hinderniß bewegen, wie ſie mögen. Es leuchtet hieraus ein,

daß in dieſem Falle Dasjenige, was die Wahrnehmung einzig zu einer äußerlichen macht, in nichts Anderm begründet iſt als in dem Gefühl entweder eines hindernißlos ſich vollziehenden oder eines in ſeiner Ausübung gehinderten Triebes. Die Meſſung der Diſtanzen durch das Auge verhält ſich dabei nur als eine Fortſetzung der Meſſung durch den Taſtſinn. Denn der Blick ſchweift von Natur in die Ferne, und es iſt ihm ſo ſehr eine Luſt, ins Weite zu ſchweifen, daß er ſich in dieſer Hinſicht ſogar gern und mit Vergnügen durch Landſchaften und gemalte Perſpectiven hintergehen läßt, welche ihm daſſelbe nur zum zweiten male und künſtlich gewähren, was er in der Landſchaft auf der Netzhaut des Auges von Natur beſitzt, eine Gelegenheit, ſich einen Raum über eine gewiſſe Grenze hinüber einzubilden. Dieſe Grenze, welche mein Einbildungstrieb jedesmal genau nach dem Maße der ihm hierzu gebotenen Gelegenheit überſchreitet, iſt hier die Netzhaut des Auges, dort die Wand mit der gemalten Perſpective. Andre Arten von Raumanſchauung kommen aber außer den beiden beſprochenen im äußern Sinn nicht vor. Denn beim Gehör und beim Geruch findet ebenfalls, wie beim Geſicht, eine Projection des Raums durch Einbildung ſtatt, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſelbe weit unvollkommener von ſtatten geht. Der Geſchmack iſt mit den Raumempfindungen der taſtenden Zunge verſchmolzen, ähnlich wie die Empfindungen von Zahnweh, Kopfſchmerz, Gicht u. dgl. in die Raumwahrnehmungen der übrigen taſtenden Glieder einſchmelzen. Denn ein jedes mit einer ſenſibeln Haut umgebene Glied des Leibes kann ſich unter Umſtänden taſtend verhalten, und trägt ſo bei zu einem Geſammtbilde der innerhalb meiner Perſon befindlichen Raumausdehnung. Auch unterſcheidet ſich die Empfindung von einem Oben und Unten, wie ſie im Gefühl der Schwere beim Gehen, Heben u. ſ. w. vorkommt, nur dadurch, daß ſie die Vollziehung des Bewegungstriebes meiner Glieder nicht von einzelnen Orten meiner Hautfläche aus (alſo nicht local), ſondern von innen her (alſo univerſell) nach einer gewiſſen Richtung hin erſchwert, nach der entgegengeſetzten aber erleichtert.

Der Raum meiner äußerlich ſinnlichen Wahrnehmung beſteht demnach in einem vollſtändigen Syſtem aller möglichen Vollziehungen und Hemmungen zweier Triebe, eines Bewegungs- und eines Einbildungs-

triebes. Die Luſt des Bewegungstriebes hat die Formel A=A—B, ſeine Unluſt die Formel A = A + B. Umgekehrt iſt die Formel A=A + B beim Einbildungstriebe, welcher immer auf Gelegenheiten wartet, ſich vollziehen zu können, die Formel der Luſt, und folglich die Formel A = A — B die der Unluſt. Die äußerlichen Sinne zerfallen demnach ihrem Raumgehalt nach in zwei Claſſen, in ſolche, welche vorzugsweiſe auf Production von Einbildungsraum ſich gründen, nämlich Geruch, Geſicht und Gehör, und in ſolche, welche vorzugsweiſe auf die Production von Bewegungsraum ſich ſtützen, nämlich Geſchmack und Gefühl. Vergleichen wir nun dieſen äußerlich ſinnlichen Raum in ſeiner zwiefachen Production durch Einbildung und durch Bewegung mit dem Raum, welchen wir in den Trieben des innern Sinnes als Poſtulat entdeckten, ſo ſehen wir die beiden Beſtandtheile dieſes Poſtulats A + B, von denen der Beſtandtheil A auf den innern Sinn meiner Perſon und der Beſtandtheil B darüber hinaus fällt, im äußern Sinn als einen Bewegungstrieb und einen Einbildungstrieb iſolirt. Man würde daher dieſe beiden iſolirten Triebe nicht unpaſſend als Hülfstriebe zur Vollziehung der Grundtriebe bezeichnen, indem zur Vollziehung eines jeden ſich auf einen mir fernen Gegenſtand beziehenden Triebes gehört, daß der Gegenſtand durch Geruch, Geſicht oder Gehör ſeine Nähe kund gebe, damit ſodann durch eine Bewegung meiner Perſon gegen den Gegenſtand hin eine Vollziehung des Triebes erfolge.

Es geht aus dem Geſagten hervor, daß der Raum, welchen der Einbildungstrieb, und der, welchen der Bewegungstrieb kund gibt, nicht dieſelben ſind. Denn der Raum des Bewegungstriebes iſt der Raum in ſeiner Verſchmolzenheit mit dem A, d. h. mit dem innern Sinn. Der Raum des Einbildungstriebes aber iſt das B, alſo der Raum als ſolcher ohne die Vermiſchung mit dem innern Sinn. Könnte man alſo das reine B iſoliren, ſo würde man darin den reinen Raum der äußern Sinnlichkeit haben. Dieſe Iſolation kann aber darum niemals gelingen, weil der Einbildungstrieb kein Trieb des bloßen B iſt, ſondern nur ein Trieb des vorherrſchenden B, oder ein Trieb, deſſen Luſt die Expanſion oder die Aufnahme des B ins A iſt nach der Formel A = A + B. So wie umgekehrt auch der Bewegungstrieb kein Trieb des bloßen A iſt, ſon-

dern nur ein Trieb des vorherrſchenden A, oder ein Trieb, deſſen Luſt die Repulſion oder die Abſtoßung des B vom A iſt nach der Formel A = A — B. Die Luſt des Bewegungstriebes iſt der reine Bewegungsraum. Dieſer heißt A = A — B, welches ſo viel iſt als A ganz allein ohne B. Die Luſt des Einbildungstriebes iſt der reine Einbildungsraum. Dieſer aber heißt nicht B, ſondern A = A + B, d. h. der über ſeine Grenzen erweiterte Raum A, jedoch dieſen ſelbſt mit eingeſchloſſen. Es gehört alſo der ſämmtliche Bewegungsraum immer zugleich mit zum Einbildungsraum, aber nicht umgekehrt, oder der Einbildungsraum begreift ſtets die Ganzheit der ſinnlichen Raumwahrnehmung in ſich, von welcher der Bewegungsraum einen einzelnen Theil ausmacht. Dabei ſtehen dieſe Räume in dem Verhältniß miteinander, daß dem Einbildungsraum dann, wann er auf die Sphäre ſeiner vollkommenen Unluſt, alſo auf das A = A — B reducirt wird, noch immer die ganze Sphäre des Bewegungsraums als ein Spielraum oder Wohnort bleibt, in welchem ſich auch ſeine Triebe und Strebungen, wenn ſie nur ſtark genug ſind, als Körperbewegungen ausprägen. Soll aber der Bewegungsraum, welcher mit dem A zuſammenfällt, durch einen fremden Raum, d. h. durch ein A = A + B eine Störung oder eine Unluſt leiden, ſo kann dieſe nicht im bloßen Hinzukommen eines B zum A beſtehen, ſondern nur darin, daß ein B in den Raum des A einzudringen ſtrebt, und zwar entweder in einen Raum, welchen A ſchon wirklich einnimmt, oder in einen Raum, welchen A erſt vermöge eines in ihm wirkſamen Triebes einzunehmen beſtrebt iſt.

Es geht aus dieſem allem hervor, daß der Raum überhaupt nichts als ein Triebphänomen iſt, bei welchem es ſich von den Trieben eines innern Sinnes = A handelt, in ſofern dieſelben eine Außenwelt = B anticipiren, und von außen her entweder Förderungen oder Hemmungen erfahren.

§. 31.

Analyse der Sinnanschauung.

Formel der Wahrnehmung. Uebergang aus dem Einbildungsraum in den Bewegungsraum. Definition des Bewegungsraums. Formel des Einbildungsraums und der Sensation. Ein Bewegungsraum ist ein Leib. Anschauung seiner selbst durch den äußern Sinn. Primärer und secundärer Bewegungsraum. Grundtriebe und Hülfstriebe. Expansive und repulsive Triebe.

Der Raum ist die Anschauung meines innern Sinnes = A, in seinem Verhältniß zu einem möglichen B. Tritt ein Verhältniß zwischen A und B wirklich ein, d. h. fühlt sich A durch B wirklich in seiner eigenen Sphäre = A entweder gehemmt oder gefördert, so heißt dies eine Empfindung des äußern Sinnes. So z. B. wenn auf meinen Leib ein Druck geschieht, gegen den ich vergebens mich anzustemmen bemühe, wo A sich in seinem Streben nach A = A — B gehemmt fühlt, oder wenn eine vor mir sich eröffnende Landschaft den Blick fröhlich in die Ferne trägt, wo A sich in seinem Streben nach A = A + B durch die Weite der Aussicht gefördert fühlt. Die Formel einer jeden Wahrnehmung des äußern Sinnes ist daher A = A + B. Tritt dieses A = A + B als eine Empfindung hervor in der Sphäre des Bewegungsraums, so wird es in A als eine Hemmung gefühlt, tritt es dagegen, ohne die Sphäre des Bewegungsraums merklich zu verändern, unmittelbar mit seinem Eintritt ins A in der Sphäre des Einbildungsraums hervor, so wird es in A als eine Förderung seines Triebes empfunden. In dem Trieben ist dagegen das Verhältniß des A zum B nicht als ein wirklich eingetretenes, sondern als ein gefodertes gesetzt. Die Anschauung dieser Foderung heißt der Raum. Der Raum ist die Anschauung von einem wirklichen A in seinem Verhältniß zu einem blos erst gefoderten oder möglichen B. Sofern nun durch das wirklich eintretende A + B der Sinnempfindung die Foderung des A, nämlich die Erweiterung über seine Sphäre hinüber, nicht allein nicht zugelassen, sondern dasselbe in seiner eigenen Sphäre noch dazu gestört wird, heißt die Anschauung des Verhältnisses der Bewegungsraum. Einbildungsraum und Bewegungsraum sind daher Verhältnisse der Raumanschauung zu der Art und Weise, wie eine wirkliche Empfindung des äußern Sinnes (ob hemmend, ob fördernd) in die Sphäre A eintritt.

Wenn ich mit Willkür, d. h. nach einem durch das Bewußtſein modificirten Bewegungstriebe, meine Hand zum Schreiben in Bewegung ſetze, ſo ſtehen die Buchſtaben, d. h. die Bewegungen, welche die Hand machen wird, zuvor im Einbildungsraum verzeichnet, ehe ſie von da in den Bewegungsraum treten. Der Einbildungstrieb iſt alſo hier der Trieb, die Bewegungen in der Sphäre der Möglichkeit vorzubilden, der Bewegungstrieb aber der Trieb, dieſelben in der Sphäre der Wirklichkeit nachzubilden. Ebenſo auch zeichnet der Knabe, welcher mit einem Steine nach einer Frucht am Baume werfen will, ehe er den Wurf thut, ſich die dabei zu machende Bewegung des Arms prüfend im Einbildungstriebe vor, was man Zielen nennt. In dieſen Fällen ſcheinen beide Räume abgeſondert zu exiſtiren. Denn es wird aus dem erſten in den zweiten hinein förmlich überſetzt, es exiſtirt aus dem erſten in den zweiten ein ſchroffer Uebergang. Aber dieſer Gegenſatz mildert ſich, ſobald wir das Phänomen genauer ins Auge faſſen, und auf die einfachſten Fälle zurückgehen. Will ich z. B. meine Hand willkürlich von der Stirn zum Knie führen, ſo iſt der Raum, worin die Orte von Stirn und Knie, zwiſchen denen die Bewegung der Hand erfolgt, und dann auch wieder der Ort der bewegenden Hand ſelbſt, verzeichnet ſtehen, eben ſowol ein Bewegungsraum als ein Einbildungsraum zu nennen, indem ſie dem Bewegungstriebe und dem Einbildungstriebe gemeinſchaftlich ſind. Der Unterſchied iſt nur der, daß die Bewegungen, welche der Einbildungstrieb mit den drei durch Sinnempfindung gegebenen Oertern vornimmt, auf die Sinnempfindung keinen Einfluß haben, von dem Augenblicke an aber, wo ſie Einfluß darauf gewinnen, nicht mehr Bewegungen des bloßen Einbildungsraums, ſondern wirkliche Bewegungen der äußerlichen Sinnlichkeit heißen. Ob ſie aber Einfluß darauf gewinnen, das hängt in einigen Fällen von meiner Willkür, in andern aber auch vom bloßen Vorhandenſein gewiſſer Bewegungen im Einbildungsraum ab, wie wenn die lebhafte Vorſtellung eines fechtenden Kriegers Den, welcher von ihm erzählt, unwillkürlich verleitet, bei der Erzählung ſeine Geſten nachzuahmen. Im letzten Fall fällt der Unterſchied zwiſchen Einbildungs- und Bewegungsraum, und ebenſo zwiſchen Einbildungstrieb und Bewegungstrieb, ganz hinweg. Iſt der Unterſchied aber ein ſolcher, daß er auch nur in einem einzigen Falle

völlig aufgehoben werden kann, ſo folgt daraus, daß der Unterſchied zwiſchen den beiden Hülfstrieben (der Einbildung und Bewegung) und ihren Räumen, nicht ſowol in ihnen ſelbſt, als in ihrem Verhältniß zur gegebenen Sinnempfindung geſucht werden müſſe.

Auf der andern Seite reicht der bloße Unterſchied zwiſchen Einbildungsraum und Bewegungsraum noch nicht hin, um alle Grundunterſchiede unſerer Raumanſchauung zu bezeichnen. Wenn ich z. B. in finſterer Nacht mir eine weite Landſchaft vor das Auge hin träume, oder wenn ich am hellen Tage eine ſolche Landſchaft wirklich ſehe, ſo iſt in beiden Fällen der weite Raum vor mir eine Projection meines Einbildungstriebes, welche das eine mal durch eine Senſation des äußern Sinnes, das andere mal durch einen Trieb des innern Sinnes modificirt und geregelt wird. Es zerfällt mir dadurch der Raum des Einbildungstriebes in einen Raum der Senſation und einen Raum des reinen Triebes, oder in einen Raum des äußern und einen Raum des innern Sinnes. Iſt der Raum als ſolcher ein Triebphänomen, wie oben iſt bewieſen worden, ſo iſt der Raum des reinen Triebes oder des innern Sinnes der einfache und erſte, der urſprüngliche Raum. Er iſt der Raum, deſſen Trieb der reine Einbildungstrieb iſt, beſtimmt und modificirt durch den bloßen innern Sinn oder das reine A. Ihm tritt entgegen der Trieb der Einbildung, ſofern derſelbe beſtimmt iſt durch Senſationen, oder (da eine Senſation, wie gezeigt worden, immer das Eindringen einer Sphäre B in die Sphäre A iſt) durch ein wirkliches B. Der Einbildungsraum des äußern Sinnes iſt beſtimmt durch B oder den Zwang der Senſation. Der Einbildungsraum des innern Sinnes iſt beſtimmt durch A oder das Belieben des Triebes. Setzen wir nun den oben erwähnten Fall, wo die Bewegungen, welche der Trieb im Einbildungsraum des innern Sinnes verurſacht, auch ſofort im Einbildungsraum des äußern Sinnes erſcheinen, ſo zeichnet ſich der Ort, wo ſie erſcheinen, dadurch aus vor den Oertern, wo ſie nicht erſcheinen. Denn an dieſem Ort exiſtirt nicht allein ein x der Senſation, ſondern die Raumverhältniſſe dieſes x ſind genau die Raumverhältniſſe meines Triebes oder die Raumverhältniſſe des reinen A. Hierdurch iſt zuerſt eine genaue Definition des Bewegungsraums gewonnen. Der

Bewegungsraum iſt der Einbildungsraum des innern Sinnes, ſofern derſelbe zugleich Einbildungsraum des äußern Sinnes iſt. Oder: der Bewegungsraum iſt der Einbildungsraum des A, ſofern derſelbe zugleich Einbildungsraum ſowol für A als für B, ſowol für meine eigene Perſon als auch für die des andern iſt. Dies thut ſich in der Anſchauung ſo kund, daß der Raum, welchen der Einbildungstrieb des A erzeugt, zugleich auch für den Einbildungstrieb des B miterzeugt iſt, durch einen Zwang, welcher die Senſation heißt, und daß der Raum, welchen der Einbildungstrieb des B erzeugt, zugleich auch für den Einbildungstrieb des A miterzeugt iſt durch eben dieſen Zwang. Der von A erzeugte Raum heiße, ſofern er ein Raum in A iſt, = a, und derſelbe heiße, ſofern er ein Raum in B iſt, = α. Der von B erzeugte Raum heiße, ſofern er ein Raum von B iſt, = b, und derſelbe heiße, ſofern er ein Raum in A iſt, = β. Dann iſt zunächſt α in B als ein von ihm nicht producirter Raum, und β in A als ein von dieſem nicht producirter Raum. Erlaubt ſich nun B den Widerſpruch, den von ihm nicht producirten Raum = α, dennoch als ein b = β produciren zu wollen, ſo wird es dieſen Widerſpruch zwiſchen Wollen und Können empfinden, und zwar genau in dem Umfang, welchen der Raum α einnimmt, mit andern Worten, der Raum a = α wird dem Raum b = β genau nach der Figur ſeines Umfangs Widerſtand leiſten, ſobald derſelbe den Unterſchied zwiſchen ihnen aufzuheben trachtet. Dieſer Widerſtand muß ſich kundgeben als ein Zwieſpalt zwiſchen dem b und dem β. Denn da das b gar nicht in der Sphäre des A exiſtirt und folglich auch von keiner vom A ausgehenden Wirkung betroffen werden kann, weil ohne allen Zuſammenhang keine Einwirkung denkbar iſt, ſo trifft der Widerſtand allein auf das β, während das b als reiner Einbildungstrieb für ſich ungeſtört die Bewegung fortſetzt, welche als b = β oder als einen Bewegungsraum zu vollziehen die Perſon den Trieb hatte und noch immer hat. Bei einer ſolchen theilweiſen Hinderung des Bewegungstriebes ſtellt ſich nun jedesmal eine Vorſtellung von der Art ein, welche man Senſationen nennt, und zwar immer an dem Orte in der Sphäre β, an welchem der Widerſtand der Sphäre α ſich am meiſten geltendmacht. Von dem Orte der Senſation aus producirt ſodann der fortdauernde Einbildungstrieb = b wirklich den Raum der Sphäre α, welches ihm als

einem mit A in gar keiner Berührung ſeienden unverwehrt bleibt. Bei dieſer ideellen Production iſt der abgeſonderte Einbildungstrieb entweder ganz ſich ſelbſt überlaſſen, wie beim Getaſt, oder die Senſation enthält gewiſſe Spuren des Weges in ſich, den er fernerhin zu nehmen hat, wie beim Geſicht. Jedenfalls erſcheint der Einbildungstrieb in derjenigen Wirkung, welche er bei der eintretenden Senſation vollzieht, als ein Reſiduum des Bewegungstriebes, welcher ſich bei Gelegenheit einer jeden Senſation in zwei Factoren zerlegt, einerſeits in den reinen Einbildungstrieb $= b - \beta$, und andererſeits in die Senſation $= \beta + \alpha$. Sobald man die Factoren aus ihrer Differenzirung wieder in die Indifferenz des Products zurückbewegt, bekommt man den Bewegungstrieb als $b = \beta$. Und wenn nun $b = \beta$ und $a = \alpha$ die Bewegungstriebe von B und A heißen, ſo heißen β und α ihre Bewegungsräume oder ihre Leiber.

Wenn wir daher oben fanden, daß ſich bei der Sinnanſchauung der Einbildungstrieb als ein expanſiver verhält, welcher ſeine Vollziehung oder ſeine Luſt im $A = A + B$, in der Ausdehnung über die Grenze meines Leibes findet, daß ſich dagegen der Bewegungstrieb dabei als repulſiver erweiſt, welcher ſeine Vollziehung oder ſeine Luſt im $A = A - B$, oder in der ungeſtörten Bewahrung der Grenze meines Leibes findet, ſo ſind wir nunmehr ſchon im Stande, den Grund dieſes Verhältniſſes einzuſehen. Zwar ſind beide Triebe urſprünglich und von ſelbſt expanſiv, indem das Thun beider die Raumerzeugung iſt. Aber da die Erzeugung des Raums für andre, ſofern dieſelbe von A ausgeht, ſchlechthin in die Sphäre α eingeſchloſſen iſt, ſo findet von hier aus keine Expanſion des Triebes mehr ſtatt, ſondern derſelbe iſt in ſeiner Feſtung gleichſam auf die Defenſive beſchränkt, ſeine einmal occupirte Sphäre gegen das unter der Form des β eindringende B zu affirmiren. Daher muß dem Bewegungstriebe die Erweiterung zum $A = A + B$, d. h. zum $\alpha = \alpha + \beta$ die feindſelige Stellung ſein, von welcher er zu ſeiner größtmöglichen Expanſion, d. h. zum $A = A - B$, oder zum $\alpha = \alpha - \beta$, zur ungehinderten Bewegung hinwegzukommen trachtet. Andererſeits hindert den Einbildungstrieb die Senſation ſo wenig an ſeinem Expanſionsdrange, daß ſie demſelben vielmehr erſt eine Auffoderung zur

Production des β iſt. Hier nun zertheilt ſich das von A angeſchaute β in ein doppeltes, in eine Senſation und eine Expanſion des Einbildungstriebes. Als Senſation iſt es eine Spur des wirklichen B oder b = β, im innern Sinne des A, als Expanſion des Einbildungstriebes iſt es ein von dieſer Spur aus im Innern des A producirtes β, aber ein ſolches, welches mit B außer aller Verbindung iſt. Daher nun die Luſt des Einbildungstriebes in der Sinnanſchauung in der Extenſion oder dem A=A+B beſtehen muß, wobei das B der Formel indeſſen gar nicht das wirkliche, ſondern ein von A lediglich nachgemachtes iſt. Die Unluſt des Einbildungstriebes kann aber lediglich im Hinwegfallen aller Veranlaſſung zur Extenſion beſtehen, wie beim Auge in der Dunkelheit, beim Ohre in der Todtenſtille, überhaupt beim Ausbleiben der Senſationen, d. h. beim A = A — B.

Bis hierher iſt alſo die Conſtruction, vom Begriffe des Bewegungstriebes aus, der Erfahrung völlig zu folgen im Stande geweſen. Doch überbietet die Erfahrung die Conſtruction noch dadurch, daß der Widerſtand des a = α gegen das b = β, und die dadurch herbeigeführte Möglichkeit der Senſation als eines α + β oder β + α, ſich nicht allein auf das Verhältniß der Perſon zur Außenwelt, ſondern auch auf das der einzelnen Glieder derſelben Perſon untereinander bezieht. Dieſes Phänomen kann in Uebereinſtimmung mit dem bisher Eingeſehenen nur darauf beruhen, daß ein jedes Glied = α ſeinen ihm eigenthümlichen Bewegungstrieb als ein eigenthümliches a = α beſitzt, wie es ſich denn auch in der Erfahrung erweiſt in allen den Bewegungen der Glieder, welche dieſelben ohne Mitwirkung des Bewußtſeins auf die ihnen begegnenden Reize aus ſich ſelbſt hervorbringen, wie wenn der Magen verdaut, die Lunge athmet, die Haut ſchwitzt, die Hand bei ſchmerzhafter Berührung unwillkürlich zuckt oder bei geſtörtem Blutumlauf krampfhafte Bewegungen verrichtet. Hieraus iſt die unumgängliche Folge, daß die verſchiedenen Bewegungstriebe, oder die verſchiedenen a=α, welche in der Perſon A gleichzeitig miteinander gegeben ſind, ſich auch als ſolche gegeneinander verhalten müſſen, die ſie ſind, nämlich als gegenſeitig verſchiedene, ſodaß α^1 dem α^2 verwehrt, innerhalb ſeines Umfangs deſſen Bewegungstrieb ſpielen zu laſſen und umgekehrt. Dieſe vielen urſprünglichen Bewegungstriebe mi-

ner Perſon gelangen als ſolche, wie ſie in ihrem urſprünglichen Thun jeder für ſich ſind, gar nicht zu meinem Bewußtſein, ſondern ſie werden mir nur bewußt, inſofern der eine in die Sphäre des andern einzudringen ſtrebt und Widerſtand findet, ferner inſofern ſie in die Sphäre andrer Leiber außer mir einzudringen ſtreben und Widerſtand finden, endlich inſofern andre Leiber oder von andern Leibern ausgehende Bewegungen in ſie einzudringen ſtreben und Widerſtand in ihnen hervorrufen. Denn in allen dieſen Fällen erfolgen Senſationen, welche die Kunde von den Bewegungsräumen der unbewußten Urtriebe in das Bewußtſein bringen. Sobald aber eine Senſation im Bewegungsraum irgend eines Triebes mit Bewußtſein erfolgt, wird auch der Trieb, in deſſen Bewegungsraum die Senſation ihren Sitz hat, nothwendig zum Bewußtſein erwachen müſſen. Denn da jede dieſer Senſationen die Bedeutung einer Hemmung im Bewegungsraum oder eines $\alpha + \beta$ hat, ſo wird bei einer jeden ein vergebliches Streben oder ein $a - \alpha$ rege, welches, im Fall die Senſation eine bewußte iſt, ſich als ein frei werdender Einbildungstrieb geltendmacht, der die Bewegung fortſetzt, welche der unbewußte Bewegungstrieb zu machen vergeblich beſtrebt iſt. Hieraus folgt, daß von einem unbewußten Bewegungstriebe nur immer der Theil in die Senſation eingeht, welcher dem als Einbildungstrieb frei gewordenen $a - \alpha$ entſpricht, und daß folglich alle urſprünglichen Bewegungstriebe unſers Leibes bei ihrer völligen Ungeſtörtheit, d. h. bei ihrer völligen Befriedigung, gänzlich aus der Senſation verſchwinden, oder, als geſtillt, ſchlummern und ſchweigen.

Demnach iſt der Raum, welchen meine Perſon in der Anſchauung ihrer eigenen Glieder von ſich gewinnt, nicht zu verwechſeln mit den Bewegungsräumen ihrer Urtriebe. Denn die letztern dienen den Senſationen zur Vorausſetzung, der erſtere aber iſt eine Zuſammenſetzung der ſämmtlichen bei Gelegenheit der Senſationen frei werdenden Einbildungsräume. Dieſe Summe von Einbildungsräumen iſt dasjenige Product, von welchem unter Einfluß des Bewußtſeins die willkürlichen Bewegungen unſerer Glieder abhängen. Das Bewußtſein verknüpft nämlich dieſe einzelnen Einbildungsräume von höchſt verſchiedenem Urſprung und höchſt verſchiedenen Bewegungstrieben zu einem einzigen gemeinſchaftlichen

Schema der Raumanſchauung, und übt von dieſem allgemeinen Schema aus auf die einzelnen unbewußten Bewegungstriebe ſeinen Einfluß. So entſteht für die Perſon A ein Bewegungsraum der zweiten Potenz als ein Bewegungsraum des Bewußtſeins, welcher zuſammengeſetzt iſt aus den durch Senſation frei gewordenen Einbildungsräumen der unbewußten Urtriebe. Dieſer Bewegungsraum der zweiten Potenz bildet endlich, ſofern er in jedem Augenblicke ins Gedächtniß übergeht, die unzähligen Gedächtnißräume, von denen bereits bei einer andern Gelegenheit weitläufig iſt gehandelt worden. Auf ihnen beruht die Möglichkeit der Geometrie. Denn alle Functionen der Geometrie ſind Functionen im Gedächtnißraum.

Was ſoeben als ein Syſtem von unbewußten Grundtrieben meiner Perſon iſt angeſehen worden, verdient, genauer angeſehen, dieſen Namen doch wieder nur in einer eingeſchränkten Bedeutung. Denn ſie zeigen ſich entweder alleſammt oder doch einem großen Theile nach als Hülfstriebe, um den bereits oben beſprochenen allgemeinen Trieben, welche das Ganze meiner Perſon betreffen, ihre Vollziehung zu bereiten. Der Magen und der Darm vollziehen durch die Befriedigung ihres inwohnenden Bewegungstriebes zugleich einen Trieb von weit allgemeinerer Natur, nämlich den Trieb des Erſatzes verloren gegangener Kräfte des Geſammtorganismus durch Aſſimilation von Nahrung, deſſen Wirkſamkeit die Erneuerung des ganzen Organismus in allen ſeinen Theilen iſt, und der daher nicht, wie der ſpecielle Bewegungstrieb des Magens oder Darms, in einer abgeſonderten Sphäre des Leibes ſeinen abgeſonderten Bewegungsraum haben kann. Ebenſo wird durch die Befriedigung des in der Lunge wohnenden Bewegungstriebes zugleich die Aſſimilation der Luft, durch die Befriedigung der Bewegungstriebe der Gebärmutter u. ſ. w. zugleich die Fortpflanzung des Geſchlechts, und durch die Befriedigung der in den äußern Gliedmaßen vorhandenen Bewegungstriebe zugleich alle allgemeinern Triebe meiner Perſon, wie z. B. im Aufſuchen und Ergreifen der Nahrung, im Fliehen vor dem Feinde, im Neſterbau für die Jungen u. ſ. w. mit befriedigt.

Man kann die allgemeinen Grundtriebe meiner Perſon als einer ganzen am bequemſten unter vier Rubriken bringen: 1) Aſſimi-

lation des Aſſimilirbaren; 2) Ausſcheidung des nicht Aſſimilirbaren; 3) Zerſtörung des Feindlichen; 4) Vereinigung mit dem Freundlichen. Der erſte und vierte Fall ſind von expanſiver Natur, d. h. die Formel ihrer Luſt lautet A = A + B, die Formel ihrer Unluſt hingegen A = A — B. Der zweite und dritte Fall hingegen ſind von repulſiver Natur, d. h. die Formel ihrer Luſt lautet A = A — B, die Formel ihrer Unluſt hingegen A = A + B. In den beiden erſten Fällen liegt das B innerhalb der Sphäre des A, in den beiden letzten Fällen außerhalb derſelben. Man bezeichnet daher am genaueſten und gründlichſten die genannten vier Fälle, als: 1) einen Trieb der innerlichen Expanſion; 2) einen Trieb der innerlichen Repulſion; 3) einen Trieb der äußerlichen Repulſion; 4) einen Trieb der äußerlichen Expanſion. Die Triebe 1) und 4) haben Das mit dem Einbildungstriebe gemein, daß ſie nach der Senſation eines Objects ſtreben als nach einem Erwünſchten und Begehrten. Die Triebe 2) und 3) hingegen haben Das mit dem Bewegungstriebe gemein, daß ſie erſt durch eine Senſation rege werden, von welcher ſie ſuchen befreit zu werden. Da nun Senſationen, wie wir geſehen haben, die Exiſtenz von Bewegungstrieben vorausſetzen, ſo ſetzen auch die Repulſionstriebe ihrem Begriffe nach ſchon die Exiſtenz von Bewegungstrieben voraus, welches bei den Expanſionstrieben keineswegeſ der Fall iſt. Ob aber der Raum dieſer beiden im Begriff einfachſten Triebe ein bloßer Einbildungsraum iſt, oder ob in und mit ihm ſchon nothwendig Bewegungsräume ſich ſetzen, iſt eine Frage, welche erſt an einem andern Orte entſchieden werden kann.

Der Unterſchied zwiſchen äußerm und innerm Sinn iſt durch das Vorige klar geworden. Der Inhalt des äußern Sinnes ſind die einzelnen Bewegungsräume, aber nicht inſofern dieſelben für ſich ſelbſt, ſondern nur inſofern ſie für andre ihres Gleichen vorhanden ſind. Inſofern dieſelben aber für ſich ſind und in dieſem Fürſichſein durch ihre gegenſeitigen Hemmungen die Senſationen entwickeln, gehören dieſelben zum innern Sinn, weil ſie nur der Sphäre meiner Perſon zugänglich, nicht aber ſchlechthin Gemeingut für alle Perſonen ſind. Denn den Inhalt des äußern Sinns bildet nur Dasjenige, welches ſchlechthin Gemeingut für die Anſchauung aller Perſonen iſt. Dies aber iſt genau Das, was wir oben als

das α und β bezeichnet haben, das hohle Phantasma der mit Abſehen von ihrem eigenen Fürſichſein lediglich in ihrem Sein-für-Andres aufgefaßten und feſtgehaltenen Bewegungsräume. Hierin iſt auch zugleich der Umſtand durchaus klar geworden, wie ſämmtliche Anſchauungen des äußerlichen Sinnes dadurch, daß ſie zunächſt nur Anſchauungen des innern ſind, dennoch nichts von ihrer Aeußerlichkeit, d. h. von ihrem Daſein für ſämmtliche Perſonen, verlieren. Denn es ſind zwar ſämmtliche Anſchauungen der äußerlichen Sinnlichkeit nichts weiter, als durch Senſationen beſtimmte und motivirte Einbildungsräume. Dieſe Einbildungsräume (Räume für A) erweiſen ſich aber bei genauerer Unterſuchung als integrirende Theile des auf die zweite Potenz erhobenen Bewegungsraums von A, welcher die zwei Seiten hat, ſowol ein von der Senſation aus projicirter Einbildungsraum, als auch ein von den urſprünglichen Bewegungstrieben projicirter Bewegungsraum, und folglich ein Raum ſowol für A als für B, ſowol ein Raum des innern, als auch damit zugleich ein Raum des äußern Sinnes zu ſein. Durch die Einſchmelzung der Beſtandtheile dieſes Bewegungsraums der zweiten Potenz bekommen diejenigen Theile der Senſation, welche an und für ſich genommen ſchlechthin univerſelle Vorſtellungen im Bewußtſein bilden würden, wie z. B. Farben, Geſchmäcke und körperliche Schmerz- oder Luſtempfindungen, ihre künſtliche Singularität mitgetheilt.

Die Unterſcheidung von A als Perſon und von $a+b+c+d$ als ihren Bewegungstrieben oder Organen ihres Organismus iſt von höchſter Bedeutung. Als Organe ſind dieſe Bewegungstriebe Triebräume für andre, alſo $\alpha+\beta+\gamma+\delta$, als Triebe für ſich ſind ſie $a+b+c+d$. Daß ihre Triebräume verſchiedene Orte einnehmen, macht ſie für den innern Sinn nicht zu verſchiedenen Trieben, wol aber ihre qualitative Verſchiedenheit. Denn da der Raum nicht eine Vorbedingung, ſondern ein Erzeugniß des Trieblebens iſt, ſo wird alles Homogene in den Trieben unſers Weſens ſich immer trotz eines Erſcheinens derſelben in verſchiedenen Räumen oder Organen als ein nach den Graden ſeiner Homogeneität verſchmolzenes und identiſches erweiſen müſſen. Dem äußern Sinn ſtellt ſich nichts dar als die Mannichfaltigkeit der Bewegungstriebe $a+b+c+d$ u. ſ. f. in ihren Triebräumen oder Organen $\alpha+\beta+\gamma+\delta$ u. ſ. f., während hingegen

dem innern Sinn in ihnen und mit ihnen die Anschauung der Grundtriebe der innerlichen und äußerlichen Expansion und Contraction sich eröffnet, von denen der äußere Sinn als solcher gar nichts zu erkennen gibt. Der äußere Sinn erkennt nur den Bewegungsraum durch seine Umwandlung in einen Einbildungsraum, welche Sinnanschauung heißt. Dahingegen eröffnet sich dem innern Sinn der Blick in die dem äußern verschlossenen Grundtriebe des Subjects, und durch sie in die Tiefen der eigenen Person, deren Existenz und Grund, verglichen mit der Existenz und dem Grunde desjenigen Anschaulichen, was sich im äußeren Sinn abspiegelt, gleichsam um ein ganzes Stockwerk weiter in die Tiefe reicht.

In diese Tiefe müssen mir nun zu dringen suchen. Der Begriff, welcher uns führt, ist der Begriff des Triebes. An diesem Begriff hängt gleichsam die ganze Welt. Denn ihre beiden Grundvesten, Raum und Zeit, ruhen ganz und gar auf diesem Begriff, der Raum, wie gezeigt ist worden, unmittelbar, die Zeit aber mittelbar. Insofern nämlich Zeit auf Gedächtniß, Gedächtniß auf Bewußtsein, und dieses auf eine Hemmung der Triebe sich gründet.

§. 32.

Von den Trieben.

Triebe des Begehrens und Abscheus. Erfoderniſſe des Triebes. Die Unlust strebt nach Abänderung ihres Zustandes. Die Lust strebt nach Fortdauer ihres Zustandes. Vom ansteigenden Begehrungstrieb. Gegensatz der scharfen und sanften Triebe.

Was sich uns bisher von besondern und speciellen Eigenschaften am Vorstellungsinhalt kundgegeben hat, gründet sich alles zuletzt auf den großen und auffallenden Gegensatz von universellem und singulärem oder von undisjungirbarem und disjungirbarem Vorstellungsinhalt. Wir sahen diesen zwiefachen Inhalt dermaßen gruppirt, daß seine beiden reinen Gegensätze, nämlich der schlechthin singuläre Inhalt oder die Gedächtnißvorstellungen von der einen Seite, und der schlechthin universelle Inhalt oder die Triebe und Stimmungen von der andern Seite, ganz und gar dem innern Sinn oder der einbewußten Sphäre anheimfallen, welcher der äußere Sinn oder die vielbewußte Sphäre mit einem Vorstellungsinhalt entgegentritt, der auf eine höchst zusammengesetzte Art aus universellem und sin-

gulärem Inhalt gemiſcht iſt. Wir ſahen ferner, daß die ſchlechthin univerſellen Vorſtellungen wiederum beſondere Eigenſchaften offenbaren, je nachdem dieſelben entweder Triebe oder Gefühle ſind, und daß die ſchlechthin ſingulären Vorſtellungen beſondere Eigenſchaften offenbaren, je nachdem dieſelben zum Zergehen erſt einer fremden Zergehungsſcale bedürfen, oder aber in ihrer eigenen Scale zergehbar ſind, was wiederum eintritt, je nachdem dieſelben gleichtheilige oder verſchiedentheilige Ganzheiten darſtellen. Der letztere Gegenſatz, welcher dadurch wichtig wird, daß aus ihm die unendlichen und ſogenannten aprioriſchen Zergehungsſcalen entſpringen, iſt bis in ſeine Tiefen herab bereits beleuchtet worden. Auf der andern Seite liegt der Gegenſatz von Trieb und Gefühl noch roh und unerörtert vor.

Der Trieb ſtrebt nach einem gewiſſen nicht vorhandenen Zuſtande, welcher, ſobald er mit Bewußtſein eintritt, als Luſt empfunden wird. Die Luſtempfindung heißt die Befriedigung des Triebes. Statt ſeiner iſt nun die Luſtempfindung vorhanden, welche vorher nicht vorhanden war. Als eine noch nicht vorhandene Luſt, nach welcher geſtrebt, oder welche vermißt wird, verdient der Trieb den Namen einer Unluſt, und tritt auch ſtets, ſobald er ins Bewußtſein fällt, von Gefühlen begleitet auf, welche ein gewiſſes Unbehagen mit ſich führen, obgleich ſie mehrentheils zu den den Luſtempfindungen direct entgegengeſetzten Schmerzgefühlen nicht gezählt werden können. Sie bewegen ſich vielmehr in einer zwiſchen entſchiedenem Schmerz und entſchiedener Luſt die Mitte haltenden Scale, auf welcher die Unruhe und das Unbehagen einerſeits durch Vertiefung in Bangen, Schmachten und Angſt ſich den poſitiven Schmerzgefühlen ſehr nähert, und andererſeits durch Erhebung in ein ſehnſüchtiges Verlangen, welches die Wonnen der Erfüllung bereits vor ihrem wirklichen Eintritt gleichſam vorausgenießt, der erwarteten Luſtempfindung ſelbſt ſchon auf halbem Wege entgegenkommt. Von dieſer Beſchaffenheit ſind die ſämmtlichen Triebe des Verlangens oder begehrenden Triebe. Ihnen gegenüber ſtehen die Triebe des Abſcheus, welche nicht nach der Herbeiführung eines beſtimmten Zuſtandes, ſondern nach der Befreiung von einem ſolchen trachten. Bei ihnen wird der Zuſtand, auf deſſen Hinwegräumung der Trieb geht, als Unluſt, dagegen die wirklich erfolgende Hinwegräumung als Luſt empfunden. Hierbei iſt ein noch größerer Spielraum des Gefühls gegeben als im vorigen

Fall. Denn den Zuſtänden, von denen hinweggeſtrebt wird, ſteht die ganze Scale der Unluſtempfindungen offen vom geringſten Unbehagen an bis zum poſitivſten durchdringendſten Schmerz hinauf. Die Luſtempfindung aber wird wachſen nach den Graden des Schmerzes, von welchem eine Befreiung erfolgt iſt. Denn die Befreiung von geringem Schmerz weckt geringe, die Befreiung von großem Schmerz weckt große Luſt.

Zum bewußten Triebe als ſolchem gehören alſo: 1) gewiſſe Gefühle der Luſt und der Unluſt, von welchen derſelbe begleitet iſt; 2) gewiſſe Zuſtände, von denen derſelbe entweder hinweg oder zu denen er hinſtrebt; 3) die Zeitanſchauung, in welcher der verabſcheute Zuſtand die Gegenwart, der begehrte die Zukunft bildet; 4) gewiſſe Bewegungen, entweder im innern oder äußern Sinn, durch welche der verabſcheute gegenwärtige Zuſtand entfernt, oder der begehrte zukünftige herbeigeführt wird.

Jeder Schmerz, ſei derſelbe von welcher Art er wolle, wirkt in der Seele als ein Trieb des Abſcheus gegen den Zuſtand, an den der Schmerz geknüpft iſt. Denn was nicht den Wunſch erregt, daß es vorüber gehen möge, wird eben nicht mit dem Namen eines Schmerzes bezeichnet. Zum beſten Beweiſe dient, daß Schmerzen, deren Fortdauer wir wünſchen, weil ſie uns lieb und theuer geworden ſind, eben dieſes Umſtandes wegen ſüße Schmerzen genannt werden. In dieſem Ausdruck liegt bezeichnet, daß ſolche Schmerzen nicht mehr als Schmerzen von uns empfunden werden, ſondern ſich durch gewiſſe eingetretene Umſtände in eine eigenthümliche Art von Wohlgefühlen umgewandelt haben, in denen man, wie man zu ſagen pflegt, ſchwelgen kann. Und auch der wirkliche Schmerz, z. B. der Folter, wird vom Manne nur dann ertragen und nicht blindlings geflohen, ſogar wol unter Umſtänden begehrt, wenn der Wille ſtark genug iſt, den den Körperſchmerz an Stärke übertreffenden Luſtempfindungen der Ehre und des politiſchen oder religiöſen Enthuſiasmus Raum zu geben, oder auch dann, wenn der in der bevorſtehenden Scham und Schande liegende noch größere Schmerz den Körperſchmerz beſiegt. Folglich heißen Schmerzen die Empfindungen, welche geflohen werden oder Abſcheu erregen, und eine Empfindung iſt in dem Grade, als ſie Abſcheu einflößt, eine unangenehme oder widerwärtige Empfindung. Dies iſt die einzige Definition, welche vom

Schmerz als vom Gefühle der Unluſt überhaupt möglich iſt, indem außerdem nichts, als die rein äſthetiſche Qualität des Gefühles vorhanden iſt, welche gar nicht weiter bezeichnet und beſchrieben werden kann. Der Schmerz iſt eben das Unerträgliche, und die Grade, nach denen es ertragen werden kann, ſind eben ſeine eigenen Grade. Man würde dabei auch zu ſchlaff im Definiren ſein, wenn man die Unerträglichkeit oder den Trieb des Abſcheus blos als eine Wirkung oder einen nothwendigen Anhang des Schmerzes bezeichnete. Dies würde dann geſtattet ſein, wenn im Bereiche unſers Bewußtſeins irgend ein Trieb des Abſcheus nachweisbar wäre, welcher ohne eine Unluſtempfindung von ſtatten ginge. Da aber dieſe Annahme in ſich ſelbſt zerfällt, ſo zeigen ſich Unluſt und verabſcheuender Trieb als reine Wechſelbegriffe, d. h. als Begriffe, welche genau ebendaſſelbe ausſagen, aber von verſchiedenen Seiten her, wie z. B. der Begriff des gleichſeitigen Dreiecks genau daſſelbe bezeichnet wie der des gleichwinkligen Dreiecks, obgleich ein jeder die Sache von einer andern Seite nimmt.

Man könnte vielleicht darauf denken, ob nicht die unbewußten Bewegungstriebe des phyſiologiſchen Lebens, welche wir bereits oben ins Bereich unſerer Unterſuchung gezogen haben, gegen das behauptete Wechſelverhältniß von Unluſt und Abſcheu einen Widerſpruch begründeten. Die Acte des phyſiologiſchen Abſcheus, wie z. B. das Ausathmen der Luft, das Schwitzen der Haut, das Ausſondern des Urins u. dgl. erfolgen in Zuſtänden, welche, ſobald ſie ins Bewußtſein treten, allerdings mit den Unluſtgefühlen einer beklemmenden Vollheit in der Bruſt, einer Hitze unter der Haut, eines unerträglichen Reizes in der Harnblaſe verbunden ſind. Aber ſobald dieſelben Bewegungen (was ja auch vorkommt) ſich ohne Bewußtſein vollziehen, wirken ihre Triebe ohne von Unluſtgefühlen begleitet zu ſein, oder im phyſiologiſchen Ausdruck, ohne daß den Bewegungen der motoriſchen Nerven eine Senſation in den entſprechenden ſenſibeln Nerven für das Bewußtſein zur Seite ſteht. Die Abſicht, aus dieſer Thatſache auf Triebe des Abſcheus ohne Unluſtempfindung zu ſchließen, ſcheitert indeſſen an der Bemerkung, daß für das Bewußtſein in dieſem Fall nicht nur die Senſation im ſenſibeln Nerven, ſondern auch die Wahrnehmung des Triebes im motoriſchen Nerven mangelt. Denn das beobachtende Bewußtſein iſt hier ein frem-

es, und die Thatsache ist eine von außen beobachtete Bewegung fremder und unbewußter Triebräume, nicht meines eigenen bewußten Triebraums. Für sich selbst ist hier eine Wahrnehmung des Triebes ebenso wenig vorhanden als eine Wahrnehmung der Unlust. Für andre ist hier allerdings zwar eine Wahrnehmung des Triebes ohne eine Wahrnehmung von Unlust vorhanden, dies aber würde auch bei vorhandener Unlust der Fall sein müssen, weil überhaupt der Trieb zwar im fremden Raum, das Gefühl aber nur in seinem eigenen wahrgenommen werden kann, oder weil der Trieb seiner Natur nach vielbewußt, das Gefühl aber schlechthin einbewußt ist. Das Verhältniß von Gefühl und Trieb kann also nur aus den Zuständen geschöpft werden, in denen beide, wenn sie vorhanden wären, auch dem Bewußtsein erscheinen könnten, und schlechterdings nicht aus solchen Zuständen, in denen in den Fällen, wo beides vorhanden ist, dennoch nur immer das eine erscheinen kann. In allen Fällen nun, wo das Verhältniß beider wirklich beobachtet werden kann, zeigt es sich von der oben beschriebenen Natur, die daher als seine wahre und wirkliche Natur behauptet werden muß.

Unlust und Abscheu sind demnach Wechselbegriffe oder Begriffe für denselben Vorstellungsinhalt, nur mit dem Unterschiede, daß derselbe in ihnen von verschiedenen Seiten her oder nach verschiedenen Beziehungen betrachtet wird. Unlust bezeichnet den Inhalt, sofern er ein schlechthin einbewußter ist, Abscheu oder abwehrender Trieb bezeichnet denselben, sofern er ein sowol einbewußter als vielbewußter sein kann. Der Trieb muß demnach wiederum in zwei Beziehungen zerfallen, nämlich in den Trieb, sofern derselbe ein einbewußter und denselben, sofern derselbe ein vielbewußter ist. Die letztere Seite des Triebes heißt eine räumliche Bewegung oder eine Bewegung für den äußern Sinn, die erstere Seite heißt eine innere Strebung oder eine Strebung für den innern Sinn. Sofern in der letztern kein anderer Inhalt ist, als das einfache Gefühl des Abscheus, ist sie von der Unlustempfindung nicht zu unterscheiden, insofern aber noch eine sonstige Veränderung im innern Sinn durch sie hervorgebracht wird, wird sie vom bloßen Gefühle der Unlust als ein Trieb unterschieden. Viele Triebe scheinen bloße Strebungen zu sein, denen kein directer Weg in die äußerliche Sinnlichkeit offen steht, z. B. die Triebe des Nachdenkens.

Es ist demnach ein verabscheuender Trieb eine entweder innere Strebung oder äußere Bewegung, sofern dieselbe mit einer Unlustempfindung identisch ist, oder, was ganz dasselbe sagt, eine Unlustempfindung, sofern dieselbe sich entweder als innere Strebung oder äußere Bewegung kund gibt. Folglich besteht in diesem Fall die Basis oder Substanz des Triebes aus einem Gefühl, sofern man nämlich unter Basis oder Substanz in einer Erscheinung das sich Gleichbleibende, die constante Größe versteht, welche sich auf verschiedene Arten kundzugeben fähig ist.

Diese erst aus Einem Fall gewonnene Einsicht in das Verhältniß von Gefühl zu Trieb läßt sich leicht durch Anknüpfung der übrigen Fälle verallgemeinern. Zuerst zeigt sich nämlich, daß wir in demselben Grade wie wir den Zustand eines gegenwärtig vorhandenen Schmerzes als solchen verabscheuen, den Zustand einer gegenwärtig vorhandenen Lust zu verlängern streben, so lange dies nur angeht. Man wird Fälle, in denen wir die Lust fliehen, weil sie uns zum Ekel wird, oder anfängt uns zu langweilen, ebenso wenig dagegen anführen wollen als solche, in denen wir sie als unedel und verweichlichend meiden, oder von ihr Schaden für unsere Gesundheit befürchten. Eher könnte man das reine Pflichtgebot eines moralischen Imperativs entgegenwerfen wollen, welches die Lust überhaupt als ein gleichgültiges zu behandeln befiehlt, in einigen Fällen aber ein wahres Fliehen der Lust aus reinem Begriff der praktischen Vernunft vorschreibt. Nur lasse man dabei nicht aus den Augen, daß die praktische Vernunft Den, welcher ihren Geboten nicht nachkommt, mit einem der stärksten Schmerzen, die es gibt, wenn es nicht der allerstärkste ist, mit Verachtung seiner selbst bedroht. Nur in dem Maße, als die Fähigkeit dieses Schmerzes und die Furcht vor ihm (die wahre moralische Gottesfurcht) in der Seele wach ist, wird sie ihren Leib zu Handlungen bewegen, welche mit dem Pflichtgebot übereinstimmen, wenn ihr nicht noch sonstige andere Triebe dabei zu Hülfe kommen [1]). Es muß demnach der Satz, daß eine jede Lust

1) Wir haben hierbei mit Fleiß ganz abgesehen von dem beim Halten des Pflichtgebots ebenfalls, nur nicht so gleichmäßig und sicher, als das besprochene Motiv, mitwirkenden moralischen Enthusiasmus, obgleich Kant selbst auf diesen ein großes Gewicht zu legen geneigt war. „Es ist eine ganz irrige Besorgniß, daß, wenn man die Vorstellung des moralischen Gesetzes und der Anlage zur Mo-

in sich selbst und als eine solche *nach ihrer eigenen Verlängerung* strebt, ebenso sehr affirmirt werden als der entgegengesetzte, daß ein jeder Schmerz einen Abscheu und eine Flucht vor sich selbst in sich schließt. Der Zorn des Thieres, das man beim Fressen stört, der Schmerz des Kindes, dem man ein angenehmes Spielzeug aus der Hand nimmt, das widerwärtige Gefühl einer plötzlichen Unterbrechung bei einer angenehmen Beschäftigung sind lebendige Belege dazu. Hierdurch wird der aus dem Anscheine gewisser Fälle scheinbar einleuchtende Satz, *daß der Trieb in seiner Befriedigung erlischt* oder gestillt wird, als ein in sich falscher eingesehen. Der Trieb erlischt nämlich nur dann, wenn die Lust seiner Befriedigung in *Sättigung, Gleichgültigkeit* oder *Ueberdruß* sich verwandelt. Daher Triebe, bei denen nicht so leicht Ueberdruß zu befürchten ist, z. B. der Trieb, in einem wohleingerichteten Hause, in hellen luftigen Zimmern u. s. f. zu wohnen, auch nicht leicht ein momentanes Erlöschen zu erfahren haben. Ein Trieb, dessen Befriedigung *reine Lust* ohne alle Sättigung in sich schlösse, würde sich daher auch durch keine Befriedigung stillen, sondern in vollkommenster Befriedigung würde die Lust *unaufhörlich nach sich selber begehren*. Folglich ist die Lust derjenige einbewußte Vorstellungsinhalt, welcher sich theils in der Sphäre der einbewußten Strebungen, theils in der Sphäre der vielbewußten Bewegungen zu erkennen gibt als einen *Trieb, den vorhandenen Zustand festzuhalten*, zu verlängern oder zu erneuern.

Von hieraus fällt zugleich wieder auf den *Schmerz* oder die Unlust ein helleres Licht. Denn da derselbe in allen Fällen einen Abscheu vor dem vorhandenen Zustande, zu dem er selbst gehört, und folglich einen *Abscheu vor sich selbst* bekundet, so entwickelt sich daraus als eine genaue und völlige Definition der Unlust die, daß sie

---

ralität in uns alles Dessen beraubt, was sie den Sinnen empfehlen kann, sie alsdann keine andre, als kalte leblose Billigung und keine bewegende Kraft oder Rührung bei sich führen würde. Es ist gerade umgekehrt; denn da, wo nun die Sinne nichts mehr vor sich sehen, und die unverkennliche und unauslöschliche Idee der Sittlichkeit dennoch übrig bleibt, würde es eher nöthig sein, den Schwung einer unbegrenzten Einbildungskraft zu mäßigen, um ihn nicht bis zum Enthusiasmus steigen zu lassen, als, aus Furcht vor Kraftlosigkeit dieser Ideen, für sie in Bildern und kindischem Apparate Hülfe zu suchen." Kritik der Urtheilskraft, §. 29. Anm. (Ausg. von 1792. S. 123).

derjenige einbewußte Vorſtellungsinhalt iſt, welcher ſich theils in der Sphäre der einbewußten Strebungen, theils in der Sphäre der vielbewußten Bewegungen zu erkennen gibt als einen Trieb, den vorhandenen Zuſtand abzuändern [1]).

Es iſt im Bisherigen ſchon Einiges enthalten, welches zur Erklärung des zuſammengeſetzten Zuſtandes, wenn eine noch nicht vorhandene Luſt begehrt wird, dienen kann. Inſofern nämlich in einem ſolchen Zuſtande des Begehrens unter der Form einer Sehnſucht, eines Bangens, einer Unruhe u. dgl. eine Unluſt gefunden wird, inſofern iſt darin auch nothwendig eine Flucht vor ſich ſelbſt, und ein Trieb nach einem entgegengeſetzten Zuſtande enthalten, nur daß darin eine nähere Beſtimmung des erſtrebten Zuſtandes ebenſo wenig gefunden wird als in einer jeden andern Empfindung des Unbehagens, welche nur von ſich ſelbſt wegſtrebt ohne ein Ziel zu haben, wohin ſie ſtrebt. Es kann daher Dasjenige, was den Begehrungstrieb ſeinem Ziele zulenkt, nicht in der mit ihm verknüpften Unluſt enthalten ſein, welche als eine ſolche kein Ziel hat, ſondern das dem Ziele Zutreibende kann nur diejenige Anticipation des erſtrebten Zieles ſein, welche in der Geſtalt einer Ahnung, einer Hoffnung, einer Erwartung, einer Vorempfindung, eines Anzeichens, eines Traumbildes, einer Erinnerung, oder ſonſtigen irgend welchen Vorſtellung von dem zu erſtrebenden Ziele enthalten liegt. Iſt aber eine ſolche Anticipation des Zieles von irgend welcher Art vorhanden, ſo bedarf es auch nichts weiter mehr außer ihr zur Erklärung des ganzen Proceſſes. Denn eine jede ſolche Anticipation enthält irgend etwas von dem Zuſtande in ſich, welchen ſie anticipirt, und da dieſer ein Zuſtand der Luſt iſt, ſo führt die Anticipation als eine ſolche immer einen Grad von Luſtempfindung mit ſich, welcher in gewiſſen Fällen ſogar eine bedeutende Höhe zu erreichen fähig iſt. Es muß daher der Anticipation als einer Luſtempfindung derſelbe Beharrungstrieb einwohnen, welcher einer jeden Luſt als ſolcher eigen iſt. Iſt nun alſo dem Be-

1) Die hier ausgeführte Theorie findet ſich bereits von Kant in ihren Grundzügen entworfen in folgenden Worten der Kritik der Urtheilskraft (§. 10): „Das Bewußtſein der Cauſalität einer Vorſtellung in Abſicht auf den Zuſtand des Subjects, es in demſelben zu erhalten, kann hier im Allgemeinen Das bezeichnen, was man Luſt nennt; dagegen Unluſt diejenige Vorſtellung iſt, die den Zuſtand der Vorſtellungen zu ihrem eigenen Gegentheile zu beſtimmen den Grund enthält.“

wußtſein zugleich ein Zuſtand A gegeben, in welchem es zu beharren, und ein Zuſtand B, von welchem es hinwegzukommen ſucht, ſo wird die Folge ſein, daß es ſich aus dem Zuſtande B immer mehr in den Zuſtand A hineingetrieben fühlt. Denn da der Zuſtand A als ein ſolcher empfunden wird, in welchem das Bewußtſein beharren möchte, ſo wird darin der Zuſtand B, abgeſehen davon, daß er ein ſelbſt von ſich hinwegtreibender iſt, auch noch als ein ſolcher empfunden, welcher das Bewußtſein an ſeiner Verknüpfung mit dem Zuſtande A verhindert.

Da nun auf die beſchriebene Art ein jeder anſteigende Begehrungstrieb (d. h. ein jeder Trieb nach einer noch nicht vorhandenen Luſt) eine Oscillation des Bewußtſeins zwiſchen zwei Zuſtänden, einem Zuſtande A und einem Zuſtande B, oder einer Anticipation und einem Unbehagen iſt, ſo ſchwebt das Phänomen des anſteigenden Begehrungstriebes zwiſchen den früher beſchriebenen einfachen Phänomenen der reinen Unluſt und der reinen Luſtempfindung in einer unentſchiedenen Mitte. Verſchwände die Anticipation aus dem Bewußtſein, ſo würde der Begehrungstrieb immer noch bleiben, aber nur als ein unruhiges Hinwegſtreben ohne Ziel und Zweck, als ein bloßer Trieb des Abſcheus gegen einen vorhandenen Zuſtand. Und verſchwände dieſes Unbehagen gänzlich durch Uebereinſtimmung der Gegenwart mit der Anticipation, ſo würde ſich der anſteigende Begehrungstrieb in einen gleichſchwebenden verwandeln, nämlich in eine einfache Luſt, welche ihre eigene Fortſetzung erſtrebte. Denn es würde dem Zuſtande A gar nicht mehr durch einen Zuſtand B die Exiſtenz im Bewußtſein beſtritten ſein, und es würde daher beim Zuſtande A auch alle Veranlaſſung wegfallen, über ſich ſelbſt als ein beſtrittenes A hinüber zu einem reinen A als zu einer erſt in der Zukunft liegenden Befriedigung hinzuſtreben. Je nachdem nun das eine oder das andre dieſer Extreme in einem Begehrungstriebe vorherrſcht, je nachdem iſt der Trieb entweder ein ſcharfer und ungeſtümer, oder ein ſanfter und milder Trieb. Beim ſcharfen und ungeſtümen herrſcht das Hinwegſtreben von der Gegenwart vor, dagegen tritt die Anticipation mit ihrer Luſtempfindung zurück. Das Gemüth iſt daher leicht zu Wankelmuth, d. h. zu einer Vertauſchung ſeiner ihm nur dunkel vorſchwebenden Strebeziele disponirt. Auf der andern Seite genügt ihm nicht leicht irgend eine gebotene Befriedigung,

ſondern es ſtrebt über alle hinweg zu raſtloſer Steigerung der Luſtempfindungen. Umgekehrt tritt beim ſanften und milden Triebe das Hinwegſtreben von der Gegenwart mehr in den Hintergrund gegen die gewaltig wachſende Anticipation und ihre Luſtempfindungen [1]). Die ruhig angeſtrebte und deutlich vorgeſtellte Befriedigung wird in der Erwartung ſchon im hohen Grade vorgenoſſen, und je höher und luſtreicher der Vorgenuß iſt, deſto weniger gewaltſam ſtrebt derſelbe von ſich hinweg zur völligen Befriedigung, deſto mehr gleicht ſich der Gegenſatz von Vorgenuß, Genuß und Nachgenuß zur gleichſchwebenden Temperatur eines fortdauernden Wohlbehagens aus, welches nach nichts Anderm ſtrebt als ſeiner eigenen Fortdauer. Damit muß Behagen und Zufriedenheit, treues Feſthalten am einmal feſtgeſteckten Ziele zunehmen, das Streben nach immer größerer Steigerung der Luſt aber weichen. Dies diene, um einen beiläufigen Blick werfen zu laſſen in die Mannichfaltigkeit der Phänomene, die ſich auf dieſem Gebiete aus den einfachſten Elementen entwickeln. Zugleich ſieht man hieran, warum Ungeſtüm und Zähigkeit des Begehrens ſich ſo ſelten miteinander vereinigt finden. Auch hat hierin der Platoniſche Sokrates ſeine Widerlegung gefunden, wenn er im Sympoſion gegen Agathon behauptet, man begehre nur Das, was man nicht habe [2]). Denn es iſt nicht die kleinſte und ſchwächſte Art des Begehrungstriebes, welche darin beſteht, den Zuſtand, welchen man für die Gegenwart beſitzt, ſich auch für die Zukunft erhalten zu wollen. Die gewaltige Liebe zum Leben, welche ſich bei allen empfindenden Creaturen findet, legt davon Zeugniß ab. Die Platoniſche Vorſtellung, als ob allem Verlangen und allem Begehren als ſolchem ein ſchmerzhaftes Element beigemiſcht ſei, iſt eine erträumte.

Wir dürfen demnach die Identität von Trieb und Gefühl, welche wir zuerſt in Beziehung auf die verabſcheuenden Triebe entdeckten, auf das ganze Gebiet des Trieblebens ausdehnen. Thun wir dies, ſo theilt ſich das Gebiet in drei Theile, von denen der erſte die

1) Wie Novalis treffend ſagt:

Ein Vorgefühl zukünftiger Luſt
Beſprach die wilde Glut.

2) Ἄλλο τί ἐστιν ὁ Ἔρως πρῶτον μὲν τίνων, ἔπειτα τούτων ὧν ἂν ἔνδεια παρῇ αὐτῷ. ἐνδεὴς ἄρ' ἔστι καὶ οὐκ ἔχει ὁ Ἔρως κάλλος. εἰ ἄρα ὁ Ἔρως τῶν καλῶν ἐνδεής ἐστι, τὰ δὲ ἀγαθὰ καλά, κ' ἂν τῶν ἀγαθῶν ἐνδεὴς εἴη. (p. 200—1).

Phänomene begreift, welche ſich mit dem Vorherrſchen einer reinen Unluſt, der zweite die, welche ſich mit dem Vorherrſchen einer reinen Luſt, und der dritte die, welche ſich mit einer Oscillation des Gemüthes zwiſchen einer Luſt und einer Unluſt verknüpft zeigen. Hiermit iſt zuerſt ein Weg angebahnt, auf welchem eine genauere Unterſuchung weiter ſchreiten kann.

§. 33.

Von den Grundtrieben der Sinnlichkeit.

Sowol die expanſiven als die repulſiven Triebe ſind anſteigende Begehrungstriebe mit Anticipation ihrer Luſt. Von der Baſis der Triebe oder dem Selbſt. Das Selbſt iſt an und für ſich reine Luſt. Triebe des Egoismus und der Humanität. Von den Selbſtverluſten. Was Streben oder Wollen ſei im Gegenſatze zu Kraft oder Können.

Es hat ſich herausgeſtellt, daß Begierde und Abſcheu nur dann einen reinen Gegenſatz gegeneinander bilden, wenn die Begierde auf die Fortdauer eines ſchon vorhandenen Zuſtandes geht. Zunächſt fällt hierdurch ein Licht auf dasjenige bereits oben betrachtete Triebleben zurück, in welchem die Anſchauung des Raumes und damit die Exiſtenz einer äußerlichen Sinnlichkeit begründet ſteht. Dieſes Triebleben zeigte ſich in zwei Gebiete geſondert. Auf dem einen Gebiete, wo der Zuſtand der Unluſt nach der Formel $A = A + B$ darin beſteht, daß meine Perſon ſich von dem Vorhandenſein eines andern nicht zu ihr gehörigen Weſens irgendwie gedrückt fühlt, zeigt ſich der Trieb der Unluſt in Form eines Abſcheus vor dem B, welches als ein Zuſtand des Schmerzes oder Unbehagens empfunden wird. Auf dem andern Gebiete, wo der Zuſtand der Unluſt nach der Formel $A = A - B$ darin beſteht, daß meine Perſon ein andres Weſen in ihrer Nähe oder in ihrem Bereiche vermißt, zeigt ſich der Trieb der Unluſt in Form eines Verlangens nach dem B, welches durch irgend eine dem Triebe beiwohnende Anticipation des B erregt und wach erhalten wird. Es iſt alſo hier, wie es ſcheint, die Rede von einem reinen Unluſtproceſſe einerſeits und einem gemiſchten andrerſeits. Doch modificirt ſich dieſer Unterſchied, ſobald man ihn genauer unterſucht. Denn jedenfalls würde der Unluſtproceß nur dann ein vollkommner und reiner ſein, wenn der der Befriedigung $A = A - B$

vorangehende Zuſtand A = A + B ein durch und durch verabſcheuter wäre. Dies iſt er aber nicht, ſondern das Verabſcheute iſt in ihm blos das durch B verurſachte Unbehagen im A, welches daher in dem noch immer vorhandenen Gefühle ſeiner ſelbſt eine Luſt empfindet, zu welcher die vom B verurſachte Unluſt den Gegenſatz bildet. Daher iſt nun dieſer Proceß nicht ohne Anticipation des Zuſtandes A = A — B, nach welchem ſein Streben geht. Denn die bezeichnete immer vorhandene Luſt an ſich ſelbſt, gegen welche der Eingriff der fremden Sache als ein Unbehagen empfunden wird, iſt eben die Anticipation des von dieſem Unbehagen befreiten Zuſtandes. Ginge die Verminderung dieſer Luſt im A durch das B von ſtatten ohne alle Unluſt, ſo würde die Folge ſein, daß ſich der Zuſtand der verminderten Luſt fortzuſetzen begehrte nach dem Geſetze der Beharrung, wonach jede gegenwärtige Luſt ſich ſelbſt für die Zukunft begehrt. Da aber die Verminderung der Luſt durch eine Unluſtempfindung vor ſich geht, ſo wirkt die Unluſtempfindung nebenbei ſelbſtzerſtöreriſch, d. h. ſie wirkt repulſiv auf das B und dadurch erhöhend auf die Selbſtluſt des A, welches durch die Entfernung des B aus dem Zuſtande der getrübten in den der reinen Luſt emporgehoben wird. Es herrſcht folglich auf beiden Gebieten, die hier in Sprache ſind, vollkommener Begehrungstrieb mit Anticipation des künftigen Zuſtandes, und der Unterſchied beſteht blos darin, daß derſelbe das eine mal als Trieb nach Selbſterhaltung, das andre mal als Trieb nach Selbſterweiterung auftritt. Da der Selbſterhaltungstrieb nach nichts als dem eigenen Selbſt trachtet, ſo trägt er in dem ihn nie verlaſſenden Gefühle des Selbſt ſeine Anticipation immer von ſelbſt bei ſich, dagegen kann ſeine Unluſt ſich nur auf Etwas beziehen, das nicht ich ſelbſt bin. Da der Selbſterweiterungstrieb hingegen nach einer Vergrößerung des eigenen Selbſt trachtet, ſo iſt das unvergrößerte Selbſt dieſem Triebe ein Zuſtand der Unluſt, welcher von ſich ſelbſt hinwegtreibt, und die Anticipation iſt nicht eine ſchon im Selbſt als einem ſolchen enthaltene, ſondern eine ihm hinzukommende. Im erſten Falle hat das Selbſt, welchem der Trieb innewohnt, Luſt an ſich ſelbſt, im zweiten Falle aber Unluſt. Wir haben bereits oben den Trieb, welchem Selbſtluſt zum Grunde liegt, und welcher daher die Anticipation des Ziels in ſich ſelbſt hat, einen repulſiven, den Trieb hingegen, welchem Selbſtunluſt zum Grunde

liegt, und welcher daher die Anticipation des Ziels nicht in dem eigenen Selbst findet, einen expansiven genannt. Der repulsive Trieb ist ein solcher, bei welchem das Gefühl der Lust die Grundlage bildet, welche durch eine zu entfernende Unlust zum Theile getrübt wird. Der expansive Trieb ist ein solcher, bei welchem das Gefühl der Unlust die Grundlage bildet, welche durch eine hinzukommende Lust in einen höhern Zustand hinauf erhoben und dadurch selbst in eine Lust verwandelt werden soll. Der repulsive Trieb ist daher ein Trieb mit basischer Lust, der expansive Trieb ein Trieb mit basischer Unlust.

Das Lehrreiche dieser neugewonnenen Definitionen besteht darin, daß sie uns auf weitere und feinere Unterschiede im Leben des Gefühls und der Triebe leiten. Vergleichen wir nämlich den repulsiven mit dem expansiven Triebe noch genauer, so finden wir in der Art, wie sich der Inhalt vorhergehender Unlust zum Inhalte nachfolgender Lust verhält, den Gegensatz, daß beim repulsiven Triebe der Inhalt der Unlust, welcher durch B bezeichnet wird, gänzlich aufgehoben werden muß, damit die reine Lust als das reine A ohne alles B, d. h. ohne alle Trübung erscheine; daß hingegen beim expansiven Triebe der Inhalt der Unlust, dessen Ausdruck ist, A ohne alles B zu sein, gar nicht aufgehoben werden kann, und dennoch dem unbeschadet durch eine Hinzunahme des B sich in die Lustempfindung A = A + B auflöst. Auf letzterm Umstande beruht allein die Möglichkeit eines Triebes mit basischer Unlustempfindung. Denn unter Basis des Triebes wird der sich im ganzen Processe gleichbleibende und unzerstörbare Inhalt verstanden. Diese Einsicht führt uns aber sogleich noch weiter. Kann nämlich die Unlust auf die bezeichnete Art Basis eines Triebes sein, so muß es auch Triebe mit doppelter Basis geben können, die immer dann entstehen werden, wenn die basische Unlust eines expansiven Triebes oder das A = A — B niemals rein auftritt, sondern bei seinem Auftreten immer schon von einer Anticipation des A = A + B begleitet ist. Ein solcher Trieb mit doppelter Basis ist z. B. der Hunger. Bei ihm würde die reine Unlustempfindung des A = A — B auf den ohnmachtähnlichen Zustand einer gänzlichen Entkräftung gehen ohne alle Anticipation von Speise, also ohne daß das Thier im Stande wäre nach Nahrung zu suchen. Ein solcher Zustand wird aber nicht geduldet, sondern ehe die Unlust diese Höhe

erreicht, wirkt immer ſchon die Anticipation der Nahrung als ein Inſtinct, deſſen Inhalt der Vorſchimmer von der zukünftigen Luſt der Nahrungsnahme iſt. Wenn nun ſo die expanſiven Triebe mehr oder weniger als Triebe mit doppelter Baſis fungiren, ſo ſcheinen ſich die repulſiven Triebe dadurch vor ihnen auszuzeichnen, daß dieſe Eigenſchaft bei ihnen nicht vorkommen kann. Aber auch hier zeigt uns, wenn wir genauer unterſuchen, die Erfahrung das Gegentheil. Wenn z. B. ein im Dunkeln angegriffener Menſch gegen ſeinen bereits entflohenen Feind noch Luftſtreiche thut, ſo iſt er dabei von der Vorausſetzung oder Anticipation der Nähe des Feindes bewegt, welche gerade ſo auf ihn wirkt wie dieſe Nähe ſelbſt. Sein Zuſtand iſt in der That ſchon A = A — B, empfindet ſich aber fortwährend noch als A = A + B. Eine ſolche Empfindung iſt aber auch überall dort vorhanden, wo das Individuum ſich nach glücklich zurückgeſchlagenem Feinde doch noch nicht recht ſicher weiß. Man kann dieſe Zuſtände daher die Anticipationen der Furcht nennen, im Gegenſatze zu den Anticipationen der Hoffnung, welche die Luſtanticipationen ſind. Denn eine anticipirte Unluſt heißt Furcht, eine anticipirte Luſt heißt Hoffnung. Da nun wenige Thiere ihres Lebens recht ſicher ſind, ſo mag auch die Luſtempfindung ihrer repulſiven Triebe ſelten zu einer von Anticipationen der Furcht ungetrübten Höhe ſteigen. Wo aber beim repulſiven Triebe das Vorherrſehn der Luſt über die Unluſt auch nur immer ein relatives iſt, da zeigt ſich dieſer Trieb ebenſowol mit einer doppelten Baſis, als der expanſive Trieb in der Regel in dieſer Geſtalt auftritt.

Es fodert hierdurch die Bedeutung der Baſis des Triebes eine Einſchränkung. Baſis möge nämlich nicht mehr Das genannt werden, was in dem Triebe das Beharrende iſt, ſondern Baſis des Triebes ſei Das, was gar nicht anders kann, als beharren und ſich in ſeiner Exiſtenz fortdauernd erhalten, im Gegenſatze zu Dem, was in gewiſſen Fällen auch wol ganz verſchwinden und aufs neue herbeikommen kann. Eine Triebbaſis oder ein Inhalt, welcher im Triebproceß gar nicht anders kann, als gleichmäßig beharren, heißt ein Selbſt.

Ein gleichbleibend nothwendig beharrender Zuſtand iſt ein ſolcher, welcher in jedem folgenden Augenblick nach ſich ſelbſt zurückſtrebt, wie er im vorigen Augenblicke war, und zwar mit abſolutem Erfolge dieſes Strebens. Dieſer Zuſtand iſt eben der, welcher von

uns das Selbſt genannt wird. Nun haben wir oben geſehen, daß ein Zuſtand, welchem das Streben nach eigener Fortdauer beiwohnt, ſobald ein ſolcher ins Bewußtſein tritt, ſich in Geſtalt von Luſtempfindung zeigt. Hieraus folgt, daß unſer Bewußtſein dann, wenn es die unſerm innern Sinne zum Grunde liegende Tiefe eines ſich gleich bleibenden fundamentalen Selbſtbeharrungstriebes enthüllte, darin das Gefühl einer urſprünglichen Luſtempfindung enthüllen würde. Dieſes Ergebniß ſtimmt aber nur mit den Zuſtänden des repulſiven Triebes überein, während die des expanſiven ihm zu widerſprechen ſcheinen. Denn im repulſiven Triebe erſcheint das reine A des innern Sinnes als eine ſich ſelbſt gleichbleibende ſelbſtgetreue Luſt, welche auch dann, wenn ſie durch eine von dem B aus eindringende Unluſt herabgedrückt wird, doch immer noch als Anticipation eines beſſern Zuſtandes unvertilgbar bei ſich ſelbſt beharrt. Ganz im Widerſpruche hiermit ſcheint die Selbſtempfindung des innern Sinnes beim expanſiven Triebe eine unbehagliche zu ſein. Da dieſer Satz aber in ſich ſelbſt eine Unmöglichkeit enthält, indem das nach eigener Fortdauer Strebende als ein ſolches unmöglich eine Unluſt in ſich ſchließen kann, ſo ſind hier nur zwei Fälle möglich. Entweder ſchließt der innere Sinn in Beziehung auf ſich ſelbſt zwar ein Luſtgefühl ein, aber ein Gefühl von einer nur mäßigen Höhe, ſodaß daſſelbe durch das Hinzukommen eines neuen luſterregenden Agens vergrößert werden kann, oder der innere Sinn hat die Fähigkeit, dem Bewußtſein in einer Lage zu erſcheinen, worin ſich ſeine nach Fortdauer ihrer ſelbſt ſtrebende Tiefe verbirgt, und das Bewußtſein nun mit gewiſſen andern Beziehungen des innern Sinnes, aus denen ſich Unluſt entwickelt, in eine Verbindung tritt. Eine nähere Orientirung kann nur dadurch genügend ausfallen, daß ſie ſich an ein beſtimmtes Beiſpiel hält, um, wenn auch zunächſt nur erſt in einem einzelnen Falle, nichts, was die Erfahrung an die Hand gibt, außer Acht zu laſſen.

Wir wählen zu dieſem Beiſpiele den Hunger. Im Hunger iſt der Zuſtand A = A — B mit einer Unluſtempfindung von ſolcher Stärke verknüpft, daß nichts Ungereimteres gedacht werden könnte, als wenn man dieſelbe für ein bloßes Luſtgefühl mit dem Hinzuſatze der Anticipation eines höhern Luſtgefühls erklären wollte. Das Selbſt empfindet im Hunger nicht den mindeſten Selbſtgenuß, weit eher gleicht ſein Empfinden hier dem Gefühle, ſich ſelbſt verloren zu

haben, ſich ſelbſt abhanden gekommen ſein, verbunden mit der Hoffnung, das verlorene kräftige und lebensmuthige Selbſtgefühl beim neuen Genuſſe der Speiſe erſt wiederzugewinnen. Es verbindet ſich hiermit das Sonderbare, daß Das, was die Sättigung bietet, nichts Andres iſt, als ein kräftiges Selbſtgefühl ſodaß das Ziel des Nahrungstriebes von dem der repulſiven Triebe gar nicht abweicht, indem beide nur das volle und ungetrübte Selbſtgefühl aus den Trübungen, die es zu erleiden hat, wiederherzuſtellen ſuchen. Der Unterſchied iſt nur der, daß der Feind, welchen der repulſive Trieb überwindet, ein äußerlicher und offenbarer, der, mit dem es der Nahrungstrieb zu thun hat, ein innerlicher und ſchleichender iſt. Denn das hungernde Selbſt iſt nur noch dem äußerlichen Anſcheine nach ein vollſtändiges Selbſt, im innern Gefühle weiß es ſich höchſt unvollſtändig. Und ſo iſt auch die Speiſe nur dem äußerlichen Anſcheine nach ein dem Selbſt hinzukommendes andres Weſen, im innern Gefühle des Selbſt wird das Hinzutreten derſelben nur als eine Herſtellung des vollſtändigen Selbſtgefühles gewußt. Daher bezieht ſich nun aber die Art und Weiſe, wie wir dieſen Trieb bisher in ſeinen Formeln als einen expanſiven bezeichnet haben mit der Luſtformel A = A + B und der Unluſtformel A = A — B, blos auf den äußern Anſchein und gar nicht auf das innere Weſen des Triebes. Von hier iſt die Anwendung auf die übrigen expanſiven Triebe leicht gemacht. Daß die Triebe nach Vermögen, Ehre, Herrſchaft und ähnlichen Erweiterungen meines Selbſt kein andres Ziel bezwecken als eine Erhöhung oder richtiger geſprochen eine Wiederherſtellung des unter ſo vielen unangenehmen Eindrücken des Lebens leidenden Selbſtgefühls, kann Niemand in Frage ſtellen. Eher könnte man einen Zweifel hegen in Beziehung auf die Triebe der Liebe, der Freundſchaft, der Geſelligkeit und des Wohlwollens. Denn in ihnen, die man mit einem Worte die Triebe der Humanität nennen dürfte im Gegenſatze gegen jene Triebe des Egoismus, ſucht das Individuum ſich mehr in andern wiederzufinden als in ſich ſelbſt. Aber da kein innerer Sinn ſeine eigenen Grenzen überſpringen kann, ſo wird als Reſultat dieſes Suchens doch am Ende nur dies gewonnen, daß jedes Selbſt ſeine eigene Tiefe und ſein eigenes Selbſt deſto leichter im Spiegel des andern wiederfindet. Schiller's klarſehender Genius hat dieſen Gedanken ſchon früh einmal in dichteri-

ſcher Begeiſterung concipirt und ausgeſprochen [1]). Seine wiſſenſchaftliche Unumſtößlichkeit hat er aber darin, daß, ſo hoch auch das Luſtgefühl eines Selbſt A durch den Hinzutritt eines andern Selbſt B geſteigert werden mag, das in dieſem Luſtgefühle Empfundene doch immer nichts Andres iſt als ein Vorſtellungsinhalt von A, geweckt durch ein hinzutretendes B, folglich ein in meinem eigenen Selbſt durch den Anreiz eines zu ihm hinzutretenden fremden Selbſt geweckte Selbſtgefühl. Wie dieſe Weckung vor ſich gehe, iſt nicht nöthig, hier genauer zu unterſuchen. Es kann die Thatſache genügen, daß ſie vor ſich geht, und daß ſie bei den humanen Trieben weit vollſtändiger vor ſich geht als bei den egoiſtiſchen. Denn während der egoiſtiſche Trieb weit höher hinaus ſtrebt als der humane (indem jener nach Erhebung des eigenen Selbſt über andre, dieſer blos nach Wiederfindung deſſelben in andern trachtet), und es doch dabei nur in den ſeltnern Fällen zu einem von Furcht, Sorge, unermüdetem Weitertrachten und vergeblichem Hoffen gereinigten Selbſtgenuſſe bringt, bringt der humane Trieb wie auf heimlich ſich öffnenden Wegen in die Tiefen des eigenen Selbſt, wo ſich ihm Süßigkeiten enthüllen, welche, mit Goethe zu reden, von den Menſchen wenig gewußt und

1) Schiller ſchrieb i. J. 1783 in einem Briefe an Reinewald („Schiller's Leben" von C. von Wolzogen, Th. I. S. 100 ff.): „Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tauſend und wieder tauſend Farben entſtehen, ſo bin ich zu glauben geneigt, daß in unſerer Seele alle Charaktere nach ihren Urſtoffen ſchlafen, und durch Wirklichkeit und Natur, oder künſtliche Täuſchung ein dauerndes oder nur illuſoriſch- und augenblickliches Daſein gewinnen. Alle Geburten unſerer Phantaſie waren alſo zuletzt nur wir ſelbſt. Aber was iſt Freundſchaft oder Platoniſche Liebe denn anders als eine wollüſtige Verwechſelung der Weſen? oder die Anſchauung unſerer ſelbſt in einem andern Glaſe? — Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, iſt zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erſchrecken, entglühen, zerſchmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geſchöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, deſſen Spiegel jenes Geſchöpf iſt. — Wenn Freundſchaft und Platoniſche Liebe nur eine Verwechſelung eines fremden Weſens mit dem unſerigen, nur eine heftige Begehrung ſeiner Eigenſchaft ſind, ſo ſind beide gewiſſermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder beſſer: Das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unſerer Dichtung empfinden, iſt eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir ſehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern."

beachtet, in verborgenem und Niemandem zugänglichem Dunkel die Labyrinthe der Bruſt durchirren [1]).

Dieſem zufolge ſind die repulſiven Grundtriebe des innern Sinnes diejenigen, bei denen die Formel ihres äußern Erſcheinens zugleich die Formel ihres innern Beſtandes iſt, die expanſiven hingegen die, bei denen die Formel ihres äußern Erſcheinens mit der Formel ihres innern Beſtandes in Widerſpruch ſteht. Denn beim repulſiven Triebe iſt die Luſt ganz einfach durch A bezeichnet, und die Unluſt fällt auf eine Trübung des an und für ſich mit Luſt verbundenen A durch Etwas, das mit A im Widerſpruche ſteht, und, weil es ſich in der äußern Erſcheinung als ein anderes Weſen erweiſet, B genannt wird. Beim expanſiven Triebe beſteht die erſtrebte Luſt in Wirklichkeit ebenfalls in einem reinen A oder ungetrübten Selbſtgefühl, und folglich geht auch hier dem Streben, A wiederzugewinnen, ein Selbſtverluſt des A voran, welcher aber nicht mit B bezeichnet werden kann, weil ihm kein dem A fremdes Weſen entſpricht. Da dieſer Selbſtverluſt, wie er beim Hunger und allen andern Arten von Entbehrungen vorkommt, ganz aus ſich ſelbſt heraus von Minute zu Minute wächſt, ſo muß er in Geſetzen der innern Natur des A oder eigenen Selbſt begründet liegen, mit andern Worten, der Zuſtand, worin ſich unſer Selbſt befindet, muß ein ſolcher ſein, daß es, ſich ſelbſt überlaſſen und in ſich ſelbſt iſolirt, einem continuirlichen Selbſtverluſte ausgeſetzt iſt, welcher bewirkt, daß, während A noch immer ſich gleich zu ſein ſcheint, es doch an einem continuirlichen Selbſtverluſte oder Abbruch ſeiner ſelbſt leidet, welcher heißen möge $A = A - x$. Da nun dieſem Zuſtande im Anblicke des äußern Sinnes eine bloße Iſolirtheit meiner Perſon, alſo ein reines $A = A$ entſpricht, ſo fodert der wirkliche Zuſtand des $A = A$ in ſeiner äußerlichen Erſcheinung als ſein Entſprechendes ein $A = A + x$ oder, was in dieſem Falle ein und daſſelbe ſagt, ein $A = A + B$, eine Expanſion der eigenen Perſon über ihre anfänglichen Grenzen.

Es iſt an dieſer Trennbarkeit der Erſcheinung vom innern Be-

---

1) — — Was, von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

ſtande beim expanſiven Triebe überaus anſchaulich Das zu erblicken, was oben bewieſen worden iſt, nämlich daß die Anſchauung einer räumlichen Sinnlichkeit den Schematismus bildet, unter welchem der innere Sinn das Leben ſeiner eigenen Grundtriebe anſchaut. Dieſer Schematismus entwickelt ſich nothwendig, ſobald die Unluſtempfindung eines continuirlichen Selbſtverluſtes als vorhanden angenommen wird. Da jede Unluſt eine Flucht vor ſich ſelbſt in ſich ſchließt, ſo kann die Unluſt des Selbſtverluſtes nicht anders gedacht werden, als ein Sträuben gegen den Selbſtverluſt oder ein Poſtuliren des unverlorenen Selbſt an der Stelle des ſich continuirlich verlierenden. Dies Poſtuliren iſt eine Folge des in A als einem ſolchen enthaltenen Luſttriebes, welcher nach Fortſetzung ſeines eigenen Zuſtandes ſtrebt. Dieſes Streben muß auch in den Fällen, wo es nicht erfüllt wird, beſtändig in ungeſchwächter Stärke fortdauern. Denn da mit der Größe des Selbſtverluſtes auch die Größe der Unluſt wächſt, ſo wächſt dieſem Streben von Seiten des Unluſttriebes beſtändig ebenſo viel Kraft zu, als es von Seiten des Luſttriebes, welcher nach den Graden der ſinkenden Luſt ſinken muß, beſtändig verliert. Hierdurch bildet ſich im Proceſſe des Selbſtverlierens eine gleichbleibende Größe, welche Streben oder Wille genannt zu werden verdient, und welche an Stärke oder Intenſität dem Fortſetzungstriebe der Selbſtluſt des reinen und ungetrübten A gleichkommt, obgleich ſie nicht an Qualität damit verglichen werden kann, weil ſie nicht reine Luſt in ſich enthält, ſondern aus Luſt und Unluſt gemiſcht iſt. Wir haben eine gleichbleibende Größe von dieſer Art in der Anſchauung unſers eigenen Leibes, deſſen einzelne Organe, wie wir geſehen haben, lauter einzelne Bewegungstriebe oder Strebekräfte enthalten, welche durch allgemeine Grundtriebe unter ſich zu einem Triebganzen verbunden ſind. Indem nun dieſes Triebganze, wie die Erfahrung lehrt, ſich ausbreitet und kräftigt durch Aufnahme von Speiſe, ſo geſchieht dadurch etwas ganz Neues, das gar nicht mehr aus der Natur des bloßen A erklärt werden kann, ſondern unumgänglich auf einen dem ganzen A hinzu kommenden Zuwachs B hinweiſt, der freilich nur in der äußerlichen Sphäre der Bewegungstriebe vor ſich geht, aber dennoch, wie die Erfahrung lehrt, für die innere Sphäre von A den Sinn hat, das Hinderniß ſeiner inwendigen Kraftentwickelung aus dem Wege zu räumen, oder ſeinen Selbſtverluſt zu ergänzen. Da nun der Erfahrung zufolge

Das, was nebeneinander im Raume gegeben iſt, auf lauter Strebungen und Entgegenſtrebungen beruht, ſo iſt der Begriff des Strebens die unumgängliche Vorausſetzung der ſinnlichen Raumanſchauung. Raumanſchauung tritt dort ein, wo verſchiedene Strebungstriebe miteinander in Verbindung kommen. Damit dies geſchehen könne, müſſen dieſelben zuvor vorhanden ſein. Die Strebungs- oder Bewegungstriebe ſind folglich dem Begriffe nach früher als der Raum, und daher auch früher als der Einbildungstrieb. Der Einbildungstrieb iſt, wie wir oben geſehen haben, = a — α, und folglich iſt der Einbildungsraum ein Product aus a und α, d. h. aus einem gewiſſen Strebungstriebe und dem Widerſtande, welchen derſelbe andern Strebungstrieben entgegenſetzt. Ein Streben aber iſt ein Wille oder eine Prätenſion im Gegenſatze zu dem Können oder der wirklichen Kraft, welche dem Streben zum Grunde liegt. Wäre dem Streben die ihm zum Grunde liegende Kraft gleich, ſo wäre es nicht ein Streben mehr, ſondern eine Vollendung, gegen die es daher auch nicht mehr ein Widerſtreben geben könnte. Jedes Streben iſt eine relative Kraft, d. h. eine Kraft, welche mehr prätendirt als leiſtet, eine Kraft, welcher widerſprochen oder widerſtrebt wird. Jedem Streben liegt eine verkürzte abſolute Kraft zum Grunde, welche in ihrem Streben den Maßſtab Deſſen hat, was ſie in ihrer unverkürzten Zuſtande ſein würde. Wenn nun in den Strebungsraum, welchen ein in ſich verdunkeltes Selbſt mit ſich identiſch ſetzt, von außen ſtörend oder widerſtrebend eingegriffen wird, ſo tritt dieſe Willensſtörung zu der innern und natürlichen Verdunkelung des Selbſt noch als eine äußerliche und künſtliche hinzu, zur innern Sehnſucht als ein äußerer Schmerz, und begründet ſo den Trieb der repulſiven Triebe. Man muß ſich alſo nicht durch die Uebereinſtimmung der Formel des äußern mit der des innern Beſtandes bei dieſen Trieben täuſchen laſſen, dieſelben für einfacher und urſprünglicher zu halten als die auf dem Begriffe des innern Selbſtverluſtes beruhenden expanſiven Triebe. Vielmehr rührt die ſcheinbar größere Simplicität dieſes Verhältniſſes bei den repulſiven Trieben daher, daß dieſelben erſt mit dem Raume, die expanſiven hingegen ſchon vor dem Raume gegeben ſind. Denn während die repulſiven Triebe erſt in den Verhältniſſen des Raumes begründet ſind, ſind es die expanſiven Triebe (die Triebe der Wiedererſtattung des

verlorenen Selbſt), welche ſelbſt erſt die Exiſtenz eines Raumes begründen.

§. 34.

Von den indirecten Gefühlen.

Jede verſchwindende Unluſt führt Luſt, jede verſchwindende Luſt führt Unluſt mit ſich. Warum Sättigung und Gewöhnung abſtumpft. Die indirecten Gefühle hängen von der Erinnerung ab. Vortheilhafte und unvortheilhafte Stellungen von Luſt und Unluſt. Das Platoniſche Geſetz. Von den künſtlichen Steigerungen natürlicher Triebe. Von der Inſpiration der Sinne zum Anſprechen der Reizmittel.

Ein Trieb entſteht allemal da, wo entweder ein Luſtgefühl nach ſeiner eigenen Fortſetzung oder ein Unluſtgefühl nach ſeiner eigenen Vernichtung ſtrebt, oder wo dies beiderſeitige Streben ſich zu einem gemeinſchaftlichen Producte verbindet. Das beiderſeitige Streben ſtellt ſich aber gemäß den Graden von Luſt und Unluſt immer von ſelbſt ein. Denn jede Luſt ſtrebt nach Fortſetzung ihrer ſelbſt und des Zuſtandes, an den ſie geknüpft iſt, und jede Unluſt ſtrebt nach Aufhebung ihrer ſelbſt und des Zuſtandes, an den ſie geknüpft iſt.

Eine vollkommene Luſt könnte nur die ſein, bei welcher das Streben fortzudauern vollkommen gelänge. Denn ein jedes Mislingen dieſes Strebens würde Unluſt mit ſich führen.

Eine vollkommene Unluſt könnte nur die ſein, bei welcher das Streben aufzuhören vollkommen mislänge. Denn ein jedes Gelingen dieſes Strebens würde Luſt mit ſich führen.

Folglich führt ein jedes Gelingen, ſowol des Luſttriebes als des Unluſttriebes, Luſt, ein jedes Mislingen hingegen, ſowol des einen als des andern Triebes, Unluſt mit ſich.

Dies alles könnte ſich nicht ſo verhalten, wenn nicht ein Aufhören der Luſt ſchon an ſich ſelbſt eine Unluſt, und ein Aufhören der Unluſt ſchon an ſich ſelbſt eine Luſt wäre.

Wer plötzlich von einem Schmerze befreit wird, der empfängt jedesmal durch die bloße Befreiung eine Luſt, deren Größe ſich nach der Größe des vorhergegangenen Schmerzes richtet. Das plötzliche Aufhören eines heftigen Zahnſchmerzes z. B. iſt mit einem Wohlgefühle verknüpft, welchem Niemand, der dergleichen wirklich erfahren hat, den Namen einer wirklichen und zwar ſehr intenſiven

Luſt abſprechen wird. Von derſelben Natur iſt das Gefühl der Rettung aus Gefahr, der Ruhe und Erholung nach ſchwerer Arbeit, der Geneſung von Krankheit, der Erhebung aus Armuth und gedrückten peinlichen Lagen. Dies ſind die Zuſtände, von denen wir ſagen, daß wir in ihnen recht wieder aufleben, und ein ſolches Wiederaufleben iſt immer mit ſtarken Luſtgefühlen verbunden. Ja vermöchten wir es, von den poſitiven ſinnlichen Luſtgefühlen, z. B. Wohlgeſchmack einer Speiſe, Wohlklang einer Muſik u. dgl. die ſämmtlichen Luſtelemente abzuziehen, welche dem Wohlgeſchmacke der Speiſe durch Vertilgung der Unluſtempfindung des Hungers, dem Wohlklange der Muſik durch die angenehme Empfindung der Ruhe und Erholung, in welcher wir uns dieſem Wohlklange hingeben, hinzugeſetzt werden, wir würden die Luſt, welche mit dieſen und ähnlichen ſinnlichen Empfindungen verknüpft iſt, auf einen ungemein geringen Grad, und ſelbſt hier und da auf Null herabſinken ſehen. Dem geſtillten Hunger mundet die Speiſe nicht mehr, erregt ihm wol gar Ekel. Dies zeigt an, daß die Speiſe nur dann fähig iſt, Wohlgeſchmack auf der Zunge zu entwickeln, wenn dieſer Wohlgeſchmack zugleich als eine Vertilgung des Unluſtgefühls des Hungers empfunden wird. In dem Grade, als der Wohlgeſchmack einer Speiſe nicht mehr als eine Vertilgung des Unluſtgefühles des Hungers empfunden wird, nimmt er ab. In dem Grade, als die Luſt an der Muſik nicht mehr als eine Erholung und ein Ausruhen, alſo nicht mehr als ein Aufhören von Anſtrengung empfunden wird, nimmt dieſe Luſt ab. In dem Grade, als die wiedergewonnene Geſundheit in der Geneſung nicht mehr als ein Aufhören des Krankheitsgefühls empfunden wird, nimmt das Luſtgefühl der Geſundheit an Stärke ab. In dem Grade, als das aus Gefahr gerettete Leben die Gefahr vergißt, nimmt das Luſtgefühl, welches in der bloßen Empfindung, zu leben, enthalten iſt, an Stärke ab. In dem Grade, als das Morgenlicht nicht mehr als eine Verſcheuchung der Finſterniß, in dem Grade, als die gewürzige Frühlingsluft nicht mehr als eine Verſcheuchung der dumpfen Zimmeratmoſphäre empfunden wird, werden wir gleichgültiger gegen die Reize des Lichtes und der Luft. In allen dieſen Fällen, wo mit dem Verklingen des vorangegangenen Unluſtgefühls auch die Stärke der darauf folgenden und von ihm gleichſam getragenen Luſtempfindung ſinkt, kann

demjenigen Zustande, woran die Lust geknüpft ist, an und für sich selbst nur so viel Lustempfindung zugeschrieben werden, als er fortwährend zu bewahren im Stande ist, alles Übrige fällt auf Rechnung der hinwegweichenden Unlust. Ein solcher Zustand möge in Beziehung auf die Lust, welche ihm fortwährend beiwohnt, ein wirklicher Lustzustand, in Beziehung auf die von ihm ausgehende und wieder verschwindende Lust ein bloßes Lustmittel heißen. Das Gesetz, daß jede verschwindende Unlust eine Lust ist, zeigt sich hierdurch sogleich in seiner ausgedehntesten Anwendung und größten Bestätigung.

Ebenso gewiß ist es, daß jede verschwindende Lust als eine solche eine Unlust mit sich führt. Man muß hier nicht solche Fälle als Gegengründe anführen wollen, in denen eine sogenannte Lust, welche dies aber in der That gar nicht mehr ist, indem sie uns schon lange gleichgültig oder wol gar lästig wurde, ohne allen Schmerz von uns genommen wird. So angenehm eine Speise auch schmecken möge, der gesättigte Appetit stößt sie von sich, sie erregt ihm keine Lust mehr. So angenehm das Herumschwärmen an einem schönen Sommerabende ist, das ermüdete Kind zieht die Ruhe selbst in einer dumpfen und finstern Kammer vor, und verläßt gleichgültig Genüsse, welche es ein andermal, bei wachen Sinnen, nur mit Schmerz würde verlassen haben. Jetzt aber sind ihm wegen seiner Ermüdung diese Genüsse eben keine Genüsse mehr. Will man also erfahren, was das Aufhören einer Lust für Folgen hat, so muß man die Lust da aufhören lassen, wo sie noch wirklich Lust ist: man muß dem Thiere das Futter vom Maule wegnehmen, man muß das Kind mitten in seinem Vergnügen aufhören lassen, man muß sich in der festen Rechnung auf Gewinn und Ruhm plötzlich enttäuscht sehen. Solchergestalt wird sicher Niemand mehr das aufgestellte Gesetz in Zweifel ziehen. Seine Anwendung zeigt sich dabei von nicht minder großem Umfange als die des vorigen, indem bei sehr vielen Schmerzen und Plagen ein großer Theil des Unlustgefühls auf Rechnung des Entschwindens einer vorhergegangenen Lustempfindung fällt. So z. B. ist die Armuth an und für sich ein Schmerz, der aber weit schärfer kurz nach dem Verluste eines Wohlstandes empfunden wird als später. Ein gefahrvoller Zustand wird weit gelassener in den Stunden seiner Andauer, als in den Minuten seines ersten Eintritts ertragen. In solchen und ähnlichen Fällen scheint dann in der Fortdauer des

Schmerzes ſelbſt eine Beſchwichtigung für den Schmerz zu liegen, ähnlich wie in der Fortdauer der ſinnlichen Luſt eine Ermattung derſelben zu liegen ſcheint. Die Luſt ſtumpft ſich ab durch Sättigung, der Schmerz durch Gewöhnung.

Eine Luſt, welche in dem Aufhören einer Unluſt beſteht, möge eine indirecte Luſt, eine Unluſt, welche in dem Aufhören einer Luſt beſteht, eine indirecte Unluſt heißen.

Die Größe der Fähigkeit zur indirecten Luſt richtet ſich nach der Größe der directen Unluſt, von welcher dieſelbe abhängt. Ein ſehr ſcharfer Hunger wird ſogar die ſchlecht zubereitete Speiſe mit Luſt genießen, zu der ſich ein mäßiger Appetit ſchwer verſteht. Daher nimmt auch mit abnehmendem Hunger oder während der Mahlzeit die Luſtfähigkeit an der Speiſe allmälig ab, weshalb man die leckerſten Biſſen, die feinſten Weine bis zuletzt verſchiebt. Dieſe Verminderung der Unluſt auf der einen Seite, ſowie der Luſtfähigkeit auf der andern, ſetzt ſich ſo lange fort, bis beides ſeinen Nullpunkt erreicht hat. Bei kaum anbrechendem Frühlinge erregt ein einziges Schneeglöckchen ebenſo große Luſt, als im Sommer ein ganzer mannichfaltiger Blumenflor. Und ſo in allen Fällen.

Die Größe der Fähigkeit zur indirecten Unluſt richtet ſich nach der Größe der directen Luſt, von welcher dieſelbe abhängt. Je größer der Wohlſtand iſt, welcher verloren geht, deſto größer iſt der Schmerz des Verluſtes. Wer wenig zu verlieren hat, hat wenig Schmerz zu fürchten. Je weniger im Beutel iſt, deſto eher gibt man das Wenige vollends preis. Der friſch gefangene Vogel tobt über ſeine Gefangenſchaft, welche doch der lange eingeſperrte geduldig erträgt. Der Zuſtand iſt bei beiden derſelbe, an ſich alſo gleich ſchmerzhaft. Aber beim friſchgefangenen Vogel iſt die Schmerzfähigkeit größer, weil die vorhergegangene Luſt größer iſt als beim eingeſperrten. Daher machen lange anhaltende Schmerzen den Menſchen ſtumpf, weil die Fähigkeit zur indirecten Unluſt am Ende ganz mit dem Verſchwinden aller directen Luſtempfindung ebenfalls dahinſchwindet, und nur der directe Antheil an der Unluſtempfindung bleibt, welcher häufig das Geringſte daran iſt.

Folglich verſchwindet die Fähigkeit zu allen indirecten Gefühlen beſtändig und allmälig durch den wirklichen Eintritt derſelben. Die Erſchöpfung der Fähigkeit zeigt ſich darin, daß das

Luſtmittel oder Unluſtmittel, mit einem Worte der Reiz, auf welchen die indirecte Empfindung erfolgt, nicht mehr anſpricht. Die Fähigkeit wächſt umſo mehr, auf einen je geringern Reiz eine je größere Luſt oder Unluſt erfolgt, mit einem Worte je größer die Reizbarkeit des indirecten Gefühls iſt. Die Reizbarkeit des indirecten Luſtgefühls liegt enthalten in der directen Unluſt, aus welcher es ſtammt, und die Reizbarkeit des indirecten Unluſtgefühls liegt enthalten in der directen Luſt, aus welcher es ſtammt.

Zwei entgegengeſetzte Seelenzuſtände ſpringen hierbei als möglich ins Auge, davon der eine aus einer vorwaltenden Gewöhnung an die Luſt, der andre aus einer vorwaltenden Gewöhnung an die Unluſt entſpringt. Die übermäßige Gewöhnung an die Luſt wird die Reizbarkeit der indirecten Luſt dermaßen abſtumpfen, daß die überſättigte Begierde ſtets nach directer Luſt verlangt, wodurch dann, weil dieſer ihre beſte Hülfe in der indirecten Luſtempfindung abgeht, ein leicht und häufig eintretender Luſtmangel, Ueberdruß, üble Laune und Empfindlichkeit, überhaupt eine hochgeſpannte Reizbarkeit der indirecten Unluſt entſpringt. Umgekehrt wird die harte Gewöhnung an den Schmerz und die Unluſt die Reizbarkeit der indirecten Unluſt abſtumpfen. Denn die Reizbarkeit jedes Gefühls ſtumpft ſich ab durch ſeinen wirklichen häufigen Eintritt. In dem Maße aber, als der directe Schmerz vorherrſcht in Sorge, Anſtrengung und Mühſal, wächſt die Reizbarkeit der indirecten Luſt, welche bei dem geringſten Nachlaſſen des Schmerzes gleichſam in die Lücke eintritt, weil ihr keine indirecte Unluſt den Platz verwehrt. Daher die Erfahrung, daß Menſchen, deren Lebensart hart und mühevoll iſt, mit geringern Mitteln zu vergnügen und zu erheitern ſind, während den mit Genüſſen Ueberſättigten alles anekelt. Und daher der Rath der Weiſen aller Zeiten, zur Erhöhung und Veredlung des Lebens, d. h. zum Zwecke der Zunahme an indirecter Luſtfähigkeit (heiterm Sinne) und der Abnahme an indirecter Unluſtfähigkeit (übler Laune) Genüſſe ſoviel als thunlich ſich freiwillig zu verſagen, aber Mühſal, Arbeit und Anſtrengung freiwillig zu ſuchen.

Die Art, wie eine directe Luſt in indirecte Unluſt, und directe Unluſt in indirecte Luſt umſchlägt, iſt noch näher zu unterſuchen. Der einfachſte Fall iſt hier der, wo das directe Gefühl mit einem male aufhört ohne wiederzukehren, und die indirecte Empfindung

einfach an ſeine Stelle tritt, wie z. B. bei plötzlich aufhörendem Zahnſchmerz. Hier kann die Luſtempfindung in ihrer abſoluten Stärke nur auf den vorüberfliegenden Moment des Aufhörens des Schmerzes beſchränkt ſein. Denn mit dem vergehenden Schmerze vergeht die Fähigkeit zur indirecten Luſtempfindung. Nur ſofern ſich der Moment des aufhörenden Schmerzes fortzuſetzen vermag, wird ſich die an ihn geknüpfte indirecte Luſt fortzuſetzen vermögen. Dies geſchieht nun in jedem Falle durch die Erinnerung. In der Erinnerung an den vergangenen Schmerz entſpringt ein primitives Wohlgefühl immer aufs neue, welches von der bloßen Erinnerung an die Luſt, welche wir bei ſeinem Verſchwinden empfanden, gut und höchſt genau unterſchieden wird. Von dieſem primitiven Wohlgefühle bleibt aber nichts übrig, ſobald der Schmerz ganz aus unſerer lebhaften Erinnerung verſchwunden iſt. Ganz ähnlich iſt es bei Verluſten. Wir führen den um einen geliebten Todten Klagenden, alſo hierin einen indirecten Schmerz um verlorenes Glück Empfindenden, aus dem Trauerhauſe fort, damit ſich nicht durch zu lebhafte Erinnerungen des vergangenen Glücks, welche ſich hier an alle Umgebungen knüpfen, der Schmerz zu ſehr ſchärfe. Dieſer Schmerz alſo, weit entfernt, die bloße Vorſtellung von einem vergangenen Schmerze zu ſein, fühlt ſich vielmehr als die Fortſetzung, in manchen Fällen ſogar als die Steigerung des im Momente des Verluſtes angefangenen Schmerzes, deſſen Stärke ſich genau nach der Lebhaftigkeit der Erinnerung an die Zuſtände richtet, welche dem Verluſte vorangingen.

Wenn es nun aber hieraus klar iſt, daß das Nachklingen eines indirecten Schmerzes viel zu ſtark iſt, um eine bloße Schmerzerinnerung zu ſein, ſich vielmehr als eine durch lebhafte Erinnerung des entgegengeſetzten Zuſtandes geweckte primitive Unluſt zu erkennen gibt, und ebenſo umgekehrt mit dem Nachklingen eines indirecten Luſtgefühls: ſo kann hieraus auch wieder auf das erſte Auftreten der indirecten Gefühle ein Rückſchluß gemacht werden. Dieſer lautet dahin, daß es ſich ſchon vielleicht beim erſten Entſtehen der indirecten Gefühle ebenſo verhalten könne, als bei ihrem ſpätern Verklingen, und ein genaueres Eingehen in die Sache zeigt, daß dies ſogar die einzige Art iſt, wie ſie ſich denken läßt. Denn die indirecte Luſt kann nur dann erſcheinen, wenn die Fähigkeit zu ihr vorhanden iſt. Da ihr völliges Erſcheinen aber die völlige Aufhebung des vorhergegangenen

directen Schmerzes ist, dessen Grade die Grade ihrer Fähigkeit bezeichnen, so würde mit dem völligen Aufhören des Schmerzes auch die Fähigkeit zu ihr völlig aufhören, und sie also gar nicht zum Vorschein kommen, wenn nicht trotz des Aufhörens des Schmerzes doch noch ein der Fähigkeit zur Lust entsprechendes Nachklingen des Schmerzes erfolgte. Dies Nachklingen, ohne welches der ganze Vorgang nicht denkbar ist, zeigt sich in der Erfahrung als die Erinnerung an den Schmerz, nach deren Graden sich genau die Grade der indirecten Lust richten und stimmen. In dem Maße als wir unsere Erinnerungen in der Gewalt haben, in demselben Maße haben wir daher auch unsere Reizbarkeit zu indirecten Gefühlen in unserer Gewalt. Diese Gewalt bezieht sich aber natürlich nur auf das Verklingen der Gefühle. Denn die absolut lebhafte Erinnerung an den vergehenden Zustand, indem und während er vergeht, zu verbannen steht uns keine Macht zu Gebot.

Hieraus begreifen sich nun auch die zusammengesetztern Vorgänge, wenn ein directes Gefühl nur langsam und allmälig vergeht. Der einfachste Fall ist hier wieder der, wo die indirecte Empfindung in völliger Reinheit auftritt, wie z. B. bei einem allmälig vergehenden rheumatischen Gliederschmerze, oder bei einem durch continuirliches Steigen der Ausgaben über die Einnahmen allmälig hinschwindenden Vermögen. Hier wird der erste Moment des eintretenden indirecten Gefühls ein schwacher sein, weil er sich nur erst auf einen geringen Gewinnst oder Verlust beziehen kann, und er würde bei gleichmäßiger Abnahme des directen Gefühls bis zu dessen gänzlichem Erlöschen in gleichmäßiger Stärke fortdauern, im Fall sich die indirecte Empfindung nur allein nach den Erinnerungsmomenten von absoluter Lebhaftigkeit richtete. Da nun aber nebenbei in die letztern auch noch die frühern Momente von minderer Lebhaftigkeit eintreten, so entsteht hierdurch ein Wachsen des indirecten Gefühls, welches aber insofern sowol meiner Willkür als auch zufälligen Umständen unterworfen ist, als z. B. beim allmäligen Verlust eines Vermögens während einer Reihe von Jahren die Erinnerung an längst vergangene angenehme Zustände durch Willkür oder Umstände sich entweder lebendiger oder unlebendiger in mir erhält. Aber auch im Falle der stärksten Anhäufung dieser indirecten Schmerzen wird ihre Höhe in keinem Augenblicke den Grad erreichen können, welcher mit einem plötzlichen Verluste der voran-

gegangenen directen Luſtempfindung verbunden geweſen ſein würde. Denn die Schmerzhöhe des plötzlichen Verluſtes entſpricht der ganzen Erinnerungsmaſſe im Zuſtande ihrer abſoluten Lebhaftigkeit, alſo einer Summe, welche durch eine Addition von einem einzigen abſolut lebhaften Erinnerungsmomente zu dem Reſte der übrigen in verſchiedenen aber immer doch minder lebhaften Zuſtänden befindlichen niemals erreicht werden kann. Es geht hieraus das Geſetz hervor, daß, abgeſehen von beſondern modificirenden Umſtänden, es in der Natur der allmälig verſchwindenden directen Gefühle liegt, daß ſie in keinem Momente die Höhe des indirecten Gefühls erzeugen können, welche ſie erzeugen würden, wenn ihr Verluſt plötzlich erfolgte. Daher es bei einem zu übernehmenden indirecten Schmerze gerathener iſt, denſelben allmälig und langſam, bei einer zu übernehmenden indirecten Luſt, dieſelbe ſchnell und plötzlich zu übernehmen. Wir beobachten auch dies Verfahren in allen Fällen nach richtigem Inſtincte, wenn wir z. B. Jemand auf eine Todesnachricht durch Zwiſchenmittheilungen vorbereiten, und ſo den indirecten Schmerz durch Allmäligkeit ſeines Eintretens zu ſchwächen ſuchen, oder wenn wir die Mußeſtunden der Erholung und des freundſchaftlichen Geſprächs, die wir uns für den Tag zu vergönnen denken, bis dahin alleſammt verſchieben, wo das Geſchäft des Tages vollendet und alſo die Unluſtſumme der Mühe und Anſtrengung auf ihren höchſten Gipfel geſtiegen iſt, wo ſie plötzlich abnehmen und dadurch eine größere Luſt erzeugen muß, als durch ein allmäliges und intermittirendes Nachlaſſen zu erwerben war. Hierdurch iſt zugleich der Satz bewieſen, welchen bereits Plato im „Timäus" aufgeſtellt hat, daß in den Lebensproceſſen, in denen durch das plötzliche Aufhören eines allmälig angewachſenen Unluſtgefühls die indirecte Luſt erfolgt, die Luſt vorwaltet und überwiegt, ſowie in Proceſſen von entgegengeſetzter Art, wo nämlich durch das allmälige Aufhören eines plötzlich eingetretenen Unluſtgefühls die indirecte Luſt erzeugt wird, die Unluſt das Uebergewicht hat [1]). Denn

1) Im „Timäus" heißt es (edit. Bip. pag. 376). „Ein Leiden, welches gegen den Lauf der Natur uns plötzlich überkommt, iſt ſchmerzhaft; wenn die Natur aber plötzlich in den natürlichen Lauf zurückkehrt, entſteht eine angenehme Empfindung. Mit den entgegengeſetzten Fällen verhält es ſich auf entgegengeſetzte Art. — Wenn etwas allmälig ſeinen Abgang und ſeine Ausleerung im Körper vollführt, aber plötzlich und reichlich wieder zur Erfüllung kommt (und beſonders, wenn nur die

zu dem Vortheile, welchen eine plötzliche indirecte Luſt vor einer allmäligen voraus hat, tritt hier in entgegengeſetzter Stellung der Vortheil, welchen ein directer Schmerz durch ein plötzliches Auftreten vor einem allmälig ſich ſteigernden voraus hat, indem dem plötzlich auftretenden Schmerze ſich ein weit höheres indirectes Unluſtgefühl aus dem Verluſte des frühern Zuſtandes zuſetzt, als dem allmälig wachſenden. Daher im erſten Falle des Platoniſchen Geſetzes ſich die Luſt ſo günſtig und der Schmerz ſo ungünſtig als möglich, im zweiten Falle ſich der Schmerz ſo günſtig, die Luſt ſo ungünſtig als nur irgend möglich geſtellt findet.

Eine ſtärkere Verwickelung des in Rede ſtehenden Phänomens tritt aber dann ein, wenn zum allmälig ſchwindenden directen Gefühle, z. B. zum allmälig ſich ſtillenden Durſte, Mittel oder Reize einer entgegengeſetzten directen Empfindung treten, dergleichen in dieſem Falle das Luſtmittel eines wohlſchmeckenden Getränkes iſt. Da der wirkliche Durſt auch ſchon an einem gar nicht den Geſchmack ergötzenden Getränke, wie z. B. dem Waſſer, das Mittel ſeiner indirecten Luſt beſitzt, ſo kommt Alles, was von Wohlgeſchmack und Süßigkeit im Getränke iſt, auf Rechnung einer am Luſtmittel hängenden directen Luſtempfindung zu ſtehen. Statt ihrer kann dem Nahrungsmittel auch eine Unluſtempfindung, z. B. die des Bittern, ankleben, entweder in einem die Unluſt des Durſtes überwiegenden oder ihr nicht gleichkommenden Maße. Im letztern Falle wird getrunken trotz der Bitterkeit des Getränkes, im erſtern aber nicht. Jedenfalls nimmt hier die Heftigkeit des Begehrens ab, indem eine jede bittere Empfindung nach ihrem eigenen Aufhören verlangt. Mit der Annehmlichkeit des Getränkes hingegen wächſt der Durſt, weil das Angenehme nach ſeiner eigenen Fortſetzung verlangt, und bei ſeinem Aufhören eine indirecte Unluſt an ſeine Stelle tritt, welche mit der directen Unluſt des Durſtes verſchmilzt und dieſelbe da-

---

Wiedererfüllung und nicht die vorangegangene Ausleerung empfunden wird), ſo bereitet das dem ſterblichen Theile der Seele das größte Vergnügen ohne allen Schmerz. Dies erfährt man bei den Wohlgerüchen. Wenn ſich aber etwas plötzlich ſeiner Natur entäußert, und allmälig und knapp wieder in den vollſtändigen Zuſtand zurückgebracht wird, ſo kommt das Entgegengeſetzte zum Vorſcheine. Dieſes iſt deutlich an den Wunden, welche der Körper durch Brennen und Schneiden empfängt".

durch verſtärkt. Wohlgeſchmack in Speiſen uud Getränken vermag daher die Begierden des Hungers und Durſtes weit über die Grenzen ihres natürlichen und geſunden Maßes auszudehnen. Ein ſolcher nicht mehr von innen her wacher, ſondern nur noch vom Sinnorgane aus künſtlich erregter Scheinhunger und Scheindurſt läßt ſich aber nur bis auf den Grad fortſetzen, wo am Ende aus Ueberſättigung das Luſtmittel ſchlechterdings nicht mehr anſpricht. Dieſes Aufhören der aus dem Luſtmittel quellenden Luſt zeigt ſich, wie alles Aufhören directer Luſt, nicht als eine bloße Empfindungsloſigkeit, ſondern als eine indirecte Unluſt von eigenthümlicher Natur, welche Ekel genannt wird. Ekel iſt das Aufhören oder Verſagen der Luſt bei der Anwendung des Luſtmittels. Dies Verſagen erfolgt beim abſoluten Geſtilltſein der Begierde, auf deren Beſchwichtigung die Anwendung des Luſtmittels gerichtet war. Es erfolgt aber um ſo ſpäter, eine je größere directe Luſt zu entwickeln das Luſtmittel die Fähigkeit hat. Hier treten alſo zum Proceſſe indirecter Luſt, welcher Sättigung heißt, noch die Proceſſe der in den Luſtmitteln enthaltenen directen Luſt, welche nur ſo lange erweckbar bleibt, als aus ihrer Erweckung die indirecte Luſt der Sättigung zu entſpringen fähig iſt. Die indirecte Luſt entſpringt vermöge der Erinnerung aus dem Aufhören der in der Begierde enthaltenen Unluſt. Die Begierde und ihre Unluſt aber hört auf durch die Anwendung des Luſtmittels auf das Organ, welches durch die Begierde inſpirirt iſt, d. h. deſſen Grade der Reizbarkeit die Grade der Begierde und ihrer wachſenden Unluſt ſelbſt ſind. Denn der Hunger iſt nichts weiter als ein continuirlich wachſendes Gefühl der Schwäche und Mattigkeit, welches als ein ſolches nach nichts Anderm verlangt als nach Sättigung, d. h. nach Aufhebung ſeiner ſelbſt. Daß zu dem Gebrauche der Aufhebungsmittel dieſer Schwäche ſich dann noch directe Luſtgefühle geſellen, iſt ein fernerer Zuſatz, ohne welchen die Begierde und ihre Erfüllung recht wohl beſtehen könnte, wie uns das Leben von Waſſer und Brot im Bilde zeigt.

So wie die wachſende Unluſt des Hungers das Geſchmacksorgan zur Empfängniß für gewiſſe Arten von Luſtgefühlen inſpirirt oder disponirt, ſo inſpiriren auch manche Arten von Luſtempfindungen den ganzen Menſchen zu gewiſſen Arten von Unluſtgefühlen, welche andern Zuſtänden verſchloſſen ſind. Wer z. B. ſo

reich ist, daß er Schiffe auf dem Ocean fahren hat, der wird bei einem herannahenden heftigen Sturme Gefühle von Besorgniß hegen, von denen der Arme, dessen Besitz sich auf seine Hütte beschränkt, nichts weiß. Der General, auf dessen Befehlen das Schicksal des Kampfes beruht, wird durch das Manöver des Feindes zu ganz andern und größern Sorgen aufgestachelt als der gemeine Soldat. Der, welcher sich an einen hohen Luxus gewöhnt hat, wird durch eine kleine Disharmonie im Ameublement seiner Zimmer höchst unangenehm berührt werden, welche ein minder verwöhnter Mensch gar nicht einmal bemerken würde. In diesen und ähnlichen Fällen stört die directe Sensation eines Unlustmittels die basische oder den Menschen beherrschende Lustempfindung, und die Störung derselben verbindet sich als eine indirecte Unlust mit dem vom Unlustmittel ausgehenden Schmerz, um demselben eine Höhe zu geben, die er für sich allein nicht haben würde. Es ist hier gerade der umgekehrte Fall, wie wenn z. B. dem ausgehungerten Soldaten die von seinem verzehrten Commisbrote ausgehende Sensation den Hunger dermaßen beschwichtigt, daß die indirecte Lust des gestillten Hungers sich aufs Commisbrot überträgt, und dasselbe zum größten Leckerbissen macht, oder wie wenn, nach Mephistopheles' Ausdruck, Dem, der den Hexentrank und seine quälende Begier im Leibe hat, bald ein jedes Weib zu einer Helena wird.

Dies mag hinreichend sein zur Erkenntniß der nähern Umstände, unter denen der Satz, daß ein Aufhören der Lust schon an sich selbst eine Unlust, und ein Aufhören der Unlust schon an sich selbst eine Lust ist, seine Bestätigung findet. Nicht auf die Entstehung der directen und unmittelbaren, sondern der indirecten und mittelbaren, d. h. der durch Erinnerung gegensätzlich geweckten Gefühle bezieht sich dieses Gesetz. Dabei sind jedoch diese antithetisch hervorgerufenen Gefühle vor allen nicht mit Erinnerungsbildern vergangener Gefühle zu verwechseln, zu denen sie sich eben als Gegensatz erzeugen. Sie sind aber ebenso wenig mit den directen Gefühlen des Gegensatzes zu verwechseln, zu deren Erzeugung es erst besonderer Reizmittel bedarf. Sondern die Inspiration zur Aufnahme dieser Reizmittel beruht auf der Fähigkeit zu indirectem Gefühle oder auf der Stärke desjenigen directen Gefühls, auf dessen Vertilgung die Reizmittel gerichtet sind.

§. 35.

Grundgesetze des Trieblebens.

Luſt kann nicht durch ſich aufhören, Schmerz nicht durch ſich beſtehen. Schlechthin einfacher Triebzuſtand iſt ein Selbſt oder primitive Luſt. Gegenſatz von Widerſtandstrieb und Angriffstrieb. Urſache der directen Schmerzen. Vom primitiven Grundſchmerze. Erklärung der continuirlichen Selbſtverluſte.

Eine vollkommene Luſt würde ein Zuſtand ſein, deſſen Streben auf nichts Andres ginge als auf die Fortſetzung ſeiner ſelbſt, und deſſen Streben in jedem Augenblicke vollkommen gelänge.

Ein vollkommener Schmerz würde ein Zuſtand ſein, deſſen Streben auf nichts Andres ginge als auf das Aufhören ſeiner ſelbſt, und deſſen Streben in jedem Augenblick vollkommen mislänge.

Der Begriff eines jeden dieſer Zuſtände ſchließt folglich die Ewigkeit und Unveränderlichkeit in ſich. Alle Veränderung gehört einem unvollkommenen Gelingen, einem unvollkommenen Mislingen an. Dagegen würde ein vollkommenes Mislingen des Luſtſtrebens, ſowie ein vollkommenes Gelingen des Unluſtſtrebens, beides ein völliges Aufhören des vorhergegangenen Zuſtandes zur Folge haben.

Der Zuſtand der Luſt wird, ſofern er ganz allein ſeinem eigenen Streben überlaſſen bleibt, und durch nichts an der Ausübung dieſes Strebens gehindert wird, fortdauern.

Der Zuſtand der Unluſt wird, ſofern er ganz allein ſeinem eigenen Streben überlaſſen bleibt, und durch nichts an der Ausübung dieſes Strebens gehindert wird, ſofort aufhören.

Folglich ſtellt die unveränderte Fortdauer der Luſt den Naturzuſtand der Luſt dar oder den Zuſtand, welchen ſie ſolange nothwendig behauptet, als ſie nicht durch fremde Zuſtände in ihrem eigenen Weſen und Streben geſtört wird. Dagegen ſtellt die unveränderte Fortdauer des Schmerzes einen Zwangszuſtand des Schmerzes dar, oder einen Zuſtand, den der Schmerz nur dadurch behaupten kann, daß er durch ihm fremde Zuſtände unaufhörlich in ſeinem eigenen Weſen und Streben geſtört wird.

Wo wir daher im Triebleben einen Zuſtand antreffen, welcher kraft ſeiner innern Natur und nicht durch eine bloße Verkettung

mit andern Zuständen, bei sich und in sich selbst verharrt, da ist es ein Zustand der Lust.

Wo wir hingegen im Trieblebe einen Zustand der Unlust antreffen, welcher unverrückt fortdauert, da geschieht dies niemals kraft seiner eigenen innern Natur, sondern immer und nothwendig durch eine Verknüpfung dieses Zustandes mit andern Zuständen.

Ein lebendiges Beispiel zu diesen Grundgesetzen alles Trieblebens bieten uns die directen Unlustgefühle, welche mit den continuirlichen Selbstverlusten in Hunger, Durst, Ermüdung u. s. w. verknüpft sind. Als sich selbst forterhaltende, ja sogar vermehrende, können diese Zustände der Unlust unmöglich in und an sich selbst bestehen. Die Erfahrung stimmt hiermit vollkommen überein, indem sie lehrt, daß dieselben an die Verluste oder innern Hemmnisse meines eigenen Selbst geknüpft sind, und folglich an meinem eigenen Selbst d. h. an einem Zustande existiren, welcher für sich selbst und ohne weiteres genommen, reine Lust, d. h. reines Streben zur Erhaltung seiner selbst ist. Auch dieses lehrt wiederum die Erfahrung durch den heftigen Trieb, womit alle lebendige Wesen nach der Erhaltung ihres eigenen Selbst trachten, welches daher nothwendig sich selbst als eine Lust empfindet. Auch wenn ein andres Selbst in die Sphäre meines eigenen Selbst störend eindringt, wird die Störung meiner selbst als eine Störung meiner Lust, als ein mir zufällig widerfahrender Selbstverlust in Form einer directen Unlust empfunden.

Aus allem diesem geht hervor, ebenso sehr dem innern Begriffe der Sache als den äußern Aussagen der Erfahrung nach, daß ein Zustand der Unlust immer ein an andern und durch andre Zustände seiender Zustand ist, und daß ein Zustand, welcher an sich und durch sich selbst, für sich selbst und abgesehen von allen Beziehungen zu andern Zuständen ist, nur ein Zustand reiner Lust sein kann. Denn jede kleinste Zuthat von Unlust würde schon eine Beziehung dieses Zustandes zu andern bekunden. Könnte ein solcher Zustand reiner Lust von außen her wahrgenommen werden, so würde er in einer Beziehung zu andern Zuständen erscheinen, folglich schon gar nicht so erscheinen wie er ist. Er kann daher schlechterdings nur ein innerlich und von sich selbst aus wahrnehmbarer Zustand sein, d. h. ein innerer Sinn oder ein Selbst.

Da nun ein Zustand reiner Lust gar nicht anders gedacht wer-

den kann als in Form eines Selbst, und ein Selbst oder innerer Sinn an und für sich selbst gar nicht anders gedacht werden kann als in Form einer reinen Lust, so sind der Begriff einer reinen Lust und eines reinen Selbst vollkommene Wechselbegriffe. Und da ferner im Bereiche des Trieblebens ein an sich selbst seiender Zustand soviel als einen Zustand der Lust bedeutet, indem eine jede Unlust nur durch andre Zustände, als ihre eigenen, Bestehen und Dauer haben kann, so können im Bereiche des Trieblebens alle Zustände nur insoweit substantielle Zustände sein, als sie Zustände der Lust sind, insoweit sie hingegen Zustände der Unlust sind, sind sie nothwendig nur accidentelle, d. h. nicht an sich selbst, sondern an andern Zuständen seiende Zustände. Die unveränderte Fortdauer kann zwar allen Zuständen, sowol den substantiellen oder Lustzuständen, als auch den accidentellen oder Unlustzuständen zukommen, aber nur die erstern besitzen dieselbe aus sich und kraft ihrer sich selbst überlassenen Natur, dagegen die letztern dieselbe nicht anders besitzen können als dadurch, daß sie dieselbe von denjenigen Zuständen entlehnen, welche dieselbe an und durch sich selbst besitzen.

Die Erfahrung bewahrheitet diese Grundgesetze besonders an zwei Grundphänomenen unsers Seelenlebens, nämlich an der äußerlichen Sinnanschauung und dem Gedächtnisse. Die äußere Sinnanschauung dauert solange, als die Einwirkung des Reizmittels auf das Sinnorgan dauert. Mit dem Verschwinden des Reizmittels verschwindet auch die Anschauung. Die Anschauung entlehnt also ihre Dauer ganz und gar von einem fremden Zustande, nämlich von dem Zusammentreffen eines fremden Selbst mit meinem eigenen Selbst. Die Eigenschaft, daß die Dauer eines Zustandes rein von außen abhänge, bezeichnet ein reines Unlustverhältniß, und da die äußere Anschauung als solche nicht eine Unlust ist, sondern ebenso oft eine Lust oder ein mittlerer Zustand, so bleibt nur übrig, daß sie alle diese Eigenschaften von einem ihr zu Grunde liegenden Unlustverhältnisse entlehne. Auf der andern Seite verschwindet mit dem Reizmittel die Anschauung nicht ganz und gar, sondern es bleibt ein Theil von ihr als Gedächtnißbild bestehen. Die Eigenschaft, daß ein Zustand in sich selbst unverändert fortbestehe, bezeichnet ein reines Lustverhältniß, und da das Gedächtniß vergangener Zustände nicht als solches schon mit Lust verknüpft ist, sondern ebenso oft mit Unlust oder

mittlern Gefühlen, so bleibt nur übrig, daß die Gedächtnißbilder ihre Beharrungskraft von einem ihnen zum Grunde liegenden Lustzustande entlehnen.

Sehen wir nun genauer zu, ob sich dies wirklich so verhalte. Bei der Entfernung des Reizmittels differenzirt sich die äußere Anschauung in zwei Bestandtheile, einen, welcher verschwindet, und einen, welcher bleibt. Der verschwindende Bestandtheil enthält diejenigen Elemente des äußerlich sinnlichen Vorstellungsinhalts, welche das eigene Selbst oder der innere Sinn sich schlechterdings nicht dergestalt anzueignen vermag, daß er sie nicht, so oft sie ihm auch wiederkehren mögen, immer als ein ihm Fremdes empfinden müßte. Der bleibende Bestandtheil enthält diejenigen Elemente, welche der innere Sinn dergestalt sich angeeignet und mit seinem Wesen und Zustande verflochten hat, daß er vergeblich sie wieder zu verlieren trachten würde. Da nun das eigene Selbst oder der innere Sinn als solcher ein Zustand reiner Lust ist, so ist hiermit das Lustverhältniß, welchem die Gedächtnißbilder ihr unverändertes Bestehen verdanken, aufgewiesen, und es bleibt nur übrig, ebenso in Beziehung auf den verschwindenden Bestandtheil in das Unlustverhältniß, das ihm zum Grunde liegt, einzudringen. Hier muß man sich erinnern, daß jede äußere Sensation durch das Eindringen von äußerlichen Bewegungen in die Bewegungsräume der zu meiner Person gehörigen Triebe erfolgt. Das Eindringen ist zwar nur dann mit einem Unlustgefühle verbunden, wenn durch dasselbe meine Bewegungstriebe in den eigenthümlichen Strebungen, aus denen sie bestehen, auf eine bedeutende Weise gehemmt und gestört sind, d. h. wenn der Widerstand, welcher in meinen Bewegungstrieben durch ihre Hemmnisse und Störungen hervorgerufen wird, kaum oder gar nicht hinreicht, den Trieb von seinem Hindernisse zu befreien. Denn wo diese Befreiung mit der größten Leichtigkeit und gleichsam spielend erfolgt, da genießt in ihr der Trieb nur das Wohlsein seiner eigenen ungehemmten Thätigkeit, und zwar einer so gesteigerten Thätigkeit, wie sie ohne das Reizmittel nicht sich gesteigert haben würde. Daher aber stehen nun Lust- und Unlustgefühle der äußern Sinnlichkeit auf einem ganz entgegengesetzten Boden der Erzeugung. Die letztern gehören dem Angriffe, die erstern dem Widerstande an, die letztern sind Hemmungen, die erstern sind Steigerungen

unseres Trieblebens. Da nun aber die Stärke eines jeden Widerstandes mit der Stärke des Angriffs, auf den er erfolgt, in einer bestimmten immer wiederkehrenden Proportion steht, so verhält sich hier der Angriff jedesmal als Ursache und der Widerstand als eine genau an die Existenz der Ursache gekettete, mit ihr kommende und schwindende Wirkung. Mit andern Worten, das Substantielle oder Ursachliche in diesem Verhältnisse ist der Unlustzustand des Angriffs, auch in den Fällen, wo derselbe in einer größern Lustempfindung sich völlig absorbirt hat, und das Accidentelle oder Unselbständige und Unwesentliche in diesem Verhältnisse ist der Lustzustand des Widerstandes, auch in den Fällen, wo derselbe dem Bewußtsein ganz allein vernehmbar ist. Diese Unlustbasis, welche aller äußerlichen Sinnlichkeit untergebaut ist, drückt sich am genauesten in der bereits oben gefundenen Formel für die Sensation aus, die sich auf den bloßen Angriff des Sinnorgans beschränkt ohne auf seinen Widerstand Rücksicht zu nehmen, nämlich $A = \alpha + \beta$, oder $B = \beta + \alpha$. Denn wenn der obigen Annahme gemäß α oder β einen Bewegungsraum und a oder b den Bewegungstrieb dieses Raumes bezeichnet, so ist die Sensation das Wiederklingen eines in seinem Bewegungsraume geschmälerten Triebes oder eines von einem fremden Triebraum durchdrungenen Bewegungsraums ($\alpha + \beta$, $\beta + \alpha$), im Sensorium des A oder B, d. h. des innern Sinnes.

Aus dieser Bewahrheitung der Grundgesetze des Trieblebens an dem großartigsten Beispiele unserer Erfahrung geht ein höchst einfacher und durchgreifender Anblick der tiefsten Fundamente dieses Lebens hervor. Die Wurzel desselben ist der innere Sinn oder die primitive Lust. In diese dringen von innen her die continuirlich wachsenden Selbstverluste unter Gestalt von continuirlich wachsenden directen Unlustgefühlen, von außen her die Sensationen unter Gestalt von entweder offenbaren oder verdeckten und überholten Unlustempfindungen ein. Das Mittel, wodurch beide Arten von Unlusttrieben, sowol der in den Selbstverlusten, als der in den Sensationen enthaltene sich bethätigen, d. h. auf die Aufhebung der ihnen zum Grunde liegenden Unlustgefühle hinwirken, sind die in den Bewegungsräumen unserer Person waltenden Triebe oder Strebungen. Die Strebungen erhöhen sich zum Widerstand gegen den Angriff der Sensation,

aber zum Behuf einer Beschwichtigung der Selbstverluste machen sie sich gegen die Außenwelt selbst zum angreifenden Theile, um durch Luft, Trank und Speise ihre eigenen hinschwindenden Kräfte aufzufrischen. Beide Processe, der des Widerstandes gegen, sowie der des Angriffs auf die Außenwelt, erfolgen nach Maßgabe der Stärke des vorhergehenden Unlustgefühls und sind folglich unmittelbare Wirkungen der Unlusttriebe als solcher, von denen der Kürze wegen der eine der Widerstandstrieb, der andre der Angriffstrieb heißen mag. Der Widerstandstrieb ist der Trieb der Unlust, welche aus der Hemmung eines Triebes durch einen fremden Trieb entspringt. Der Angriffstrieb ist der Trieb der Unlust, welche aus den innern continuirlichen Selbstverlusten entspringt. Der Angriffstrieb ist der, welchen wir oben den expansiven, der Widerstandstrieb der, welchen wir oben den repulsiven genannt haben. Beide Grundtriebe unsers Organismus sind folglich gar nichts Andres als die beiden unserm Selbst und seiner primitiven Lust widerfahrenden Grundschmerzen, der innere Schmerz und der äußere Schmerz, in ihrer naturgemäßen Wirksamkeit gedacht, nämlich in dem mehr oder weniger gelingenden Streben, sich selbst aufzuheben. Weil aber diese Grundschmerzen nicht als Zustände an sich selbst, sondern nur, wie bewiesen worden, als Zustande an der Grundlust meines innern Sinnes existiren, so wirken sie stets in genauer Vereinigung mit diesem Lustzustande, sodaß nämlich ihr Streben nach Aufhebung aller Arten von Selbstverlusten mit dem Streben der primitiven Lust nach Fortsetzung ihres eigenen Zustandes zu Einem Producte verschmilzt. Dieses Product haben wir bereits kennen gelernt als eine Strebungsgröße, deren Natur es mit sich bringt, sich selbst, zwar nicht an wirklichem Selbstbestande oder ausübendem Vermögen, wol aber an Begehren, Wollen oder Prätension Dessen, was sie ausführen möchte, stets gleichzubleiben, und in dieser gleichbleibenden Größe die Summe der Kraft oder des Selbstbestandes anzugeben, welche dem Selbst bei einer völligen Restitution seiner sämmtlichen Verluste und Abschwächungen zukommen würde. In dieser constanten Strebungsgröße wird dem Selbst die Größe, die es an substantiellem Streben oder Luststreben einbüßt, an accidentellem Streben oder Unluststreben hinzugesetzt. Diese constante Größe unsers Triebganzen ist es, welche, wie wir gesehen haben,

in der Erfahrung des äußern Sinnes als ein Ganzes von Triebräumen erscheint, welche sowol untereinander als mit andern ihres Gleichen in Wechselwirkung stehen.

Was nun aber die beiden primitiven Schmerzen selbst betrifft, durch deren Hinzutritt zur primitiven und substantiellen Lust dieser ganze Proceß seinen Ursprung hat, so sind die beiden von verschiedener Deutlichkeit und Durchschaulichkeit. Daß dann, wenn ein Trieb, in welchem mein Selbst die Fortsetzung seiner eigenen Lust hat, durch einen fremden Trieb gehemmt wird, daraus für die Dauer der Hemmung ein Selbstverlust als ein Mislingen des Strebens nach Fortsetzung seiner selbst hervorgeht, begreift sich aus dem Bisherigen zur Hälfte, nämlich so weit, als dies Mislingen mit einem bloßen Lustmangel und daran haftenden indirecten Schmerze verbunden ist. Die directen Schmerzen der Triebhemmungen, wie sie beim Hauen, Stechen, Brennen, Schneiden und allen Arten von Verwundungen gefühlt werden, lassen sich nicht durch einen bloßen Lustmangel erklären, und müssen folglich auf dem Unterschiede beruhen, welcher ist zwischen einem bloßen Lustmangel oder dem bloßen Mislingen eines Lusttriebes und einer gänzlichen Expulsion des Triebes aus seinem Bewegungsraume, welche bei allen Arten von Verwundungen und heftigen Schmerzen noch außer dem Mislingen des Triebes zu befürchten ist. Daß ein mir fremder Trieb einen zu mir gehörigen Triebraum dergestalt beherrscht und einnimmt, daß mein eigener Trieb nicht mehr darin weilen kann, dies Verhältniß bewirkt directen Schmerz. Etwas Aehnliches muß der Fall sein bei den directen Schmerzen der continuirlichen innern Selbstverluste, Hunger, Ermüdung u. s. w. Denn auch sie enthalten weit mehr, als das bloße Mislingen eines Lusttriebes oder das bloße Aufhören eines Lustzustandes in sich schließt. Ihr Gefühl der Schwäche und Ohnmacht ist kein bloßes indirectes Unlustgefühl, hangend an der lebhaften Erinnerung eines vergangenen Lustzustandes. Wird ihr Schmerz gesteigert, so entsteht daraus ebensowol eine Unfähigkeit des Trieblebens, seinen Strebungsräumen noch die gehörigen Bewegungen mitzutheilen, als dies bei den directen Schmerzgefühlen der Sensation in ihrer hohen Steigerung der Fall ist.

Folglich läßt sich ein directer Schmerz noch nicht erzeugen durch eine bloße Verminderung der Selbstlust, oder ein bloßes

Mislingenmachen des Strebens dieser Lust, wobei das Streben der Lust als ein solches ungefährdet bleibt und nur die Lust in ihrer Activität oder das Gelingen dieses Strebens eine Verminderung erfährt. Sondern ein directer Schmerz entsteht erst dann, wenn dieses Streben in seiner eigenen Existenz, nämlich in den Bewegungsräumen seiner eigenen Triebe angegriffen wird, welche nicht die an den Selbstverlusten leidende Kraft des Selbstes, sondern welche im Gegentheil sein über seine geschwächte Kraft hinausgehender Wille sind, die Kraft und mit ihr die Selbstlust wieder zu ihrer ganzen ungeschwächten Höhe hinaufzutreiben. Nicht ein Angriff auf die Kraft des Selbstes, sondern ein Angriff auf den Willen des Selbstes ist es, welcher allein directe Schmerzen zu erzeugen vermag.

Und hier zeigt sich nun die Durchsichtigkeit der Sache im einen und im andern Falle von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit. Die Möglichkeit der äußerlichen Angriffe auf den Willen meiner Person, d. h. auf ihre Strebungsräume, begreift sich daraus, daß andere Strebungsräume außer den ihrigen vorhanden sind, welche mit den ihrigen in einen Zerstörungskampf gerathen können. Daß aber im eigenen Inneren unser selbst eine Macht vorhanden ist, welche durch einen continuirlich anwachsenden directen und zuletzt angstvollen Schmerz mit einer ganz ähnlichen zerstörenden Macht gegen die Existenz des eigenen Willens unserer Person in seinen Strebungsräumen gerichtet ist, dies hat allerdings etwas beiweitem Befremdlicheres. Denn es liegt hierbei eine unauflöslich scheinende Schwierigkeit in dem Cirkel, worin sich die Erklärung zu drehen anfängt. Aller directe Schmerz entsteht nämlich durch einen Angriff auf den Willen oder Strebungsraum, und setzt daher die Existenz dieses Strebungsraums voraus. Der Strebungsraum aber als ein Product von Trieben der directen Unlust, sowol der von innen, als der von außen erregten, setzt die Existenz einer directen Unlust voraus. D. h. mit einem Worte ausgedrückt, der Wille setzt zum Behufe seiner eigenen Existenz voraus, daß ein Angriff gegen seinen eigenen Zustand erfolge, ehe er noch da ist. Vernünftigerweise kann dies Verhältniß der Begriffe nur bedeuten, daß der Existenz des Willens oder Bewegungsraums ein directer Schmerz von einer ähnlichen Art zum Grunde liegen müsse, als wie er sich bei eri-

stirendem Willen oder Bewegungsraum durch äußere oder innere Angriffe auf denselben zu wiederholen pflegt.

Es bleibt also nichts Andres übrig, als einen directen primitiven Grundschmerz gegenüber der directen primitiven Grundlust im innern Sinn oder im Selbst anzunehmen. Ohne die Annahme eines solchen fortdauernden Grundschmerzes sind keine aus einem Zusammenwirken von directer Lust und directer Unlust entstehende Strebungs- oder Willensräume denkbar. Dagegen entsteht, sobald er angenommen wird, nicht allein sogleich aus ihm als Product das über den gegenwärtigen Bestand des Selbst hinausgehende Streben oder der Wille, nach der bereits oben vollständig gegebenen Beweisführung, sondern es tritt aus ihm zugleich die Nothwendigkeit und Unumgänglichkeit continuirlich wachsender Selbstverluste deutlich vors Auge. Nämlich der primitive Schmerz kann nur dadurch einen Bestand haben, daß der sein Wesen ausmachende Trieb nach Selbstaufhebung mislingt. Denn sobald dieser Trieb vollkommen gelänge, wäre sogleich der Schmerz und mit ihm der Trieb nicht mehr vorhanden. So weit also der Trieb als ein dauernder Zustand vorhanden ist, so weit ist er als ein bloßes Accidens am Lustzustande vorhanden, eben weil er, soweit er substantiell nach dem Gesetze seiner eigenen Natur in sich selbst vorhanden wäre, nicht die allerkleinste Zeitdauer mit seiner Existenz ausfüllen könnte. Da solchergestalt der Grundschmerz gar nicht als ein Zustand für sich, sondern nur als eine Eigenschaft am Lustzustande oder am innern Sinn gedacht werden kann, so trifft sein Streben nach Selbstaufhebung eben den Zustand, an den er geknüpft ist und an dem er einzig und allein seine Existenz hat. Hieraus entsteht ein Streben nach Aufhebung des Selbst oder der primitiven Lust, ein Streben, welches, so weit es gelingt, Aufhebung des ursprünglichen Selbstbestandes oder Selbstverlust, Verlust an ursprünglicher Kraft der Ausführung des Strebens nach Fortdauer der primitiven Lust, in sich schließt. Hierdurch entsteht zuerst im Selbst ein Streben im Gegensatz zu seiner Erfüllung, ein Wille im Gegensatz zur Kraft seiner Ausführung, mit anderm Wort, ein Bewegungsraum. Dieser Bewegungsraum oder dieses von der geschwächten Kraft des Selbst nur unvollständig erfüllte ungeschwächte Streben

des Selbst ist, sofern es ausgefüllt ist von der ausführenden Kraft des Selbst, identisch mit dem Selbst, sofern es aber nicht davon ausgefüllt ist, identisch mit seinem Gegentheil, dem Selbstverlust, und folglich in beider Beziehung den Angriffen des Triebes nach Selbstaufhebung ausgesetzt. Diese Angriffe erscheinen in Beziehung auf den mit dem Selbst identischen Theil (den von Kraft erfüllten Bewegungsraum oder das a und b nach früherer Bezeichnung) als Selbstverluste, in Beziehung auf den mit dem Selbstverlust identischen Theil aber (den von Kraft verlassenen Bewegungsraum oder das $\alpha - a$ und $\beta - b$ nach früherer Bezeichnung) als Sensationen mit dem Grundverhältnisse der directen Unlust. Sofern nun diese beiderseitigen Angriffe auf den Willensraum gelingen, und dabei in continuirlicher Folge fortdauern, muß dabei durch eine continuirliche Summirung der augenblicklichen Erfolge ein continuirliches Anwachsen sowol der Selbstverluste, als der mit ihnen verbundenen Sensationen erfolgen, und zwar in solcher Ordnung, daß beim Anfange dieses gemeinschaftlichen Anwachsens der Selbstverlust stärker zunimmt als die Unlust, gegen das Ende aber das Zunehmen der Unlust die Zunahme des Selbstverlustes übertrifft. Denn je geringer der vorhandene Selbstverlust ist, desto größer ist im Willensraum der Antheil des krafterfüllten Strebens, desto geringer ist in ihm der Antheil des kraftlosen Strebens, und umgekehrt, je größer der schon vorhandene Selbstverlust ist, desto größer ist im Willensraum der Antheil des kraftlosen Strebens, und desto kleiner der des krafterfüllten. Nun aber liegt im krafterfüllten Streben die Fähigkeit des Selbstverlustes, im kraftlosen Streben die Fähigkeit der Sensation. Ein gleichmäßiger Angriff auf die sämmtlichen Theile eines Products wird aber dieselben treffen nach dem Maß, als sie vorhanden sind. Folglich wird bei überwiegender Selbstkraft der Selbstverlust, bei überwiegender Selbstschwäche der Schmerz der Sensation im gelingenden Angriffe vorherrschen. Die Erfahrung bestätigt dieses vollkommen dadurch, daß eine jede directe Unlust, welche als eine Folge von Selbstverlusten auftritt, die Eigenschaft hat, anfangs in sehr geringen und fast kaum merklichen Graden, gegen das Ende hin aber mit

einer überraſchenden Schnelligkeit zu wachſen und ſich bis zum Unerträglichen zu ſteigern.

§. 36.

Von den Anticipationen der Zukunft.

Vom Verhältniß der Triebe zur Zeitanſchauung. Von der dreifachen Anticipation. Vom ſcheinbaren und wirklichen Triebe nach Luſtſteigerung. Von den aus Phantaſiebildern fließenden Gefühlen. Warum vergangene Luſtgefühle nach Wiederholung ſtreben. Von der Zweckthätigkeit als Combination eines conſervativen und repulſiven Triebes.

Es iſt endlich noch von der Beziehung der Triebe auf die Zeitanſchauung zu reden.

Die Zeitanſchauung iſt das einzige Unterſcheidungsmerkmal zwiſchen Gefühl und Trieb, welches in jedem Falle zutrifft. Denn ein jeder Trieb anticipirt auf irgend eine Art die Zukunft, das Gefühl iſt aber der Trieb, ſowie er dem inneren Sinn abgeſehen von dieſer Anticipation erſcheint. Der Trieb projicirt ſich in der Gegenwart eine Zukunft, das Gefühl aber iſt der Zuſtand der Gegenwart, inſofern von ihm dieſe Projection ausgeht, oder inſofern in ihm die Thätigkeit dieſer Projection vorhanden iſt.

Die Anticipation oder Begehrung iſt eine dreifache. Das reine Luſtgefühl begehrt die Fortſetzung ſeines Zuſtandes. Das reine Unluſtgefühl begehrt das Aufhören ſeines Zuſtandes. Das aus beiden gemiſchte Gefühl begehrt neben dem Aufhören ſeiner Unluſt eine Vergrößerung des Luſtzuſtandes, von dem es die Anticipation bei ſich trägt. Da die reine Luſtempfindung für die Zukunft nichts Andres begehrt als ſich ſelbſt, ſo kann man ſtatt deſſen ebenſo wol ſagen, daß ihr Streben ſei, es möge außer der vorhandenen Gegenwart nie etwas Andres vorhanden ſein, oder es möge immer nur Gegenwart ſein und nie eine Zukunft erſcheinen. Es würde alſo das Luſtgefühl, wo es ganz allein waltete mit gelingendem Streben, es nie zu einer Anſchauung der Zeit kommen laſſen. Man kann daher den Luſttrieb auch beſchreiben als den Trieb danach, daß gar kein Trieb vorhanden ſei, den Trieb nach abſoluter Ruhe oder zukunftloſer Gegenwart. Umgekehrt ſtrebt der Unluſttrieb nach einer Zukunft, welche der Gegenwart nicht ähnlich ſehe oder von der Gegenwart ſo wenig als möglich an ſich habe, welche alſo ſo ſehr

als möglich Zukunft und nicht Gegenwart sei. Man darf aus diesem Grunde den Unlusttrieb wol den zeiterzeugenden Trieb nennen. Denn er strebt eben so sehr nach der Erzeugung dieser Anschauung hin, als der Lusttrieb von ihr hinwegzukommen begehrt. Daher ist der Trieb der Unlust der Trieb vorzugsweise, der Trieb nach Trieb, der Trieb nach Unruhe und Bewegung zu nennen.

Man darf daher für die Ausdrücke Gefühl und Trieb auch schlechtweg die Ausdrücke Gegenwart und Zukunft substituiren, mit dem Bemerken, daß in der Gegenwartsanschauung der Lust diese Anschauung rein bei sich selbst bleibt, dieselbe hingegen in der Anschauung der Unlust von sich hinwegstrebt, und daß in der Zukunftsanschauung des Abscheus diese Anschauung rein in sich selbst hinausgeht, während sie dagegen in der Anschauung des Begehrens oder Sehnens in ein von der Gegenwart projicirtes Gefühl zurückstrebt.

Wenn nun im zusammengesetzten Begehrungsproceß nichts Andres begehrt wird als eine Fortsetzung des gegenwärtigen Zustandes mit aufgehobenem Schmerz, so hat die Erklärung der Anticipation keine Schwierigkeit. Denn es wird hier nichts begehrt, als was schon in der Gegenwart vorhanden ist.

Wenn mir z. B. das Anhören einer Musik durch unterlaufende falsche Töne verdorben wird, und ich wünsche mir daher, einen bessern Vortrag derselben in der Zukunft hören zu können, so ist das Object meines Wunsches nur die Wiederholung eines gegenwärtigen Lustzustandes in der Zukunft, aber mit Hinweglassung der Unlustempfindungen, wovon derselbe in der Gegenwart begleitet ist. Wenn aber neben einer Wiederholung oder Fortsetzung des gegenwärtigen Lustzustandes nicht allein eine Reinigung, sondern auch eine Steigerung desselben für die Zukunft begehrt wird, so scheint schon ein ganz neues Element in den Proceß einzutreten. Wir wollen hier schrittweise zu Werke gehen, um zu sehen, ob dem wirklich so ist.

Wenn der Weintrinker bei einem lustigen Zechgelage sich zu immer größerer Lust bis zur tollen Ausgelassenheit hinaufsteigert, wenn dem Tabackschnupfer bei zunehmender Gewohnheit der Taback immer besser schmeckt und er nach immer häufigern, immer größern Prisen verlangt, wenn Der, welchem die Schweizeralpen

zur Gewohnheit geworden ſind, nun erſt noch den Chimboraſſo und den Himalaja ſehen möchte, oder wenn der Liebhaber von ſeiner Geliebten von Tage zu Tage größere Gunſtbezeigungen erſehnt, und in allen ähnlichen Fällen würde man Unrecht thun anzunehmen, daß der Trieb nach einer größern Luſt für die Zukunft ginge, als ihm bereits wirklich gegenwärtig iſt. Denn weil nach den Graden der Sättigung unſerer Grundtriebe die Luſtmittel weniger ſcharf anſprechen, und weil folglich zur Erweckung deſſelben Luſtgrades in ſpäterer Zeit eine ſchärfere und ſtärkere Anwendung des Luſtmittels gehört als in früherer Zeit, ſo wird es dadurch möglich, daß alle die erwähnten Steigerungen unſerer Genüſſe vor ſich gehen, ohne daß einer einzigen unter ihnen etwas Andres zum Grunde liegt als der Trieb, daß die gegenwärtige Luſtempfindung in ihrer vollen Höhe in Zukunft fortdauern oder ſich in Zukunft wiederholen möge. Dieſe Regel würde nur dann eine Ausnahme erfahren, wenn ſich in das Begehren zukünftiger Luſt ein Unbehagen an der Gegenwart einmiſchte, wenn z. B. der Zecher ſich ſelbſt noch zu nüchtern und trocken vorkäme, wenn der Liebhaber ſich ſelbſt zu wenig begünſtigt erſchiene, u. dgl. Denn ohne alle Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zuſtande wird niemals eine Aenderung deſſelben für die Zukunft begehrt. Die Steigerung iſt aber eine Aenderung in Beziehung auf Das, was ihm hinzugeſetzt wird. So groß nun das Begehren um Das iſt, was dem gegenwärtigen Zuſtande in Zukunft hinzugeſetzt werden ſoll, ſo groß muß die Unluſtempfindung darum ſein, daß daſſelbe im gegenwärtigen Zuſtande noch nicht mit enthalten iſt. Hieraus folgt, daß ein Luſtzuſtand, welcher keinerlei Art von Unluſt an ſich ſelbſt empfindet, auch nach keiner Steigerung ſeiner ſelbſt begehrt, und daß folglich überall da, wo ohne alle Unluſt dieſer Art Steigerungen der Luſtgefühle eintreten, dieſelben dies thun, ohne daß etwas Andres begehrt war als eine bloße Fortſetzung oder Wiederholung des Luſtzuſtandes.

Das aus dem Geſagten hervorgehende Geſetz lautet allgemein ausgedrückt: Das Streben nach einer zukünftigen in der Gegenwart nicht vorhandenen Luſt iſt in der Gegenwart mit einer Unluſtempfindung verknüpft, deren Grade den Graden dieſes Strebens proportional ſind. Beobachten wir nun weiter, ſo finden wir, daß dieſe Unluſt jedesmal eine indirecte Empfindung iſt, welche her-

vorgerufen wird durch das Nichtvorhandensein des Zustandes, welchen wir wünschen, und welcher folglich in einem Phantasiebilde in uns vorhanden sein muß. Der Grad, in welchem dies Phantasiebild von uns begehrt wird, ist der Grad der indirecten Unlust, welche von ihm in die Empfindung der Gegenwart ausgeht, und welche aus dem Bewußtsein entspringt, daß dies Bild nur Bild oder Zukunft und nicht Wirklichkeit oder Gegenwart ist. Umgekehrt wird ein Bild in dem Grade, als aus jenem Bewußtsein Lust entspringt, einen Abscheu vor seiner Verwandlung in einen wirklichen Zustand erwecken. Da wir nun hier die Bilder der Zukunft in eben demselben umgekehrten Verhältniß zu den ihnen entsprechenden wirklichen Zuständen stehen sehen, worin wir oben die Bilder der Vergangenheit oder die Erinnerungsbilder stehen sahen, so erweitert sich hierdurch zunächst das bereits oben aufgefundene Gesetz der indirecten Gefühle dahin, daß es jetzt in seiner größern Allgemeinheit lautet: Die Bilder vergangener und zukünftiger Zustände erregen Gefühle, welche Denen, die diese Zustände in wirklicher Gegenwart hervorbringen würden, entgegengesetzt sind.

Auf der andern Seite ist es ebenso wahr, daß die Phantasiebilder von Lebenszuständen ganz in derselben, nur abgeschwächten Weise die Gefühle hervorrufen, welche die ihnen entsprechenden Zustände in Wirklichkeit mit sich führen würden. Der Anblick eines Schauspiels, das Lesen eines Romans sind darauf berechnet, daß sich durch lebhafte Darstellung von der Phantasie aus dieselben Gefühle erzeugen, welche durch die dargestellten Zustände selbst das Leben hervorzurufen pflegt. Und mitten ins Gefühl der Lust, einer Lebensgefahr entflohen zu sein, mischt sich, sobald die Vorstellung der vergangenen Gefahr an Intensität wächst durch Ueberdenken, Erzählung u. dgl., oft noch ein Unlustgefühl von solcher Höhe, daß einem daraus entspringenden unwillkürlichen Schauder nicht widerstanden wird. Sogar läßt in den Fällen, wo das zurückgebliebene Erinnerungsbild ungewöhnlich stark ist, die von ihm ausgehende Empfindung des Entsetzens das indirecte Lustgefühl der Rettung gar nicht aufkommen. In ähnlicher Art steigt bei einer zukünftigen Gefahr das indirecte Gefühl der Lust über ihr Nochnichtvorhandensein nur dann zu einer merkbaren Höhe, wenn sich unserer Einbildung die Gefahr aus einer auf der Stelle zu erwarten-

den in eine erſt einer fernen Zukunft angehörige umwandelt. In den übrigen Fällen überwiegt die vom Bilde der Gefahr direct ausgehende Empfindung von Furcht und Angſt jedes andre Gefühl. Es wäre überflüſſig, die Induction hier noch weiter vervollſtändigen zu wollen zur Befeſtigung der Einſicht, daß aus jedem Phantaſiebilde eines Lebenszuſtandes zwei entgegengeſetzte Gefühle zu entſpringen fähig ſind, ein directes und ein indirectes Gefühl, und zwar nach Umſtänden entweder einzeln, oder auch zugleich.

Was einer ſorgfältigen Erläuterung bedarf, iſt hierbei vielmehr dieſes, unter welchen Umſtänden und nach welchem Geſetz die Erzeugung des directen Gefühls über die des indirecten die Oberhand gewinnt und umgekehrt. Beim Anblick eines Schauſpiels, beim Leſen eines Romans herrſchen die directen Gefühle ſo vor, daß von indirecten Empfindungen dabei gar nicht die Rede iſt. Wir empfinden die Zuſtände der Perſonen als gegenwärtige und als unſere eigenen. Erſt dann, wenn wir unſern eigenen Zuſtand gegen einen dargeſtellten in einem auffallenden Gegenſatze empfinden, quillt aus der Anſchauung der Gegenwart im Gegenſatz zu dem im Phantaſiebilde vorhandenen directen Gefühl eine entgegengeſetzte indirecte Empfindung, wenn z. B. der Wunſch in uns entſteht, daß wir in der Gegenwart auch dergleichen erleben möchten wie der Roman beſchreibt, oder wenn wir uns gratuliren, daß die Wirklichkeit nicht oft ſo ſchrecklich zu ſein pflegt, wie das die Zuſtände vielleicht übertreibende Trauerſpiel ſie darſtellt. Sobald ſich auf dieſe Art dem directen Gefühl ein indirectes zugeſellt, entſteht damit in mir ein gewiſſes Verlangen, entweder ein Wunſch oder ein Abſcheu in Beziehung auf den Zuſtand meiner eigenen Gegenwart, während, ſo lange die indirecten Gefühle ſchweigen, mein Abſcheu, Wünſchen und Verlangen nur auf Das geht, was den Perſonen des Schauſpiels oder Romans zuſtoßen und begegnen kann. Es folgt hieraus, daß die directen Gefühle nebſt den in ihnen enthaltenen Trieben ganz dem Phantaſiebilde, hingegen die indirecten Gefühle nebſt den in ihnen enthaltenen Trieben ganz der Anſchauung der Gegenwart und ihrem wirklichen Zuſtande angehören.

Es ſtellen ſich nun die indirecten Gefühle um ſo eher und um ſo ſtärker ein, je größer der Gegenſatz zwiſchen dem Inhalte der Phan-

taſiebilder und dem der Wirklichkeit iſt. Während bei dem Leſen eines chineſiſchen Romans der Chineſe ſogleich dermaßen in lauter gewohnten Lebensbeziehungen ſich herumgeführt ſieht, daß er lauter directe Gefühle in Sympathie mit den Perſonen des Romans mitgetheilt bekommt, wird der Europäer, der dieſen Roman lieſt, von dem Fremdartigen der Sitten und der Empfindungsweiſe ſo berührt, daß er ſo lange, als er ſich noch nicht ganz und gar hineingewöhnt hat, faſt lauter indirecte Gefühle davonträgt, welche aus dem Gegenſatze der chineſiſchen Sitten mit den unſerigen entſpringen. Nach eben dem Geſetz wird ſich von der Zukunft her auf die Gegenwart hin nur ſo lange ein indirectes Gefühl reflectiren, als wir im Stande ſind, den Zuſtand der Gegenwart noch in ſeinem vollen Gegenſatze zum Bilde des zukünftigen Zuſtandes aufzufaſſen. Obgleich mit dem hinabgeſchlungenen erſten Biſſen einer Mahlzeit der Hunger noch lange nicht geſtillt iſt, fängt doch ſogleich mit ihm ſein ganzes Gefühl, ſofern daſſelbe ein uns quälendes war, zu ſchweigen an. Denn die Gegenwart der Begierde und die Zukunft ihrer Erfüllung fließen hier ſchon ſo ineinander, daß was an dem Luſtgefühl der wirklichen Erfüllung noch mangelt, ſogleich aus dem Phantaſiebilde derſelben, welche darin als eine ſchon vorhandene vorgeſtellt wird, ſeine völlige Ergänzung findet. Erſt wenn nach genoſſenem erſten Biſſen die ganze Mahlzeit fortgetragen würde, um nicht wiederzukehren, würde an ihrer Stelle das quälende Unbehagen in der Empfindung des noch vorhandenen Hungers zurückkehren. Ebenſo werden durch die Vorboten einer nahen Gefahr ſchon dieſelben Gefühle rege, womit die Gefahr ſelbſt ſchwanger geht. Denn obgleich die Gefahr in ihren Vorboten noch nicht ſelbſt vorhanden iſt, ſo ſetzen doch dieſe als zu ihr gehörige Symptome ihr Phantaſiebild ſo ſtark in die Gegenwart hinein, daß die Fähigkeit, den Unterſchied von Gegenwart und Zukunft deutlich zu empfinden, verloren geht, und der mangelnde Gefühlsreiz der wirklichen Gefahr reichlich durch den ihres Bildes erſetzt wird. Erſt wenn die weichenden Vorboten das Zurückweichen der Gefahr verkündigen, macht das directe Gefühl der Angſt vor dem nicht vorhandenen Zuſtande dem indirecten Gefühl des Wohlbehagens an dem vorhandenen Zuſtande Platz.

Es folgt aus dem Bisherigen, daß ein jedes Phantaſiebild

ohne Ausnahme, ſei daſſelbe nun aus dem Gedächtniß oder aus einer Fiction entſprungen, in dem Grade als ein Trieb wirken muß, als es entweder directe oder indirecte Gefühle in uns zu wecken fähig iſt. Denn im Fall, daß daſſelbe nur directe Empfindungen weckt, welches dann geſchieht, wenn kein Gegenſatz zwiſchen der Gegenwart und dem Bilde empfunden wird, werden dieſe Empfindungen als ein Ingrediens des geſammten Gefühlszuſtandes der Gegenwart, und folglich inſofern als Triebe wirken. Im Fall hingegen, daß von dem Phantaſiebilde vorzugsweiſe indirecte Gefühle in der Gegenwart ausgehen, wird der Gefühlszuſtand der Gegenwart ebenfalls durch daſſelbe, nur in entgegengeſetzter Art, modificirt. Daher gehen nun von jedem Phantaſiebilde zwei entgegengeſetzte Triebe in die Gegenwart aus, ein directer und ein indirecter Trieb, nach Maßgabe der Stärke des von ihm ausgehenden directen und indirecten Gefühls. Wenn z. B. die Mitempfindung der Thaten und Zuſtände eines Romanhelden meinen gegenwärtigen Lebenszuſtand in eine erhöhte mir angenehme Gefühlsſpannung verſetzt, ſo wünſcht dieſer Zuſtand, wie jeder Zuſtand der Luſt, ſeine eigene Fortſetzung, und ich ſehe mich, ſobald ich dieſen Roman geleſen habe, nach einem neuen um, der mich in eine ähnliche erhöhte Spannung meines Gefühlslebens verſetzen könne. Herrſcht hingegen in meinem Gefühl der Gegenſatz zwiſchen der Wirklichkeit und dem Phantaſiebilde vor, ſo wird ein Mismuth über meine Lebenszuſtände in Vergleichung zu denen des Romanhelden die Folge ſein, ein Mismuth, in welchem der Trieb einer Flucht vor ſich ſelbſt enthalten iſt, welcher ſich auf eine zwiefache Art ins Werk ſetzen kann, entweder dadurch, daß ich aus meinem bisherigen Lebenszuſtande in einen andern zu kommen ſuche, oder dadurch, daß ich durch ein gänzliches Aufhören mit der Romanlectüre dieſem Mismuth ſeine fernere Nahrung verſage, und ihn ſo nach und nach vergeſſe. Im letztern Fall iſt es ein einfacher Unluſttrieb, ſowie durch das bloße Einwirken des directen Gefühls auf die Gegenwart nur ein einfacher Luſttrieb entſprang. Was uns daher hier einzig weiter intereſſiren kann, iſt der mittlere Fall, nämlich das Entſpringen des zuſammengeſetzten Triebes.

Hierbei iſt Folgendes zu bedenken. Ein zuſammengeſetzter Trieb entſpringt aus einem Phantaſiebilde in dem Fall, wo aus ihm

ein directes Luſtgefühl entſpringt, welches eine ihm entſprechende indirecte Unluſt im Gefühl des gegenwärtigen Zuſtandes weckt. Und zwar iſt hierbei das eigentlich Treibende im Triebe das Gefühl der indirecten Unluſt. Denn wäre das luſterzeugende Phantaſiebild ohne alle Unluſt am gegenwärtigen Zuſtande vorhanden, ſo würde die Phantaſie blos mit der Affection der Luſt eine eingebildete Gegenwart an die Stelle der wirklichen ſetzen, ohne daß etwas Weiteres erfolgte. Wäre z. B. das Phantaſiebild der Beſitz eines Landgutes, ſo würde ich mich in einem ſolchen Beſitze reich und glücklich träumen, ohne jedoch aus dem gegenwärtigen Zuſtande des Nichtbeſitzes herausgehen zu wollen. Nur allein das Misbehagen am Nichtbeſitz iſt es, welches mich nirgendwo anders Ruhe finden läßt, als im Behagen des Beſitzes. Es beſteht daher die ganze Triebkraft zur Umgeſtaltung des gegenwärtigen Zuſtandes durch die in einem Phantaſiebilde enthaltene directe Luſt, in der von ihr ausgehenden indirecten Unluſt, welche ſich auf alle Gegenſtände ohne Ausnahme erſtreckt, die nicht mit dem Phantaſiebilde der Luſt übereinſtimmen. Nur auf dieſe Art können auch beabſichtigte Steigerungen vorhandener Luſtempfindungen ausgeführt werden vermöge der ihnen vorangehenden Phantaſiebilder geſteigerter Luſt und des von dieſen auf den gegenwärtigen Zuſtand ausgehenden Misbehagens.

Weil nun ein jeder vergangene Zuſtand der Luſt ein Erinnerungsbild zurückläßt, welches die ſpätere Gegenwart mit indirecten Unluſtgefühlen belaſtet, ſo wirken ſämmtliche vergangene Luſtgefühle den Graden ihrer Stärke gemäß als beſtändige Triebe oder Begierden zu ihrer Wiederholung, und dieſe Triebe verſtärken ſich nothwendig immer mehr, je größer die zunehmende Stärke iſt, welche die Gefühle, von denen ſie ausgehen, durch ihre immer erneuerte Wiederholung gewinnen. Auf dieſe Art entſtehen die künſtlichen Bedürfniſſe des Tabackrauchens, Weintrinkens, des Spiels und aller über den nothwendigen Bedarf hinaus reichenden Bequemlichkeiten des Lebens.

Das Geſetz, daß eine jede vergangene Luſt als eine ſolche ihre Wiederholung begehrt, hat eine große Aehnlichkeit mit dem, daß eine jede gegenwärtige Luſt als eine ſolche ihre eigene Fortſetzung begehrt. Denn was das letztere Geſetz als einen continuirlichen Zuſtand fodert, das ſucht das erſtere mit Unterbrechungen zu er-

reichen, nämlich Wiederholung deſſelben Zuſtandes. Und doch wirkt in jedem dieſer Fälle ein verſchiedener Trieb, aber ſo, daß der eine für den andern gleichſam vicarirend in die Stelle tritt. Denn das Hinſtreben zu einem gegebenen Luſtzuſtande, und das Hinwegſtreben von Allem, was nicht er ſelbſt iſt, führt nothwendig zu demſelben Reſultat.

Man nennt ein mit directer Luſt verknüpftes Phantaſiebild in Beziehung auf den zuſammengeſetzten Trieb, den es in Bewegung ſetzt, einen Zweck. Die vom Zweckbilde ausgehende directe Luſt erregt eine indirecte Unluſt in Beziehung auf alles Das im Zuſtande der Gegenwart, was dem Zweckbilde widerſpricht, aber in Beziehung auf Das, was mit ihm übereinſtimmt oder Aehnlichkeit hat, ein Luſtgefühl. Denn da dieſer ähnliche Beſtandtheil mit dem ihm entſprechenden Theile des Bildes verſchmilzt, ſo wird die vom Bilde ausgehende directe Luſt zugleich von dieſem ähnlichen Beſtandtheil ausgehend empfunden und wirkt in Beziehung auf den Theil des wirklichen Zuſtandes, von welchem ſie ausgeht, als ein conſervativer Trieb, welcher die Fortdauer des Zuſtandes begehrt, von welchem die Luſt ausgeht. Bei manchen Arten des zweckmäßigen Thuns reichen der conſervative und der repulſive Trieb ſchon ganz einfach hin, um den Zweck zu erreichen, wie wenn ich z. B. um Jemandem ein Gemälde, ein koſtbares Gefäß u. dgl. in ſeinem vollen Glanze zu zeigen, daſſelbe zuvor vom Staube reinige, wobei der realiſirte Zweck ein ſchon vollſtändig vorhandener Zuſtand iſt, welcher durch das Wirken des repulſiven Triebes nur aus ſeiner Verborgenheit ans Licht tritt. Bietet hingegen die Wirklichkeit nur weniges dem Zweckbilde Aehnliche und Gemäße, bietet ſie z. B. dem Vogel zum Bau ſeines Neſtes nur erſt den Ort, oder dem Kinde zum Binden ſeines Veilchenſtraußes nur erſt das Stöckchen ſammt dem Fädchen, ſo erſtreckt ſich die Wirkung des repulſiven Triebes nur erſt darauf, von denjenigen Zuſtänden der Wirklichkeit hinwegzutreiben, in denen das übrige Aehnliche nicht gefunden wird, zu andern hin, in denen es ſich vielleicht finden könnte. Während ſich nun der Vogel und das Kind zunächſt in eine blinde Unruhe verſetzt ſehen, die ſie von einem Zuſtande ihrer Umgebung zum andern treibt, werden ihnen dann und wann Dinge aufſtoßen, welche mit Theilen ihres Phantaſiebildes Aehnlichkeit haben, jenem Haare

und trockene Gräſer, dieſem Veilchen: in Beziehung auf welche nothwendig ſogleich der conſervative Trieb ebenſo ſehr erwacht, als derſelbe in Beziehung auf den Ort des Neſtes und den Faden des Straußes fortwährend rege iſt. Indem nun das Phantaſiebild mit einem jeden Gegenſtande verſchmilzt, auf welchen ſich der conſervative Trieb wirft, zergeht es in ſo viele Bilder ſeiner Art, als ſolcher Gegenſtände aufgefunden ſind. Da nun das Bild, von welchem die Luſt ausgeht, nur ein einzelnes iſt, ſo wird ihm durch ſeine unwillkürliche Vervielfältigung eine indirecte Unluſt hinzugefügt, und folglich der Unluſttrieb aufs neue in Bewegung geſetzt in Beziehung auf die Vielfachheit des Bildes oder in Beziehung auf den Raum, welcher das Bild vom Bilde, alſo das Bild von ſich ſelbſt künſtlich abgetrennt hält. Dieſer Raum weicht aber nur dann, wenn der Raum zwiſchen den verſchiedenen Gegenſtänden des conſervativen Triebes weicht. Es iſt daher im Vogel und im Kinde wiederum der repulſive Trieb, welcher dort Haare und trockene Gräſer, hier Veilchen zuſammenträgt und zuſammenfügt, d. h. aus den vielen mit ihnen verſchmolzenen gleichen Bildern ein einziges macht. Was ſich hierbei als überflüſſiges Material erweiſt, wird weggeworfen. Zeigt ſich aber noch irgendwo eine Lücke, d. h. ein Zwieſpalt zwiſchen Wirklichkeit und Bild, ſo treibt der repulſive Trieb aufs neue ins Suchen, und der Proceß wiederholt ſich ſolange, bis ſich kein Zwieſpalt mehr bemerkbar macht. Es herrſchen folglich auch in dieſem zuſammengeſetztern Fall keine andern Triebe, als der conſervative mit dem repulſiven oder als der reine Luſttrieb mit dem reinen Unluſttriebe vereint.

Das Bisherige reicht hin zur klaren Einſicht, daß der Proceß des zweckmäßigen Thuns ſeinen Urſprung und ſeine einfache Grundlage in den Geſetzen der Triebe hat, welche unumgänglich aus einem jeden mit Luſt verknüpften Phantaſiebilde entſpringen, nicht aber, wie ſo oft zum Nachtheile der Wiſſenſchaft fälſchlich geglaubt worden iſt, im Nachdenken. Wo das Nachdenken zu einem Triebe hinzutreten muß, da iſt dies immer ein Zeichen, daß ſich der repulſive Trieb zuvor ſchon müde geſucht hat, ohne auf Mittel zu ſtoßen, die zum Zwecke führen könnten. Wenn der Menſch ſich zu ſeinem Wohnhauſe die Materialien, die er vergebens in der Wildniß ſucht, erſt durch Kunſt und Nachdenken herbeiſchaffen muß, wenn die Blumen-

fabrikantin zum Behuf eines künſtlichen Veilchenſtraußes die unverwelklichen Blumen, welche ſie nicht auf der Wieſe wachſend findet, erſt mit Kunſt und Schlauheit aus andern Stoffen zubereitet, ſo ſind dieſes nur weitere Fortſetzungen der oben beſchriebenen Proceſſe des Neſtbaues und des Straußbindens, deren weſentliches Getriebe dadurch nicht verändert wird, daß der Trieb nach ſeinen Mitteln dort blos mit ſpähenden Augen, hier aber noch obendrein mit der ſpähenden Alternative des Denkens ſich ins Suchen begibt. Wer daher den Proceß des Nachdenkens, welchen ſich der Zweektrieb häufig als auch eins ſeiner Hülfsmittel unterordnet, mit dem Proceſſe dieſes Triebes ſelbſt verwechſelt, begeht denſelben Denkfehler wie Der, welcher, indem er zum erſten male Jemanden mit Meſſer und Gabel eſſen ſähe, daraus den Schluß machte, derſelbe äße und kauete nebenbei trotz Meſſer und Gabel nicht eben ſowol mit dem Munde und den Zähnen wie jeder andre.

Man darf daher das Suchen der Aufmerkſamkeit nach Mitteln in allen Fällen ein ſucceſſives Verſchmelzen des Luſtbildes (des Zweckes) mit verwandten Vorſtellungsbildern (Mitteln) oder, wie Fries ſich darüber, nur in allzu unbeſtimmter Weiſe, ausdrückt („Pſych. Anthropol." I, 85) eine Aſſociation des Luſtgefühls und der Begierde mit unſern Vorſtellungen nennen.

Ein ſpecieller Fall dieſes Suchens der Aufmerkſamkeit nach Mitteln für einen Zweck iſt die Aufſuchung eines Mittelbegriffs beim logiſchen Schließen, um durch ihn den Zuſammenhang zwiſchen zwei gegebenen Begriffen zu verdeutlichen. Die zwei gegebenen Begriffe ſtehen dabei immer im Verhältniß von Subject und Prädicat oder Feld und Focus der Aufmerkſamkeit, und bilden in dieſer Geſtalt vereinigt das Luſtbild des fragenden Triebes als eines Triebes nach Verdeutlichung der Vorſtellungen, auf welche ſich eine Frage bezieht, oder auf welchen das Intereſſe ruht. Nun ſchmelzen die dem Focus verwandten Vorſtellungen in den Focus, die dem Felde verwandten Vorſtellungen in das Feld ein, oder dieſe werden hier, jene dort angezogen, indem ſich der Focus zu dieſen, das Feld zu jenen erweitert, und ſich mit ihnen vervollſtändigt und bereichert. Die nichtverwandten Vorſtellungen aber werden, wo ſie im Lichte der Aufmerkſamkeit mit erſcheinen, im Contraſt mit dem Luſtbilde empfunden, d. h. mit dem indirecten Gefühle der Unluſt und Abneigung behaftet, welches ſich in

negativen Urtheil ausspricht. Ist aber der Schlußsatz oder das Lustbild selbst ein negatives Urtheil (wie z. B. überall im zweiten Modus), so vertheilt sich die Aufmerksamkeit auf Feld und Focus so, daß das Feld (das Subject) allein von dem Lustgefühle der Position, der Focus aber (das Prädicat) allein von dem Unlustgefühle des Contrastes durchdrungen ist, wobei das Spiel der Anziehungen und Abstoßungen in der vorigen Weise erfolgt.

§. 37.

Von den Begehrungstrieben ohne Anticipation.

Von der Neugierde und dem Instinct. Beide begehren eine indirecte Lust. Jedes Gelingen erzeugt Lust, jedes Mislingen Unlust. Jeder Lebenstrieb strebt nach leicht überwindbarem Hinderniß. Jedes Unvollendete strebt nach Vollendung. Vom Anschaulichen und Abstracten. Ueber ein Misverständniß Herbart's.

Im Vorigen ist von denjenigen zusammengesetzten Trieben gehandelt worden, welche den Gegenstand ihres Begehrens entweder schon im Zustande der vorhandenen Wirklichkeit oder doch in einem Phantasiebilde sich gegenwärtig besitzen. Zwei Arten von Anticipation des Triebes sind hiermit abgehandelt. Da es aber auch Fälle gibt, in denen die Begierde auf Etwas geht, von dem sich weder der Zustand noch das Phantasiebild in der Gegenwart befindet, so scheint dieses auf noch andere Arten von Anticipationen zu deuten, worüber noch erst ins Klare zu kommen ist.

Wenn ich z. B. voll Verlangen bin, einen Mann durch persönlichen Umgang kennen zu lernen, mit welchem ich durch Briefwechsel in Verbindung getreten bin, oder eine wissenschaftliche Aufgabe zu lösen, bei welcher ich noch schlechthin ungewiß bin, wohin ihre Auflösung mich führen wird, oder mich durch Erläuterungen in den Sinn eines Buches einführen zu lassen, welcher mir bisher unverständlich blieb, so geht mein Begehren auf Zustände, welche mir weder in der Wirklichkeit noch im Phantasiebilde gegenwärtig sind. Ich nenne in diesen und ähnlichen Fällen mein Verlangen eine Neugierde oder Wißbegierde. Treibt hingegen eine unbestimmte Sehnsucht nach unerhörten und unbekannten Dingen und Begegnissen den Abenteurer in die Ferne; verlangt der heftige Hunger nach Speise, einerlei welcher; begehrt der noch ungestillte Geschlechtstrieb eine Lust, von welcher ihm die bewußte Vorstellung nicht

beiwohnt: ſo reden wir von inſtinctartigen Trieben, welche die Unbeſtimmtheit ihres Strebeziels mit dem Triebe der Neugierde theilen, ſich aber dadurch von ihm unterſcheiden, daß ſie nicht ſchon durch die bloße Verdeutlichung ihres Strebeziels befriedigt werden, ſondern mehr verlangen. Mit den inſtinctartigen Trieben mehr oder weniger verwandt iſt die Ausübung einer jeden Thätigkeit, die ihr eigenes Ziel nicht weiß, und daher nichts Andres begehrt als die Ausübung ihrer ſelbſt, entweder ohne alles Ziel, oder in Beziehung auf jedes Ziel, das uns die Umſtände und der Zufall entgegenführen werden. Von dieſer Art iſt das Springen, Rennen und Jauchzen der Kinder in freier Luft, von dieſer Art der Trieb nach wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung, ſobald derſelbe vorhanden iſt ohne daß wir noch wiſſen, womit wir uns am liebſten jetzt beſchäftigen ſollen. Auch wenn der Anblick eines begonnenen, aber mislungenen Werkes uns auf Mittel ſinnen läßt, durch die daſſelbe noch gut und glücklich vollendet werden könne, oder wenn ein aufgeſchlagenes Buch uns reizt, dort weiter zu leſen, wo wir aufgehört haben, wirkt in uns der Inſtinct, d. h. der Trieb, eine in uns vorhandene Kraft in Beziehung auf ein noch unbekanntes Ziel in Bewegung zu ſetzen. Es muß hier weiter ins Einzelne gegangen werden.

Faßt man den Trieb der Neugierde genauer ins Auge, ſo findet man, daß es ihm keinesweges an einem Phantaſiebilde als Anticipation der Zukunft mangelt, nur mit dem Unterſchiede, daß das Phantaſiebild der Neugierde ſich zu einem gewöhnlichen Phantaſiebilde verhält, wie eine disjunctive Vorſtellung zu einer einfachen. Wenn ich einen verlorenen Gegenſtand ſuche und neugierig bin, in welchem Winkel ſich derſelbe mag verſteckt haben, ſo wird in meiner Phantaſie das Bild eines jeden Winkels, den ich zu durchſuchen mich getrieben fühle, zu einem disjunctiven, indem ich die Frage ſtelle, ob er den Gegenſtand enthalte oder nicht. Das Begehren des Triebes geht aber hier nicht darauf, daß die Disjunction ſich nur überhaupt auflöſe und entſcheide zu einem Ja oder Nein, ſondern darauf, daß ſie ſich zum Ja entſcheide und nicht zum Nein. Denn bei der Durchſuchung eines jeden Winkels wünſchen wir, daß das Verlorene ſich finden möge. Auf ähnliche Art läßt ſich in den meiſten Fällen von Neugierde noch außerdem ein Trieb oder Wunſch

entdecken, welcher die Neugierde in Bewegung ſetzt, und nicht auf die Entſcheidung der Disjunction überhaupt, ſondern lediglich auf das eine der beiden Glieder wartet, welche möglicherweiſe in der Erfahrung hervortreten können. Deſſenungeachtet liegt es doch im Begriff der Neugierde oder Wißbegierde, daß ſie in allen ſolchen Fällen nicht rein und für ſich, ſondern nur als Begleiterin anderer Triebe vorhanden iſt, wie z. B. als Begleiterin der Begierde des Beſitzes beim Suchen eines Verlorenen u. ſ. w. Die reine Wißbegierde als ſolche würde die ſein, welche blos auf die Entſcheidung der Disjunction dermaßen ginge, daß ſie weder für das Ja noch für das Nein irgend Partei ergriffe. Dieſe reine Wißbegierde bildet einzig und allein den räthſelhaften Beſtandtheil des gegenwärtigen Problems, welcher daher zu deſſen Löſung von jenem andern gemeinen und bereits erklärten Beſtandtheil getrennt werden muß. Es läßt ſich an dieſer Stelle nicht wol entſcheiden, ob die Wißbegierde in irgend einem einzelnen Falle der Erfahrung in reiner und unvermiſchter Geſtalt vorkomme, und es mag daher bis auf weiteres dieſer Trieb als ein Neben- und Hülfstrieb an andern Trieben angeſehen werden, aber als ein Hülfstrieb von ganz beſonderer Art, welcher denjenigen Trieben, an denen er erſcheint, Eigenſchaften hinzuſetzt, die in ihnen als ſolchen nicht angetroffen werden.

Betrachtet man nun die Wißbegierde als ſolche, ſo findet man in ihr einen reinen Trieb des Abſcheus oder der Repulſion. Der Zuſtand der Unluſt, von welchem der Trieb hinwegſtrebt, iſt die Disjunction der Vorſtellung, an welcher er ſtattfindet, der Zuſtand, wohin er ſtrebt, iſt kein anderer als die bloße Aufhebung dieſer Disjunction, das bloße Hinwegkommen von ihr. Weil aber nur dadurch von dieſem Unluſtzuſtande kann hinweggekommen werden, daß eine entweder äußere oder innere Anſchauung ihm ein Ende macht, ſo entſteht der Anſchein, als enthielte die Anſchauung als ſolche eine Luſtempfindung, nach welcher die Wißbegierde trachte, welches doch nicht der Fall iſt. Vielmehr iſt ein wißbegieriger Kopf ein ſolcher, in deſſen Vorſtellungen ſich viele Disjunctionsverhältniſſe bilden, welche ihrer Natur nach alleſammt von ſich ſelbſt hinweg ſtreben, und daher unaufhörlich zur Beobachtung reizen.

Es iſt dies einer von den höchſt beachtungswerthen Fällen, wo

ein bloßer Unluſttrieb das ganz falſche und irre leitende Anſehen gewinnt, als ob er die Luſtbegierde nach irgend einem beſtimmten Zuſtande ſei, deſſen Erreichung ihm als Zweck vorſchwebe. So gewiß und unfehlbar nun Der, welcher nicht über die Sache nachdenkt, in dieſe Täuſchung hier fallen muß, ſo übel und grob iſt doch dieſelbe. Denn ſie ähnelt völlig dem Irrthum, in welchen Jemand verfallen würde, welcher einen Mann auf der Flucht vor ſeinen Feinden ſich in einem ſchmuzigen Winkel verbergen ſähe, und nun fälſchlich glaubte, dieſer Mann wäre in ſeinen Winkel nicht getrieben, ſondern gezogen worden. Es zöge ihn nämlich eine beſondere Liebhaberei zum Schmuze und zu der Dumpfigkeit des Orts. So falſch die Schlüſſe ſein würden, welche man auf die letztere Annahme bauete, ebenſo eingebildet iſt die Annahme eines Wiſſenstriebes, welcher nach Zielen als nach Gegenſtänden ſeiner Luſt ſtrebe, die ihm doch weder als wirkliche Zuſtände, noch als Phantaſiebilder ſchon gegenwärtig ſind. Hiermit ſoll nicht die Luſt, welche in der Befriedigung der Wißbegierde als einer ſolchen liegt, geleugnet, wol aber behauptet werden, daß dieſe Luſt in dem Maß, als ſie in ihrer völligen Reinheit auftritt, eine indirecte iſt, welches die Erfahrung auch noch dadurch beſtätigt, daß die Luſt nach den Graden des vorhergegangenen Unbehagens am Nichtwiſſen wächſt, und daher in Gebieten, für die wir uns niemals genauer intereſſirt haben, ſelbſt bei der Mittheilung der wichtigſten Entdeckungen gar nicht empfunden wird, ſobald dieſelben nicht etwa noch eine anderartige das Gemüth anſprechende Seite darbieten. Auf der andern Seite bezeichnet im gewöhnlichen Sprachgebrauch der Ausdruck Neugierde häufig genug auf eine nur verdeckte Weiſe den Zuſtand eines einfachen nur von einer Wißbegierde begleiteten Luſtſtrebens. Die Redensarten, daß ich neugierig bin, einen Menſchen, eine Gegend, ein Buch kennen zu lernen, bezeichnen in der Regel nur, daß ich mir von dieſem Kennenlernen Angenehmes verſpreche, und daß ich nach der Luſt dieſes erwarteten Angenehmen ſtrebe. Neugierige Menſchen nennt man gewöhnlich ſolche, welche ein Luſtſtreben empfinden, ſich zu allen perſönlichen Verhältniſſen um ſie her in irgend eine Beziehung zu ſetzen und dadurch ihren Lebenskreis zu erweitern.

Was ſich uns hier zuerſt am Wiſſenstriebe als an einem einzelnen, aber auffallenden Beiſpiel gezeigt hat, leidet im übrigen Ge-

biete der Triebe eine sehr ausgebreitete Anwendung. In allen Fällen nämlich, wo nach einer Lust gestrebt wird, ohne daß ein Bild der Lust, wonach wir streben, in uns vorhanden ist, findet es sich, daß die erstrebte Lust eine indirecte, und daß folglich ihr Trieb nur scheinbar ein Lusttrieb, und daher weit eigentlicher ein Verabscheuungstrieb zu nennen ist. Der Arbeitende freut sich auf die Erholung, ohne daß er sich ein Bild davon zu machen nöthig hat, wie und womit er seine Erholungszeit zubringen will. Es genügt ihm der Gedanke, innerhalb einer gewissen Frist von der ermüdenden Anstrengung befreit zu sein. Der starke Hunger begehrt Sättigung, ganz abgesehen von der Art der Speise, wenn dieselbe nur überhaupt genießbar ist. Denn die Lust, worauf er geht, ist eine indirecte, die Befreiung vom quälenden Gefühle der Schwäche und Ohnmacht. Der Abenteurer zieht mit Verlangen in den Krieg, in ferne Länder u. s. w. Hätte er Nachdenken genug, sich detaillirte Bilder zu entwerfen von Dem, was ihm begegnen kann und wahrscheinlich begegnen wird, so würden diese gewiß ebenso sehr geeignet sein ihn abzuschrecken als anzuspornen. Aber er bedarf ihrer auch nicht bei der großen Höhe der indirecten Lust, von der bisherigen Lebensart befreit zu werden, welche ihn mit ihrem Einerlei und ihrer Langenweile plagte. Alle Freiheitsgefühle gehören hierher, alle Lust und aller Trieb, welcher nach Befreiung von Druck, Unbehagen und Hinderniß geht, und das Wohlbehagen einer ungestörten Ausübung unserer Triebe, Fähigkeiten und Thätigkeiten zum Strebeziel hat. Denn dieses Strebeziel wirkt immer als eine indirecte Lust, oder eine Lust, welche weder Bild noch Gegenstand hat, indem ihr Bild und Gegenstand nichts ist als das Weichen der entgegengesetzten directen Unlust, durch deren Aufhören sie entspringt.

Wenn wir daher dem oben festgesetzten Sprachgebrauche gemäß eine Begierde, welche den Lustzustand, nach welchem sie strebt, weder in der Wirklichkeit, noch im Bilde besitzt, einen Instinct nennen, so ist der Instinct ein einfacher repulsiver Trieb, dessen Verhältnisse aber dadurch verwickelter erscheinen, daß die indirecte Lust, welche der Trieb bezweckt, in der Hoffnung vorausempfunden wird, und so eine Anticipation indirecter Lust bildet, welche sich von denjenigen der directen Lust dadurch unterscheidet, daß sie von ganz

unbestimmter Natur ist, und entweder alles Bildes der Zukunft ermangelt, oder in einem wilden Durcheinander die oft sehr verschiedenartigen Bilder im Gedächtniß und der Einbildung anklingen macht, welche mit der Thätigkeit, deren Befreiung man hofft, in Verbindung stehen. So wird der nach Erholung begierige Arbeiter in seiner Phantasie entweder spazieren gehen oder Kegel schieben oder musiciren u. dgl. mehr, je nachdem Lust und Gewohnheit sein befreites Lebensgefühl mehr zu dieser oder jener Beschäftigung treiben.

Weil nun, wie wir früher gesehen haben, ein jeder verabscheuende Trieb nur durch sein Mislingen überhaupt einen Bestand hat, indem sein vollkommenes Gelingen immer mit seinem vollkommenen Aufhören zusammenfallen würde, so führt das indirecte Lustgefühl, welches manche verabscheuende Triebe in der Hoffnung ihres Erfolges als Anticipation der Zukunft begleitet, jedesmal zum Begriff einer gewissen Lebensthätigkeit, deren Vollziehung in der indirecten Lust des gelingenden Triebes angeschaut wird, und welcher auch von sich selbst als einer gehemmten dadurch eine Anschauung beiwohnt, daß schon während der Hemmung eine Anticipation künftiger indirecter Lust als Hoffnung sie begleitet, und so einen Zustand bildet, welcher wie jeder Lustzustand seine eigene Fortsetzung begehrt und dadurch das Streben des Unlusttriebes unterstützt. Der ebenfalls bereits oben aufgestellte Satz, daß ein jedes Gelingen von Lebenstrieben Lust, ein jedes Mislingen aber Unlust zur Folge hat, erscheint unter solchen Umständen zwar vollends als eine Tautologie, zeigt sich aber nichtsdestoweniger als ein Satz von der reichsten und fruchtbarsten Anwendung. Denn es erscheint unter diesem Gesichtspunkt ein jeder Lebenstrieb als eine indirecte Lust, welche, insofern sie Lust ist, ihre eigene Fortsetzung begehrt, insofern sie aber nicht directe, sondern indirecte Lust ist, sich sehr bald zur Empfindungslosigkeit abstumpfen würde, wenn sie nicht durch ein immer wiederholtes Eintreten und Weichen der directen Unlustempfindung immer aufs neue angefrischt würde. So gewiß daher ein jeder Lustzustand seine eigene Fortsetzung begehrt, so gewiß muß ein jeder Lebenstrieb, d. h. eine jede indirecte Lustempfindung nach einem leicht überwindlichen directen Unlustzustande oder nach leicht zu überwindenden Hindernissen verlangen, aus denen sie sich in immer

erneuerter Frische, ohne jemals zu ermatten, wieder herstellen könne. Denn wer z. B. niemals krank war, kennt nicht die Lust der Gesundheit; wer niemals in Lebensgefahr sich befand, kennt die ganze Lust des Lebens nicht; wer nie starken Hunger empfand, kennt nicht die ganze Lust der Speise, und wer überhaupt niemals ein Hinderniß zu überwinden hatte, kennt nicht die Lust irgend eines Kraftgefühls. Hiermit ist zugleich der Umkreis bestimmt, innerhalb dessen das Leben nach Schmerzen begierig sein kann. Dieser Umkreis ist genau so groß, als die indirecte Lust ist, welche zu ihrer fortdauernden Anfachung einer fortwährenden Ueberwindung von Schmerzen und Hindernissen nicht entbehren kann.

Ein jeder Lebenstrieb erzeugt bei fortgesetzter Thätigkeit sein Product. So reihen sich eine Folge von Gliederbewegungen zusammen zum Tanz, eine Folge von Bewegungen der Aufmerksamkeit zu einer Gedankenkette, eine Folge von Schritten zu einer Reise, eine Folge von Ruderschlägen zu einer Schiffahrt, eine Folge von Schriftzügen zu einem Brief oder einem Buch, eine Folge von aufeinander gesetzten Bausteinen zu einer Mauer u. s. f. In wie weit nun eine jede dieser Thätigkeiten in der Eigenschaft einer indirecten Lustempfindung ihre eigene Fortsetzung begehrt, in so weit verlangt auch ein jedes dieser Producte seine eigene Vollendung. Denn dies ist nur ein anderer Ausdruck für dieselbe Sache, welcher sich aber wiederum dadurch auszeichnet, daß die Erfahrung ihm so überaus bereitwillig mit unzähligen Thatsachen entgegenkommt. Denn wer hätte nicht schon die Unannehmlichkeit empfunden, bei der Hälfte eines beabsichtigten Spazierganges wieder umkehren zu müssen, bei einer eben begonnenen Arbeit unterbrochen zu werden, überhaupt in irgend einer gewohnten Beschäftigung des täglichen Lebens vor ihrer Vollendung eine Störung zu erleiden. Und ebenso wirkt andrerseits der Anblick eines jeden Unvollendeten und Unvollkommenen einen Wunsch nach Vollendung in uns. Denn das unvollkommene Product ist immer das misrathene, nicht seinen ganzen Begriff erreichende, und daher unvollendete Product. Ein schiefes Tischtuch, schief gesetzte Stühle erwecken in uns den Trieb, sie in die richtige Lage zu bringen. Ein schlecht geschriebenes Buch, ungeschicktes Schau-

ſpiel erregt uns immer den Wunſch nach Beſſerm in ſeiner Art, oft mit der Idee, wie wir ſelber es beſſer machen möchten. Den unluſtigen Beethoven brachte man dadurch zum Phantaſiren auf dem Flügel, daß man einen Andern anfangen ließ, von dem man wußte, wie ſchlecht er ſeine Aufgabe löſen würde. Beethoven hielt das unvollkommene Geklimper nicht aus und ſetzte ſein Spiel an die Stelle. So kommt es oft nur darauf an, daß in irgend einem Geſchäft, einer Wiſſenſchaft u. ſ. w. überhaupt erſt, wenn auch noch ſo ſtümperhaft, angefangen werde. Der Anblick der unvollkommenen Producte wird über kurz oder lang zur Erzeugung vollendeter anſpornen. So laſſen ſich Künſte und Wiſſenſchaften durch Protection anfachen, ja ſogar auf mittelbare Weiſe erzeugen. Und wie es hiermit im Großen iſt, ſo auch im Kleinen. Um mit einem Gegenſtande vertraut zu werden, kommt es am meiſten darauf an, zuerſt nur überhaupt irgend eine Vorſtellung von ihm zu faſſen, d. h. ſich überhaupt um ihn zu bekümmern, für ihn ſich zu intereſſiren. Denn eine jede unvollkommen gefaßte Vorſtellung wirkt dann ſchon von ſelbſt weiter als ein Trieb zu ihrer eigenen Vervollſtändigung. Kommt der berühmte Mann, d. h. Der, von welchem Jedermann ſchon eine unvollkommene Vorſtellung beſitzt, in eine Stadt, ſo eilt alles unwillkürlich herzu, ſeine Vorſtellung von ihm zu vervollſtändigen, während ſich um den unberühmten Niemand kümmert. In einer jeden Darſtellung wirken ſämmtliche Phantaſiebilder, die nicht ganz und gar ausgemalt ſind, als Triebe in der Einbildung des Hörers, ihre noch fehlenden Merkmale für eine lebendige innere Anſchauung zu ergänzen. In dem Maße, als dies Streben gelingt, ergötzt die Darſtellung. Wo ſie ſo angelegt iſt, daß dies Streben überaus leicht gelingen muß, nennen wir ſie eine anſchauliche, wo das Gegentheil der Fall iſt, eine abſtracte. Daher wirken abſtracte Darſtellungen und Auseinanderſetzungen auf verſchieden geartete Vorſtellungskräfte ſo verſchiedenartig. Denn während die Abſtraction, d. h. der in Bezug auf die Vollzähligkeit ſeiner Merkmale höchſt unvollſtändige Begriff, in den Fällen, wo er als ein gelingender Trieb wirken kann, nothwendig eine weit höhere und größere indirecte Luſt wirkt als die anſchauliche Darſtellung, erfüllt dieſelbe auch ebenſo nothwendig dort, wo ſich ihrem Triebe ein häufiges Mislingen zu-

gesellt, mit einem unerträglichen Unbehagen. Es begreift sich aber auch hieraus, wie ein Denken in unpräcisen und gänzlich ausgehöhlten Abstractionen zu einem wilden und willkürlichen Phantasiren verleiten kann. Denn dies ist überall dort das einzig übrig bleibende, wo nicht der Zusammenhang der Abstractionen untereinander aufs genaueste und sorgfältigste dem ergänzenden Vorstellungstriebe seinen Weg vorzeichnet, mit anderm Wort, wo nicht durch den Zusammenhang der Begriffe einer jeden Zweideutigkeit auf das entschiedenste vorgebeugt ist.

Aus diesem Zusammenhange begreift sich auch einigermaßen das seltsame und dennoch in seiner Einseitigkeit geistreiche Misverständniß Herbart's, die Gedanken für Begierden zu halten, die im Entstehen sogleich erfüllt werden, und demzufolge die Begierden sammt den sie begleitenden Gefühlen für aufgehaltene Processe der Gedankenbildung zu erklären [1]). Es ist Herbarten dabei immer dieses als ein Act des Scharfsinns zuzugestehen, in einem jeden Gedanken die Befriedigung einer Begierde geahnt zu haben, wenn ihm auch die Natur der Begierde selbst, deren Befriedigung der Gedanke ist, unbekannt blieb. Wir haben diese Begierde oben als den in der Disjunction enthaltenen Unlusttrieb genauer kennen gelernt. Wird diese Begierde sogleich bei ihrem Entstehen erfüllt,

---

1) Herbart schreibt, indem er Richtiges und Schiefes durcheinander mengt, das sich dem aufmerksamen Leser der vorhergehenden §§. nun schon von selbst voneinander sondern wird („Psychologie als Wissenschaft", Th. II. §. 103. S. 66): „In der That sind es nur Abstractionen, denen wir uns hingeben, — es sind Benennungen a potiori, mit denen wir uns behelfen, wenn wir sagen, ich fühle, oder ein andermal, ich begehre, oder wiederum ein andermal, ich denke. Denn jedesmal, indem wir fühlen, wird irgend etwas, wenn auch ein noch so vielfältiges und verwirrtes Mannichfaltiges, als ein Vorgestelltes im Bewußtsein vorhanden sein; sodaß dieses bestimmte Vorstellen in diesem bestimmten Fühlen eingeschlossen liegt. Und jedesmal, indem wir begehren, fühlen wir zugleich die Entbehrung, und haben auch Dasjenige in Gedanken, was wir begehren; sowie jedesmal, indem wir denken, eine Thätigkeit wirksam ist, die, wenn sie aufgehalten würde, wenn sie sich durch Hindernisse durchdrängen müßte, alsbald sich als ein Begehren, den Gedanken hervorzuholen, verrathen würde. Gedanken, kann man sagen, sind die Begierden, die im Entstehen sogleich erfüllt werden; Begierden hingegen sind aufgehaltene Gedanken, die sich dennoch ins Bewußtsein drängen; Gefühle endlich sind zusammengewachsene Begierden, die einander entweder aufheben oder befriedigen. Doch in diesen Ausdrücken liegt keine wissenschaftliche Genauigkeit."

ſo tritt der Trieb gegen ſein Product ſo in den Hintergrund, daß ſein Daſein kaum oder gar nicht geſpürt wird, daß alſo nur ein Gedanke ohne allen Denktrieb vorhanden zu ſein ſcheint. Bis hierher hat der Herbart'ſche Satz, daß jeder Gedanke als eine erfüllte Begierde anzuſehen ſei, ſeine Wahrheit. Dagegen iſt die Umkehrung dieſes Satzes, welche Herbart ſich erlaubt hat, ſchlechthin unſtatthaft. Daraus, daß alle Gedanken ohne Ausnahme erfüllte Begierden ſind, folgt nichts Weiteres als dies, daß einige Begierden Gedankenbildungen ſind, die ſich noch in ihrer Vollendung gehemmt ſehen. Alle Begehrungen des Triebes zum Wiſſen und Nachdenken ſind eben von dieſer Art. Eben ſo ſehr zeigen aber auch alle die Begierden, welche entweder auf einfache Fortdauer oder auf einfaches Aufhören eines vorhandenen Zuſtandes gehen, daß es Begehrungen gibt, welche ſich rein auf ſchon gebildete und ganz fertige Zuſtände beziehen, und daher gar nicht auf die Ausbildung neuer noch nicht vorhandener Zuſtände, und folglich auch nicht auf die Bildung neuer Verhältniſſe unter disjungirbaren Vorſtellungen (d. h. Gedanken) hinzielen.

§. 38.

Von den reagirenden Trieben.

Die antagoniſtiſchen Gefühle der Phyſiologie. Geſetz derſelben verglichen mit dem Geſetz der indirecten Gefühle. Beide deuten auf ein gemeinſchaftliches Grundverhältniß.

Eine dem Phänomen der indirecten Gefühle ſehr verwandte Erſcheinung, obgleich nicht gänzlich von derſelben Art, iſt das Auftreten der Gefühle, welche man die antagoniſtiſchen Gefühle der Phyſiologie nennen kann. Wenn z. B. irgend ein Eindruck der äußerlichen Sinnlichkeit auf mich geſchieht, wie z. B. durch eine beſtimmte Stärke des Lichts oder Schalls, ſo kommt es manchmal auf eine Stimmung des Nervenſyſtems an, ob dieſes mir Luſt oder Schmerz erregen ſoll. Bin ich z. B. ermattet, iſt mein Nervenſyſtem in einem durch Ueberreizung, Nachtwachen u. dgl. geſchwächten Zuſtande, ſo wird derſelbe ſtarke Grad des Lichts, oder des Geräuſches klingender Inſtrumente, Trommeln u. dgl. einen peinigenden oder ſchreckhaften Eindruck auf mich hervorbringen, welcher mir in einer friſchen und geſunden Stimmung bei ungeſchwächten Lebenskräften vielmehr an-

genehm und aufmunternd geweſen ſein würde. Und doch iſt der Eindruck, welcher auf den Nerven geſchieht, als ein ſolcher, nämlich die Geſchwindigkeit der Licht- und Schallwellen, in beiden Fällen derſelbe. Es muß daher die angenehme Empfindung, welche bei ſtarken und heftigen Eindrücken ſich bis zum lauten Jubel ſteigern kann, von einem Ueberſchuſſe, einer Ueberfülle der Lebenskraft in dem betroffenen Organe herrühren, wodurch daſſelbe im Stande iſt, den zerſtörenden Einwirkungen, welche ihm bei ſchwächerer Lebenskraft drohen würden, Trotz zu bieten. Der Eindruck, welcher unter andern Umſtänden ein widriger Eindruck der erſchlafften Kraft oder der Schwäche geweſen ſein würde, bringt unter dieſen Umſtänden das Subject allererſt zum angenehmen Gefühl der Stärke ſeiner Kraft, welches ohne jenen Anreiz gar nicht ins Bewußtſein getreten ſein würde. In andern Fällen iſt es der Umſtand der Gewohnheit, welcher entſcheidet, ob eine Empfindung uns Schmerz oder Luſt verurſachen ſoll. Wenn wir z. B. lange im Finſtern geſeſſen haben und es wird plötzlich eine brennende Kerze gebracht, oder wenn wir aus einem dämmrigen Schlafgemach ins blendende Licht der Morgenſonne treten, ſo ſehen wir uns genöthigt, die Augen zuerſt eine Weile zu ſchließen und uns durch Blinzeln allmälig an daſſelbe Licht als ein relativ unangenehmes zu gewöhnen, welches uns doch eine kurze Weile nachher nur Eindrücke des reinſten Wohlgefallens macht. Dies iſt nur zu erklären aus einer im Organe vorgehenden Veränderung. Daſſelbe ſetzte aus einer im Finſtern angenommenen Gewöhnung dem aufgehenden Lichte weniger Kraft ſeiner möglichen Gegenwirkung entgegen, als nöthig war, um den Eindruck in einen angenehmen zu verwandeln. Es war wol genug Kraft zur Gegenwirkung vorhanden, aber ſie wurde aus Urſache einer Gewöhnung nicht zur rechten Zeit angewandt und in widerſtrebende Thätigkeit verſetzt. Doch ſtellt ſich das gefoderte Verhältniß bald her, und die Gewöhnung geht bei zunehmenden Reizen in die entgegengeſetzte über, einem jeden Reize die möglichſt große Reaction der Lebenskraft des betroffenen Organs entgegen zu ſetzen, wodurch man dahin kommt, allmälig ſehr heftige Reize, wie Kanonendonner, Oxygengas-Licht, Furcht und Hoffnung beim Pharoſpiel u. dgl. mit Luſt ertragen zu können. Jedoch wird man, ſobald man ſich der letzteren Gewohnheit hingibt, grobfühlig, indem ein ſo geſtimmtes Organ feinere Reize ganz zu überſehen anfängt, für feinere Reize ſtumpf

wird. Denn die Reize werden um ſo weniger empfunden, je tiefer ſie dem Grade ihrer Stärke nach unter dem Punkte liegen, wo die Kraft des Organs nicht mehr genügend reagiren kann, oder wo der Reiz zum Schmerz wird. Dieſer Punkt iſt aber ein beweglicher. Er liegt bei der Gewöhnung an ſchwache Reize ſehr niedrig, bei der Gewöhnung an ſtarke Reize ſehr hoch. Ferner liegt es in der Natur der Gewöhnung, daß derſelbe durch Nichtgebrauch des Organs in einem ſteten Sinken, durch Gebrauch deſſelben aber in einem ſteten Steigen begriffen iſt. Die Friſche der Morgenempfindung beſteht darin, daß auch die geringern Reize leicht anſchlagen, indem ſich die Organe in der Nacht ausgeruht haben, wodurch der Punkt der Reizhöhe auf einen niedrigen Stand herabſinkt. Im Verlauf der Tageseindrücke ſtumpfen ſich die Organe wieder mehr ab durch große Reizquanta, d. h. der Ausgleichungspunkt zwiſchen Reiz und Kraft geräth in ein fortwährendes Steigen, und würde immer darin bleiben, wenn nicht am Abend ſich zuletzt eine allgemeine Erſchöpfung der Lebenskräfte unter der Geſtalt der Ermüdung einſtellte, worauf ſodann wiederum der Schlaf durch den Nichtgebrauch der Sinnorgane ein allmäliges Sinken ſämmtlicher Ausgleichungspunkte in allen Organen bewirkt. Es erklärt ſich hieraus auch leicht, warum unerwartete Reize und ſolche, welche vereinzelt und außer Zuſammenhang auftreten, immer ſtark afficiren, wenn ſie auch klein ſind, wie Geräuſch in ſtiller Nacht, unverhoffter Scherz während angeſtrengter Debatte, der geringſte Flecken auf einem Bogen Velinpapier, ein kleiner Tumult während langer Friedenszeit u. dgl. Der an ſich ſelbſt ſchwache Reiz bekommt in ſolchen Fällen die Stärke ſeiner Empfindung blos daher, daß, weil die Nervenkraft in Beziehung auf eine gewiſſe Art von Reaction ſich in völliger Entwöhnung befindet, nun in Beziehung hierauf der Ausgleichungspunkt zwiſchen Reiz und Kraft ſich im Augenblick auf einen Grad geſunken zeigt, welcher uns häufige Gelegenheit zur Verwunderung bietet. Denn es muß allerdings Jedermann verwundern, wenn er bemerkt, wie ganz kleine und an ſich unbedeutende Reize uns außer uns zu ſetzen vermögen, blos dadurch, daß ſie auf ein völlig unvorbereitetes Organ treffen, während oft viel ſtärkere Reize derſelben Art uns wenig anhaben, blos darum, weil ſie ſich häufig und regelmäßig wiederholen und dadurch das Organ gegen ſie abſtumpfen, d. h. ſeinen Ausgleichungspunkt zwiſchen Reiz und Kraft immer höher hinaufſchrauben.

Hier tritt nun aber noch ein Umſtand hinzu, welcher viel zur Verdeutlichung des Phänomens beiträgt. Es kann ſich nämlich daſſelbe Organ gegen eine beſtimmte Art von Eindrücken abgeſtumpft zeigen, während ſeine Reizbarkeit für andere eine zarte bleibt. Der Müller iſt gegen das Geräuſch ſeiner Mühle ſo abgeſtumpft, daß er gar nicht mehr darauf achtet, während es einem andern unerträglich ſcheint. Dennoch wird der Müller für andere Töne ein ebenſo feines Ohr behalten wie jeder andre, denn man braucht beim Reden mit ihm die Stimme nicht ſtärker anzuſtrengen als beim Reden mit einem andern. Sein Gehör iſt alſo nur abgeſtumpft gegen ein ganz beſtimmtes Geräuſch, in demſelben Sinne, wie man auch abgeſtumpft ſein kann gegen ein beſtimmtes Muſikſtück, an deſſen häufigen Vortrag man ſich dermaßen gewöhnt hat, daß es alle Wirkung auf die Aufmerkſamkeit zuletzt verliert. Es folgt hieraus, daß der Ausgleichungspunkt zwiſchen Reiz und Kraft ſich nicht auf ein ganzes Organ erſtreckt, ſondern in Beziehung auf häufig gehabte Eindrücke immer ein weit höherer iſt als in Beziehung auf weniger häufige, und in Beziehung auf dieſe wiederum ein weit höherer als in Beziehung auf noch niemals gehabte Eindrücke. Dieſer Umſtand kann nur ſeine Erklärung finden in den von den Eindrücken zurückbleibenden Gedächtnißſpuren, denen im Verhältniß ihrer Stärke eine Anziehungskraft gegen die reagirenden Lebenstriebe des Organs zugeſchrieben werden muß, ſodaß, ſobald das Organ anfängt, ſich mit ſeinem Triebe zu füllen, die vorhandenen Gedächtnißſpuren denſelben im Grade ihrer Stärke an ſich ziehen oder in ſich ſaugen. Hieraus iſt es dann auch wiederum klar, warum bei der Gewöhnung an gewiſſe Reizmittel, wie geiſtige Getränke, Schnupf- und Rauchtaback u. ſ. f. mit der Zeit immer größere Reizquanta nöthig werden, um die alten Wirkungen zu erneuern. Denn mit der Häufigkeit des Genuſſes ſteigt die Summe ſeiner Gedächtnißſpuren, dieſe aber ziehen nach dem Grade ihrer Stärke den Lebenstrieb des Organs an ſich, wodurch der Ausgleichungspunkt zwiſchen Reiz und Kraft in Beziehung auf eine gewiſſe Empfindung immer höher ſteigt, und folglich immer größere Reizquanta angewandt werden müſſen, um bei ſeiner geſtiegenen Höhe denſelben Effect auf die Wahrnehmung und Empfindung hervorzubringen, welcher vordem bei geringer Höhe des Ausgleichungspunkts mit geringern Mitteln hervorgebracht wurde. Dies betrifft die einzelnen genauern Umſtände der Erſcheinung. Jetzt zu ihrem allgemeinen Geſetz.

Es liegt im Wesentlichen schon ausgesprochen in dem Angedeuteten, daß eine gewisse Quantität Lebenskraft oder Lebenstrieb in der angegebenen Vertheilung nöthig ist, um die drohende Verletzung des Organs durch zu hoch getriebene Eindrücke zu verhüten. Fehlt diese Quantität der Kraft, entweder überhaupt, oder in Beziehung auf dieses bestimmte Organ, oder in Beziehung auf eine gewisse Art der Eindrücke dieses Organs, so entspringt Schmerz, als ein Gefühl der Unzulänglichkeit der Lebenskraft gegenüber dem Reiz, oder als ein Gefühl drohender Zerstörung des Organismus, indem derselbe bei fortdauerndem Kraftmangel vermöge der zerstörend wirkenden Eindrücke seinem Ruin entgegeneilen würde. Umgekehrt wird das Gefühl der Kraft des Lebenstriebes, welcher die drohende Gefahr überwindet und unschädlich macht, als eine Lustempfindung wahrgenommen. Indem das bestimmte Organ oder die bestimmte Gedächtnißsumme des Organs neue Triebquanta in sich saugt nach den Graden der zu bezwingenden Eindrücke, entsteht dadurch das Gefühl einer gesteigerten Lebenskraft und Lebensfülle im Organ, welches Gefühl um so mehr zunimmt, je stärker der Eindruck ist, welcher glücklich bezwungen wird. Die Erzeugung dieser Lustgefühle, welche die antagonistischen heißen mögen, hat demnach mit der Erzeugung indirecter Lustgefühle Das gemein, daß sie sich einem vorausgesetzten Schmerzgefühl entgegen von innen her erzeugen, unterscheidet sich aber dadurch wesentlich, daß der vorausgesetzte oder veranlassende Schmerz kein vergangener, sondern ein bevorstehender ist, dessen wirkliches Hervorbrechen in der Wahrnehmung durch das mit Lust begleitete Einströmen der Lebenskraft verhindert wird. Bei der indirecten Lust ist der Schmerz gegeben als eingeschmolzen in irgend ein Vorstellungsbild, sei nun dasselbe ein Bild der Erinnerung oder der Einbildung. Hier ist er gegeben in einem Zustande, welcher zwar vorhanden ist, aber nicht zum Erscheinen kommt, weil sein Vorhandensein sogleich einen entgegengesetzten Zustand aus dem Innern hervorlockt, wodurch sein Erscheinen verhindert wird. Dort ist ein Phantasiebild, von dem aus auf die reale Gegenwart der polare Gegenschein seines Gefühles fällt; hier ein Anschauungsbild im Sinnorgan, von wo aus sich im Lebenstriebe des Organs der polare Gegenschein seines Gefühls entwickelt.

Aber die Aehnlichkeit scheint in manchen Fällen noch weiter zu

gehen, in denen nämlich, wo der zu überwindende Schmerz des Grundbildes nicht ein latenter iſt, ſondern neben und vor dem antagoniſtiſchen Luſtgefühl ganz oder zum Theil empfunden wird. Wenn z. B. in Gliedern, die man mit Schnee durchkältet hat, wie beim Werfen von Schneebällen, hinterher eine angenehme Wärme ſich einſtellt, ſo zeigt ſich das Phänomen dem der indirecten Luſt in hohem Grade gleichartig. Denn es liegt in der Nothwendigkeit, daß das Weichen des Froſtgefühls, ebenſo wie das Weichen andrer Schmerzempfindungen, Zahnſchmerz, Geſichtsſchmerz u. ſ. f. eine indirecte Luſt von ziemlicher Intenſität hinter ſich läßt. Dies iſt aber in dieſem Fall noch nicht alles. Denn der dem Organe zur Ueberwindung des zerſtörenden Froſteindrucks zuſtrömende Lebenstrieb, welcher jenem Eindruck entgegen als eine wohlthuende Wärme empfunden wird, geſellt ſeine Luſtempfindung, welche von directer Natur, jenem indirecten aus dem Aufhören des Schmerzes entſpringenden Luſtgefühl. Es darf demnach das hinzutreten der indirecten Luſt hier, wie in allen ähnlichen Fällen, nicht verleiten, das Phänomen einzig auf Rechnung derſelben zu ſchieben, ſondern daſſelbe iſt ein zuſammengeſetztes. Die directe Luſt des Lebenstriebes bringt den Schmerz zum Weichen, und die aus dem Weichen des Schmerzes geborene indirecte Luſt tritt jener als Verſtärkung bei. Auf dieſe Art kann dem Luſtgefühl eines reagirenden Lebenstriebes auf ſeiner höchſten Höhe gedacht noch immer eine künſtliche Vermehrung hinzutreten, dadurch daß man den Schmerz, gegen welchen die Reaction geht, momentan wirklich in die Empfindung treten läßt, weil dieſer der directen Luſt einen Zuſatz von indirecter Luſt gibt, den ſie aus ſich allein nicht haben würde. Solches beobachtet man beim Genuß ſcharf gewürzter Speiſen, ſtarken Branntweins; beim Geruch von Salmiakſpiritus oder sal volatile; auf dieſe Art können leichte Verwundungen die Luſt am Kampfe noch mehr anfachen u. ſ. f.

Die Aehnlichkeit zwiſchen beiden Geſetzen iſt folglich nicht von der Art, daß Uebergänge vom einen ins andre zu entdecken wären, wol aber ſo, daß auf ein allgemeineres Geſetz geſchloſſen werden mag, welchem beide als untergeordnete Anwendungen entſtammen. Denn der der reagirenden Luſt zum Grunde liegende Schmerz wirkt auf den Lebenstrieb wie ein mit Schmerz geſchwängertes Phantaſiebild, welchem gegenüber ſich im Zuſtande der wirklichen Gegenwart

Luſt entwickelt, nur mit dem Unterſchied, daß der Schmerz des Phantaſiebildes ein bewußter, der der reagirenden Luſt zum Grunde liegende Schmerz ein unbewußter iſt. Sodaß die ſchmerzhaften Empfindungen der Sinnlichkeit zu vergleichen ſein würden den in die Phantaſiebilder eingeſchmolzenen Gefühlen, die angenehmen Empfindungen derſelben hingegen den aus dem wirklich gegenwärtigen Zuſtande entſpringenden Gefühlen, welche ſich den in die Phantaſiebilder eingeſchmolzenen Gefühlen widerſetzen. Die Größe des Contraſtes oder der Reaction richtet ſich in beiden Fällen nach der Stärke des die reale Gegenwart erfüllenden Lebenstriebes einerſeits, nach der Größe oder Kleinheit des reizenden Phantaſiebildes oder Sinnenbildes andrerſeits. Gelangt letzteres zu einer ſolchen Stärke, daß der widerſtrebende Lebenszuſtand überwogen wird, ſo wird in beiden Fällen der Lebenszuſtand ſelbſt mit dem Gefühle des gegenüberſtehenden Bildes gefärbt werden, und es wird ſich kein Contraſt zeigen zwiſchen der Empfindung der Gegenwart und der Empfindung des gegenüber tretenden Bildes. Iſt aber das Bild ſchwach, oder iſt der widerſtrebende Lebenszuſtand von ſolcher Stärke des Gefühls, daß er das Gefühl des Bildes überwiegt, ſo tritt der Contraſt ein zwiſchen dem Bilde und der Gegenwart des widerſtrebenden Lebenstriebes.

Eine beſondere Berückſichtigung verdient hier noch der Umſtand, daß die Luſt des reagirenden Triebes gegen den latenten oder unbewußten Schmerz in manchen Fällen ſelbſt als eine unbewußte eintritt, welches dort beobachtet werden kann, wo dieſe Luſt mit einer phyſiologiſchen Bewegung verknüpft iſt. Alles Reagiren phyſiologiſcher Triebe gegen eine drohende Verletzung ihres Organs wird nämlich, ſobald daſſelbe ins Bewußtſein fällt, als Luſt und Behagen empfunden, ſo wie die Verletzung des Organs, ſobald ſie dem Bewußtſein im innern Sinn zugänglich wird, als Schmerz erſcheint. So wird das Ausbrechen des Schweißes in einer durch Erkältung verſtimmten Haut, ſo die erhöhte Thätigkeit des Magens zur Ueberwältigung einer ſchwerverdaulichen Speiſe als angenehmes gleichſam erlöſendes Gefühl bemerkt, ſobald es bemerkbar wird. Aber nicht immer wird ein ſolches Gefühl bemerkbar; denn die Reaction des Triebes kann z. B. ebenſo wol im tiefen Schlaf eintreten, wo keine Empfindung zur Wahrnehmung kommt. In den letztgenannten Fällen hätten wir demnach unbewußte Luſtempfindungen vor uns, erregt durch die Reaction eines

Lebenstriebes gegen unbewußte Schmerzempfindungen. Durch dieſe Wahrnehmung gewinnt die Analogie zwiſchen der Luſt des reagirenden Triebes und den indirecten Gefühlen an Ausdehnung und Vervollſtändigung. Die Reaction, welche bei den indirecten Gefühlen zwiſchen zwei bewußten Gegenſätzen ſpielt, ſehen wir in der Tiefe des phyſiologiſchen Lebens ſich wiederholen zwiſchen zwei unbewußten Gegenſätzen. Hierdurch erſt iſt der ganze Umfang des Phänomens in ſeiner Doppelſeitigkeit abgeſteckt, und die Fälle, von denen wir ausgingen, wo nämlich der Schmerz, gegen welchen reagirt wird, unbewußt iſt, der reagirende Luſttrieb aber ins Bewußtſein fällt, zeigen ſich nunmehr als Zwiſchenfälle oder Uebergangserſcheinungen zwiſchen zwei Extremen.

Auch das Fortarbeiten der phyſiologiſchen Triebe bei mehr oder weniger bedeutenden Störungen in ihren Organen iſt ein Thema, welches hierher gehört. Eine jede Störung, welche einem phyſiologiſchen Triebe in einer ungünſtigen Wirkung auf ſein Organ begegnet, wirkt nämlich als ein ihm widerſtrebender Gegentrieb, welcher ihn an ſeiner Wirkſamkeit im Organ hindert. Wir wollen dies Verhältniß daher die Triebhinderung nennen im Unterſchied von der Triebhemmung oder dem Bewußtſein, womit daſſelbe keine Aehnlichkeit hat. In der Triebhinderung wird der Urtrieb oder ſubſtantielle Trieb, z. B. Trieb der Verdauung, durch den von der unverdaulichen Speiſe bewirkten accidentellen Gegentrieb gradweiſe in ſeiner Wirkſamkeit gehindert bis zum völligen Aufhören derſelben in der Ohnmacht und im Tode. Ein jeder wenn auch noch ſo geringe Grad der Wirkſamkeit des ſubſtantiellen Triebes zeigt demnach immer eine Reaction gegen den accidentellen Widertrieb; zeigt an, daß die Wohnſtätte des Organs dem letztern noch nicht völlig geräumt und überlaſſen worden iſt. Denn offenbar zeigt ſich der accidentelle Trieb beſtrebt, ihn aus derſelben gänzlich zu verdrängen, welches ihm auch mit dem Eintritt des Todes gelingt. Daher iſt die Reaction des ſubſtantiellen oder luſterregenden Triebes gegen den accidentellen oder ſchmerzerregenden Trieb nicht erſt von da an zu rechnen, wo im ſubſtantiellen Triebe die Wahrnehmung der Luſtempfindung beginnt, ſondern ſie reicht ſo weit, als der ſubſtantielle Trieb dem accidentellen noch irgend eine Thätigkeit entgegen ſetzt. Er empfindet, indem er dies bis zu einem gewiſſen Grade vollbringt, die Hinderung ſeiner ſelbſt durch den Gegentrieb in Geſtalt

eines Schmerzgefühls. Das Gefühl der Luſt entſteht erſt dann in ihm, wenn er das Feld ſeiner Wirkſamkeit, um welches geſtritten wird, nicht allein ſiegreich gegen ſeinen Gegner behauptet, ſondern hiedurch auch noch dazu ermuntert wird, ſeine Thätigkeit im wiedergewonnenen Organe ſtärker werden zu laſſen, als ſie ohne vorhergegangenen Kampf geweſen ſein würde. So z. B. geht das fühlbare Vergnügen des Sehtriebes im Auge erſt da an, wo durch eine ungewöhnliche Licht- und Farbenentwickelung das Organ ſo hoch erregt wird, daß durch Steigerung oder lange Andauer ein Schmerz in Ausſicht ſteht. Der Verdauungstrieb fängt erſt dann an, ſich als eine fühlbare Luſt wahrzunehmen, wenn bei ſchwerverdaulicher Speiſe durch einen zu Hülfe genommenen Branntwein u. dgl. oder auch durch unmittelbare Kraft der Magen zu ungewöhnlicher Thätigkeit bis zur gelingenden Anſtrengung gereizt wird, was dann als fühlbare Luſt, erhöhte Wärme in der Magengegend u. ſ. f. ſich kund gibt. Solche directe Luſtempfindung dauert aber immer nur ſo lange, als der accidentelle Gegentrieb ebenfalls noch arbeitet. Mit der Thätigkeit des letztern hört die directe Luſt im erſtern auf, und es tritt, während die Thätigkeit des ſubſtantiellen Triebes ſich wieder auf das gewöhnliche Maß zurückzieht, im Gefühle ein unempfindlicher oder gleichgültiger Zuſtand ein.

Wir wiſſen, daß Luſt das Streben iſt, in einem gegenwärtigen Zuſtande zu verharren, Unluſt hingegen das Streben, einem gegenwärtigen Zuſtande zu entfliehen. Wenn wir dieſe Einſicht auf das gewonnene Verhältniß des ſubſtantiellen Urtriebes zum accidentellen Gegentriebe anwenden, ſo wird uns dies zu genauerer Orientirung dienen. Fürs erſte iſt klar, daß der Schmerz dieſes Verhältniſſes nicht dem accidentellen Gegentriebe zukommen kann, ſondern ganz allein dem ſubſtantiellen Urtriebe zugeſchrieben werden muß. Denn der Schmerz tritt dann ein, wenn der Urtrieb von dem Felde, um das geſtritten wird, zu fliehen anfängt vor dem Gegentriebe. Die Flucht vor einem Felde der Wirkſamkeit, überhaupt vor einem Zuſtande der Gegenwart, heißt Schmerz, und ein jeder Schmerz iſt der Trieb einer Flucht vor gegenwärtigen Zuſtänden. Indem alſo der Gegentrieb im Urtriebe einen Schmerz erregt, verurſacht er eine Abſonderung zwiſchen dem Triebe des Beharrens und Fortwirkens im Organ (Luſttrieb) und dem Triebe der Flucht vor dem Organe (Schmerztrieb), und der Grad des Schmerzes zeigt den Grad an, in welchem im Triebe des Organs bereits

durch den Gegentrieb ſein Trieb zur Flucht iſt erregt worden. Hieraus folgt, daß der Gegentrieb als ſolcher niemals in die Empfindung fällt, daher niemals in ſich ſelbſt, ſondern immer nur im Urtriebe durch den Schmerz oder partiellen Fluchttrieb wahrgenommen wird. Der ſubſtantielle Trieb ſei z. B. der Verdauungstrieb im Magen, der accidentelle Gegentrieb das Anfreſſen der Magenwände durch Arſenik, ſo gehört der Schmerz niemals den corroſiven Bewegungen des Arſeniks an, ſondern iſt immer ganz allein das Fluchtgefühl im Triebe der Verdauung aus dem Orte, worin ſeine Wirkſamkeit nicht mehr möglich iſt. Wir müſſen uns daher vor dem Ausdrucke hüten, daß hier ein Lusttrieb mit einem Schmerztriebe *kämpfe*, wol aber dürfen wir von der *Reaction* eines Lusttriebes gegen einen Schmerztrieb reden, indem durch die Reaction des Urtriebes gegen ſeinen eigenen partiellen Fluchttrieb oder gegen den als Schmerzzuſtand empfundenen Theil ſeiner ſelbſt einer Vergrößerung des Zuſtandes directer Luſt im Urtriebe zugeſtrebt wird. Denn da die Thätigkeit eines Theiles des Urtriebes in dem Felde ſeines Organs noch nicht ſogleich erliſcht, während andre Theile deſſelben durch ihre Flucht von jenem Felde ſchon das Gefühl des Schmerzes bewirken, ſo eröffnet ſich hier eine Scala des Schmerzes von dem Punkte einerſeits, wo der ganze Trieb in einen Trieb der Flucht vor ſeinem Organe verkehrt worden iſt, bis zu dem Punkte andrerſeits, wo dieſes mit keinem Theile mehr der Fall iſt, ſondern der Trieb entweder blos ſeine vorige Wirkſamkeit wieder erlangt hat, oder ſogar zu derſelben noch eine außergewöhnliche Verſtärkung hinzugewinnt, welche als directe Luſt im Urtriebe empfunden wird und ſolange dauert, als noch eine Thätigkeit des Gegentriebes im Organe vorhanden iſt. Folglich iſt die directe Luſt im Urtriebe nur dadurch vorhanden, daß der Thätigkeit des ſubſtantiellen Urtriebes zur Beſiegung des accidentellen Gegentriebes oder als Reaction gegen ſeinen eigenen Schmerztrieb aus den Tiefen des Selbſt eine überflüſſige Hülfe zuſtrömt, nämlich eine größere, als er zu dieſem Zwecke im Augenblick gebraucht. Sie ſtrömt ihm aber immer nur ſo lange zu, als der Gegentrieb ſeine feindlichen Wirkungen fortſetzt. Sobald dieſe aufhören, hört auch das Zuſtrömen jener überflüſſigen Hülfe auf.

Wenn wir nun dieſes Geſetz der reagirenden Triebe in der Phyſiologie, nachdem wir es uns bis auf dieſen Grad verdeutlicht haben, aufs neue mit den den indirecten Gefühlen zum Grunde liegenden

Verhältniſſen zuſammenhalten, ſo müſſen wir uns vollends überzeugen, daß beide Phänomene nur untergeordnete Fälle der Vollziehung deſſelben Grundgeſetzes der Triebe darſtellen. Wenn z. B. die Furcht vor dem Feinde, den man im Anmarſche glaubt, die Bewohner eines Dorfes in Flucht ſetzt, ſo wirkt das Phantaſiebild des Feindes im Ueberzeugungsraum gerade ſo, wie wir oben den Arſenik im Magen wirkend fanden. Denn es gibt dem Triebe der Selbſterhaltung, welcher ſich bis dahin im Verweilen an dieſem Orte befriedigte, die entgegengeſetzte Richtung eines Fluchttriebes, gerade ſo wie vor dem eindringenden Arſenik der Verdauungstrieb entweder ganz oder zum Theil das Organ zu fliehen begann. Ermannen ſich nun aber dieſelben Einwohner zur Gegenwehr gegen den gefürchteten Feind, ſo iſt klar, daß dieſe Ermannung oder Reaction gegen den Fluchttrieb nur durch eine Verſtärkung des Triebes zum Ausharren möglich gemacht wird, z. B. durch muthanfachende Reden u. dgl. Denn die Höhe, welche der Trieb jetzt gewinnen muß, lieber das Leben zu verlaſſen als dieſes Haus, dieſe Straße, war ihm früher keineswegs eigen. Ob er nun aber dieſe Höhe gewinnen kann, das hängt von der Beſchaffenheit des innern Kraftfonds ab, aus welchem ihm die Hülfe zuſtrömt. Iſt dieſer groß, wie beim Muthigen, ſo wird gegen den Fluchttrieb reagirt, iſt er klein, wie beim Verzagten, ſo wird der ganze Selbſterhaltungstrieb des Bleibens in einen Selbſterhaltungstrieb der Flucht umgedreht. Durch die Stärke des Hülfsfonds erhebt ſich der Contraſt zwiſchen dem alten Grundtriebe und ſeinem neuen umgedreheten Theil, während bei mangelndem Hülfsfonds der ſubſtantielle Trieb keine Reſiſtenz hat gegen ſeine eigene Umdrehung durch das Phantaſiebild. Daher ein oberflächlicher Verdruß (Daſeinsekel), welcher keine tiefern Wurzeln in der Seele hat als eine momentane Verſtimmung, durch heitere Vergnügungen und mit ihnen verknüpfte angenehme Bilder leicht in Daſeinsfreude oder Behagen umgeſtimmt wird, während der tiefwurzelnde Gram durch nichts ſtärker erregt und in der Empfindung verſchärft wird, als wenn man ihn durch das Spiel vergnügender Bilder erſt zur Reaction aus ſeiner Tiefe empor zwingt. Wenn demnach durch das von einem Phantaſiebilde ausgehende angenehme Gefühl auf die wirkliche Gegenwart ein Schatten des Schmerzes geworfen wird, ſo iſt dieſer Schmerz ein zur Reaction geweckter Beſtandtheil meiner ſchmerzlichen Grundſtimmung, welche gegen das Bild hin, welches einen Theil von ihr ins Gegen-

theil einſchmilzt, aus ihrer Tiefe empor deſto ſtärker reagirt, und dadurch Gefühle in die Wahrnehmung bringt, welche andernfalls in der Tiefe des Selbſt verborgen geblieben ſein würden. Und wenn wir in der frühern Unterſuchung das Geſetz fanden, daß es abhänge von der Größe des empfundenen Contraſtes zwiſchen Phantaſiebild und Gegenwart, ob eine Reaction des Gegenwartgefühls gegen das Phantaſiegefühl eintreten, oder das erſtere ſich in das letztere umſtimmen ſolle, ſo fanden wir damit allerdings das Richtige, ohne jedoch der Sache damit ſchon auf den Grund zu ſehen. Denn die Größe des Contraſtes, welche dem oberflächlichen Anblicke als Richtſchnur und Maßſtab der Reaction erſcheint, zeigt ſich dem tiefern Blicke als ein bloßes Symptom oder Merkmal der Reaction ſelbſt, welches gradweiſe mit ihr ſteigt und ſinkt. Denn je größer der reagirende Kraftfonds iſt, deſto ſtärker wird der Contraſt empfunden, je geringer, deſto weniger.

Bemerkenswerth iſt bei dieſem allem der Umſtand, daß auf die Grundtriebe des Selbſt Phantaſiebilder ganz ähnliche Wirkungen hervorzubringen vermögen, als wir ſie in andern Fällen von phyſikaliſchen Gegentrieben ausgehen ſehen, welche den ſubſtantiellen Trieben des Organismus das Feld ihrer Thätigkeit im Organe beſtreiten. Es wird in dieſem beiderſeitigen homogenen Verhalten der ungeheure Unterſchied ganz für nichts gehalten und gleichſam ausgelöſcht, welcher beſteht zwiſchen dem zu meinem eigenen Selbſt gehörenden Phantaſiebilde und dem im feindlichen Gegentriebe (z. B. dem magenanfreſſenden Triebe des Arſeniks) dem Selbſt entgegentretenden Gegenſelbſt oder Außending. Die Phantaſie beſitzt die Macht, dem wirklichen Selbſt innerhalb der Sphäre des innern Sinnes ebenſo ein wirkſames Gegenſelbſt gegenüber zu ſtellen, wie in der Sphäre des äußern Sinnes durch die wirkſamen Gegentriebe andrer Selbſte, mit denen es in Berührung tritt, geſchieht. Das Phantaſiebild wird in dem Grade als etwas Fremdes, als ein Gegenſelbſt, empfunden, in welchem das Selbſt gegen die von ihm auf ſeine Triebe ausgehenden Wirkungen ſich wehrt oder reagirt. Dieſe Wehrhaftigkeit oder Reaction des Selbſt kann ſowol zum Siege als zur Niederlage führen, daher der Menſch ebenſowol aus Schreck vor dem eingebildeten Uebel ſterben kann, als aus Schreck vor dem wirklich eintretenden. Je ähnlicher dagegen die vom Phantaſiebilde geweckten Gefühle den im Selbſt gerade vorhandenen und hervorgehobenen ſind, deſto mehr wird ſich der Contraſt zwiſchen dem Zuſtande der Phantaſie

und dem der wirklichen Gegenwart aufheben, und anſtatt zu reagiren wird das wirkliche Selbſt die aus dem phantaſtiſchen ſtrömenden Gefühle als einfache Verſtärkungen nach dem Geſetze der Aehnlichkeit ſich aneignen, ein Vorgang, welcher ganz jenen Vorgängen im organiſchen Leben entſpricht, wo das zum Selbſt hinzutretende Gegenſelbſt in Speiſe, Trank und Luft keine zerſtörenden Gegentriebe in die Organe trägt, ſondern ſich mit Kräften und Trieben in ſie einſenkt, welche wegen ihrer Gleichartigkeit in die phyſiologiſchen Triebe der Organe als Verſtärkungen können aufgenommen und aſſimilirt werden.

§. 39.

Das Selbſt oder die Perſon.

Verhältniß von Seele und Leib. Die Vorſtellungsherde zerfallen in Mittelherde und Endherde. Die Empfindungen der Mittelherde ſind Triebempfindungen. Vom naturrechtlichen Beſitz. Vom Tode als Freiwerden des innern Sinnes. Muthmaßliches Verhältniß der Seele zur Elektricität.

Die Unterſuchungen ſind bereits bis zu einem Punkte gediehen, wo es erlaubt iſt, einen Blick auf den letzten Hintergrund zu werfen, welcher ſämmtlichem Vorſtellungsinhalt als Baſis und Wurzel des innern Sinnes zu Grunde liegt und welchen wir mit dem Namen unſerer ſelbſt oder unſerer eigenen Perſon benennen.

Die bisherigen Unterſuchungen haben gelehrt, daß der Begriff des Selbſt oder innern Sinnes mit dem Begriffe eines reinen Lufttriebes zuſammenfällt, d. h. eines Triebes nach Feſthaltung des vorhandenen Zuſtandes. Wird dieſer Trieb in völliger Reinheit gedacht, ſo iſt er ein völlig unvermiſchter oder ungeſtörter Trieb, ein Trieb mit völlig gelingendem Streben, und folglich der vorhandene Zuſtand, deſſen Beſtehen durch ihn geſichert iſt, ein unveränderlicher, d. h. ſubſtantieller Zuſtand. Von dieſer Art iſt die Wurzel des Selbſt oder innern Sinnes, dies allein iſt ſeine Subſtanz, und daher iſt alles Uebrige, was in ihm vorkommt, von accidenteller Natur, oder exiſtirt an jener Einen Subſtanz nur als Eigenſchaft.

Dies nun hat an und für ſich wenig Schwierigkeit. Schwieriger iſt es, das Verhältniß dieſes ſubſtantiellen Lufttriebes zu den verſchiedenen Arten der Vorſtellungsherde, oder, in gemeiner Redeweiſe, das Verhältniß der Seele zum Körper zu beſtimmen. Dies möge daher jetzt der Gegenſtand weiterer Erörterung ſein.

Der äußere Sinn empfängt Vorſtellungen von gewiſſen Vorſtellungsherden (Objecten), aber nicht unmittelbar, ſondern durch das Medium der Sinnorgane, welche ſelbſt Vorſtellungsherde ſind. Die Vorſtellungsherde theilen ſich deshalb in Vorſtellungsherde ſchlechthin, und ſolche Vorſtellungsherde, welche das Mittelglied bilden zwiſchen jenen und dem Selbſt oder innern Sinne. Dieſe mögen daher die Mittelherde, jene die Endherde heißen. So z. B. iſt beim Sehen das Auge der Mittelherd, das geſehene Object der Endherd. Die Mittelherde werden wahrgenommen theils als Endherde durch andre Mittelherde, wie wenn ich meinen eigenen Leib beſchaue, betaſte u. ſ. f., theils aber auch unmittelbar durch das Selbſt. Sämmtliche Empfindung der Endherde durch die Mittelherde (Sinnorgane) heißt Organempfindung, wohin Farben, Töne, Geſchmäcke, Gerüche, Wärme, Näſſe, Schwere u. ſ. f. gehören. Dunkler iſt die Empfindung der Mittelherde in ihrem reinen Antheil. Dahin gehört zuerſt die Empfindung des Orts, den ein Mittelherd, z. B. das Auge, die Hand, einnimmt, und von welchem aus die Diſtanzen der empfundenen Endherde projicirt werden. Sodann die reine Empfindung der Diſtanzen zwiſchen den verſchiedenen Mittelherden, z. B. zwiſchen Hand und Hand, zwiſchen Hand und Auge u. ſ. f. Ferner die Empfindung der Willensacte, durch welche Bewegungen der Mittelherde, z. B. der Hand zur Hand, der Hand zum Auge, erfolgen. Endlich die Empfindung, daß Triebe vorhanden ſind, ſolche Bewegungen zu verrichten, Triebe, deren Vollziehung Luſt, deren Hemmung Unluſt mit ſich führt. Hieraus iſt ſogleich erkennbar, daß die reinen Mittelherdempfindungen lauter Eigenſchaften des Trieblebens ſind, indem ſie Triebhemmungen, Triebförderungen, Bewegungen, Oerter und Diſtanzen enthalten. Daß der Raum ſelbſt nichts weiter als ein Triebphänomen iſt, iſt oben bereits nachgewieſen worden.

Hierdurch ſpaltet ſich nun der dunkle Begriff des Körpers in zwei Hälften, in den Körper, ſofern er von außen erkannt wird als Endherd, und in den Körper, ſofern er von innen erkannt wird als Mittelherd. Es iſt zu unterſuchen, ob dies blos ein abſtracter Unterſchied iſt, oder ob derſelbe auch in der Wirklichkeit etwas zu bedeuten hat.

Zunächſt zeigt ſich dieſer Unterſchied als wirklich und folgenreich dadurch, daß nicht der ganze Körper als Mittelherd oder Sinnorgan fungirt, ſondern nur beſtimmte Theile deſſelben, welche das Nerven-

ſyſtem genannt werden. Nur allein das Nervenſyſtem iſt Mittelherd oder percipirendes Sinnorgan, und folglich iſt alles Uebrige, was außerhalb des Nervenſyſtems im Körper angetroffen wird, ein bloßes Conglomerat von Endherden oder Stoffen, gleich jeder andern betaſtbaren Maſſe außer uns. Dieſes Conglomerat hat am innern Sinne oder Selbſt ganz und gar keinen Antheil, und gehört daher gänzlich der Außenwelt an. Während das Nervenſyſtem den Begriff des Selbſt allerdings einſchließt und von ihm durchdrungen iſt, gehören die übrigen Theile meines Leibes gar nicht zu meiner Perſon, ſondern ſind nichts als ihr naturrechtlicher Beſitz. Wer mich tödtet, verwundet, ſchlägt, verletzt meine Perſon, wer mir aber z. B. die Haare abſchneidet, begeht an mir blos einen Diebſtahl.

Das Nervenſyſtem iſt, wenn man es als Endherd betrachtet, ein eiweißſtoffartiges aus Fäden und Knoten beſtehendes Gewebe. Es iſt, wenn man es als Mittelherd betrachtet, der Raum, in welchem die Triebe mit ihren Gefühlen, Bewegungen und Empfindungen wirken. Und zwar iſt die Wirkſamkeit unſerer Grundtriebe hier ſo vertheilt, daß die Wirkſamkeit der Organempfindungen ganz und gar auf die ſenſitiven und ſenſiblen, die Wirkſamkeit der Bewegungen ganz und gar auf die motoriſchen Nervenfäden beſchränkt iſt, indem ein motoriſcher Nervenfaden ebenſo wenig irgend etwas empfindet, als ein gereizter ſenſitiver Nervenfaden irgend etwas beweget.

Wir können hiermit aufs neue eine wirkliche Unterſcheidung innerlicher und äußerlicher Beſtandtheile in Beziehung auf die Mittelherde geltend machen. Betrachtet man nämlich die ſenſible und motoriſche Faſer anatomiſch, d. h. als Endherd, ſo zeigen ſich beide als aus denſelben chemiſchen Stoffen zuſammengeſetzt. Betrachtet man hingegen die ſenſible und motoriſche Faſer pſychologiſch, d. h. als reinen Mittelherd, ſo erſcheint ihr Inhalt in der Selbſtwahrnehmung von ſo verſchiedenartigem Stoffe, daß der Stoff des einen Mittelherdes, die Bewegung, aus der Sphäre des andern Mittelherdes gänzlich ausgeſchloſſen iſt, und der Stoff des andern, die Empfindung, aus der Sphäre des erſten in eben dem Grade. Der Stoff und Inhalt, welchen wir am Nerven als Endherd mit dem äußern Sinne wahrnehmen, kann daher unmöglich identiſch ſein mit dem Stoffe und Inhalte, welchen wir an ihm als Mittelherd im innern Sinne wahrnehmen. Denn obgleich es recht wol möglich wäre, daß ein und

derſelbe Inhalt einen verſchiedenen Anblick böte, je nachdem man ihn mit dem äußern oder mit dem innern Sinne auffaßte, ſo iſt es doch undenkbar, daß die in der Sphäre der Selbſtwahrnehmung gänzlich entgegengeſetzten Stoffe in der Sphäre der äußern Wahrnehmung als gänzlich ununterſcheidbar ſollten erſcheinen können. Thun ſie dieſes dennoch, ſo iſt dies eben nur ein Zeichen davon, daß Dasjenige, was an ihnen als ununterſcheidbar erſcheint, etwas Anderes iſt als Dasjenige, was wir in der Selbſtbeobachtung unſerer Perſon als ihren gänzlich verſchiedenen Inhalt erkennen.

Es folgt hieraus unumgänglich, daß es auch im Nervenſyſteme irgend einen Beſtandtheil gibt, welcher keinen Anſpruch darauf hat, Mittelherd zu ſein, indem er Eigenſchaften aus der Sphäre der Endherde zu erkennen gibt, welche mit Dem, was die Sphäre der Selbſtbeobachtung zeigt, nicht vereinbar ſind. Dieſer heterogene Beſtandtheil im Nervenſyſtem verhält ſich demnach zum Selbſt oder innern Sinne ähnlich, wie die übrigen Beſtandtheile unſers Körpers ſich zum Selbſt verhalten, nämlich als Außenwelt, nur mit dem Unterſchiede, daß die übrigen heterogenen Beſtandtheile das Selbſt nur umgeben, während dieſer daſſelbe durchdringt.

Das hier Geſagte findet ſeine Beſtätigung in einer andern Beobachtung. In der ganzen Sphäre des innern Sinnes herrſcht, wie früher bewieſen worden iſt, das Geſetz der Identität des Homogenen. Daſſelbe herrſcht auch im Nervenſyſteme des lebendigen Leibes bis auf einen gewiſſen Grad, wie ebenfalls am gehörigen Orte iſt nachgewieſen worden. Dagegen hört dies Geſetz im Nervenſyſtem des Leichnams gänzlich auf, und macht dem elementariſchen Geſetze einer Identität des Homotopiſchen (Aggregatzuſtand) Platz. Was demnach im Leichnam vom Nervenſyſtem übrig bleibt, iſt der Beſtandtheil deſſelben, welcher mit den Functionen des Selbſt oder innern Sinnes keine Verwandtſchaft hat, obgleich er ſie räumlich durchdringt. Daher fällt der Tod ganz in die Kategorie des Entbindens der zuvor gebunden geweſenen und nun frei werdenden Agentien in der Natur, wie der frei werdenden Wärme beim Kryſtalliſiren des Eiſes, oder der frei werdenden Elektricität bei der Entladung des Conductors der Elektriſirmaſchine. Das Agens, welches hier frei wird, iſt dasjenige, deſſen innerſtes Geſetz durch die Formel der Identität des Homogenen ausgeſprochen wird, d. h. das Selbſt oder der innere Sinn.

Dieſes Agens läßt ſich nicht in äußerer, ſondern nur allein in innerer Beobachtung ergreifen, indem die ganze Sphäre der äußern Beobachtung ihm Außenwelt iſt. Freilich ſteht uns der Einblick in dies Agens nur in ſeinem gebundenen Zuſtande offen, indem ſein freier oder an und für ſich ſeiender Zuſtand unſere jetzige Erfahrung überſteigt. Inſofern muß unſere Kenntniß von ihm immer mangelhaft bleiben.

Wir wiſſen, daß das reine Selbſt als die Wurzel des innern Sinnes ein reiner Lufttrieb iſt. Da wir aber zweitens wiſſen, daß dieſes Agens im gegenwärtigen Zuſtande gebundenerweiſe exiſtirt, ſo kommt dieſer Einſicht ergänzend die dritte entgegen, daß in dieſem gebundenen Zuſtande jener Lufttrieb nicht rein erfaßbar iſt, ſondern nur in Vermiſchung mit innerlichen und äußerlichen Grundſchmerzen, wie ſich ebenfalls oben gezeigt hat. Die Grundtriebe unſers phyſiologiſchen Organismus ſind lauter zuſammengeſetzte Triebe, nämlich lauter anſteigende Begehrungstriebe. Auch dies iſt oben gezeigt worden.

Es lohnt ſich nun der Mühe, beide Sphären genauer miteinander zu vergleichen in Punkten, wo ſie vergleichbar ſind. Ein ſolcher iſt vor allen der Raum.

Im Allgemeinen iſt anzunehmen, daß die Oerter, welche die Sinnorgane in der Empfindung des äußern Sinnes einnehmen, mit den Oertern, welche ihre Affectionen in der Selbſtempfindung des innern Sinnes angewieſen bekommen, übereinſtimmen, ſodaß wir z. B. wenn wir im Fuße verwundet ſind, den Schmerz im Fuße fühlen, wenn in der Hand verwundet, in der Hand u. ſ. f. Jedoch gibt es bei dieſer Regel bemerkenswerthe Ausnahmen zu beachten. Werden z. B. die ſenſiblen Nervenfaſern am Elnbogen gereizt, ſo projicirt ſich die Empfindung in die Fingerſpitzen; leiden die Nervenenden oberhalb eines amputirten Armes eine Reizung durch Witterungswechſel u. dgl., ſo projicirt ſich die ſchmerzhafte Empfindung davon in den Raum des nicht mehr vorhandenen Gliedes; geſchieht ein Lichtreiz auf die Netzhaut des Auges, ſo projicirt ſich die Empfindung in eine Entfernung hinein. Ebenſo projiciren der Hörnerv und der Riechnerv ihre Empfindungen in eine unbeſtimmte Weite, und wer mit einer Stange auf dem ſandigen Grunde eines Teiches nach einem hineingefallenen harten Gegenſtande taſtet, der projicirt die Empfindungen des größern oder geringern Widerſtandes aus ſeinen Fingerſpitzen in die feuchte Tiefe hinein. Es

geht hieraus hervor, daß die Oerter der ſinnlichen Empfindungen als Accidentien des Einbildungstriebes ganz diejenige Beweglichkeit an ſich haben, die ihnen dieſer Trieb zuertheilt, während ſich jedoch dieſer Trieb in Bezug auf die Anfangspunkte, von wo ſeine beweglichen Wirkungen ausgehen, an die Oerter gebunden zeigt, welche durch die Formation der ihn bindenden Endherde (Nerven) gegeben ſind.

Es ſcheint hiernach angenommen werden zu müſſen, daß dieſelbe faden- und knotenförmige Figur im Raum, welche ſich in der Sphäre der Endherde als Nervenſyſtem zu erkennen gibt, in der Sphäre des innern Sinnes als eine Grundlage für die Functionen des Einbildungstriebes gegeben ſei, ſodaß bei dieſer Sache völlige Identität vorhanden ſei in Beziehung auf die Geſtalt, völlige Diverſität hingegen in Beziehung auf den beiderſeitigen Stoff oder Inhalt, welcher ſich an dieſe Figur gebunden zeigt.

Was die Diverſität des Stoffs betrifft, ſo hat es damit allerdings ſeine Richtigkeit. Denn ein Stoff, deſſen innerſte Natur die Identität des Homogenen iſt, und ein Stoff, welcher in ſeiner Iſolation nichts als die Identität des Homotopiſchen zu erkennen gibt, ſind nicht daſſelbe Ding. Auf der andern Seite aber ſcheint hier die gänzliche Identität der Form doch noch mancherlei Bedenken ausgeſetzt zu ſein.

Fände dieſelbe durchaus und in allen Theilen ſtatt, ſo könnte das bekannte Ariſtoteliſche Experiment nicht gelingen, daß nämlich ein mit übereinander gelegten Fingern gerolltes Kügelchen doppelt erſcheint. In dieſem Falle wird nicht ein gegebener Eindruck in die Ferne projicirt, ſondern der Sinn legt die Nerveneindrücke fortwährend in ihre gewohnte Lage zurecht, während doch ihre Lage in der Sphäre der Endherde gewechſelt hat und eine entgegengeſetzte geworden iſt. Es ſtimmt demnach die auswendige und die inwendige Geſtalt des Mittelherdes nicht mehr miteinander überein, und wir müſſen, um einen Einheitspunkt zu finden, den wir doch irgendwo vorausſetzen, von den Nervenfäden zu ihren gemeinſamen Knotenpunkten unſere Zuflucht nehmen. Dieſes Auseinandergehen des innern und äußern Sinnes in Beziehung auf die Lage der durch Nerven bezeichneten Oerter zeigt ſich noch auffallender im Bereiche des motoriſchen Syſtems. Reizung der Gehirntheile der rechten Seite verurſacht ſehr oft vermöge einer Kreuzung der Nervenfaſern Zuckungen der linken Seite, z. B. die Reizung der rechten Seh-

kugel (Vierhügel bei Vögeln) Zuckungen der Iris des linken Auges. So ſah man bei Atrophie der linken Hemiſphäre des Großen Gehirns Lähmung und Abmagerung der rechten Seite des Rumpfs entſtehen, bei Durchſtechung des rechten Streifenhügels Lähmung der linken Gliedmaßen, bei Hinwegnahme der linken Hemiſphäre Erblindung des rechten Auges u. ſ. f. Aber ſelbſt wenn die topiſche Uebereinſtimmung der erſcheinenden Ausgangspunkte des projicirenden Einbildungstriebes mit den betreffenden Oertern des Nervenſyſtems nicht an den vielen Ausnahmen litte, an denen ſie leidet, ſo würde doch auch die Uebereinſtimmung beider ſchon darin ihre Lücke haben, daß der innere Sinn von der künſtlichen und vielverzweigten Structur des Nervenſyſtems nichts weiß, und auch nie beim hellſten Bewußtſein etwas aus ſich erfährt. Demnach bezieht ſich die Identität der Oerter des äußern und innern Sinnes zunächſt nur auf gewiſſe urſprüngliche Punkte, wie z. B. die Kreuzungspunkte der Sehenerven als Regulatoren der Lichtempfindung, die Kreuzungspunkte der Faſern des Kleinen Gehirns als Regulatoren der willkürlichen Bewegungen der Extremitäten, die Kreuzungspunkte des Gehirnknotens als Regulatoren der Bewegungen des Athmens u. dgl. mehr.

Aller äußere Empfindungsſinn wird nur dadurch möglich, daß ihm die Projection des Raumes im innern Bewegungsſinne des Trieblebens in der Anſchauung der Organe als Mittelherde vorausgeht. Ein Mittelherd, welcher blos dieſes und nicht auch zugleich Endherd wäre, würde ein reines Triebweſen mit Raumprojection im Einbildungstriebe ſein, demnach ganz mit dem Selbſt oder innern Sinne als ein integrirender Theil deſſelben zuſammenfallen, wodurch der Begriff eines reinen Mittelherdes wegfällt. Denn ein Mittelherd iſt nichts weiter als ein ſolches Ingrediens des Selbſt oder innern Sinnes, welches zugleich Endherd iſt.

Der innere Sinn empfindet ſeinen eigenen Trieborganismus als das Selbſt mit ſeinen Accidentien, der äußere Sinn hingegen empfindet die Triebhemmungen und Triebförderungen, welche dieſem Trieborganismus von außenher, d. h. von Punkten her, welche nicht er ſelbſt ſind, widerfahren. Dieſer Satz iſt ſtrenge feſtzuhalten, obgleich einiges zu widerſprechen ſcheint. Wenn ich nämlich mich ſelbſt betaſte, ſo ſcheint Der, welcher die Empfindung empfängt, und Der, welcher ſie bewirkt, derſelbe zu ſein. Dies iſt jedoch bloßer Schein. Ein

Unterſchied ergibt ſich zunächſt darin, daß das Empfindende in dieſem Falle blos im Nerven angetroffen wird, während das Empfundene größtentheils Dem angehört, was wir oben als die Außenwelt innerhalb unſers Leibes bezeichnet haben. Zweitens iſt das Bewirkende der Triebhemmung in der motoriſchen Nervenfaſer, während das Empfindende derſelben durchaus nicht in dieſer, ſondern im Gegentheil in der ſenſiblen iſt. Drittens iſt von einer Identität des Homogenen, dem allgemeinen und durchgreifenden Charakter des Selbſt, in dieſer Art von Selbſtempfindung keine Rede, ſondern das Selbſt empfindet ſich hier durchaus als ein Object, in welchem nur Identität des Homotopiſchen waltet. Das Selbſt lernt alſo hier unter dem falſchen Namen ſeiner ſelbſt Etwas kennen, was ihm nicht ähnlich ſieht. Aber auch das Erkennende iſt hierbei nicht das Selbſt ſchlechthin, ſondern nur ein Theil ſeiner, nämlich der im ſenſiblen Nervenſyſteme an den Tag tretende Trieb. Das erkennende Selbſt erſcheint alſo hierbei zertheilt und zerſpalten, während das erkannte Selbſt mit Beſtandtheilen einer Außenwelt innerhalb ſeiner eigenen Grenzen vermiſcht erſcheint. Es kann daher von einer Selbſterkenntniß durch den äußern Sinn durchaus nicht die Rede ſein.

Demnach zertheilt ſich der ganze Anblick, den wir haben von unſerm eigenen Nervenſyſtem, in die folgenden drei Theile: 1) Selbſtanblick im innern Sinne von den Oertern des Raumes, wie ſie vorhanden ſind in den ſenſiblen Faſern, 2) Selbſtanblick im innern Sinne von den möglichen Bewegungen jener Oerter, wie ſie gegeben ſind in den motoriſchen Faſern, 3) Anblick des Syſtems im äußern Sinne als eines vielbewußten Vorſtellungsherdes. Die erſten beiden Punkte enthalten den wirklichen oder natürlichen, der dritte Punkt den ſcheinbaren oder künſtlichen Selbſtanblick des Syſtems.

Der Selbſtanblick der Oerter des eigenen Leibes als blos gegebener Oerter, und der Selbſtanblick derſelben als beweglicher Oerter iſt im innern Sinne durchaus ununterſchieden. Daher iſt die Sphäre, worin dieſe beiden Anblicke ſich zu unterſcheiden anfangen, eine mit dem innern Sinne nicht identiſche Sphäre. Was im innern Sinne erſcheint als ein einziger Ort, das erſcheint im Nervenſyſtem in mehre Oerter auseinandergezogen, von denen es im innern Sinne nur einen einzigen Anblick gibt. So z. B. habe ich, wenn ich meinen Finger vor heißem Waſſer zurückziehe, im innern Sinne

die Empfindung, als ob der ſchmerzlich berührte Ort meines Leibes ſich unmittelbar ſelbſt zurückzöge, während doch der wirklich das Glied zurückziehende Ort, nämlich die motoriſche Faſer, ein ganz andrer iſt als der ſchmerzlich berührte Ort (die ſenſible Faſer), und während noch dazu beide Oerter, der motoriſche und ſenſible, im Nervenſyſtem eine Längenausdehnung haben, welche in der Empfindung gar nicht bemerkt wird. Hier iſt demnach im innern Sinne eine Identität des Homogenen (des Empfindungsortes mit dem Bewegungsorte) geſetzt, während in der Nervenfaſer eine Heterotopie oder Nichtidentität beider Oerter ſtattfindet.

Das Nervenſyſtem iſt demnach dasjenige Werkzeug, welches die homotopiſchen Oerter des innern Sinnes mit Heterotopie behaftet. Was im innern Sinne ein einziger Ort iſt, das erſcheint im Nervenſyſtem theils ebenfalls als ein ſolcher, theils aber auch als mehre verſchiedene Oerter, welche durch eine Linie (Faſer) verbunden ſind, von welcher dem innern Sinne alle Anſchauung mangelt. Knötchen, verbunden durch Linien oder Faſern, das iſt die Urform des Nervenſyſtems. Es zeigt ſich in ſeiner einfachſten Geſtalt bei den Seeſternen als ein Fünfeck von Knötchen, durch Fäden verbunden.

Die Grundformel der äußern Sinnlichkeit heißt daher: Heterotopie eines einzigen homogenen Punktes. Der vervielfachte Punkt heißt Ganglion, die Heterotopie iſt durch Nervenfäden dargeſtellt.

Die Grundformel des innern Sinnes in ſeiner Beziehung auf den äußern heißt: Homogeneität und folglich Identität der heterotopiſchen Punkte. Dieſe Punkte ſind entweder blos empfindende oder blos bewegende Punkte, in Verein mit Linien oder Faſern. Die empfindenden erſcheinen mit den bewegenden im innern Sinne als identiſch.

Offenbar ſind hier alſo zwei verſchiedene Daſeinsſphären, welche niemals dermaßen verwechſelt werden können, daß man ſagen dürfte, das Nervenſyſtem erkenne ſich ſelbſt. Denn niemals kann Dasjenige eine erkennende Sphäre genannt werden, worin heterotopiſch und getrennt erſcheint, was in der erkennenden Sphäre homotopiſch und identiſch iſt. Daher ſchließt der Begriff, ein vorſtellendes Weſen zu ſein, den Begriff, ein Vorſtellungsherd zu ſein, als unverträglich aus. Nennt man ein vorſtellendes Weſen überhaupt ein Selbſt oder

ein Ich, ſo iſt die paſſendſte Bezeichnung für einen Vorſtellungsherd, ein Nicht-Ich zu ſein. Dabei erſcheint das Nicht-Selbſt oder der Herd als ein vom Selbſt oder innern Sinne Abtrennbares, oder als eine vom Hunger des innern Sinnes aſſimilirte Speiſe, welche dann, wenn das Selbſt als die Kraft der Identität des Homogenen frei wird, als Excrement von ihr ausgeſtoßen wird.

Dies iſt der Anblick des Verhältniſſes zwiſchen Leib und Seele, wenn man es nach den aus der Beobachtung des innern Sinnes fließenden Kategorien mißt. Es wird zweckmäßig ſein, denſelben noch anhangsweiſe mit Dem, was neuere Entdeckungen auf dem Felde der Nervenphyſik gelehrt haben, in eine nähere Vergleichung zu ſetzen. Machen wir hierzu einen Verſuch, ſo gerathen wir dabei freilich in eine Kluft, welche ſich nicht mehr durch Beobachtung, weder im äußern, noch im innern Sinne ausfüllen läßt, ſondern auf ein drittes Feld, nämlich das der metaphyſiſchen Speculation, hinweiſt. Hier am Kreuzwege, wo die Gebiete dreier Wiſſenſchaften von ungleicher Methode, ungleicher Sicherheit und ungleichem Umfange hart aneinander grenzen, iſt zwar die Orientirung ſchwer, darf aber nicht gänzlich aufgegeben werden, weil die Erfahrung lehrt, daß eine nach Wahrſcheinlichkeitsgründen gewiſſenhaft abgewogene Hypotheſe wegen der darin liegenden Auffoderung zum Weiterforſchen dem erſchlaffenden und lähmenden Zuſtande, welcher in der bloßen Skepſis liegt, immer vorzuziehen iſt.

Die neuern Entdeckungen auf dem Gebiete der Nervenphyſik lehren die Syſteme der Nerven, Muskeln und Häute als elektriſche Apparate kennen. Sie lehren die von Muskeln und Nerven aus erzeugte Elektricität als eine ſolche kennen, welche mit den Thätigkeiten des Empfindens und der motoriſchen Triebimpulſe in einem höchſt nahen Zuſammenhange ſteht, indem gemäß den Graden der Reizung der Nervenfaſer zur Empfindung oder zum Bewegungsimpuls die ſogenannte negative Stromesſchwankung eintritt, und die Irritabilität und Senſibilität der Nerven genau den Stärkegraden der elektriſchen Ströme entſpricht, welche ſie entwickeln. Es iſt hiermit ein Mittelglied zwiſchen der Seelenkraft (dem Selbſt oder innern Sinne) und dem abtrennbaren Weſen (dem Leichnam), an welches ſich dieſelbe bei Lebzeiten gebunden zeigt, thatſächlich aufgewieſen worden. Wären dieſe neuen Entdeckungen nicht gemacht worden, ſo würde man von Seiten der Beobachtung im innern Sinne keinerlei Veranlaſſung haben finden können, auf ein

ſolches auch nur von ferne zu rathen. Es erſcheint vielmehr auf den erſten Anblick als ein gänzlich überflüſſiges und läſtiges. Denn da wir in den Erſcheinungen des Nervenconſenſus die Seelenkraft ganz unmittelbar an ihrem Apparate die Wirkungen ihres Geſetzes einer Identität des Homogenen vollziehen ſehen, ſo erſcheint das ſich einſchiebende Mittelglied eines Stoffes, welcher dem Geſetze der Identität des Homogenen ebenſo entfremdet iſt, als die Eiweißmaſſe der Nerven ohne ihre Verbindung mit der pſychiſchen Kraft es ſein würde, zum mindeſten entbehrlich, wo nicht hinderlich. Und in welch einem ſeltſamen Lichte erſcheint uns hierbei der Apparat des Nervenſyſtems, ein Apparat, welcher zwei Kräfte miteinander in die engſten Wechſelbeziehungen ſetzt, deren Grundgeſetze nichts miteinander gemein haben!

Weit einfacher und glaublicher würde ſich die Sache geſtalten, wenn wir annehmen dürften, daß die elektriſche Kraft mit der pſychiſchen eine weſentliche Verwandtſchaft beſitze. Nur auf dieſe Art würde es möglich ſein, den Ungereimtheiten zu entgehen, welche hier ſonſt nicht aus dem Wege zu räumen ſind, entweder ein Mittelglied anzunehmen, welches nichts vermitteln kann und auch nichts zu vermitteln nöthig hat, oder anzunehmen, daß ein Apparat, welcher für zwei Zwecke thätig iſt, die einander nichts angehen, dennoch den einen immer nur durch den andern erreicht. Die neuen Entdeckungen der Nervenphyſik drängen mit einem Worte zum Materialismus, wenn man nämlich unter Materialismus die Annahme einer weſentlichen Verwandtſchaft von pſychiſcher und elektriſcher Kraft und nichts weiter verſteht. Alle Verſuche, einen ſchroffen Dualismus beider Kräfte aufrecht zu erhalten, werden hinfort als halbe Poſitionen und Uebergangsſtandpunkte erſcheinen müſſen. Daher nun wird die Wiſſenſchaft des innern Sinnes wol am beſten thun, wenn ſie, anſtatt ſich unnöthigerweiſe bei ihnen aufzuhalten, entſchloſſen ſogleich das bevorſtehende Endziel des Proceſſes ins Auge faßt, und ſich fragt: Wie iſt die Annahme einer weſentlichen Verwandtſchaft der pſychiſchen und elektriſchen Kraft mit den Thatſachen des innern Sinnes in Einklang zu ſetzen?

Die Elektricität hat zwei Zuſtände, einen bekannten der Wahrnehmbarkeit im äußern Sinne und einen unbekannten der Latenz. Was die Entdeckungen in der Nervenphyſik zu erkennen geben, bezieht ſich einem großen Theile nach auf den ſtufenförmigen Wechſel dieſer beiden Zuſtände. Im wahrnehmbaren oder den äußern Sinnen zugänglichen

Zuſtande iſt die Elektricität ein imponderables Fluidum, deſſen Theile ſich nebeneinander außereinander befinden, und folglich ihrer Structur und Beſchaffenheit nach dem Geſetze widerſprechen, welches der pſychiſchen Thätigkeit zum Grunde liegt. Weil wir aber den Zuſtand der Latenz dieſer Kraft, in welchen ſie z. B. bei Gelegenheit der ſogenannten negativen Stromesſchwankung an der gereizten Nervenfaſer übertritt, ſchlechterdings nicht durch den äußern Sinn wahrnehmen können, ſo iſt in Beziehung auf ihn, und zwar auf ihn ganz allein, die Möglichkeit zugelaſſen, daß die elektriſche Flüſſigkeit auf Veranlaſſung von Nervenreizen in Zuſtände übergehe, in denen nicht mehr außer und nebeneinander gegebene Theile, ſondern an deren ſtatt auf dem Wege einer Umwandlung Thätigkeiten und Triebe eintreten, welche nach Maßgabe ihrer Homogeneität eins, und nur nach Maßgabe ihrer qualitativen Differenzen entgegengeſetzt und geſchieden ſind.

Das nähere Verhältniß beider Zuſtände würde ſich dann folgendermaßen geſtalten. Das elektriſche Fluidum könnte fortan nicht mehr für einen bloßen imponderablen Stoff angeſehen werden, ſondern würde überhaupt die Stellung gewinnen, ein den Geſetzen einer fremden Daſeinsſphäre temporär unterworfener Zuſtand derjenigen Subſtanz zu ſein, deren in ſich ſelbſt begründeter und auf ſich ſelbſt bezogener Zuſtand das Selbſt oder der innere Sinn genannt wird. Da es im Begriffe des auf ſich ſelbſt bezogenen Zuſtandes liegt, der primäre oder Urzuſtand zu ſein, im Begriffe des auf entgegengeſetztes Daſein bezogenen aber, der ſecundäre oder abgeleitete: ſo würde der elektriſche Stoff durchaus nicht für ein urſprünglich in der Welt Gegebenes, ſondern nur für einen abgeleiteten Zuſtand angeſehen werden können, in welchen das urſprüngliche Weſen des Selbſt oder Ich dann übertritt, wenn es ſich an aſſimilirbare und wieder abtrennbare Subſtanzen aus einer entgegengeſetzten Daſeinsſphäre bindet, und aus welchem es ſich aufs neue in ſeinen Urzuſtand zurückverwandelt, ſobald es bei ſeiner Entbindung von jenem abtrennbaren Weſen (dem Leichnam) in das völlige Selbſtſein des innern Sinnes zurückkehrt. Dieſe Umwandlung wäre aber nicht ſo zu denken, daß das Selbſt bei ſeiner Verbindung mit dem Leichnam in lauter Elektricität umſchlüge (weil dann in ihm ſelber gar keine pſychiſche Thätigkeit übrig bleiben würde), ſondern ſo, daß ein Theil von ihm in pſychiſcher Thätigkeit und folglich im Urzuſtande verharrte, während in einem andern Theile ſeiner ſelbſt dieſe Umgeſtaltung

vor ſich ginge. Feſſelung des Selbſt an den Leichnam und partielle Umgeſtaltung des Selbſt zum elektriſchen Fluidum würden nun als Wechſelbegriffe gelten, und zwar ſo, daß das Selbſt, ſoweit es in pſychiſcher Thätigkeit wäre, nicht als elektriſches Fluidum erſchiene, ſoweit es aber als elektriſches Fluidum erſchiene, ſeiner pſychiſchen Thätigkeit verluſtig ginge.

Dann wären aber auch freilich alle elektriſchen Fluida im Univerſum darauf anzuſehen, Theile eines urſprünglichen Selbſt oder abſoluten Ich zu ſein, welche durch Umgeſtaltung des Zuſtandes der Identität des Homogenen verluſtig gegangen und in den der Identität des Homotopiſchen übergeführt worden ſeien, mit der Fähigkeit, unter günſtigern Umſtänden aus dem abgeleiteten in den urſprünglichen Zuſtand zurück zu kehren.

Man ſieht hieraus zur Genüge, daß es erfoderlichen Falls keineswegs an Mitteln mangeln würde, die auf eine weſentliche Verwandtſchaft der pſychiſchen Kraft mit der elektriſchen deutenden Experimente der Nervenphyſik mit den Geſetzen des innern Sinnes in Einklang zu ſetzen. Wir wenden uns daher aus dem offenen Gebiete der Hypotheſe aufs neue in die engen und geſchloſſenen Grenzen der Beobachtung im innern Sinne zurück.

Viertes Capitel.

Vom Verhältniſſe des Bewußtſeins zum Vorſtellungsinhalte.

---

§. 40.

Von der Annihilation der Triebe.

Recapitulation des ganzen Gedankenganges vom eben vollendeten Theile der Unterſuchung. Unterſchied zwiſchen der Hemmung und der Annihilation eines Triebes. Unterſchied zwiſchen annihilirbaren Gegenſtandstrieben und unvernichtbaren Grundtrieben. Die Gegenſtandstriebe ſinken bei der Annihilation in die Grundtriebe zurück.

Das Grundphänomen, von welchem alle Erfahrung ausgeht, und auf welches alle Erfahrung zuletzt ſich gründet, iſt dieſes, daß wahrgenommene Vorſtellungen in Vergeſſenheit gerathen, und aus der Vergeſſenheit wiederum ins Feld der Wahrnehmung zurückkehren können. Mit dieſem Grundphänomen aller Erfahrung, und folglich auch der pſychologiſchen, hat unſere Unterſuchung begonnen, auf dieſes hat ſie ihre Methode des Weiterſchreitens geſtützt.

So gewiß nämlich Vorſtellungen unſerer Wahrnehmung entſinken und in unſere Wahrnehmung zurückkehren, ebenſo gewiß hatte unſere Wiſſenſchaft zunächſt zu zerfallen in eine Unterſuchung über das Entſinkende und Zurückkehrende einerſeits und eine Unterſuchung über Das, von welchem entwichen und zu welchem zurückgekehrt wird, andrerſeits. Es wurde mit der letztern Unterſuchung als der zu allernächſt unumgänglichen der Anfang gemacht, und für die in der Wahrnehmung als einer ſolchen enthaltenen Beſtimmungen der Name des Bewußt-

ſeins feſtgeſetzt, woraus die Aufgabe entſprang, die höchſt verſchiedenen Bedeutungen des Bewußtſeins oder wahrnehmenden Zuſtandes (wie z. B. des Bewußtſeins als einer Eigenſchaft der Vorſtellungen, als eines Feldes der Beobachtung u. ſ. w.) einer Beurtheilung zu unterwerfen. Der Erfolg davon iſt geweſen, daß ſich in der Thätigkeit der Frage oder der Disjunction ein Princip enthüllte, in welchem die ſämmtlichen verſchiedenartigen Bedeutungen, worin der Begriff des Bewußtſeins angewandt wird, ihre völlige Auflöſung und Erklärung fanden. Die Unterſuchung über die disjunctive Thätigkeit wurde bis dahin fortgeſetzt, wo dieſelbe ins Gebiet des Begehrens und Verabſcheuens und damit der Luſt- und Schmerzgefühle überſprang, indem ſich die thätige Disjunction in jedem Falle als das Ergebniß einer gegenſeitigen Hemmung zwiſchen Begierde und Abſcheu erwies. Denn daß Gefühle und Begehrungen als ſolche nicht der Wahrnehmung, ſondern dem wahrnehmbaren Vorſtellungsinhalt angehören, war bereits klar geworden.

Die Unterſuchung wandte ſich daher nun auf den letztern. Eine Erklärung ſeines Weſens als eines ſolchen ließ ſich nicht ſofort geben. Statt deren war man genöthigt, ſich an Das feſtzuhalten, was von allem Vorſtellungsinhalt als einem ſolchen ausgeſagt werden darf. Die eine dieſer Ausſagen, nämlich ſeine ihm an und für ſich zukommende Unbewußtheit, iſt nur eine negative Beſtimmung, durch welche er ſich gegen das entgegenſtehende Princip der Wahrnehmung oder des Bewußtſeins iſolirbar zeigt, die andre dieſer Ausſagen, nämlich ſeine ihm ebenſo allgemein zukommende Verſchmelzbarkeit, iſt zwar ebenfalls nur eine Verhältnißbeſtimmung, aber doch eine ſolche, die ſich auf ſeine eigenen Theile untereinander bezieht, und welche bei der Verſchmelzung des Ungleichartigen zwar nur unter eintretender Einwirkung des Bewußtſeins, bei der Verſchmelzung des Gleichartigen hingegen ohne alle Einwirkung des Bewußtſeins erfolgt. Aus einer Verbindung beider Arten von Verſchmelzbarkeit des Vorſtellungsinhalts ſahen wir ſeine Zergehbarkeit entſpringen. Weil ſich aber auf dieſem Wege keine Hoffnung zeigte, weiter in das Weſen des Vorſtellungsinhalts einzudringen, ſo ſahen wir uns genöthigt, es mehr im Speciellen zu verſuchen.

Wir verdeutlichten uns alſo zunächſt den am meiſten in die Augen ſpringenden Gegenſatz von univerſellem und ſingulärem Vorſtel-

lungsinhalte, und fanden, daß der singuläre der disjungirbare, der universelle aber der undisjungirbare sei. Wir fanden, daß aller universelle Inhalt sich durch seinen Uebergang ins Gedächtniß in singulären umwandle, und daß im Felde der Anschauung des äußern Sinnes universeller Inhalt mit singulärem zu verschieden gemischten Producten verschmelze. Und um zunächst einmal die Grenzen dieses unermeßlich reichen Untersuchungsfeldes abzustecken, versuchten wir es, einerseits in die ganze Höhe der Singularität hineinzusteigen, andrerseits uns in die ganze Tiefe der Universalität hinabzulassen. Wir fanden als das Singulärste des Vorstellungsinhalts jene in sich selbst zergehenden Vorstellungsreihen, welche aus gleichtheiligen und dadurch in sich beweglichen Bildern bestehen, als das Universellste des Vorstellungsinhalts aber jene sich selbst entweder suchenden oder fliehenden Zustände, welche je nach dem verschiedenen Verhältnisse zu den Anschauungen der Zeit und des Raums, worin man sie auffaßt, entweder Gefühle oder Triebe genannt werden. Die Untersuchung der in den Gefühlen und Trieben waltenden Grundgesetze zeigte sich reich und ergiebig an Ausbeute.

Wir sind nun hiermit an einem Punkte angelangt, wo sich die Ergebnisse der drei im Bisherigen vollendeten Untersuchungen zu weitern und höhern Erfolgen miteinander aufs engste zu verknüpfen haben. Durch die bereits gewonnene Aufhellung des Trieblebens sieht sich die Untersuchung über das Wesen des Bewußtseins von dem Hemmnisse befreit, in welches sie gerathen war. Denn das Gebiet, wohinein sie sich bei ihrem Ende plötzlich verschlagen sah, das Gebiet der Triebe, ist uns schon kein unbekanntes Land mehr. Es kehrt daher zunächst die Frage wieder, was das Bewußtsein, d. h. was eine Hemmung unsers Trieblebens zu bedeuten habe. Diese Frage ist identisch mit der andern, was der Uebergang von einem Widerstreite in eine Disjunction der Vorstellungen zu bedeuten habe. Und weil hiermit das Wesen der Disjunction, wenn auch nur erst in einem einzelnen Beispiele, zu noch tiefern und ursprünglichern Verhältnissen des Vorstellungsinhalts unter sich hinabweist, so bekommt darin die abgebrochene zweite Untersuchung als die Untersuchung des allgemeinen Wesens vom Vorstellungsinhalte eine neue Hülfe, durch welche es ihr vielleicht gelingen dürfte, sich nicht mehr in allen Stücken durch den oberflächlichen Gesichtskreis der Disjunction, d. h. des bloßen Erschei-

nens der Vorſtellungen im Bewußtſein, wie bisher, gehemmt und gebunden zu ſehen.

Kein Bewußtſein und keine Aufmerkſamkeit findet, wie wir geſehen haben, ſtatt ohne fragende Thätigkeit, dieſe ſchließt aber einen Zweifel oder eine ungewiſſe Schwebung zwiſchen Ja und Nein oder zwiſchen Trieb und Gegentrieb in ſich. Beide Triebe ſind hier alſo in einen Kampf oder in eine Hemmung verſetzt, welche ſo lange dauern muß, als nicht durch einen entweder äußerlichen oder innerlichen Grund der eine Trieb das entſchiedene Uebergewicht über den andern bekommt. In dieſer Hemmung ſind die Triebe nicht vernichtet, ſondern vollkommen aufbewahrt und unabgeſchwächt vorhanden, wie man an der Haſt ſieht, womit das Thier, nachdem es eine Weile lang geſpäht hat, ob der ferne Gegenſtand ein Gegenſtand der Luſt oder der Gefahr ſei, entweder hinzu eilt oder hinweg flieht. Die Hemmung oder der Widerſtreit beſteht alſo keineswegs darin, daß der entgegengeſetzte Trieb den entgegengeſetzten vernichte oder ihm an ſeiner Exiſtenz und ſeinem Daſein ſchade, ſondern nur darin, daß er ihn in ſeiner Wirkſamkeit hemmt, daß er ihn aus einem gelingenden Triebe in einen mislingenden Trieb umwandelt. Nun aber iſt, wie wir geſehen haben, das Mislingen aller Triebe als ein ſolches mit Unluſt verknüpft, und folglich entſpringt aus der gegenſeitigen Hemmung der Triebe im Bewußtſein eine gemeinſchaftliche Unluſt, welche ſo groß iſt wie das beiderſeitige Mislingen zuſammengenommen. Den nicht geringen Trieb dieſer Unluſtſumme haben wir bereits als den Trieb der Neugierde kennen gelernt. Er iſt der Trieb, einer doppelſeitigen Hemmung oder einem doppelſeitigen Mislingen der entgegengeſetzten Triebe zu entrinnen. Und weil keine fragende Thätigkeit ohne eine ſolche Hemmung gefunden wird, ſo erklärt ſich hierdurch die Stärke des Unluſttriebes, womit eine jede Frage nach ihrer eigenen Auflöſung verlangt. Dieſer Unluſttrieb wird um ſo ſchärfer ſein, je ſtärker die baſiſchen Triebe ſind, auf deren gegenſeitiger Hemmung er beruht. Daher iſt die Leidenſchaft im engen Kreiſe der auf ſie zunächſt Bezug habenden Anſchauungen ſo klug und ſchlau, weil ſie innerhalb dieſes engen Kreiſes die Neugierde und damit die Fragethätigkeit ſo hoch ſpannt, welche die Thätigkeit der Aufmerkſamkeit, der Alternative und des Nachdenkens iſt. Auf der andern Seite dürfte es leicht einen Mangel an Verſtand geben, welcher auf einer allgemeinen Schwäche und zu großen Herabſpannung der

Lebensbegierden beruhte. Denn ein großes Gebäude erfodert eine große Basis. Die Basis des Denkens aber ist der Trieb.

Bewußtsein oder Aufmerksamkeit entspringt aus einem Mislingen entgegengesetzter Triebe, und ist folglich an sich selbst ein Phänomen der Unlust, welches als solches selbst unter die Classe der verabscheuenden Triebe oder der Triebe der Unlust gehört. Man muß aber die beim Bewußtsein vorkommende Triebhemmung nicht mit Triebhemmungen von andrer Art verwechseln. Wenn z. B. dem Damokles durch Erblickung des Schwertes, das über seinem Haupte an einem Pferdehaar hing, der Trieb des Herrschens gehemmt wurde, so wurde er damit nicht erst in die Alternative einer Frage verwandelt, ob weiter geherrscht werden solle oder nicht, sondern die auftauchende Furcht entschied diese Frage sogleich mit einem unzweifelhaften Nein. Oder wenn dem Hungernden über einer ihn plötzlich überkommenden Schreckensnachricht der Appetit vergeht, so ist der Trieb des Hungers keineswegs in die Alternative einer Frage umgewandelt, ob gegessen werden solle oder nicht, und ebenso wenig ist er ausgerottet (da er später im verstärkten Maße wiederkehrt), sondern er ist durch ein momentan stärkeres Gefühl getilgt und zum Schweigen gebracht, ebenso wie dem Damokles beim Anblicke des Schwertes momentan die Herrscherlust (welche zwar später, in verstärktem Maße vielleicht sogar, wiederkehren konnte) vollkommen vergangen war. In einer ähnlichen Lage ist das Thier, sobald sich seinem spähenden Blicke die Frage, ob ein ferner Gegenstand Lust verspreche oder Gefahr drohe, zu Gunsten der Lust entschieden hat. Denn in diesem Augenblicke löst sich die Alternative auf, worin beide Triebe standen, und während der Lusttrieb in Thätigkeit tritt, zeigt sich der Trieb der Furcht in Beziehung auf diesen Gegenstand völlig gehemmt und gelähmt.

Vergleichen wir die Fälle, in denen Triebe einander einfach tilgen und unterdrücken, ohne in eine Alternative des Fragens überzugehen, mit denen, worin sie sich in eine solche Alternative umwandeln, so springt zunächst Dies dabei ins Auge, daß in den ersten Fällen der gehemmte Trieb nicht allein seine Wirksamkeit verliert, sondern auch während der Dauer seiner Hemmung ganz aus dem Bewußtsein entschwindet, und so dem Bewußtsein als ein völlig vernichteter erscheint, indem er nur noch in der Erinnerung vorhanden ist, während dagegen in den letztern Fällen die Wirksamkeit des

Triebes keineswegs verloren geht, ſondern nur nach innen ſchlägt, indem ſie ſich in eine Agilität der Aufmerkſamkeit verwandelt. Der Unterſchied iſt hier ſo groß, daß während im letztern Falle der Trieb durch ſeine Hemmung Bewußtſein erzeugt und ſich ſelbſt in Bewußtſein umwandelt, er im erſtern Falle vermöge ſeiner Hemmung dem Bewußtſein völlig entſchwindet, wenn er vorher in demſelben vorhanden war. Ja dieſe erſtern Fälle ſind eben die Zuſtände, nach denen der Unluſttrieb der Wißbegierde ſtrebt, daß der eine der Triebe, welche die Alternative der Disjunction bilden, völlig ſeine Wirkſamkeit in der Gegenwart und damit auch ſein Vorhandenſein im Bewußtſein einbüße.

Wohin verſchwindet denn aber der Trieb, welcher völlig ſeine Wirkſamkeit in der Gegenwart einbüßt, und damit auch ſein Vorhandenſein im Bewußtſein? Bleibt außer ſeinem Gedächtniſſe noch irgend Etwas von ihm übrig, das wieder auftauchen könnte, und von welcher Art ſollte dies ſein? Am einfachſten läßt ſich dieſe Frage auflöſen durch Eingehen auf Beiſpiele.

Wenn beim Thiere der Trieb der Flucht vor einem gefürchteten Gegenſtande dadurch ganz außer Wirkſamkeit geſetzt wird, daß es dieſen Gegenſtand als gefahrlos erkennt, ſo behauptet man nicht zu viel, wenn man dieſen Trieb einen völlig annihilirten nennt. Denn er beſtand in dem Unluſtgefühl drohender Gefahr, welches von dem Gegenſtande ausging und in dem Thiere eine repulſive Wirkſamkeit äußerte. Dieſes Unluſtgefühl, welches aus dem Irrthume eines unvollkommenen Sehens entſprang, löſt ſich bei genauerm Hinblicken völlig in Nichts auf oder annihilirt ſich (mit Ausnahme des in der Erinnerung zurückbleibenden und in der Gegenwart eine indirecte Luſt weckenden Gedächtnißbildes). Iſt aber das Unluſtgefühl der künftigen Gefahr in Nichts zerronnen oder völlig annihilirt, ſo iſt damit auch der Trieb zur Flucht annihilirt, welcher nichts Andres iſt als die Wirkſamkeit eines mit Unluſt geſchwängerten Bildes. Triebe und Gefühle ſind darum annihilirbar, weil ſie aus einem zufälligen oder gelegentlichen Zutreffen von Umſtänden zu entſpringen vermögen, welche, wie ſie ſich zuſammengeſtellt haben, auch wieder auseinander zu weichen pflegen. Wird mir die Luſt an einem Gegenſtande, an welchem ich mich zu ergötzen hoffte, verleidet, ſo entſprang die Luſt aus einer falſchen Vorſtellung, welche ich mir

bisher von dem Gegenstande machte, entweder überhaupt, oder insofern ich nicht bedachte, welche modificirende Umstände zu ihm hinzutreten könnten, um ihn zu einem andern zu machen, als er mir bisher erschienen war. Daher denn auch eine solche verleidete Lust, wie die des Damokles, zu herrschen, oder die des gestochenen Kindes, noch ferner mit der Schere zu spielen, ein nicht blos gehemmter, sondern ein völlig annihilirter Trieb zu nennen ist. Zwar ist damit im Kinde der Trieb, mit blanken Instrumenten zu spielen, und im Damokles der Trieb zu herrschen nicht ein für allemal erloschen, aber er ist völlig erloschen für diesen einen bestimmten Fall. Und dieser letztere Ausdruck bezeichnet etwas weit Stärkeres, als er auf den ersten Anblick zu bezeichnen scheint. Wenn z. B. der Hunger, als der Unlusttrieb des weiter oben bereits besprochenen Selbstverlustes, durch die Einnahme einer Mahlzeit gestillt wird, so bedeutet diese Stillung eine wirkliche Annihilation des Hungers. Denn durch die Wiederherstellung des verlorenen Zustandes meiner selbst ist die negative Größe des Selbstverlustes, und mit ihr die positive Größe des an ihr hängenden Unlusttriebes völlig aufgehoben, annihilirt und vernichtet, und es würde dabei ein schlechter Einwurf der sein, daß nach geschehener Verdauung mein Hunger wiederkehren und sich dadurch als nur zurückgedrängt und gehemmt, nicht aber als vernichtet erweisen würde. Denn der künftige Hunger hängt an zukünftigen Selbstverlusten, also an Zuständen, von denen in der Gegenwart noch gar nichts vorhanden ist, der gegenwärtige Hunger aber ist annihilirt, und folglich kann in diesem Augenblicke von einem Hunger nicht in mir die Rede sein. Erwägt man genauer, so findet man, daß in den Augenblicken, wo uns gehoffte Freuden verleidet werden, etwas ganz Aehnliches stattfindet. Dem gestochenen Kinde ist sein Trieb, mit einem blanken Instrumente zu spielen, für die Dauer seines Schmerzes völlig vernichtet, weil ihm durch den Schmerz die Lust daran völlig vernichtet ist, denn es spürt für diese Dauer durchaus keine Lust mehr dazu. Mit dieser Lust ist aber der Trieb völlig vernichtet, denn der Trieb ist die Wirksamkeit dieser Lust. Es könnte sein, daß der Trieb mit blanken Instrumenten zu spielen so stark beim Kinde wäre, daß während es sich vor der Schere scheute, es sich schon in seiner Phantasie nach blanken Gegenständen andrer Art sehnte, oder daß der Herrschertrieb des Damokles so groß

wäre, daß, während ihn der gegenwärtige Thron anwiderte, ihn zu gleicher Zeit ein in ſeiner Phantaſie ſtehender andrer lockte. Auch in dieſen Fällen würde aber der Phantaſietrieb nur in einem uneigentlichen und irrthümlichen Sinne eine Fortſetzung des annihilirten Triebes, der vom wirklichen Gegenſtande ausging, genannt werden. Denn jene Luſt, welche vom wirklichen Gegenſtande ausging, und dieſe Luſt, welche vom Phantaſiebilde eines nicht vorhandenen Gegenſtandes ausſtrömt, ſind nicht dieſelbe Empfindung und folglich ſind auch die Triebe dieſer verſchiedenen Empfindungen nicht ein und derſelbe Trieb. Die Luſt am verleideten Gegenſtande kann ſich ohne weiteres annihiliren, ohne daß ſie nöthig hätte, erſt eine andre ihr ähnliche Luſt in einem ihr ähnlichen Phantaſiebilde hervorzurufen. Vielmehr kann der Trieb des Kindes, ſich die Langeweile zu vertreiben, ſich dermaßen auf andre Gegenſtände werfen, daß alle blanke Inſtrumente und damit auch die Luſt und der Trieb nach ihnen völlig vergeſſen ſind. Und ſo wird auch die Luſt am Herrſchen bei zu großen Hinderniſſen völlig vergeſſen, ſobald nur das Leben zur Ausfüllung ſeiner Leere ſonſtige hinreichende Erſatzmittel bietet. In keinem Falle kann man aber Triebe, welche ſich nicht aus ſich ſelbſt, ſondern nur aus der allgemeinen Flucht des Lebens vor ſeinen Grundſchmerzen nach Umſtänden und Gelegenheiten, nach ſinnlichen Anreizungen und Erinnerungen des Gedächtniſſes, zufällig wiedererzeugen, dann noch dieſelben nennen, wenn die Wiedererzeugung in Beziehung auf einen ganz andern Gegenſtand erfolgt. Freilich muß auf der andern Seite hierbei bemerkt werden, daß ſich an einem Triebe, welcher auf einen beſtimmten Gegenſtand geht (Gegenſtandstrieb) nur Dasjenige annihiliren und außer Wirkſamkeit ſetzen läßt, was in ihm der von dieſem Gegenſtande ausgehenden Empfindung angehört. Aber eben Dieſes iſt es, was unter dem Triebe von einer beſtimmten Art verſtanden wird. Man überzeugt ſich davon beſonders ſtark in den Fällen, wenn uns durch Gemüthsbewegungen der Hunger vergeht. Da in dieſen Fällen kein Selbſtverluſt erſtattet und alſo die Lebensſchwäche, auf welcher der Hunger beruht, nicht gehoben wird, ſo kann hier das Aufhören des Hungers nur darin beſtehen, daß die Luſt, dieſen fortwährenden Selbſtverluſt auf die gewöhnliche Art wieder zu erſtatten, auf eine krankhafte Art aus dem Organismus entſchwindet. Die Speiſen, welche uns ſonſt Appetit

erregten, ekeln uns an, das gewöhnliche Verhältniß des Nervenſyſtems zu ſeinen Reizen oder Luſtmitteln iſt durch eine anderweitige Ueberreizung des erſtern dermaßen verändert, daß der Hunger als Gegenſtandstrieb, d. h. als die Summe der ſonſt auf die gewöhnlichen Reizmittel erfolgenden Luſtgefühle ſich völlig vernichtet zeigt, während er als Grundtrieb fortdauert.

Aus dem Bisherigen folgt, daß überall dort, wo eine Hemmung der Triebe ſtattfindet, ohne daß dieſelben ſich dabei in eine Alternative des fragenden Bewußtſeins verwandeln, dieſe Hemmung in nichts Geringerm als in einer völligen Annihilation entweder des ganzen Triebes oder eines Beſtandtheils von ihm beſteht. Der annihilirbare Beſtandtheil iſt der Gegenſtandstrieb, der unantaſtbare aber der Grundtrieb. Hieraus iſt nun aber klar, daß es eine Hemmung der Triebe von einer ſolchen Art, daß das Gehemmte in der Hemmung unvernichtet fortbeſtehe, gar nicht gibt, ausgenommen diejenige, in welcher der gehemmte Trieb ſich in die Alternative einer Frage umwandelt, oder daß überall, wo ein Trieb von innen ſo gehemmt wird, daß das Gehemmte in der Hemmung fortdauert, die Hemmung eine Bewußtſein erzeugende iſt.

Die Annihilation iſt für die Triebe etwas ganz Aehnliches, als wie das Gedächtniß für die Sinnempfindungen. Denn während ſich der Trieb annihilirt, ſinkt das Phantaſiebild, an welchem er haftete, gleich einer verſchwindenden Sinnempfindung ins Gedächtniß ab. Daß der Trieb annihilirt werden kann, was beim Phantaſiebilde nicht der Fall iſt, beruht darauf, daß er blos ein aus den Urtrieben des Selbſt hervorgehobenes Element iſt, das bei veränderten Umſtänden wieder in ſeinen Grund zurückſinkt. Daß dem ſo ſei, ſieht man an drei Umſtänden ganz beſonders:

Erſtlich daran, daß alle annihilirbaren Triebe oder Gegenſtandstriebe ſich verſtärken in dem Maße, als die unvertilgbaren Grundtriebe, aus denen ſie ſtammen, ſich verſtärken. Der Appetit des Thieres nach einer gewiſſen Speiſe wird ſich ſchärfen nach dem Grade, in dem das Thier überhaupt hungrig iſt. Der Ausgehungerte fühlt Appetit nach ſchimmligem Brote und ähnlichen Speiſen, welche den nur im gewöhnlichen Sinne Hungrigen anekeln. Dem Uebellauniſchen erregen kleine Unannehmlichkeiten Zorn und Eifer, die der Gutgelaunte heiter und ohne außer Faſſung zu kommen erträgt. Ein Weſen ohne

allen Hunger würden alle Leckereien der Welt nicht rühren, und ein Wesen ohne Grundschmerzen überhaupt würden selbst die härtesten Angriffe auf sein Leben nicht zum Zorne reizen.

Zweitens wird sich der Grundtrieb, sobald ein aus ihm hervorgehobener Gegenstandstrieb annihilirt wird, mit desto schärferer Gewalt auf andre Gegenstände werfen, woraus man sieht, daß der Theil des Grundtriebes, welchen der Gegenstandstrieb heraushob, nicht vernichtet ist, sondern zur Bildung neuer Gegenstandstriebe verwandt wird. Wer in Hoffnung auf eine angenehme Schüssel alle vorausgehenden Speisen vorbeigehen ließ, wird, sobald dieselbe verbrannt zum Vorschein kommt, und sich folglich in Bezug auf sie der Appetit annihilirt, es bedauern, daß er die ersten Gerichte hat vorübergehen lassen, auf die sich nun der Appetit nachträglich noch wirft, da es zu spät ist. Dem Jünglinge, welchem seiner Geliebten gegenüber kein andres Mädchen schön erschien, werden, sobald er ihre Untreue erfährt, und seine Liebe gegen sie erkaltet, fortan auch die andern wieder schön erscheinen.

Der dritte Umstand ist der, daß die Bilder vergangener Anschauungen, welche mit starken Trieben verknüpft waren, bei ihrer Wiedererinnerung auch wieder aufs neue den Trieb hervorrufen. In der Erinnerung an eine Beleidigung wird die Faust geballt durch den wiedererwachenden Zorn, welcher lange geschlummert hatte. Dieser wiedererwachende Zorn ist eine primäre Vorstellung, denn er wird von dem Erinnerungsbilde des vergangenen zornigen Zustandes, das sich ebenfalls mit erweckt, sehr wohl unterschieden. Aber er entsteht in Bezug auf dieses Erinnerungsbild und vermöge desselben, er wird durch dasselbe nach dem Gesetze der Verschmelzung des Gleichartigen aus den Grundschmerzen unsers Selbst herausgehoben, als ein das Erinnerungsbild schwängerndes Gefühl.

Es geht demnach bei der Annihilation eines Triebes immer eine Scheidung des bisherigen primären Vorstellungsbildes in zwei Elemente vor sich. Nämlich derjenige Theil des Triebes oder Gefühls, welcher durch Vermischung mit den singulären Elementen der Sinnanschauung selbst singuläre (d. h. erinnerbare) Gestalt gewann, dauert als singuläre oder geformte Vorstellung im Gedächtniß fort, dagegen derjenige Theil, welcher fortwährend primär blieb (und dies ist der eigentliche Trieb), wieder in den Urquell des unbewußten Grundgefühls, woraus er stammt, untersinkt. Dieselbe Scheidung in zwei

Bestandtheile kommt aber auch bei jedem Entschwinden einer Sinnanschauung schon für sich allein vor. Denn was die Sinnanschauung von ihrem Gedächtnißbilde unterscheidet, und also ihren schlechthin primären Bestandtheil ausmacht, ist ihre Gefühlsfrische. Diese muß daher ein Element sein, das durchaus nicht in einen erinnerbaren Inhalt übergehen kann. Damit ist aber ausgesprochen, daß dieselbe überhaupt kein singulärer Inhalt ist. Denn wäre sie dies, so würde sie sich bei der Erinnerung dem übrigen Inhalte nach dem Gesetze der Aehnlichkeit anschließen. Es bleibt also nichts Andres übrig, als daß die Sinnempfindung ihrer Anschauungsfrische nach aus an sich universellen Gefühlen besteht, welche durch die Berührung der verschiedenen Selbste untereinander aus den Grundgefühlen meines Selbst momentan emporgehoben werden, und nach aufgehobener Berührung wieder in ihrem Urquell untersinken. Dieser Urquell ist daher Quell der Farben, der Töne, der Geschmäcke, der Gerüche u. s. f., und es wird dadurch begreiflich, wie manchmal im Traum sich ihm Visionen zu entheben vermögen, welche an Glanz und Empfindungstiefe das am Tage mit den Sinnen Angeschaute noch beiweitem übertreffen.

Das Begehren aller Triebe geht entweder auf die Erhaltung und Fortsetzung, oder auf die Annihilation eines Gefühls oder einer Sinnanschauung. Der Trieb der Furcht vor einem gefahrdrohenden Gegenstande treibt das Thier, die Anschauung des Gegenstandes zu annihiliren, sich abzuwenden und zu fliehen, oder aber den Gegenstand selbst zu annihiliren, d. h. zu zerstören und zu bekämpfen. Der fliehende Strauß steckt seinen Kopf in einen Busch, als ob mit der Anschauung des Gegenstandes auch der Gegenstand selbst entschwände. Umgekehrt begehrt jeder Lusttrieb sowol die Nähe des lustbringenden Gegenstandes, als seine eigene Lust, d. h. sich selbst. Und da der Unlusttrieb auch den Zustand begehrt wonach er das Streben ist, nämlich Annihilation der Unlustanschauung, so begehrt auch der Unlusttrieb sein eigenes Streben, d. h. sich selbst. Dies angewandt auf die Triebhemmung ergibt das Resultat, daß die Neugierde ein gegenseitiges Streben zweier Triebe ist, einander zu annihiliren, d. h. einander aus dem emporgehobenen Zustande ihrer Activität wiederum in die Latenz ihres Urquells zurückzustoßen. Der übrig bleibende und sich vollziehende Trieb des Thieres heißt dann sein Wille.

§. 41.

Grundtrieb und Gegenſtandstrieb.

Das Grundgefühl fällt mit ſeinem Gegenſtande zuſammen, das Gegenſtandsgefühl verhält ſich antithetiſch. Die Gefühle der mittlern Schicht. Unterſchied von Gegenſtandsgefühlen und Gegenſtandsempfindungen. Erſtere ſind disjungible, letztere ſind disjungirte, aber nicht disjungible Gefühle.

Ehe wir in das Weſen der wirklichen Triebhemmung weiter eindringen, ſind noch nähere Erläuterungen über den Gegenſatz von Gegenſtandstrieb und Grundtrieb zu geben.

Schon einmal an einem frühern Orte wurde uns dieſer Gegenſatz wichtig, ohne daß wir im Stande waren, uns ſeine Beſchaffenheit näher zu verdeutlichen. Wir fanden nämlich, daß unter den univerſellen Vorſtellungen einige, welche wir deshalb allgemeine Stimmungen nannten, einander ſchlechthin ausſchließen, wie z. B. eine fröhliche Stimmung eine traurige ausſchließt, während hingegen andre ſich nur ausſchließlich verhalten, wenn von einem und demſelben Gegenſtande die Rede iſt, wie z. B. derſelbe Gegenſtand, inſofern er begehrt wird, nicht auch zugleich verabſcheut werden kann, ausgenommen in der Alternative des Denkens. Dagegen können wir ſehr wohl zu derſelben Zeit den einen Gegenſtand verabſcheuen und den andern begehren, ohne daß dieſes Begehren jenem Verabſcheuen im mindeſten hemmend in den Weg trete. Luſt und Schmerz ſind hier durch die verſchiedenen Gegenſtände, von denen ſie ausgehen, vor dem Ineinanderſchmelzen geſichert, Luſt und Schmerz ſind aber hier auch ſchon nicht mehr im ſtrengen Sinne univerſelle, d. h. undisjungirbare Vorſtellungen. Denn undisjungirbar ſind ſie nur jede in Beziehung auf den Gegenſtand, von welchem ſie ausgeht, aber disjungirbar in Beziehung auf den Raum meines Bewußtſeins, worin eine jede mit der andern zugleich erſcheinen kann. Ganz daſſelbe Verhältniß iſt uns nun zum zweitenmal begegnet unter der Form von Gegenſtandstrieben, welche Gefühle bezeichnen, die von beſtimmten einzelnen Gegenſtänden ausgehen, und Grundtrieben, welche Gefühle bezeichnen, die den ganzen unzertheilten Grund des eigenen Selbſt ausfüllen, und folglich weder Triebe andrer Art neben ſich dulden, noch mit gewiſſen erlöſchenden Eindrücken von außen erlöſchen können. Dort war uns dieſer Unterſchied wichtig geworden in Beziehung auf das Verhältniß

von Vorſtellungsinhalt überhaupt zu Bewußtſein, hier wurde er zum unentbehrlichen Erklärungsmotiv in Beziehung auf den Mechanismus der Triebhemmungen.

Zunächſt ſcheint der Unterſchied von Gegenſtandsgefühl und Grundgefühl ein nur relativer zu ſein. Denn auch die Grundgefühle oder allgemeinen Stimmungen haben ihren Gegenſtand, von welchem ſie ausgehen, nämlich das eigene Selbſt. Aber in dieſem Selbſt als einem ſolchen haben wir nichts Andres entdecken können als den beharrenden Zuſtand eines Luſtgefühls, das durch entgegengeſetzte Gefühlszuſtände modificirt wird. In Beziehung auf dieſes Selbſt ſind Gefühl und Gegenſtand ein und daſſelbe, und alſo ſind Grundgefühle ſolche, welche mit ihrem Gegenſtande zuſammenfallen, was bei den Gegenſtandsgefühlen beiweitem nicht der Fall iſt. Denn wenn wir uns auch genöthigt ſehen, ein jedes fremde Selbſt als ein ſolches ebenfalls gleich dem unſerigen für ein beharrendes und ſich durch Ueberwindung von Schmerzen höher anfachendes Luſtgefühl zu halten, ſo wirkt daſſelbe bei ſeinem Eindringen in unſere eigene Sphäre zunächſt nie in der Eigenſchaft Deſſen, was es an ſich ſelbſt iſt. Denn es iſt an ſich ſelbſt eine Luſtempfindung, und müßte folglich, ſollte hier Gefühl und Gegenſtand in eins fallen, meinem Selbſt von ſeinem Selbſt, d. h. von ſeiner Luſt, mittheilen. Statt deſſen iſt, wie wir geſehen haben, das Grundverhältniß aller äußerlichen Sinnlichkeit der Schmerz, alſo die Mittheilung oder Erweckung des Entgegengeſetzten von Dem, was der mittheilende Gegenſtand an ſich ſelbſt iſt. Der Unterſchied von Grundtrieb und Gegenſtandstrieb iſt demzufolge ſowenig ein blos relativer, daß er vielmehr aufs allertiefſte in die Grundverhältniſſe unſers Lebens eingreift. Denn der Unterſchied zwiſchen einem an ſich ſelbſt ſeienden Gefühle, und einem Gefühle, das ſich zu ſeinem vorausgeſetzten Gegenſtand antithetiſch verhält, fällt ganz zuſammen mit dem Unterſchiede von innerm und äußerm Sinne, von Empfindung meiner ſelbſt und Empfindung eines Andern außer mir.

Ein jedes Gegenſtandsgefühl ſchmilzt mehr oder weniger als ein Beſtandtheil in die allgemeine im Selbſt herrſchende Stimmung ein. Denn die Gegenſtandsgefühle ſind ebenſo wol als die Grundgefühle Gefühle meiner ſelbſt oder Modificationen meines Selbſtgefühls. Daher es in unſerer Macht ſteht, die Grundſtimmung unſerer Seele

durch Eindrücke von außen zu verändern, ja ſelbſt ganz umzuwandeln. Wenn z. B. ein Verluſt von gleicher Größe beim Kartenſpiel den Einen um ſeine gute Laune bringt, während er beim Andern die Gemüthsſtimmung nicht merkbar verändert, ſo zeigt ſich darin ein für den Charakter beider Perſonen wichtiger Unterſchied in Beziehung auf die Modificirbarkeit ihrer Grundgefühle durch Gegenſtandsgefühle. Auch Der, welcher die heitere Laune nicht verlor, empfand den Verluſt als eine Unluſt. Aber er empfand dieſe Unluſt als ein zu ſeinem Selbſt nicht gehöriges Gegenſtandsgefühl, von welchem er ſein Selbſt oder ſein Grundgefühl ſogleich möglichſt zu befreien beſtrebt war. In einem ähnlichen Sinne iſt der tapfere Soldat beſtrebt, das Grundgefühl ſeines innerſten Selbſt von der Unluſt, welche beim Anblick der feindlichen Waffen als ein Gegenſtandsgefühl auf ihn eindringt, unberührt und frei zu erhalten. Man ſieht an dieſen Beiſpielen zugleich, daß man ſich unter Gegenſtandsgefühlen nicht blos unmittelbare Empfindungen des äußern Sinnes, wie z. B. die des Süßen, Glänzenden u. dgl. zu denken hat, und daß alſo die eben aufgeſtellte Parallele zwiſchen Gegenſtandsgefühl und äußerm Sinne, ſowie zwiſchen Grundgefühl und innerm Sinne noch einer vorſichtigen Beſchränkung bedarf. Denn wenngleich eine jede Empfindung des äußern Sinnes ein Gegenſtandsgefühl genannt werden muß, ſo iſt darum noch nicht ein jedes Gegenſtandsgefühl eine unmittelbare Empfindung des äußern Sinnes zu nennen.

Man erkennt den letztern Unterſchied am deutlichſten dann, wenn Gegenſtandsgefühl und Sinnempfindung ſich trennen. Man ſetze den Fall, ein Menſch würde gezwungen, einen giftigen Trank zu nehmen, welchem ein ſüßer Geſchmack beiwohnte. So wird die unmittelbare Empfindung des Süßen als eine ſolche ihm ein angenehmes Gegenſtandsgefühl ſein. Aber das Bewußtſein, daß dieſe Süßigkeit zum Tode führt, wird die Qualität dieſes Gegenſtandsgefühls nicht tief in die verzweiflungsvolle Grundſtimmung des Unglücklichen eindringen laſſen. Nun ſtelle man ſich aber vor, dieſer Mann ſei Sokrates, ſo ſehen wir eine entgegengeſetzte Stimmung als Grundgefühl das Selbſt erfüllen. Daß Sokrates dabei ſollte auch nicht den kleinſten Schauer im Angeſichte des nahen Todes empfunden haben, iſt nicht anzunehmen. Denn Sokrates war ein Menſch. Aber dieſer Todesſchauer wurde von einer tiefern Stimmung des Selbſtgefühls aus

als ein Gegenſtandsgefühl zurückgewieſen und bekämpft, ſodaß wir in dieſem Falle zwiſchen dem reinen Gegenſtandsgefühle und der reinen Stimmung noch ein Mittelglied zu unterſcheiden bekommen, welches vom äußerlich ſinnlichen Eindrucke aus als Grundgefühl, aber vom Grundgefühle des Selbſt aus als Gegenſtandsgefühl erſcheint. Man hat dieſelbe Unterſcheidung ebenfalls ſehr deutlich vor Augen, wenn man ſich in einem ſchlagfertigen Kriegesheere zwiſchen den ſinnlichen Eindrücken der luſtigen Muſik und glänzenden Waffenrüſtungen und dem Grundgefühle des Muthes und der Begeiſterung die bange Ahnung eines vielleicht nahen Todes als ein Gegenſtandsgefühl des innern Sinnes, zwar immer abgewieſen und bekämpft, dennoch immer wiederkehrend und als finſtern Schatten auf- und abflutend denkt.

Es geht aus dem Bisherigen ein zwiefaches Reſultat hervor, erſtlich daß in unſerm Gefühlsleben drei Grade oder gleichſam Schichten ſich voneinander zu ſondern vermögen, und ſodann, daß dieſe drei Gefühlsſchichten nach dem Geſetze der Verſchmelzung des Gleichartigen einen beſtändigen gegenſeitigen Einfluß aufeinander ausüben. Denn eine widerſtrebende Grundſtimmung läßt ebenſo wenig irgend ein Gegenſtandsgefühl von entgegengeſetzter Art zu einem reinen Anklingen kommen, als eine ohne äußerliche Stütze gelaſſene Grundſtimmung ſich gegen eine überſtrömende Flut entgegengeſetzter Gegenſtandsgefühle auf die Dauer wird halten können. Sondern was in irgend einer der drei Gefühlsſchichten als ein vereinzelter und heterogener Beſtandtheil vorhanden iſt, wird immer in Gefahr ſchweben, durch eine Zuſammenſchmelzung der den ſämmtlichen Schichten gemeinſamen homogenen Elemente gänzlich überdeckt und überwogen zu werden.

Gegen dieſes im moraliſchen Leben die größte Beſchwerde verurſachende Ueberwiegen der homogenen Gefühlsmaſſen können wir uns häufig dadurch ſchützen, daß wir der dabei in Nachtheil gerathenden Grundſtimmung unſerer Seele, welche wir aufrecht zu erhalten beabſichtigen, durch die künſtliche Erregung von Gegenſtandsgefühlen ähnlicher Natur zu Hülfe kommen. So verfährt der Soldat, wenn er ſich durch eine muntere und fröhliche Militärmuſik ſinnliche Eindrücke zuſetzt, welche mit der Grundſtimmung des friſchen und fröhlichen Muthes, welche aufrecht erhalten werden ſoll, übereinſtimmen. So verfuhr Corneille, wenn er bei der Compoſition ſeiner Trauer-

spiele sich die Fenster mit schwarzen Vorhängen verhing, um seiner dichterischen Stimmung durch einen homogenen sinnlichen Zusatz, den Eindruck des gedämpften Lichtes, zu Hülfe zu kommen. So verfährt die Kirche, wenn sie durch die Eindrücke einer erhabenen Architektur, einer feierlichen Musik, einer helldunkeln Glasmalerei u. s. w. der Stimmung einer Einkehr des Menschen in sein eigenes Innere erleichternd zu Hülfe kommt.

Gehen wir nun näher ein auf die drei in Wechselwirkung befindlichen Schichten unserer Gefühle, so entdeckt es sich, daß die mittlere Schicht Das mit der innersten gemeinschaftlich hat, daß sie ebenfalls dem innern Sinne anheimfällt, weil ihre Empfindungen nicht zu denen des äußern gehören, daß sie aber mit den äußerlich sinnlichen Empfindungen die Eigenschaft theilt, sich auf einen bestimmten Gegenstand zu beziehen, und in Folge dessen auch in Beziehung auf andre gleichzeitig vorhandene Gegenstände andre Empfindungen desselben Grades von entgegengesetzter Natur gleichzeitig zuzulassen. Mit andern Worten, es sind in den Gefühlen der mittlern Schicht ebenso wol als in den äußerlich sinnlichen Empfindungen gewisse Grade von Disjungirbarkeit zugelassen, welche die Gefühle der mittlern Schicht zu einem Uebergangsgliede zwischen dem Selbst als Mittelpunkt und Stamm der innern Sinnlichkeit und den Empfindungen der äußerlichen Sinnlichkeit stempeln.

Einzig und allein die Grundstimmungen unsers Wesens oder Selbst sind schlechthin undisjungirbar. Es ist z. B. unmöglich, daß die Grundstimmung meiner selbst in demselben Augenblicke eine muthvolle und muthlose zugleich sei, oder daß ich mich in demselben Augenblick in einer heiteren und wohlgemuthen, aber auch ebensowol in einer trüben und mismuthigen Stimmung zugleich befinde. Dieses geht ebenso wenig an, als daß ich gegen dieselbe Person in einem und demselben Augenblick Haß und Wohlwollen zugleich empfinden könnte. Denn man kann die Grundgefühle unserer Seele als Empfindungen unser selbst gegen uns selbst betrachten, welche darum schlechthin undisjungirbar oder intolerant sein müssen, weil wir selbst eben nur wir selbst und niemals eine andre Person als wir selbst sind. Dagegen ist es möglich, in Beziehung auf andre Personen außer uns zu gleicher Zeit sowol Liebe als Haß zu empfinden, nämlich Liebe gegen die eine und Haß gegen

die andre, und wir werden im Stande ſein, beide Empfindungen in Rückſicht auf die verſchiedenen Gegenſtände, von denen ſie ausgehen, genau zu ſondern und zu unterſcheiden, obgleich ſie doch dabei zugleich in eine gewiſſe gemiſchte Grundſtimmung unſerer Seele zuſammenſchmelzen. Auch kann uns der Umſtand, daß Vorſtellungselemente, welche in der Grundſtimmung des Selbſt als verſchmolzene exiſtiren, dennoch zu gleicher Zeit in Beziehung auf die mit ihnen verknüpften Gegenſtandsbilder als getrennte beſtehen, an dieſem Orte nicht mehr als ein Widerſpruch erſcheinen, nachdem bereits oben bei Gelegenheit der Disjunctionsſcalen eingeſehen und bewieſen worden iſt, daß alle Begriffsbildung auf dem Geſetze beruht, daß ein Vorſtellungsinhalt, welcher im Felde der einen Disjunctionsſcale ein verſchmolzener iſt, deſſenungeachtet im Felde der andern Disjunctionsſcale ein geſonderter ſein kann.

Man kann den Umſtand der abſoluten Undisjungirbarkeit unſerer Grundſtimmungen recht wohl dazu benutzen, um in zweifelhaften Fällen die Grenze zu beſtimmen, wo in unſerm Gefühls- oder Triebleben der reine Beſtand unſers Selbſt aufhört, und die Wirkſamkeit fremder Selbſte in der Sphäre unſers eigenen anfängt. So z. B. iſt der Hunger, wenn man unter ihm die reine Empfindung des Selbſtverluſtes verſteht, eine ſchlechthin undisjungirbare Empfindung, und dennoch kann ich zu gleicher Zeit in Beziehung auf die eine Speiſe Appetit, in Beziehung auf die andere Ueberdruß empfinden, d. h. das undisjungirbare Grundgefühl des Hungers kann durch Verhältniſſe meiner Perſon zu andern Gegenſtänden disjungirbare Beſtimmungen in ſich aufnehmen, welche ihm als einem Grundgefühl ſtets fremd bleiben, und daher Vorſtellungselemente bilden müſſen, welche zu meinem innern Sinn gehören, ohne doch Theile meines Selbſt im ſtrengern Sinne zu ſein. Sie bilden ſolche Theile meines Selbſt, welche dieſes Selbſt nur dadurch in ſich duldet, daß es ſie als ein blos Zukommendes, Zufälliges von ſeinem Weſen unterſcheidet.

Alle Gefühle der mittlern Region ſind von der Art der allgemeinen Stimmungen, wie z. B. Furcht, Hoffnung, Luſt, Unluſt, Hunger, Sehnſucht u. dgl. Sie ſind ſelbſt dieſe Stimmungen, inſofern dieſelben in Beziehung auf beſtimmte Gegenſtände ſtattfinden, in Beziehung auf andere nicht. Dagegen ſind reine Gegen-

ſtandsempfindungen ſolche, welche Elemente aus Disjunctionsſcalen dermaßen in ſich eingeſchmolzen beſitzen, daß dieſelben nicht aus ihnen herausgetrennt werden können. So z. B. trägt die Farbe die Raumfläche in ſich als ein unaustrennbares Element, jeder Ton iſt ein unaustrennbares Glied aus der Disjunctionsſcale der zwiſchen tiefen und hohen Tönen ausgeſpannten Tonleiter, der Schmerz des Verbrennens iſt an den Ort geknüpft, welchen das verbrannte Glied einnimmt in der Disjunctionsſcale meiner eigenen Leibesausdehnung. Dieſe Gegenſtandsempfindungen unterſcheiden ſich demnach dadurch von den Gefühlen der mittlern Region, daß ſie disjungirte Gefühle genannt werden dürfen, d. h. Gefühle, welche mit Disjunctionselementen vermiſcht vorkommen, während die andern disjungible Gefühle, d. h. ſolche ſind, welche in Disjunctionsſcalen einzutreten vermögen, aber nicht nothwendig eintreten. Dabei ſpringt es wiederum in die Augen, daß es Gegenſtandsgefühle gibt, welche nicht Empfindungen ſind. Wenn z. B. ein Flötenton, welcher mir Anfangs Luſt erregte, mir dadurch, daß ich ihn zu lange höre, Ueberdruß und Unluſt erweckt, oder wenn der Geſchmack des Tabackrauchs, welcher anfangs ein unangenehmer iſt, durch Gewohnheit zum angenehmen wird, ſo kommen hier offenbar Gefühlselemente mit ins Spiel, welche nicht zur Empfindung als ſolcher gehören, obgleich ſie ſich ſchwer aus derſelben ſondern laſſen. Sie zeigen ſich nur dadurch als abtrennbare Elemente, daß ſie ſich mit der Empfindung bald vermiſcht zeigen, bald nicht.

Die Gegenſtandsempfindungen unterſcheiden ſich dadurch von den Gegenſtandsgefühlen, daß die erſten nicht im Stande ſind, für ſich allein eine Frage zu bilden, die zweiten hingegen wohl. Z. B. wenn ich frage, ob ein Gemälde eine Gegend um Rom oder um Neapel vorſtelle, ſo ſind Rom und Neapel Gedächtnißbilder, welche bei Gelegenheit der Empfindung des Gemäldes in eine Disjunction treten, an welcher die Empfindung ſelbſt keinen Antheil nimmt. Wenn ich zweifelhaft bin, ob das Gemälde ſchön ſei oder nicht, ſo treten hier zwei Gegenſtandsgefühle, das des Wohlgefallens und das des Misfallens, die ſich mir beide aus dem Gemälde mittheilen, miteinander in Disjunction. Die Empfindung des Gemäldes ſelbſt kann hingegen nur mit Gedächtnißbildern, nicht mit andern Empfindungen ihres Gleichen in

Disjunction treten, wie ſchon an einem andern Orte iſt auseinandergeſetzt worden.

Nur die Empfindungen als ſolche bilden den äußern Sinn, die Gegenſtandsgefühle gehören als ſolche dem innern Sinn an, indem ſie aus einer Beziehung der Gegenſtandsempfindung zum Selbſt und ſeinen Grundſtimmungen entſpringen. Die Gegenſtandsempfindungen als ſolche ſind, abgeſehen von den Gedächtnißbildern, die ſie zurücklaſſen, annihilirbar. Denn ſie annihiliren ſich mit dem Verſchwinden ihres Gegenſtandes aus dem Sinnfelde. Die Gegenſtandsgefühle ſind annihilirbar, weil ſie Modificationen der Grundgefühle durch die Empfindungen ſind. Was bei der Frage in Disjunction tritt, ſind daher immer Elemente des innern Sinnes, niemals des äußern. Nun aber gibt es zwiſchen den Grundtrieben des Selbſt ebenfalls keine Disjunction, was ſie den Empfindungen ähnlich macht, zu denen ſie aber den Gegenſatz bilden, daß die Grundtriebe nicht annihilirbar ſind, während die Empfindungen dieſes ſind.

Die Grundluſt, welche das Selbſt heißt, kann ſo lange in keine Disjunction treten, als ſie ſich ſelbſt gleichbleiben ſoll. Dagegen können ſämmtliche Stimmungen an dieſer Grundluſt, welche ſich an gewiſſe Umſtände anknüpfen, z. B. an Gewinn oder Verluſt, an Ehre oder Schande u. dgl. in Frage treten, z. B. ob mich die Schande betrüben, ob mich der Gewinn erfreuen ſoll. Dies ſind aber lauter Stimmungen, welche ſo gut annihilirbar ſind, als die Umſtände entſchwinden können, die ſie hervorrufen. Daraus geht alſo das Geſetz hervor: Eine Frage iſt nur bildbar einestheils aus den ſecundären Vorſtellungen des inneren Sinns, anderntheils aus denjenigen primären Vorſtellungen deſſelben, welche annihilirbar ſind, d. h. welche ihren Urſprung haben aus einer Beziehung des Selbſt auf die Empfindungen des äußern Sinns. Im Gebiete des innern Sinns iſt alſo überall, wo Triebhemmung möglich iſt, auch Triebannihilation möglich und ausführbar. Wenn die Empfindung, welche einen Trieb ins Leben rief, oder dem Selbſt entlockte, weicht, ſo entſteht eine Annihilation des Triebes. Wenn aber bei fortgeſetzter Empfindung und fortdauerndem Gegenſtandsgefühl ſich demſelben ein Gegengefühl entgegendrängt, ſo entſteht eine Hemmung des Triebes.

Durch dieſes Entgegendrängen entgegengeſetzter Gefühle aus dem

Selbſt entſtehen nun die verſchiedenen Grade der Mittelgefühle. Z. B. der Unluſt beim Anblicke der feindlichen Waffen drängt ſich im Soldaten der kriegeriſche Muth entgegen, und miſcht ſich wiederum mit den fröhlichen Gefühlen der Militärmuſik, welchen ſich aus dem Selbſt die Todesfurcht entgegendrängte. Je mehr die Anzahl dieſer Gegengefühle wächſt, deſto mannichfaltigere Disjunctionen bilden ſich, und deſto größer wird das Feld der Fragethätigkeit. Dagegen würden unter den vorſtellenden Weſen diejenigen die gänzlich unbewußten ſein, welche zwiſchen dem Selbſt mit ſeiner Urluſt und ſeinem Urſchmerz und den Gegenſtandsempfindungen nichts mitten inne Liegendes beſäßen.

Die Gefühle der Mittelregion können nur Beſtandtheile aus den Grundgefühlen des Selbſt ſein, welche ſich in Beziehung auf einen Gegenſtand oder in Beziehung auf irgend eine Disjunctionsſcala abſondern, d. h. ſelbſt disjungiren. Sind ſie Luſtempfindungen, ſo entſtammen ſie der Urluſt des Selbſt, wie z. B. der kriegeriſche Muth, das Ehrgefühl. Sind ſie Unluſtempfindungen, ſo entſtammen ſie den mit den Selbſtverluſten verknüpften Gefühlen des Schmerzes, wie z. B. die Todesfurcht, die Scham.

Inſofern die aus dem Selbſt hervorgehobenen Gefühle in einer fremden Disjunctionsſcala z. B. des Raums disjungirt ſind, bilden ſie Fragen, wozu alſo mehr gehört, als bloße Glieder ihrer eigenen Disjunctionsſcala (der Gefühle) zu ſein. Die Disjunctionsſcala, welche aus lauter Gefühlen gebildet wird, heißt das Selbſt oder der innere Sinn. Der innere Sinn iſt die Disjunctionsſcala der disjungibeln (nicht ſchon disjungirten) Gefühle.

§. 42.

Die Grade der Frage.

Empfindungen und Grundtriebe ſind undisjungirbar. Die halbſchlächtige Disjungirbarkeit. Die Neugierde. Das Intereſſe. Das Nachdenken. Die Einfälle. Der Stammbegriff. Die inſchwebende und überſchwebende Frage. Die Beobachtung des erſten und zweiten Grades. Concentrirung und Erweiterung der Aufmerkſamkeit.

Die in der Frage enthaltene Disjunction beſteht theils aus ſecundären, theils aus primären Vorſtellungen. Die ſecundären Vorſtellungen ſind ſämmtlich tauglich in Frage zu treten, unter den

primären aber nur die annihilirbaren Gefühle. Ausgeschlossen sind die Gegenstandsempfindungen und die Grundtriebe. Denn diese sind niemals im Stande, eine Disjunction mit ihres Gleichen zu bilden, obwol sie im Stande sind, in eine solche zu treten mit secundären Vorstellungen von ihrer eigenen Qualität, wie z. B. wenn ich mir vorstelle, daß es jetzt Nacht sei statt Tag, oder daß ich mich in einer traurigen Grundstimmung befände anstatt in einer fröhlichen. Diese letztere Art von Disjungirbarkeit möge die unechte oder halbschlächtige heißen. Die secundären Vorstellungen sind daher nicht allein sämmtlich disjungirbar für sich selbst, sondern theilen auch den undisjungirbaren Vorstellungen entliehenerweise eine Disjungirbarkeit mit, welche dieselben an sich nicht besitzen. Durch diese entliehene Disjungirbarkeit ist es allein möglich, daß Empfindungen und Sinnanschauungen ins Bewußtsein treten. Ein Wesen ohne secundäre Vorstellungen wäre überhaupt ein unbewußtes Wesen. Schlechthin undisjungirbare Vorstellungen im strengsten Sinne des Worts kann es daher auch nur in gänzlich unbewußten Wesen geben, indem in bewußten Wesen sich sämmtlichen Vorstellungen zum mindesten eine halbschlächtige Disjungirbarkeit mittheilt.

In der Frage ist mehr gesetzt als blos die in ihr enthaltene Disjunction. In einem im Gedächtniß bewahrten Begriff mit beweglichen Merkmalen ist z. B. unbewußterweise ein disjunctives Verhältniß aufbewahrt, also eine Disjunction ohne Fragethätigkeit vorhanden. In der Frage tritt, wie wir gesehen haben, zur Disjunction eine Neugierde, d. h. eine in jedem von zwei sich hemmenden Trieben entspringende Unlust an seiner Hemmung durch den andern. Der Unlusttrieb der Neugierde als Product der beiden einander hemmenden Triebe, aus denen er entspringt, gehört in die Classe der primären Vorstellungen. Wird also eine jede Frage zu einer solchen nur durch die in ihr enthaltene Neugierde, so genügen secundäre Vorstellungen und ihre Disjunctionen nicht für sich allein, um eine Frage zu bilden, und folglich würde ein Wesen, welches nur secundäre Vorstellungen hätte, ebenfalls ein unbewußtes sein, ebensowol wie ein solches mit nur primären Vorstellungen. Daher ist nun auch die Disjungirbarkeit der secundären Vorstellungen eine ganz andre als die der primären. Jene gehen in einem ganz andern Sinne in

eine Frage ein als dieſe. Denn die Disjunction von jenen bildet nur die Unterlage der Frage, während die Hemmung von dieſen die Frage ſelbſt iſt.

Die Disjunctionen werden dadurch zu Fragen, daß ſie mit Gefühlen geſchwängert ſind. Wenn z. B. der Verfolgte in Frage ſteht, indem der Trieb der Angſt, der ihn fliehen heißt, und das Gefühl der Ermüdung, das ihn zur Ruhe antreibt, einander hemmen, ſo ſpäht und lauſcht er, ob Gefahr vorhanden ſein möge. Das Geräuſch im Walde, das er erlauſcht, verſchmilzt mit beiderlei Gefühlen zu einem verſchiedengearteten Begriff. Aus dem mit dem Gefühle der Angſt im Gedächtniß conglomerirten Bilderſchatz verſchmelzen mit dem Bilde des Geräuſches die Vorſtellungen, die am meiſten Aehnlichkeit mit ihm haben, die Vorſtellungen, daß ſeine Feinde ihn erſpäht haben und heranſchleichen; dagegen auch das Begehren nach Ruhe an einem weit entfernten und im Walde verſteckten Ort nach dem Geſetze der Aehnlichkeit Dasjenige aus dem Gedächtnißſchatze ſich aneignet, was ſich mit dem gehörten Geräuſche verträgt, das Hüpfen der Vögel, der Eichhörnchen in den Zweigen, das Raſcheln des Wildes u. dgl. Auf dieſe Art entſtehen mit Gefühlen geſchwängerte Phantaſiebilder, während die Empfindung des Sinnes, an welche dieſelben ſich anknüpfen, vermittelſt entgegengeſetzter Gefühle von der Frage ſelbſt geſchwängert iſt. Und daher iſt von einem jeden Gegenſtand, auf welchen ſich das Fragen oder die Aufmerkſamkeit heftet, zu ſagen, daß ſeine Anſchauung geſchwängert iſt mit entgegengeſetzten einander hemmenden Gefühlen. Und da dieſe Schwängerung nur möglich wird durch Gedächtnißbilder, welche ſich nach den Geſetzen der Verſchmelzung zwiſchen der Anſchauung und den gehemmten Trieben einſchieben, ſo wird darin zugleich die Nothwendigkeit eingeſehen, warum eine jede beobachtete, d. h. umfragte Anſchauung zugleich eine von ſecundären Vorſtellungen umſpielte Anſchauung ſein muß.

Die Aufmerkſamkeit oder Beobachtung will immer etwas Neues an einem Gegenſtand entdecken, und wo dies nicht der Fall iſt, iſt keine Beobachtung und keine Aufmerkſamkeit. Ebenſo beſteht die Frage um Das, was ich in irgend einer Lebenslage thun ſoll, in dem Wunſch, durch Ueberlegung die richtigen Motive zu entdecken, welche mich in dieſem Fall leiten können, und die mir noch nicht gegenwärtig ſind. Hierdurch unterſcheidet ſich das Ueberlegen (das Fragen in Bezug

auf das eigene Thun) von der bloßen schwankenden Rathlosigkeit, welche im Zweifel den Kopf verliert, weil sie im bloßen Schwanken stecken bleibt, und nicht zum wirklichen Fragen kommt. Denn es sind die seltensten Fälle, wo einer wirklichen Frage um Das, was zu thun sei, gar keine Antworten begegnen, weder von außen noch von innen. Der Wunsch, Etwas zu erfahren, heißt das Interesse, und sich für eine Sache interessiren, heißt eine Neugierde um dieselbe haben. Um Aufmerksamkeit für einen Gegenstand zu wecken, muß man daher seine Anschauung mit entgegengesetzten einander hemmenden Gefühlen schwängern, z. B. bei einer abstracten Untersuchung auf die Wichtigkeit ihres Ausgangs aufmerksam machen, indem etwa im einen Fall Unsterblichkeit der Seele, welche wir wünschen, im entgegengesetzten Fall das Gegentheil, welches wir nicht wünschen, sich als beglaubigt ergeben kann. Das nächste Interesse ist jedem Wesen sein eigenes Leben, welches es durch sein eigenes Thun beherrscht. Daher sind die Fragen um die Motive des eigenen Thuns die interessirtesten und heißesten. Aus allem Diesem folgt, daß ein jedes Ueberlegen und Nachdenken nur dadurch zu Stande kommt, daß der Begriff, über welchen nachgedacht wird, sich schwängert mit Gefühlen oder Trieben, welche einander hemmen. Und da beim Nachdenken die überwiegende Mehrzahl der Begriffe von secundärer Art sind, so findet im Nachdenken eine beständige Schwängerung der secundären Vorstellungen durch Triebe statt.

Die Schwängerung der secundären Vorstellungen durch Gefühle heißt die Phantasie. Sie findet schon bei der einfachen sinnlichen Aufmerksamkeit statt. Wenn z. B. dem Flüchtling in der Frage, ob er fliehen müsse oder bleiben könne, die mit dem gehörten Geräusche verschmelzende Angst die Bilder seiner Feinde ins Bewußtsein ruft, so verschmelzen hier Sinneindruck, Angst und Gedächtnißbild zu einem lebendigen Gemälde feindlichen Ueberfalls in seiner Phantasie. Die lebhaften Gemälde der Dichtkunst bestehen sämmtlich aus solchen lebhaften Gedächtnißbildern, welche in der Seele des Dichters von starken Gefühlen durchschwängert waren, und dadurch solche Gestalt gewannen, daß sie in empfänglichen Seelen wieder ähnliche Gefühle hervorrufen. So entsteht das ästhetische Interesse, welches neugierig ist auf einen Gegenstand um der Gefühle willen, womit die in ihm enthaltenen Vorstellungen schwanger sind, und de-

ren harmoniſches Spiel als angenehm begehrt wird. Hierauf beruht es auch, daß ein zu großer Mangel an Lebendigkeit der Phantaſie, d. h. an Leichtigkeit, ſecundäre Vorſtellungen mit Gefühlen zu ſchwängern, der Fähigkeit des Nachdenkens nachtheilig werden kann, ſowie aber auch auf der andern Seite die reiche und leicht anklingende Phantaſie verleiten kann, ſich zu ſehr am Spiele lebhafter Vorſtellungen als ſolcher zu ergötzen, und darüber das fernere Nachfragen, wozu doch beim Denken die lebhaften Vorſtellungen nur das Mittel ſind, ganz zu vergeſſen.

Beim Nachdenken oder Ueberlegen handelt es ſich um die Aufklärung unſerer Begriffe. Die Begriffe des Denkens, welche auch Begriffe im engern Sinn genannt werden, ſind, wie oben gezeigt worden iſt, die Begriffe mit beweglichen Merkmalen, oder Begriffe, in denen Disjunctionen enthalten ſind. Wird eine dieſer Disjunctionen mit ſich hemmenden Gefühlen geſchwängert, ſo entſteht eine Frage, und die Löſung der Frage iſt das Nachdenken. Ich bekomme z. B. ein Gewächs geſchenkt, von welchem ich nicht weiß, ob daſſelbe perennirend ſei oder nicht. Der Begriff des Gewächſes hat dadurch für mich ein bewegliches Merkmal: perennirend oder nicht. Dieſe Disjunction fängt aber erſt dann an, für mein Bewußtſein zu exiſtiren, wenn mir dieſelbe durch irgend ein Intereſſe oder Begehren zur Frage wird. Z. B. ich möchte wiſſen, ob ich mich ſchon dieſes Jahr gefliſſentlich kümmern müſſe, Samen von der Pflanze zu bekommen, wenn ich mir das Gewächs auch für das künftige Jahr erhalten will. Hier verbindet ſich das Gefühl der Furcht, die Pflanze ſchon mit dieſem Sommer einbüßen zu müſſen, mit dem Merkmal des nicht Perennirens, und indem der in der Furcht liegende Schmerz eines künftigen Verluſtes als Unluſttrieb die indirecte Anticipation einer möglichen Erhaltung der Pflanze durch Samen, als ein Phantaſiebild, erweckt, ſo geſellt ſich zur Furcht um den Verluſt der Pflanze der Trieb nach Aufſammlung ihres Samens. Umgekehrt verbindet ſich die Luſt an der Vorſtellung, daß die Pflanze nicht abſterben werde, welche Hoffnung heißt, mit dem Merkmal des Perennirens, und der durch Furcht geweckte Trieb des Samenſammelns verliert von dieſer Seite ſeine Baſis. Hoffnung und Furcht ſind alſo die Gefühle, die hier in Beziehung auf Etwas, das ich thun oder laſſen will, als Motive einander hemmend entgegen treten, und mich

dadurch ins Nachdenken bringen. Bei dem Botaniker bedarf es freilich nicht erſt der Furcht und Hoffnung, damit er wegen der Natur einer Pflanze zum Fragen kommt, wol aber andrer Triebe. Er wünſcht zur Vervollſtändigung ſeines Syſtems die Pflanze zu claſſificiren, und ſchwankt nun zwiſchen zwei verſchiedenen Rubriken, wie z. B. perennirend oder nicht perennirend. Der Trieb, ſie in die eine dieſer Rubriken zu verſetzen, tritt mit dem Triebe, ſie in die andre zu verſetzen, in Hemmung. Dieſe Hemmung hat zwar nichts von der Lebhaftigkeit derjenigen zwiſchen Furcht und Hoffnung an ſich. Denn hier waltet nur der einzige Trieb, die Pflanze in irgend einer Rubrik unterzubringen, aber dieſer Trieb ſpaltet ſich nun in ſo viele Triebe, als Möglichkeiten des Unterbringens gegeben ſind. Sind alſo z. B. zwölf mögliche Rubriken gegeben, ſo ſtehen zwölf Triebe miteinander in Hemmung, indem ich bereit bin, ſie in jede dieſer Rubriken zu ſetzen, im Fall dies nur angeht, worüber dann das Nachdenken zu entſcheiden hat. Das Nachdenken oder Ueberlegen beſteht nun darin, daß ich den Begriff einer jeden Rubrik mit dem Begriff meiner Pflanze genau vergleiche und dann nach dem Geſetz der Aehnlichkeit verfahre. Man kann dies als ein Zurückbeziehen der Disjunctionsglieder auf den Stammbegriff bezeichnen. Die Disjunction heiße z. B. perennirend oder nicht perennirend. So zergeht zunächſt der Stammbegriff durch ſie in die Begriffe: perennirendes Gewächs, und nicht perennirendes Gewächs. Indem nun aus meinem Gedächtniß die Bilder perennirender und nicht perennirender Gewächſe in dieſe Dichotomie einſchmelzen, treten die meiſten Pflanzen mit holzigem Stamm auf die eine, die meiſten Pflanzen mit ſaftigem Stamm auf die andre Seite, und ſo wird dann der Stammbegriff ſelbſt mit auf die eine oder die andre Seite gezogen, je nachdem ein holziger oder ſaftiger Stamm in ihm als Merkmal vorkommt. Ob ein Weſen die Fähigkeit hat zum Nachdenken oder Ueberlegen, hängt alſo daran, ob es die Fähigkeit hat, bei einer ſich durch Triebhemmung öffnenden Alternative in dieſe hineinzuſteigen, d. h. dieſelbe als die beweglichen Merkmale eines Stammbegriffs zu fixiren, und dieſelben dadurch in disjunctive Nebenbegriffe, die einander coordinirt ſind, während ſie ſich gegenſeitig ausſchließen, zergehen zu laſſen.

Die neuen Vorstellungselemente, welche nach dem Gesetze der Aehnlichkeit in diese durch das Nachdenken entstehenden disjunctiven Begriffe einschmelzen, und dadurch aus dem unbewußten Erfahrungsschatz des Gedächtnisses ins Licht des Bewußtseins emporgehoben werden, heißen Einfälle. So z. B. denkt jener Pflanzenliebhaber so lange vergebens nach, bis ihm einfällt, daß die meisten perennirenden Gewächse holzige Stämme haben. Durch dergleichen Einfälle kommen auch z. B. die geometrischen Beweise zu Stande. Wenn es sich z. B. davon handelt, ob der Winkel a (als Stammbegriff) gleich sei seinem Wechselwinkel b oder demselben nicht gleich sei, so ergibt ein genaueres Betrachten des Wechselwinkels b, das dieser als Merkmal in sich trage, zu sein $=180°$ minus dem gemeinschaftlichen Nebenwinkel, ein Prädicat, welches auch beim Stammbegriffe, dem Winkel a, aufs Haar zutrifft, wodurch dem Stammbegriff sein richtiger und einzig möglicher Platz in der Alternative angewiesen wird. Es hat uns in diesem Fall der glückliche Einfall geholfen, den Wechselwinkel b für einen Winkel von 180° anzusehen, von welchem der Nebenwinkel hinweggenommen wurde. Die Gesetze, nach denen sich Einfälle in uns erzeugen, sind die allgemeinen Gesetze des Begriffbildens überhaupt, nämlich die Verschmelzung des Aehnlichen nach den Graden seiner Aehnlichkeit in und außerhalb des Bewußtseins, und die Verschmelzung des Ungleichartigen nach den Graden der Aufmerksamkeit, mit welcher dasselbe in Berührung kommt.

Vergleicht man nun die Beantwortung der Fragen durch die Einfälle des Nachdenkens mit ihrer Beantwortung durch Sinneindrücke, so sind hier die Einfälle nach dem Gesetz der Complication des Ungleichartigen ganz entsprechend dem Auffassen neuer Anschauungen, deren mannichfaltige Elemente, wie früher bewiesen wurde, ihre Complicationen eingehen nach den Graden der mit ihnen sich verbindenden Fragethätigkeit, die bei ihnen gleichsam den zusammenhaltenden Kitt bildet. Aber der Verschmelzungsproceß des Gleichartigen ruht hierbei ebenfalls nicht, indem ich, sobald ich z. B. auf dem Meere einen weißlichen Punkt in der Ferne erblicke, sogleich durch die hinzufließenden Gedächtnißbilder ein Segelschiff anschaue, oder sobald ich in der Nacht Hundegebell von ferne höre, mir die Nähe einer menschlichen Wohnung in der Gewißheit ist.

Es geht demnach die Beantwortung der Fragen des Nachdenkens ganz nach denſelben Grundgeſetzen vor ſich, wie die der Fragen an den Sinn, nur auf einem andern Felde.

Der Unterſchied der ſinnlichen Auffaſſung vom Nachdenken beſteht näher darin, daß es in der ſinnlichen Auffaſſung immer der Stammbegriff iſt, auf welchen ſich die ganze Gewalt der Aufmerkſamkeit richtet, während beim Nachdenken dieſelbe ſich vom Stammbegriff hinweg bewegt, und ganz in die Alternative der Disjunction hineinſteigt. Ein Beiſpiel mag dies deutlicher machen. Wenn der Fliehende ſpäht, ob ein Geräuſch im Walde den nahenden Feind oder ein raſchelndes Thier bedeute, ſo iſt ihm die Anſchauung der grünen Blätter des Waldes geſchwängert mit den einander hemmenden Gefühlen der Furcht und Hoffnung, folglich geſchwängert oder durchdrungen von Aufmerkſamkeit. Dieſer Proceß, wobei die Aufmerkſamkeit in den Stammbegriff der gegenwärtigen ſinnlichen Anſchauung gerichtet iſt, heißt Beobachtung. Die Frage, ob ſich mit dieſem Stammbegriff das Merkmal gefährlich und ſchädlich, oder ungefährlich und unſchädlich zu verbinden habe, wird entſchieden durch eine unmittelbare Vervollſtändigung des Stammbegriffs ſelber. Der andre Fall tritt ein, wenn trotz alles Lauſchens und Spähens im Stammbegriffe nichts vorgeht, und wir nun durch Veränderungen in der Disjunction, d. h. durch Nachdenken, die Frage zu beantworten ſuchen. Die Aufmerkſamkeit wendet ſich von der Beobachtung des Stammbegriffs jetzt zur Beobachtung der Disjunctionsmerkmale, welche den Stammbegriff in zwei disjunctive Begriffe zergehen laſſen. Ich reflectire z. B., ob es wahrſcheinlich ſei, daß der Feind zu dieſer Stelle des Waldes dringe, oder welche Arten von Wild dieſer Wald hegen könne. Der Unterſchied des Aufmerkens beſteht nun darin, daß die Aufmerkſamkeit auf dem zergangenen Stammbegriffe ruht, während ſie beim Beobachten auf dem unzergangenen ruhte. Der Stammbegriff iſt folglich beim Nachdenken auf andre Weiſe von der Triebhemmung durchdrungen, als bei der Beobachtung. Denn während bei der Beobachtung daſſelbe Vorſtellungsgebilde gleicherweiſe von Furcht und Hoffnung geſchwängert war, zergeht beim Nachdenken dieſes Gebilde in ein Furchtgebilde und ein Hoffnungsgebilde, und folglich findet die Triebhemmung nicht mehr innerhalb des Gebildes ſtatt, ſondern ſchwebt gleichſam über dem-

ſelben wie in freier Luft, wird aus einer inſchwebenden zu einer überſchwebenden Triebhemmung. Dies alſo iſt der Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier, daß die Triebhemmung, welche beim Thier immer nur eine inſchwebende bleibt, zu einer überſchwebenden wird.

Stellt man ſich die Triebhemmung vor als eine Oscillation zwiſchen Ja und Nein, ſo oscillirt in der überſchwebenden Triebhemmung der Stammbegriff an dem einen ſeiner Merkmale, während bei der inſchwebenden Triebhemmung ſeine disjunctiven Merkmale an ihm oscilliren, wobei er ſelbſt unerſchüttert feſt ſteht. Demnach befindet ſich bei der überſchwebenden Triebhemmung der Stammbegriff innerhalb der Fragethätigkeit, bei der inſchwebenden aber nur an derſelben und mit derſelben in Verbindung vermöge ſeiner disjunctiven Merkmale. Bei der Beobachtung befindet ſich die Triebhemmung innerhalb des Stammbegriffs, bei dem Nachdenken befindet ſich der Stammbegriff innerhalb der Triebhemmung. Bei der Beobachtung iſt die Fragethätigkeit Accidens im Stammbegriff, beim Nachdenken iſt der Stammbegriff Accidens in der Fragethätigkeit. Indem alſo die Fragethätigkeit, welche bei der Beobachtung nur die disjunctiven Merkmale ergreift, ſich im Nachdenken auf den Stammbegriff mit ausdehnt, verſetzt ſie ihn nach Belieben in ſeine verſchiedenen Merkmale als in ebenſo viele Disjunctionsſcalen, worin er zergehen kann. Das Nachdenken als das Hineinziehen des Stammbegriffs in die Fragethätigkeit muß alſo in der Selbſtbeobachtung immer erſcheinen als ein Zergliedern ſeiner Merkmale, ein Wenden der Aufmerkſamkeit vom einen Merkmal zum andern, ein Abſtrahiren. So begibt ſich beim Nachdenken die Aufmerkſamkeit jedesmal ſogleich aus dem Raum der ſinnlichen Anſchauung, in welchem die Vorſtellungen nicht zergehen können, hinweg in den Raum des Gedächtniſſes und der Ueberzeugung, worin ein Zergehen möglich iſt, z. B. das Zergehen des Geräuſches in ein gefährliches oder ungefährliches. Durch dieſes Zergehen wird die blos umfragte ſinnliche Vorſtellung zu einer ſelbſt fragenden Vorſtellung im Ueberzeugungsraum, womit die Aufmerkſamkeit aus der ſinnlichen Sphäre nach innen ſchlägt. Hieraus geht dann auch zugleich eine Definition des Ueberzeugungsraumes hervor. Dieſes iſt nämlich der Raum, in welchen die pri-

mären Vorstellungen der unmittelbaren Anschauung dadurch treten, daß sie aus umfragten oder beobachteten Vorstellungen zu selbst fragenden Vorstellungen des Nachdenkens werden. Der Gesammtkreis unserer primären Vorstellungen, aufgenommen von der Fragethätigkeit und dadurch verwandelt in selbst fragende Vorstellungen, das ist der Ueberzeugungsraum.

Mit dem Wandern der Aufmerksamkeit durch die verschiedenen Disjunctionsscalen des Ueberzeugungsraums hat es dann folgende Bewandtniß. Ich schwanke z. B. bei der Entzifferung einer fremden Inschrift, Keilschrift, Hieroglyphen oder dergleichen über die Bedeutung eines lange vergebens angeschauten Worts. Dasselbe zergeht mir also im Ueberzeugungsraum in eine Scale von verschiedenen Bedeutungen, welche sich nach etwaigen Aehnlichkeiten an seinen Klang knüpfen ließen. So lange das Wort blos beobachtet wurde, spielten diese Bedeutungen blos als einander ausschließende disjunctive Merkmale am Worte herum, jedes getragen vom Triebe nach Verständniß, der sich nun in so viel einander hemmende Triebe zertheilt, als das Wort Bedeutungen haben kann. Sobald ich aber ins Nachdenken über diese Bedeutungen gehe, wird mir das Wort nicht allein ein vielfaches nach der Zahl seiner Bedeutungen, sondern der ganze Satz, in welchem das Wort ein Theil ist, erhält einen vielfachen Sinn nach eben dieser Anzahl. Indem sich mehre dieser Sinne als widersprechend und unmöglich zeigen, wird das Wort z. B. auf zwei Bedeutungen reducirt. Geht in Beziehung auf diese das Schwanken fort, so ist das Mittel des Nachdenkens, sich den Standpunkt einer höhern Beobachtung zu eröffnen, nämlich zu beobachten, was die weitern Folgen sein würden, wenn die eine dieser Bedeutungen gälte. Ließe sich z. B. aus dem so festgesetzten Sinn der Inschrift beobachten, daß sie dann älter sein müsse, als sie nach der Form ihrer Schriftzeichen sein kann, so wäre wiederum diese Bedeutung damit ausgeschlossen, und die Frage durch eine Beobachtung des zweiten Grades, nämlich eine Beobachtung im Felde des Ueberzeugungsraums beantwortet. Sobald aber aus der Beobachtung des zweiten Grades noch nicht sogleich die Entscheidung erfolgt, so sehe ich mich gezwungen, aus der Beobachtung des zweiten Grades überzutreten in eine Ueberlegung des zweiten Grades, und z. B. die Frage zu stellen, welche Zeitbestimmung wol dieser Bedeu-

tung nach zu urtheilen der Inſchrift unterlegt werden müſſe. Bis auf dieſen Grad iſt dann alſo meine Aufmerkſamkeit geſtiegen aus der Disjunctionsſcale der einzelnen Wortbedeutungen in die Disjunctionsſcale der möglichen Bedeutungen des ganzen Satzes, und an der Hand der einen von ihnen in die Disjunctionsſcale der möglichen Zeitbeſtimmungen in Bezug auf die Abfaſſung der Inſchrift. Dieſes Steigen der Aufmerkſamkeit aus einer Disjunctionsſcala in die andre geht bei der Ueberlegung mit einer ungemeinen Schnelligkeit von ſtatten, und zwar immer auf die doppelte Art (wie im angegebenen Beiſpiel), daß entweder durch eine Erweiterung der Aufmerkſamkeit (von Wort auf Satz) die erſte Alternative ſich in eine zweite umwandelt oder durch eine Concentrirung der Aufmerkſamkeit auf den einen der Fälle aus dieſem vereinzelten Fall eine neue Disjunction hervorſpringt. Und ebenſo wie beim theoretiſchen Ueberlegen, iſt es auch beim praktiſchen. Ich ſchwanke z. B. beim Schachſpiel zwiſchen zwei möglichen Zügen meines Läufers, den ich nicht auf ſeinem Fleck laſſen darf. Dies iſt die erſte Disjunction. Der erſte Zug würde dienen können, dem Könige in Zukunft Schach zu bieten, der zweite die Königin in Zukunft zu nehmen. Dies die zweite Disjunction, welche aus der erſten unmittelbar reſultirt. Dann aber frage ich, was, den einen Fall von dieſen angenommen, mein Gegner thun könne, und dies führt mich aus den Alternativen meines Thuns in die Alternativen des ſeinigen.

Der Schritt der Aufmerkſamkeit, den ſie thut durch eine Concentrirung auf das eine Glied der Frage, drückt ſich ſprachlich aus durch die Redensart: geſetzt den einen Fall unter den möglichen, was iſt dann die Folge, d. h. was bietet dann die innere Beobachtung des Ueberzeugungsraums? Dieſe Concentration der Aufmerkſamkeit aus der ganzen Frage in eins ihrer Glieder, iſt ein Steigen aus der fragenden Ueberlegung in eine Beobachtung des zweiten Grades, welche ſich dann aber in eine neue Disjunction und damit in eine neue Ueberlegungsfrage aufzulöſen im Stande iſt. Da hiermit immer aufs neue fortgefahren werden kann durch eine neue Verengerung des Focus der Aufmerkſamkeit auf das eine Glied dieſer neuen Frage, ſo iſt hier ein Proceß ins Unendliche eröffnet. Das Mittel dieſes Progreſſes iſt Verengerung des Feldes oder Concentration auf das eine Glied der Frage. Dieſes Glied der Frage wird

aus einem fragenden in ein beobachtetes oder umfragtes verwandelt, d. h. in ein ſolches, das nicht mehr blos der Theil einer Frage iſt, ſondern auch eine neue Frage in ſich ſelbſt bekommt, welche dann wieder entweder eine inſchwebende oder eine überſchwebende ſein kann. Die Möglichkeit einer ſolchen Concentration beruht darin, daß in dem einen Gliede der Frage ſich eine neue Disjunction zeigt, welche von der Frage oder Triebhemmung ebenfalls ergriffen und durchdrungen wird, anfangs damit die Aufmerkſamkeit am einen Fragegliede beobachtend herumſpiele, und ſodann, damit durch ein Ergriffenwerden des ganzen Gliedes durch die neue Frage daſſelbe wiederum in zwei disjungirte Hälften oder in eine neue Frage zergehe. Sodaß durch Nachdenken die Glieder der Fragen ſich ſelbſt immer wieder in neue Fragen zerſpalten, deren Glieder wieder in neue zerfallen, ins Unendliche hin. Und dieſe Vervielfältigung des Fragens geht vor ſich durch Concentration der Aufmerkſamkeit, d. h. dadurch, daß die Frage in Beziehung auf ein Frageglied, welchem ſie überſchwebend war, inſchwebend gemacht wird. Eine inſchwebende Frage iſt eine Beobachtung. Die Beobachtung des erſten Grades iſt die Beobachtung des ungetheilten Stammbegriffs. Iſt dieſer durch Nachdenken in mehre disjungirte Nebenbegriffe zergangen, ſo ſtellt ſich die Beobachtung eines jeden von dieſen dar als Beobachtung des zweiten Grades. Und ſobald ein jedes dieſer zergangenen Glieder aufs neue in disjunctive Glieder zergeht, entſteht eine Beobachtung dritten Grades.

Ein andrer Fall iſt es mit den Disjunctionen, welche durch eine Erweiterung des Feldes der Aufmerkſamkeit gefunden werden, wie wenn ich durch die Disjunction der verſchiedenen Bedeutungen eines Worts geführt werde auf die Disjunction der verſchiedenen möglichen Sinne eines Satzes, oder durch die Disjunction verſchiedener möglicher Züge beim Schach auf die Disjunction der mit ihnen zu verbindenden Zwecke. Eine ſolche Erweiterung der Aufmerkſamkeit geht von ſelbſt vor ſich, ſobald ſich dieſelbe nur von der bloßen Beobachtung des Stammbegriffs zu löſen beginnt. Denn ſobald ich nur ablaſſe von der bloßen Beobachtung der Schriftzeichen, und die Aufmerkſamkeit in der Disjunction der verſchiedenen Bedeutungen des Wortes ſchweben laſſe, ſo zeigt ſich mir eine jede dieſer Bedeutungen von ſelbſt eingereiht in den ganzen Sinn des

Satzes, und zeigt ſich mir dies noch nicht deutlich genug von ſelbſt, ſo kann ich eine Beobachtung des zweiten Grades zu Hülfe nehmen. So geht die Auffindung einer zweiten Disjunctionsſcala durch eine Erweiterung der Aufmerkſamkeit von ſtatten.

§. 43.

Die Grade der Antwort.

Beantwortung der Frage durch Beobachtung und durch Ueberlegung. Fixer und beweglicher Trieb. Die Hypotheſe. Die anſchwebende Frage. Das Geſetz des Gegentriebes. Die Betäubung. Die Urſache der Flucht der Triebe aus dem Sinnenraum in den Ueberlegungsraum.

Nachdem die verſchiedenen Grade des Fragens entwickelt ſind, möge ſich die Unterſuchung auf die verſchiedenen Arten richten, auf welche die in uns entſtehenden Fragen ihre Antworten bekommen. Wir ſchreiten auch hier von den einfachen Fällen zu den zuſammengeſetztern fort.

Wenn das Thier lauſcht und ſpäht, ob es fliehen müſſe oder bleiben könne, ſo ſtehen die Triebe der Furcht und Hoffnung bei ihm in Hemmung, als eine der Anſchauung des Augenblicks inſchwebende Frage. Der Zuſammenhang zwiſchen der Frage und der Anſchauung iſt in den Phantaſiebildern einer drohenden Gefahr oder eines unſchädlichen Vorgangs, die ſich als Disjunction an die Anſchauung als den Stammbegriff anſchließen. Indem dieſe Phantaſiebilder mit den Trieben verſchmelzen, das eine mit dem der Furcht, das andere mit dem der Hoffnung, erſcheint die mit beiden Bildern verſchmolzene Anſchauung von beiden Trieben geſchwängert und von der Aufmerſamkeit umſpielt. Sobald nun die Anſchauung die Geſtalt vom Bilde der Furcht annimmt, verliert ſie ihren Zuſammenhang mit dem Bilde der Hoffnung, d. h. ihr Zuſammenhang mit dem Bilde der Hoffnung fällt dem Gedächtniß anheim, ſie ſelbſt aber iſt nicht mehr von der Frage als Hemmung der Triebe durchdrungen, ſondern nur noch vom Triebe der Furcht. Das Thier flieht, während ſich der Trieb der Hoffnung annihilirt.

Bei der einfachſten Stellung dieſer Sache wird demnach die Annihilation des Triebes durch die Annihilation derjenigen Anſchauung bewirkt, durch welche derſelbe allein aus ſeinem Urquell emporgehoben

wurde. Der Trieb nach Flucht wurde z. B. emporgehoben durch das Phantasiebild eines nahenden Feindes, welches als ein disjunctiver Bestandtheil in den Stammbegriff der Sinnanschauung, z. B. des Geräusches, eingeschmolzen war. Sobald nun im Geräusche eine solche Veränderung vor sich geht, die nur z. B. mit der Bewegung eines auffliegenden Vogels Zusammenhang leidet, und mit der Vorstellung eines Feindes, Jägers u. s. f. schlechterdings nicht mehr verschmilzt, so ist derjenige Antheil der Anschauung, welcher einzig und allein den Trieb emporhielt, entschwunden, und der Trieb hat damit den zureichenden Grund seines Daseins verloren. Die Frage ist auf die einfachste Art durch ihren Stammbegriff beantwortet.

Ein zusammengesetzterer Fall tritt ein, wenn in dem Flüchtling trotz der Vereitelung seiner Furcht in dem einzelnen Falle, dennoch das Phantasiebild seiner Feinde fortwährend zurückbleibt und zur Flucht antreibt. Da er nicht weiß, wo die Feinde sind, treibt ihn dies zur Ueberlegung, d. h. zum Versuch, die Frage nicht aus ihrem Stammbegriff, sondern aus ihrer Disjunction zu beantworten. Er findet z. B. die Verfolgung seiner Feinde bis an diesen Ort unwahrscheinlich, d. h. er findet das Bild einer Verfolgung bis hierher unverschmelzend mit dem Begriff seiner Feinde. Dies beruhigt ihn, und annihilirt den Trieb zur fernern Flucht. Nicht das Phantasiebild der Verfolgung als ein solches ist also in diesem Falle genügend, den Trieb emporzuhalten, sondern nur allein die Verknüpfung des Bildes mit einer Vorstellung aus dem Ueberzeugungsraum, mit der Vorstellung des Feindes, dessen Existenz und dessen Trieb, mich zu verfolgen, obgleich ich Beides nicht schaue, mir doch ebenso gewiß ist, als ob ich Beides anschaute. Dadurch wirken also Vorstellungen aus dem Ueberzeugungsraum vermöge der in sie einschmelzenden disjunctiven Bilder ganz ähnlich wie Anschauungen aus dem Sinnenraum. Sie wirken aber dadurch, daß vermöge ihrer disjunctiven Phantasiebilder sich eine Verschmelzung mit der gegenwärtigen Anschauung des Sinnenraums entweder erzeugt oder nicht erzeugt. Wächst dem Verfolgten z. B. aus dem Begriff seines Feindes im Ueberzeugungsraum das Merkmal hervor, der Feind bewege sich dem Orte entgegen, welcher dem Verfolgten seine sinnliche Umgebung bildet, so wird die Wirkung auf den Trieb dieselbe sein, als ob der Verfolgte seinen

Verfolger schon mit dem sinnlichen Auge erblickte. Und wenn die Vorstellung, daß der Feind des Ueberzeugungsraums sich dem Standort des Verfolgten entgegen bewege, in disjunctive Spannung und in Frage tritt mit der Vorstellung eines entgegengesetzten Zustandes desselben, so wird dies ganz dieselben Triebe in Spannung versetzen, welche durch ein Geräusch, das die Frage verursacht, ob ein Feind nahe, in Spannung gesetzt werden. Ueberlegt nun solchergestalt der Flüchtling, ob der Feind wahrscheinlicherweise nahe sein könne, während er zugleich späht, ob er wirklich herannahe, so ist die Hemmung zwischen Furcht und Hoffnung als Grundlage derselben Frage von zwei Vorstellungen als Stammbegriffen zugleich getragen, von einer im Sinnenraum, und von einer zweiten im Ueberzeugungsraum. Und zwar stehen diese Begriffe so gegeneinander, daß beim sinnlichen Begriff der Ueberzeugungsbegriff in das eine Glied der Disjunction und beim Ueberzeugungsbegriff der sinnliche Begriff ebenfalls ins eine Glied der Disjunction hineinfällt, während die andern Glieder der Disjunction einander gänzlich aus dem Wege gehen. Da ich nun auf diese Weise im Interesse derselben Triebhemmung zugleich beobachten und überlegen, und ebenso auch entweder beobachten oder überlegen, ferner aus der Beobachtung in die Ueberlegung treten kann und rückwärts aus der Ueberlegung in die Beobachtung, so sieht man hier schon recht deutlich, daß eine aus einer Disjunctionsscale in die andere überwandernde Aufmerksamkeit nichts weiter ist als dieselbe Triebhemmung, welche sich von dem Stammbegriff der einen Scale, welchem sie inschwebt, auf den Stammbegriff der andern Scale hinüberwirft, um fortan diesem inzuschweben und nicht mehr jenem. Wie ist dies Hinüberwerfen möglich? Es muß zu diesem Ende noch näher auf die Structur des vorliegenden Falles eingegangen werden.

Um an das Frühere anzuknüpfen, so liegt beim Uebergang der Frage auf den Stammbegriff des Feindes im Ueberzeugungsraum ein Uebergang in eine Beobachtung zweiten Grades vor. Die Beobachtung des ersten Grades war der Stammbegriff des Geräusches im Walde. Dieser zeigte sich verknüpft mit einer Disjunction aus dem Ueberzeugungsraum: entweder der Feind oder ein harmloses Thier. Und nun wendet sich die Beobachtung nach innen

in das eine Glied der Disjunction, den Feind des Ueberzeugungsraums. Nothwendig muß bei einem ſolchen Uebergange der Stammbegriff der Beobachtung erſten Grades das eine Glied der Disjunction am Stammbegriff der Beobachtung des zweiten Grades bilden, weil hierdurch allein die Ueberlegung eine Beziehung auf unſern Zuſtand und folglich auf unſern Willen erhält. Widrigenfalls würde ſie zum bloßen theoretiſchen Act werden ohne alle Wirkſamkeit auf unſere Gliederbewegung. Man ſieht nun ſogleich ein, daß die Frage, ehe ſie vom Standpunkt der Beobachtung des erſten Grades in den der Beobachtuug zweiten Grades emporklimmen kann, noch zuvor eine Mittelſtufe zu durchgehen hat. Dieſe Mittelſtufe beſteht darin, daß die Frage aus einer inſchwebenden zur überſchwebenden wird. Dadurch zergeht das Geräuſch des Sinnenraums in einen disjunctiven Gegenſatz, und iſt, inſofern es dies thut, nicht mehr Geräuſch des Sinnenraums, ſondern des Ueberzeugungsraums. Die Aufmerkſamkeit verläßt damit den Sinnenraum und tritt in den Ueberzeugungsraum. Und nun folgt der zweite Schritt, daß die Frage dem einen ihrer Glieder wiederum inſchwebend wird. Es beſteht demnach eine Beobachtung zweiten Grades darin, daß in einer Disjunction ſingulärer Vorſtellungen der geſpannte Trieb des einen Gliedes auf demſelben feſt ruhen bleibt, während der Gegentrieb ſein Disjunctionsglied fahren läßt und dafür auf ein andres entſprechendes Disjunctionsglied übergleitet, das aus dem ruhen bleibenden Gliede des erſten Triebes entſpringt. Mit einem Wort ausgedrückt: der eine der Triebe läßt ſeine ſinguläre Vorſtellung fahren, und erborgt ſich ſtatt deren eine andre vom entgegengeſetzten Triebe. Der eine Trieb möge daher der fixe Trieb, der andre der bewegliche Trieb heißen.

Zur nähern Verdeutlichung muß hier vergleichungsweiſe auf die Beobachtung des erſten Grades zurückgegangen werden. Auch hier iſt ſchon ein Analogon des fixen und des beweglichen Triebes. Der Trieb der Flucht iſt feſt in das dem Geräuſche verknüpfte Bild des nahenden Feindes eingeſchmolzen, während der Gegentrieb in bunter Folge von Bild zu Bild gleitet. Vielleicht eine Taube oder ein Eichhörnchen, vielleicht auch ein Windſtoß oder eine fallende Frucht erregen dies Geräuſch, vielleicht mache ich mir auch gar keine beſtimmte Vorſtellung von ſeiner Urſache, ſon-

dern horche nur überhaupt hin, ob mich daſſelbe angehe, d. h. ob irgend eine Luſt, vielleicht auch nur eine äſthetiſche der unbefangenen Betrachtung, für mich darin verborgen ſei. Man ſieht hieran, daß es zur Beobachtung überhaupt gar nicht einmal eines fixen Triebes bedarf, ſondern nur eines von zwei entgegengeſetzten Trieben geſchwängerten Stammbegriffs. Iſt ein ſolcher gegeben, ſo wird ein jeder der kämpfenden Triebe von ſelbſt nach dem Geſetze der Verſchmelzung in buntem Spiele die beweglichen Bilder hervortreiben, welche ſich zu Disjunctionen des Ueberzeugungsraums geſtalten. Dies iſt der Anfang des Beobachtens und mehr iſt zum Beobachten nicht nöthig. Aber das Beobachten ſchärft ſich, je beſtimmter und feſtſtehender die disjunctiven Bilder werden, welche der Act des Beobachtens hervortreibt, es ſchwächt ſich, zu je größerer Mannichfaltigkeit und Flatterhaftigkeit die Bilder herabſinken. Je flatterhafter dieſe Bilder ſind, deſto mehr findet bloße Beobachtung ſtatt, je mehr ſie ſich fixiren, deſto mehr nähert ſich die Beobachtung dem Acte der Ueberlegung. Man nennt ſolche fixirte Bilder im Gebiet des wiſſenſchaftlichen Beobachtens Hypotheſen. Hypotheſen verſchärfen daher die beobachtende Thätigkeit, und ohne alle leitende Hypotheſen iſt dieſelbe matt und kraftlos. Wenn aber dem Thiere der Uebergang von der Beobachtung in die Ueberlegung nicht gelingt, ſo heißt dies ſo viel, als daß dem Thier die disjunctiven Bilder ſeiner ſinnlichen Stammbegriffe immer beweglich bleiben, und niemals zum Feſtſtehen, zur Selbſtändigkeit gelangen.

Dieſe Selbſtändigkeit ſchließt indeſſen außer der bloßen Fixirung eines beſtimmten Bildes auch noch dieſes in ſich, daß ſich die Fragethätigkeit auf das fixirte Bild gänzlich concentrire, und dadurch von der ſinnlichen Vorſtellung löſe. Das fixirte Bild, z. B. des Feindes, gehört zunächſt nur dem einen der Triebe an, und verlangt alſo, um die Frage zu tragen, die Verknüpfung mit einem disjunctiven Gegenbilde, auf welchem der entgegengeſetzte Trieb ruhe. Statt dieſes Gegenbildes dienen zunächſt die aus dem ſinnlichen Stammbegriff hervorwachſenden abwechſelnden Bilder, wie Taube, Eichhorn, Wind, Frucht u. ſ. f. Aber im Grunde bedarf es auch dieſer nicht einmal, indem die Alternative lauten kann: Feind oder nicht Feind. Hierin liegt das Geſetz, daß eine Triebhemmung, um von ſin-

gulären Vorstellungen getragen zu werden, nichts weiter bedarf als eines einzigen singulären Bildes für den einen Trieb, indem dann immer der Begriff der völlig unbestimmten Negation hinreichend ist, auf stellvertretende Weise den Gegentrieb zu unterstützen. Diese Stellung der Triebe möge die anschwebende Frage heißen im Gegensatz zur inschwebenden und überschwebenden. Ist diese anschwebende Lage erkannt, so hat der Uebertritt in die Beobachtung zweiten Grades keine Schwierigkeit mehr. Denn sobald nun im fixirten Bilde nur irgend Merkmale vorhanden sind, welche dem Gegentriebe nicht zuwiderlaufen, so hat der Trieb nach dem Gesetze der Concentration der Frage wiederum die Macht, sich mit diesen zu verknüpfen, und dadurch aus seiner anschwebenden Stellung in die inschwebende überzugehen. So ist z. B. in diesem Fall das Bild des Feindes ein solches, welches mit dem Gegentriebe der Hoffnung aufs leichteste verschmilzt, nämlich zum Bilde eines weit entfernten, eines gar nicht mehr verfolgenden, oder eines auf falscher Fährte umherirrenden Feindes. Damit hat die Ueberlegung ihre erste Disjunction verlassen, und ist in eine zweite Disjunction eingetreten. Die erste lautete: Ist das Vorhandene der Feind oder nicht der Feind? Die zweite lautet: Ist der Feind vorhanden oder nicht vorhanden?

Indem die Frage ihre Wanderung macht aus der inschwebenden Lage in die überschwebende, aus dieser in die anschwebende, aus dieser in die inschwebende Lage des zweiten Grades, und so fort, hat sie darin eine Fortschreitung, die sich durch den Gegensatz von fixem und beweglichem Trieb am besten begreift. Zuerst sind beide Triebe fixirt im Stammbegriff der Beobachtung, und eben damit beide beweglich in den Ueberzeugungsräumen der disjunctiven Bilder am Stammbegriff. Sodann fixirt sich der eine Trieb im einen dieser Bilder, während der andere beweglich bleibt, aber in dieser Beweglichkeit die Möglichkeit hat, sich ebenfalls in das fixirte Bild des ersten Triebes zu fixiren. Von dem fixirten Triebe gehen demnach zur Verengerung des Fragefocus zwei verschiedene Wirkungen aus, erstlich die, daß der Trieb aus dem Sinnenraum, in welchem er nebst seinem Gegentrieb fixirt ist, sich hinausbegibt in den Raum der beweglichen Vorstellungen, wovon die Folge ist, daß sich ihm eine dieser Vorstellungen nun in eine

fixe verwandelt, und zweitens die, daß der entgegengesetzte bewegliche Trieb auf dasselbe Bild übergeht, worauf der fixirte ruht, und dadurch ebenfalls zum fixirten wird. Das Fixiren des Triebes im Ueberzeugungsraum der Ueberlegung ist als ein Act der Selbsterhaltung anzusehen, weil ein gar nicht durch eine bestimmte singuläre Vorstellung fixirter Trieb in seinen Urquell unterſinkt. Dagegen ist das Verlassen des Sinnenraums anzusehen als eine Verschärfung der Neugierde, d. h. eine Verschärfung der Begierde nach Annihilation des Gegentriebes, welche auf allen Gebieten gesucht wird, die sich nur eröffnen mögen. Das Gebiet des Ueberlegungsraums eröffnet sich aber nicht eher dem suchenden Triebe, als bis in der Disjunction der Beobachtung sich Bilder zeigen, welche deutlich und klar genug sind, daß der Trieb sich auf sie fixiren kann, ohne seinen eigenen Untergang fürchten zu müssen. In dem Maß nun, als der Trieb diesen Gedächtnißboden fest genug vorfindet, um darauf treten zu können, verläßt er den Sinnenraum, und tritt über in den Raum der Ueberzeugung.

Man sieht, daß bei diesen Vorgängen Wirkungen ins Spiel kommen, die vom Selbst und seinen Grundtrieben ausgehen. Bei der einfachen Beobachtung des ersten Grades ist dies am einfachsten der Fall. Ein singuläres Bild des Sinnenraums zeigt sich als geschwängert mit einem gewissen Gefühl. Ein näherer Anblick zeigt, daß dies Gefühl nicht an der Anschauung, sondern an einer Nebenvorstellung hafte, und dies bewirkt, daß ein Gegentrieb aus dem Selbst hinzutritt und entgegengesetzte Nebenvorstellungen mitbringt. Je heißer der Trieb wird, desto stärker auch der Gegentrieb. Widrigenfalls würden die Triebe nicht mehr einander hemmen, sondern der erste würde das Wesen blind und bewußtlos fortreißen. Daher bezeichnet Betäubung oder Stupor den Punkt, wo das Selbst nicht mehr im Stande ist, dem durch den Gegenstand geweckten Trieb einen Gegentrieb von derselben Größe entgegenzustellen.

Wie groß der Trieb sein soll, das hängt jedesmal von dem singulären Bilde ab, das ihn erweckt. Daher können Triebe sich durch Ueberlegung ebensowol schwächen als stärken, schwächen dann, wenn die Bilder des Ueberlegungsraums, in den der Trieb übertritt, denselben weniger Nahrung geben als die Bilder des Sinnenraums, stärken dann, wenn das Umgekehrte der Fall ist. So lange nun

der Trieb immer nur auf sinnlichem Felde verweilt, richtet sich seine Stärke nur nach der Stärke des sinnlichen Eindrucks. Sobald aber außerdem noch das Feld der Ueberlegung sich ihm öffnet, sucht er auf diesem nach immer neuer Nahrung, wie ein hungriges Thier, und während er die bessere findet, läßt er die schlechtere stehen. Aber ebenso zieht auch der Gegentrieb durch sein Uebertreten auf das Feld der Ueberlegung möglichen Gewinn, indem er aus einem neuen Gebilde im Ueberzeugungsraum sich neue Stärke saugen kann.

Als allgemeines Gesetz des Selbst kann man dieses Verfahren so aussprechen: Ein jeder Trieb strebt nach Selbstverstärkung und nach Annihilation seines Gegentriebes, und ein jeder Trieb strebt dasjenige Beobachtungsfeld zu verlassen, auf welchem er eine Hemmung leidet.

Auf diese Weise ausgesprochen, liegt in diesem Gesetze Nichts, was nicht schon früher als allgemeines Triebgesetz sich uns ergeben hätte. Denn ein jeder Trieb strebt nach seinem eigenen Gelingen und folglich nach Ueberwindung des Gegentriebes, der dieses Gelingen vereitelt. Daher ergreift er mit Lust das Phantasiebild, welches dient ihn zu verstärken und ihm das Uebergewicht über den Gegentrieb zu geben. Der Sinnenraum aber, an welchen die Triebhemmung geknüpft ist, wirkt eben darum selbst als Unlustzustand, in dessen Natur es liegt, daß er geflohen wird. Das Grundgesetz, an welchem dies Alles hängt, ist demnach dies, daß ein jeder Trieb strebt nach seinem eigenen Gelingen, d. h. nach Verstärkung der in ihm enthaltenen Lust, und nach Flucht vor der in ihm enthaltenen Unlust.

§. 44.

Das Nachdenken.

Das erfindende Nachdenken. Die Verlegenheit und der Entschluß. Der Buridan'sche Esel und der Indifferentismus der Wahl. Die moralische Ueberlegung. Die moralische Anstrengung und der Charakter.

Die Beantwortung einer Frage besteht jedesmal in der Annihilation eines Triebes. Diese Annihilation befolgt bei den höhern Graden des Fragens dieselben Gesetze wie bei den niedern.

Sobald bei der Beobachtung des erſten Grades der ſinnliche Stammbegriff dermaßen mit dem einen ſeiner disjunctiven Bilder verſchmilzt, daß das andere ſeinen Zuſammenhang mit ihm verliert und ins Gedächtniß abſinkt, annihilirt ſich der Gegentrieb. Und ſobald bei der Beobachtung des zweiten Grades der Stammbegriff aus dem Ueberzeugungsraum dermaßen mit dem einen ſeiner disjunctiven Bilder verſchmilzt, daß das andere ſeinen Zuſammenhang mit ihm verliert, geſchieht daſſelbe. Der Grund iſt, weil der Gegentrieb ſich nur ſo lange aus dem Selbſt erzeugt, als noch irgend ein disjunctives Attribut mit dem Stammbegriffe verknüpfbar iſt, an welchem der Gegentrieb ſich halten kann. Dann zieht das Selbſt an dieſem Attribute den Gegentrieb in die Exiſtenz, während das Attribut durch den Gegentrieb zum Bewußtſein kommt. Bis ſich beſtimmtere Attribute finden, die der Gegentrieb, ſobald er vorhanden iſt, mit Begierde zur Selbſtverſtärkung aufſucht, genügt aber auch die blinde Vorſtellung der Negation zu ſeiner Anklammerung. Und es muß gerade die letztere ſein, welche das Selbſt im Verlangen nach Setzung eines Gegentriebes immer zuerſt ergreift, und in deren Setzung ſich ſein Verlangen nach Setzung irgend eines Gegentriebes überhaupt immer zuerſt ausſpricht. Die Grade dieſes Verlangens ſind die Grade der Wartefähigkeit des Thieres.

In den bisher betrachteten Fällen von praktiſcher Ueberlegung war es immer eine und dieſelbe Triebhemmung, welche ſich aus den Disjunctionen des Sinnenraums in die Disjunctionen des Ueberzeugungsraums warf, ſobald ſie in jenem nicht ſofortige Beantwortung fand. Das Complicirteſte von dieſer Art kommt bei den Erfindungen vor, wo ein Trieb nach einem gewiſſen Zuſtande zum Grunde liegt, welcher den ganzen Ueberlegungsproceß einzig und allein beſeelt und in Bewegung ſetzt, weil nur allein in der vielfältigſten Ueberlegung ihm die Hoffnung ſeiner eigenen Ausführung liegt. War z. B. der Wunſch vorhanden, der Harfe auf eine bequemere Weiſe, als durch das Spiel mit den bloßen Fingern, ebenſo wohllautende, vielleicht noch wohllautendere Töne zu entlocken, ſo trieb dieſe Begierde am Stammbegriff der Harfe verſchiedene mit bequemen Fingerbewegungen Aehnlichkeit habende Attribute hervor, deren jedes dem Triebe zur Stütze diente, jedes aber das andre nach den Regeln der Disjunction ausſchloß. Der Trieb ſpaltete ſich alſo in ſoviel einander hemmende

Triebe, als disjunctive Fälle vorhanden waren, wobei dann immer der stärkere Trieb über den schwächern den Sieg davontrug. Die erste Disjunction war z. B. diese, ob die Harfensaiten durch Klöppel sollten unmittelbar angeschlagen, oder vermittels Tasten gespielt werden. Ergriff der Trieb nach Bequemlichkeit mit Lebhaftigkeit die Tasten, so sanken die Klöppel ins Gedächtniß ab, und ihr Trieb ward annihilirt, d. h. sank in den allgemeinen Grundtrieb nach bequemerer Spielung der Harfe zurück. Aus dem Triebe nach Tasten aber entwickelten sich nun neue Alternativen. Man konnte die Tasten entweder durch metallene Stifte oder wiederum durch Hämmer auf die Saiten wirken lassen, man konnte im letzten Falle die Hämmer entweder von hinten an verticale Saiten, oder von unten an horizontale Saiten schlagen lassen, man konnte im letzteren Falle die Saiten entweder der Länge nach (wie beim Flügel) oder in die Quere spannen, und wiederum im letztern Falle entweder die längern hinter die kürzern legen oder umgekehrt — bei der Discussion aller dieser Alternativen, die sich leicht ins Unabsehliche vermehren ließen, wenn man nun auch noch auf die Structuren der Hämmer und der Dämpfungsapparate einginge, bei ihnen allen wiederholt sich nur auf völlig monotone Art derselbe Entscheidungsproceß, indem vom Triebe nach Bequemlichkeit und Wohllaut immer dasjenige Glied der Disjunction ergriffen wird, welches ihn am stärksten befriedigt, wobei dann das Gegenglied ins Gedächtniß absinkt, der Gegentrieb sich annihilirt. Sodaß hierbei derselbe Trieb es ist, welcher stets aufs neue mit sich selbst in Hemmung tritt vermöge der aufgesuchten disjunctiven Bilder, denen er sich zum Tragen gibt. Er ist hier selbst der Sieger und selbst der Besiegte. Während er alle seine Nebenäste einen nach dem andern der Annihilation Preis gibt, wächst er nach und nach ganz und gar in einen entschiedenen Hauptstamm hinein, in eine klare und decidirte Vorstellung, die ihn nun einzig und allein und gänzlich hemmungslos trägt, wodurch er sämmtliche Hindernisse seiner Ausübung aus dem Wege geräumt sieht. Daher besteht der Zustand, in welchem man nicht weiß, wie man eine Sache ausführen soll, immer wesentlich darin, daß ein Trieb, welcher in uns ist, vermöge verschiedener disjunctiver Bilder, denen er sich zum Tragen gibt, gegen sich selbst in Hemmung tritt. Dies ist der Zustand der Verlegenheit. Verlegene

und unschlüssige Menschen sind solche, deren Triebe leicht mit sich selbst in Hemmung treten. Dem Verlegenen zeigen sich immer verschiedene Möglichkeiten, höflich zu sein, ein Geschäft abzumachen u. dgl, eine tritt mit der andern in Hemmung, und die Zeit geht darüber verloren.

So kann auch, um an das frühere Beispiel anzuknüpfen, der Trieb der Flucht mit sich selbst in Hemmung gerathen, indem die Möglichkeiten, den einen oder andern Weg entlang zu fliehen, beim Flüchtling miteinander in Hemmung treten, weil an einen jeden Weg die Ueberlegung eine andere Hoffnung knüpft. Hier kommt er in noch dichtere Wildniß, welche ihn aber vielleicht vor Hunger umkommen läßt, dort trifft er auf Menschen, die ihn aber vielleicht aus Mitleid verbergen. Der Trieb zur Flucht hemmt sich selbst so lange, bis ihn das eine Bild so überwiegend erregt, daß sein Streben nach Selbstverstärkung sich ganz in dieses Bild einsenkt, dadurch das Gegenbild ins Gedächtniß absinken läßt, und den Gegentrieb des Halts beraubt. Doch kann der Trieb zu demselben Acte des Wählens auch getrieben werden durch das Gefühl der Gefahr, welche im längern Verweilen an dieser Stelle liegt. Dann muß oft ein äußerst geringes, oft ein gar nicht merkbares Uebergewicht des einen Triebes über den andern dem Grundtriebe nach Flucht überhaupt ein hinreichender Entscheidungsgrund sein, den einen Weg der zweie einzuschlagen, weil er schlechterdings nicht zaudern darf. Wer schnell bei der Hand ist, auch bei wenig überwiegenden Gründen dennoch mit Kraft eine Alternative zu ergreifen, den nennen wir einen entschlossenen Mann. Ein solcher ist das Widerspiel des Verlegenen und Unschlüssigen. Tritt aber die Entschlossenheit in Fällen ein, wo es zweckgemäßer gewesen wäre, länger zu überlegen, so heißt die Entschlossenheit Uebereilung. Die Entschlossenheit ist die Unfähigkeit, eine Triebhemmung länger zu ertragen, und in sofern eine Schwäche, sie ist aber auch die Kraft, einen Trieb von mehren Bildern, auf denen derselbe ruht, auf ein einziges zu concentriren, und in sofern eine Stärke. Freilich wird diese Concentration des Triebes, die den Gegentrieb annihilirt, niemals eher von statten gehen, als bis die Triebhemmung unerträglich geworden ist. Aber bei schwachen Charakteren und in der Krankheit der Abulie tritt der Fall ein, daß selbst das höchste

Unluſtgefühl der Triebhemmung nicht hinreicht, den Grundtrieb zu einer Concentration auf einen beſtimmten Fall zu treiben. Denkt man ſich dieſen Zuſtand der Abulie im höchſten Grade, ſo würde der Flüchtling ſelbſt dann, wenn er den Verfolger ſchon von ferne erblickte, nur verwirrt und verlegen am Orte ſtehen bleiben, weil er zwiſchen den zwei möglichen Wegen der Flucht nicht zum Entſchluß gelangen könnte.

Wem fällt nicht hier der Eſel des Buridan ein? Dieſes ſo oft ſcherzweiſe nacherzählte pſychologiſche Paradigma hat einen ernſthaften Sinn, und wurde von ſeinem Erfinder mit gutem Takte gewählt, um zu zeigen, daß die Wirkung der Triebe in der Seele ſchlechterdings nicht mit der Wirkung von ziehenden Gewichten auf einen Körper verglichen werden könne. Denn zöge auf dieſe Art jeder der zwei Hungertriebe gleich ſtark, ſo müßte das Thier allerdings verhungern, was doch nicht der Fall iſt. Sondern die gegenſeitige Hemmung der beiden Triebe wirkt als ein Unluſtzuſtand, welchem der allgemeine Trieb des Hungers dadurch zu entfliehen ſtrebt, daß er ſich mit dem einen derſelben ganz und gar verbindet, ſich auf den einen derſelben concentrirt, wobei irgend eine Aeußerlichkeit, eine zufällige Wendung des Kopfs auf die eine Seite, ein Jucken u. dgl. den Ausſchlag zu geben im Stande iſt, ohne daß hierin der zureichende Grund der Willensentſcheidung läge. Dieſer liegt vielmehr in der Concentrationskraft des Grundtriebes, welche angeregt wird durch ein Unluſtgefühl. Auf dieſelbe Art verfahren wir, wenn wir die Auswahl zu treffen gezwungen ſind zwiſchen einer Anzahl völlig gleicher Eier, zwiſchen zwei gleich ſehr geſchätzten Weinen, zwiſchen verſchiedenen Lotterieloosen, beim Setzen im Roulet, beim Ziehen des Looſes, beim Spiele Paar oder Unpaar u. ſ. w. Die Unluſt der Triebhemmung iſt hier überall das Motiv unſers Thuns. Gewöhnlich hält man ſich an ſolche Fälle, wenn über die moraliſche Freiheit des Willens disputirt wird. Dies aber mit Unrecht. Denn beim moraliſchen Thun treten noch ganz andere Hebel in Bewegung, welche im Bisherigen unbeachtet blieben.

Das moraliſche Ueberlegen beſteht nämlich nicht blos in einer Hemmung von Trieben, ſondern von verſchiedenen Triebhemmungen. Ein Beiſpiel möge dies verdeutlichen. Geſetzt ich habe die Gewohnheit, zu einer beſtimmten Stunde ſpazieren zu

gehen. Ich komme an die Thür, es regnet. Der Unluſttrieb des ſchlechten Wetters beſiegt den Luſttrieb der Gewohnheit, ich kehre um. Beim Umkehren fällt mir ein, geſunder ſei es doch wol, das ſchlechte Wetter nicht zu ſcheuen, und ſchon will ich wieder ausgehen, als ich bedenke, daß ſo ein Regentag gerade die rechte Zeit iſt, ein etwas langweiliges Geſchäft abzuthun, das mir aber Vortheil verſpricht. Indem ich noch ſo überlege, muß ich an einen kranken Freund denken, dem ich durch meinen Beſuch Aufheiterung und Troſt bringen kann. Vergeſſen iſt nun ſchlechtes Wetter, Geſundheit, Geſchäft, und ich gehe durch den Regen zu meinem Freunde. Hier iſt Das, was die ganze Ueberlegung beherrſcht, nicht ein einzelner Trieb, und ebenſo wenig eine einzelne Triebhemmung, ſondern die Ueberlegung ſpielt durch vier verſchiedene Triebhemmungen. Die erſte iſt die von ſchlechtem und gutem Wetter, oder im Triebe ausgedrückt, die Alternative von ſinnlicher Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit. Die zweite iſt die von Geſundheit und Ungeſundheit, oder im Triebe ausgedrückt, die Alternative von Hoffnung auf zukünftiges Wohlbefinden und Furcht vor zukünftigem Uebelbefinden. Die dritte iſt die von Gewinn und Nichtgewinn, oder im Triebe ausgedrückt von Luſt an Vermehrung meiner Mittel und Unluſt an Nichtvermehrung derſelben. Die vierte iſt die von Aufmerkſamkeit und Unaufmerkſamkeit gegen den Freund, oder im Triebe ausgedrückt, die Alternative von freundſchaftlichem Wohlwollen und unfreundſchaftlicher Gleichgültigkeit. Hierbei iſt noch das Auffallendſte dies, daß keine dieſer Alternativen in ſich eine ſchwebende Frage darſtellt, ſondern eine völlig beantwortete, daß ſie aber durch ihr gegenſeitiges Verhalten in die Lage kommen, als ob ſie lauter ſchwebende Fragen wären.

Sobald es gelang, die Aufmerkſamkeit in einer dieſer vier Alternativen ſtrenge feſt zu bannen und ſie dadurch von allen übrigen abzulenken, ſo war die Frage, ob gegangen werden ſolle oder nicht, ſogleich entſchieden. Die Alternative der Sinnlichkeit beantwortete ſie mit Nein, die der Geſundheit mit Ja, die des Gewinns mit Nein, und die der Freundſchaft mit Ja. Wozu ſich nun auch der Spaziergänger entſchließen mochte, ſein Entſchluß war durch die Motive irgend einer dieſer Alternativen bedingt, und folglich innerhalb der Alternative, innerhalb deren er ſich entſchied,

ein nothwendiger und unabänderlicher. Ganz anders ſieht freilich die Sache aus, wenn man den Entſchluß betrachtet in Beziehung auf die Alternativen, in denen er nicht entſchieden wurde. In Beziehung auf ſie erſcheint er als ein völlig freier, und ſie in Bezug auf ihn als völlig gleichgültige. Dem, welchen Wohlwollen zu ſeinem Freunde ruft, macht das gute oder ſchlechte Wetter gar keinen Unterſchied, er iſt in Beziehung auf das Wetter ganz und gar frei, was er doch nicht geweſen wäre, hätte er blos gewohnheitgemäß ſpazieren gehen wollen. Dies iſt die Hoheit des moraliſchen Thuns, daß es den Menſchen über die Entſcheidungsgewalt der ſinnlichen Motive erhebt, indem es die ſinnlichen Alternativen zu gleichgültigen macht, von denen aus der Menſch die Entſcheidungsgründe ſeines Handelns nicht mehr empfängt, oder in Beziehung auf welche er frei iſt. Denn gebunden iſt der Menſch nur in Beziehung auf diejenige Alternative, von welcher aus ſich ſein Thun entſcheidet, frei oder ungebunden aber in Beziehung auf alle übrigen. Sowol Freiheit als Gebundenheit in dieſem Sinne ſind alſo relativ, indem der letzte Grund des Handelns in dieſem Falle tiefer liegt als das eine und das andre. Der letzte Grund des Handelns liegt nämlich hier in der Gewalt, die das Selbſt leidet, entweder in der einen oder in der andern der Alternativen gänzlich auszuruhen, und ſich dadurch von den übrigen zurückzuziehen.

Es findet nun in dem vorliegenden Beiſpiel ein offenbarer Klimax von Motiven ſtatt, indem die folgende Alternative immer das Selbſt ſo ſtark reizt, ſich ganz auf ſie zu concentriren, daß die vorige Alternative dadurch ganz unwirkſam wird. Wir drücken die verſchiedenen Grade der Reizung, welche das Selbſt durch die verſchiedenen Alternativen erfährt, aus durch die Bezeichnung der Wichtigkeit. Ob ich geſund bin oder nicht, iſt von größerer Wichtigkeit für mich, als ob ich augenblicklich einen angenehmen oder unangenehmen ſinnlichen Eindruck empfange. Ob ich mir meine Exiſtenz ſichern kann oder nicht, iſt von größerer Wichtigkeit, als ob ich geſund oder ungeſund bin. Und endlich iſt die moraliſche Alternative, ob ich ein treuer Freund u. ſ. w. bin, wiederum von noch größerer Wichtigkeit als die, ob ich meine Exiſtenz zu ſichern vermag oder nicht. Das Verhältniß der Alternativen untereinander in Beziehung auf ihre Wichtigkeit heißt der Werth. Geſund-

heit ist mehr werth als Lust, Erwerb ist mehr werth als Gesundheit, Freundschaft ist mehr werth als Erwerb.

Die Kraft des moralischen Handelns besteht nun darin, daß eine Alternative in der Ausführung keine größere Wichtigkeit bekomme, als ihr in der Scale der Werthbestimmungen zukommt, welche sich bei der Ueberlegung, die der Handlung vorhergeht, in uns gestaltet. Ein moralisch schwacher Mensch ist Der, bei welchem eine Alternative, welche bei der Ueberlegung im Ueberzeugungsraum nur eine geringe Wichtigkeit zu behaupten im Stande war, sobald er zum Handeln kommt, das Selbst dermaßen anzieht und reizt, daß die Handlung sich nun einzig und allein aus dieser Alternative entscheidet. Ein moralisch starker Mensch ist Der, bei welchem sich die Handlung immer aus derjenigen Alternative entscheidet, welche sich bei der vorangehenden Ueberlegung im Ueberzeugungsraum als die wichtigste zeigte. Von einem solchen Menschen sagen wir, daß er handelt, wie er soll, und folglich besteht das Sollen oder die moralische Grundpflicht in der Uebereinstimmung zwischen Ueberzeugung und Ausführung. Handeln nach bester Ueberzeugung, das ist der für alle Fälle völlig zureichende moralische Imperativ. Es muß in der Uebereinstimmung zwischen dem Sinnenraum der Handlung und dem Wahrheitsraum der Ueberzeugung Etwas liegen, das dem Menschen zum Heil gereicht.

Die erlangte Einsicht, wie sich Triebhemmungen innerhalb bestimmter Alternativen entscheiden, läßt uns hier im Stich, wo es sich um eine Disjunction von Alternativen handelt, innerhalb deren das Selbst zu wählen hat, um eine Frage, deren Glieder wieder aus Fragen bestehen. So lange das Selbst in dieser Frage der zweiten Potenz steht, ohne in irgend eine der untergeordneten Fragen erster Potenz einzutreten, steht es in reiner Ueberlegung und kommt nicht zum Handeln. Der Raum seiner Ueberlegung ist aber der Ueberzeugungsraum, in welchem sich ihm die verschiedenen Alternativen nach der Scale ihrer Wichtigkeit ordnen. Sobald sie aber dies thun, ist die Frage der zweiten Potenz im Ueberzeugungsraum auch schon entschieden. Denn das Selbst muß dahin gehen, wo es am stärksten gereizt wird, also zur wichtigsten Alternative, sobald es nämlich durch das Motiv der Unlust, die im Zaudern liegt, zu einer Concentration gezwungen wird. Ein

Selbſt demnach, das ganz im Ueberzeugungsraum wohnte, würde ſich ſtets zu moraliſchen Handlungen gezwungen ſehen.

Da dieſes zwar unſer Wunſch, aber nicht unſer Zuſtand iſt, ſo liegt das Zweifelhafte der moraliſchen Handlungen in der Doppelverknüpfung unſers Selbſt mit dem innern Raume ſeiner Ueberzeugungen einerſeits, mit dem äußeren Raume der unmittelbaren Sinnesempfindung andererſeits. Zwiſchen ihren entgegengeſetzten Fragen, nämlich der wichtigſten nach dem Guten und Böſen einerſeits, der unwichtigſten nach Luſt und Schmerz andererſeits, treten dann die übrigen, wie die nach Geſundheit und Krankheit, Gewinn und Verluſt, Ehre und Schande u. ſ. w. in die Mitte. Nun lehrt die Erfahrung, daß theils durch Anlage, theils durch Erziehung und Gewohnheit die innere Lage und Stellung des Selbſt zu dieſen verſchiedenen Alternativen eine ſehr verſchiedene iſt. Wem ſich ein Quell innerer Freuden eröffnet, dem wird dadurch ſinnliche Luſt und ſinnlicher Schmerz gleichgültiger, ohne daß darum ſeine Fähigkeit, Beides zu empfinden, irgend abnimmt. Die Alternative der ſinnlichen Luſt und Unluſt behält für ſich ſelbſt ihr ganzes Gewicht, ſie verliert blos ſcheinbar dadurch, daß eine andre höhere Alternative im Gewichte ſteigt, und nun das Selbſt ſtärker reizt als bisher. Darum hat ein Ehrgeiziger ſelten viel Sinn für ſinnliche Genüſſe. Sie ſind ihm zu ſchwach, nicht an ſich, ſondern in Vergleichung mit den ſtärkern Genüſſen, nach denen ſein Selbſt zu trachten ſich gewöhnt hat. Bei dem Schlemmer nimmt durch Gewöhnung das Selbſt zur ſinnlichen Alternative eine ganz andere Stellung ein. Durch Uebung und Gewohnheit gewinnen alle Alternativen an Gewicht auf das Selbſt. Ihre Reize ſchlagen dann leicht an, während ohne alle Uebung und Gewohnheit die Reize der höhern Alternativen ſelten mit der Stärke wirken, welche erfoderlich iſt, damit die Uebereinſtimmung zwiſchen Ueberzeugung und Handlung ſich herſtelle. Den Complex der hierher ſchlagenden Gewohnheiten nennt man den Charakter des Menſchen.

Das Geſetz der Verſtärkung der Alternativen durch Gewöhnung ſtimmt mit den ſonſtigen Geſetzen der Triebe ſehr wohl überein. Denn eine jede dieſer Alternativen reizt das Selbſt zur Production eines Luſt- oder Unluſttriebes nach dem Maße der an die Alternative geknüpften Luſt- oder Unluſtbilder in der Erinnerung. Die Quantität

von dieſen aber richtet ſich nach der Länge der Gewohnheit und Uebung. Daher ſehen wir den Unerfahrenen oft mit gleichgültiger Zuverſicht einem Schmerz entgegengehen, welchen der Erfahrene ſcheut. Der oft ausgeſprochene Satz, daß die Tugend ein Werk der Gewöhnung ſei, hat alſo im Ganzen wol ſeine Richtigkeit. Nur daß dann noch immer die Frage nach Dem hinzutritt, was die Gewohnheit in mir veranlaßt, ſobald die Veranlaſſung nicht ein bloßer äußerlicher Erziehungszwang und eine Furcht vor Strafe iſt.

Wer ſich Vorwürfe macht, in einem gewiſſen Falle unbedachtſam und ohne Ueberlegung gehandelt zu haben, der beruhigt ſich nicht damit, daß er ſich ſagen muß, die Gewohnheit, das Selbſt in den Ueberlegungsraum zu fixiren, ſei noch zu ſchwach in ihm geweſen, als daß ſie in dem gegenwärtigen Falle wirken konnte. Sondern er nimmt an, ſeine bisherige Gewohnheit habe dazu vollkommen hingereicht, aber der Unluſttrieb der Triebhemmung ſei ſo ſtark geweſen, daß das Selbſt ſich zum Handeln entſchied, ehe ihm noch die ſtärkern Reize der höhern Alternativen, die im Gedächtniß vorhanden waren, in der Ueberlegung erſcheinen konnten, und daß demnach das Selbſt vermöge eines momentanen Unbehagens durch Triebhemmung nach unzulänglichen Motiven ſich entſchied. In dieſem Falle wirft das Selbſt ſich Trägheit, Faulheit, Schläfrigkeit, Mangel an Anſtrengung vor. Es wirft ſich nicht den Mangel an Gewohnheit im Guten vor, ſondern es tadelt ſich, daß es die Kette der guten Gewohnheiten, die angeknüpft war, durch ein muthloſes Erſchlaffen unterbrach. Dieſer Vorwurf geht ſehr tief. Denn der Unluſttrieb einer Triebhemmung gehört zu den Grundtrieben des Selbſt. Er iſt die Summe der Unluſt, welche aus dem Mislingen eines jeden der einander hemmenden Triebe hervorgeht. Er gehört folglich keinem der einander hemmenden Triebe beſonders an, ſondern beſteht in der Gemeinſamkeit beider. Dieſe aber iſt das Selbſt, aus welchem beide entſpringen. Der Trieb gehört folglich zu den Grundtrieben des Selbſt und geht bis in deſſen innerſte Tiefe. Freilich hat das Selbſt die Gewalt, dieſem allgemeinen Unluſttriebe der Frage einen Gegentrieb entgegenzuſtellen, ſonſt käme es gar nie zur Anſtrengung. Weil aber dieſer ein ebenſo ſchlechthin allgemeiner Trieb ſein muß wie ſein Gegner, ſo reicht hier das ebengefundene Geſetz der Erweckung der Gegentriebe nicht aus, und

die Wiſſenſchaft ſtößt hier auf eine Grenze. Denn nur ſo viel läßt ſich ſagen, daß die Function der Setzung dieſes Gegentriebes Anſtrengung heißt, während die Setzung der ſonſtigen Gegentriebe ohne Anſtrengung vor ſich geht. Mangel an Anſtrengung iſt Trägheit oder Erſchlaffung, und auf dieſe laufen alle ethiſchen Selbſtvorwürfe, ſobald dieſelben nicht auf einer bloßen Täuſchung beruhen, zurück.

Wenn der dem Trunk ergebene Bauer, dem man neben das Glas Branntwein einen Dukaten legte, und ihm denſelben verſprach, ſobald er eine Stunde lang den Anblick beider aushalten würde, ohne den Branntwein zu trinken — wenn dieſer die Probe nicht beſtand, ſo folgt daraus nicht, daß er nicht anders konnte, ſondern nur, daß ihn der ethiſche Vorwurf der Schlaffheit trifft. Denn er mußte ſich ſagen, daß in dem Dukaten hundert Gläſer Branntwein ſtäken, welche er ſich nach beſtandener Probe zueignen könne, die kommenden Wochen und Monate hinaus, und dieſes Motiv aus der höhern Alternative von Gewinn und Verluſt iſt ſo deutlich und trivial, daß den Bauer hier keine Vorſchützung von Gewohnheitsmangel entſchuldigen kann. Beſtand er alſo, wie man erzählt, die Probe nicht, ſo war der einzige Grund hiervon der, daß ihm, während der Duft des Branntweins in ſeiner Naſe die Unluſt der Triebhemmung ſchärfte, die Anſtrengung der Ueberlegung gänzlich verloren ging, bis zu dem Grade, daß er in die Lage kam, hundert Gläſer Branntwein für ein einziges hinzugeben.

Ueberall, wo von Anſtrengung die Rede iſt, ſehen wir uns auf die innerſten Tiefen des Selbſt hingewieſen. Wenn das gehetzte Thier mit Anſtrengung flieht, bis es ermattet umſinkt, und alles über ſich ergehen läßt, ſo liegt darin, daß zwiſchen den beiden Trieben, die hier in Hemmung ſtehen, dem Triebe nach Ruhe und dem Triebe zur Flucht, das Uebergewicht des letztern über den erſtern ſo gering iſt, daß das Selbſt, um ſich gänzlich mit dem letzten zu verbinden und den erſtern zu annihiliren, eines gewiſſen Impulſes aus ſich ſelbſt bedarf. Käme ein ſolcher Impuls nicht hinzu, den wir Anſtrengung nennen, ſo würde entweder Triebhemmung eintreten, oder die Triebe würden ſich ſo ausgleichen, daß das Thier das Mittel zwiſchen beiden wählte, und langſam vorwärts ſchritte. Keins von beidem geſchieht. Sondern ſo lange als

der Trieb nach Flucht über dem Triebe nach Ruhe auch nur noch das allerkleinſte Uebergewicht hat, verbindet ſich das Selbſt mit dem erſtern Triebe, und äußert durch denſelben ganz die nämliche Wirkung, die es durch ihn äußern würde, wenn er im höchſten Maße überwiegend wäre. Wenn alſo ein geringerer Triebreiz dieſelbe Wirkung hervorbringt wie ein ſtärkerer, ſo iſt dies nur ſo denkbar, daß ſich ihm das Fehlende durch einen Reiz von innen erſetzt, welcher Anſtrengung heißt. Beſonders deutlich zeigt ſich dies in den Fällen, wo das gejagte Thier, nachdem es ſchon vor Müdigkeit niedergeſtürzt iſt, nach einigen Secunden Ausruhens, noch einmal aufſpringt und eine neue Anſtrengung zur Flucht macht, die aber nur theilweiſe gelingt. In ſolchen Fällen ſieht man das Selbſt zwiſchen beiden Trieben dermaßen oscilliren, daß es den Trieb nach Flucht nothgedrungen nur ſo lange zur Annihilation bringt, als er auch nicht das mindeſte Uebergewicht über den Trieb nach Ruhe mehr behaupten kann. Sobald der Trieb nach Ruhe nur durch ein geringes Aufathmen ſich ſenkt und die Schärfe ſeiner Todesangſt zu verlieren anfängt, iſt das geringſte Uebergewicht, das der Trieb zur Flucht dadurch wieder gewinnt, hinreichend, dem Selbſt einen Reiz zu neuen Anſtrengungen zu geben. Sieht es dieſe aber wiederholt mislingen, d. h. dienen ſie nur dazu, dem entgegengeſetzten Triebe wiederholt das Uebergewicht zu verſchaffen, ſo wird es am Ende muthlos und ergibt ſich, d. h. es macht ferner keine Anſtrengungen mehr, weil es nicht mehr hofft, daß dieſelben gelingen werden. So lange es dieſe Hoffnung nicht fahren läßt, ſo lange macht es auch Anſtrengungen. Hoffnung iſt demnach das letzte Motiv der innern Reizungen. Der Muthige iſt der Hoffende, der Zuverſichtliche. Die Grade der Anſtrengung richten ſich nach den Graden der Zuverſicht auf die eigene Kraft. Dieſe Hoffnung und Zuverſicht hat ihren Grund in den innerſten Tiefen des Selbſt. Das eine Weſen beſitzt ſie mehr als das andre. Das eine Thier ergibt ſich leicht, das andre ſchwer. Wer in einer Anſtrengung zu leicht ermattet, zeigt daher immer ein zu geringes Vertrauen in ſeine eigenen Kräfte. Und der Mangel an dieſem Vertrauen iſt es zuletzt eigentlich immer, was wir bereuen, wenn wir uns den Vorwurf machen, irgendwann auf der Bahn des Guten den entgegengeſetzten Motiven zu früh erlegen zu ſein.

So iſt auch die Abulie eine allgemeine Muthloſigkeit und Depreſſion des Selbſt, worin es ihm übermäßig ſchwer wird, ſelbſt die geringen Anſtrengungen zu machen, welche erfoderlich ſind, um ſich zu entſcheiden, welcher von zwei Wegen gegangen, welches von zwei Büchern geleſen, welches von zwei Broten gegeſſen werden ſoll, ſobald ſich nicht die allerdeutlichſten Spuren des Vorzugs des einen vor dem anderen zeigen. Dieſer Zuſtand iſt in ſofern lehrreich, als er zeigt, wie ſämmtliche Wahlen bei nicht gänzlich hinreichenden Motiven nur durch Anſtrengung, d. h. durch Erſetzung der fehlenden Reizungsſumme von innen her, zu Stande kommen. Alle willkürliche Concentration des Selbſt auf den größern unter mehren vorhandenen Trieben läuft auf die Fähigkeit zurück, das fehlende Supplement von innen her durch Anſtrengung zu erſetzen. Hiermit iſt auch der Grund der Täuſchung aufgedeckt, in welcher ſich Diejenigen befinden, welche behaupten, der Menſch könne in gewiſſen Fällen ohne allen Grund und ohne alles Motiv eine Entſcheidung vornehmen. Dieſer Irrthum beruht auf einer oberflächlichen Auffaſſung der merkwürdigen Thatſache, daß das Selbſt vermöge einer Anſtrengung kleine Motive mit großen Wirkungen beantworten kann, innerhalb eines gewiſſen Umfanges. Ob aber das Gefühl des Muthes und der Zuverſicht, welches der Anſtrengung als Motiv dient, in jedem Falle nur ſo hingenommen werden müſſe wie es gegeben iſt, oder ob dieſes Gefühl noch Quellen der Selbſtverſtärkung in ſich trägt, von denen es Gebrauch machen kann bis zu einem gewiſſen Grad, ſo lange es nur überhaupt noch vorhanden iſt, dieſe Frage überſteigt die pſychologiſche Beobachtung.

§. 45.

Die Anſtrengung und ihre Agentien.

Hemmung eines Triebes von einer höhern Alternative aus. Verſtärkung des Triebes durch Aufmerkſamkeit. Ablenkung der Aufmerkſamkeit vom Gegentrieb durch Verſtärkung des Triebes. Vom Fragenwechſel. Aufmerkſamkeit als Triebhemmung in den Untertrieben eines Grundtriebes. Suspenſion der Triebe gemäß der Dringlichkeit oder Stärke des Gegentriebes.

Wie haben wir uns das völlige Unwirkſamwerden der Triebe in denjenigen Alternativen zu denken, aus denen eine Frage nicht entſchieden wird? Handelt es ſich z. B. darum, einem Freunde in der

Noth beizuſtehen, ſo wird uns der Umſtand, ob das Wetter gut oder ſchlecht ſei, zu einem durchaus gleichgültigen, ja ſogar wenn wegen überſchwemmter Straßen und ſtürzender Dachziegel uns der Weg zu einem lebensgefährlichen werden könnte, ſo würde uns dies dennoch nicht abhalten.

Hier ſind zwei verſchiedene Fälle zu unterſcheiden, der lebensgefährliche und der gefahrloſe. Zuerſt ſei vom erſten Fall die Rede.

Bei ihm findet das oben bemerkte ſeine volle Anwendung. Es koſtet immer Anſtrengung, trotz einer drohenden Gefahr irgend einen Weg zurückzulegen. Daraus folgt, daß in ſolchem Falle der aus der drohenden Gefahr erregte Trieb der Furcht wach und rege iſt, aber mit Anſtrengung gehemmt wird. Die Anſtrengung hierbei zeigt an, daß die Alternative als ſolche keine Triebhemmung enthält, ſondern eine völlige Entſcheidung, indem der Unluſttrieb völlig in ihr als einer ſolchen dominirt und jeden Luſttrieb annihilirt. Nun wird auf künſtliche Art von einer höhern Alternative aus ein Gegentrieb erzeugt, der von ſelbſt nicht vorhanden iſt. Dies heißt Anſtrengung. Die Anſtrengung beſteht darin, daß das Selbſt den Gegentrieb einer Alternative auf künſtliche Art erzeugt von einer andern Alternative aus. Die Alternative, von wo aus das Selbſt des gejagten todtmüden Thieres ſich zu erneuter Anſtrengung reizt, iſt die von Vertrauen und Mistrauen in ſeine eigene Kraft. Die Alternative, von wo aus das Selbſt des Trinkers in der Wahl zwiſchen Branntwein und Dukaten ſeinem Branntweindurſt einen Gegentrieb entgegenſtellt, iſt die von Gewinn und Verluſt. So iſt die Alternative, von wo aus das Selbſt ſich zur Durchſchreitung eines gefahrvollen Weges reizt, die vom Wohl und Wehe des Freundes. Man kann ſich dieſen Proceß vorſtellen unter dem Bilde eines Ineinanderrückens der Alternativen, wobei ſtatt des fehlenden Gegentriebes der untern der ihm homogene Trieb der obern ergänzend eintritt.

Hierbei iſt aber dann noch immer zu beachten, daß es Grade der Anſtrengung gibt, nämlich Grade, wonach wir den homogenen Trieb aus der obern Alternative als Gegentrieb in die untere ergänzend eintreten laſſen oder nicht. Da nun der homogene Trieb der obern Alternative, ſobald er wirklich rege und lebendig iſt, auch ſogleich gar nicht anders als ergänzend einfließen kann, ſo beſteht

die Anſtrengung immer in einer größern Regemachung oder Regehaltung des Triebes der obern Alternative durch einen Zuſatz von Muth, d. h. von Zuverſicht in die eigene Kraft und Glauben an ſich ſelbſt. Je mehr dieſe Grundſtimmung des Muths vorhanden iſt, deſto größer wird die Anſtrengung und mit ihr das Uebergewicht der obern Alternative über die untere ſein; je mehr der Muth weicht, deſto mehr wird die untere über die obere den Sieg davontragen. So verfährt hier die Anſtrengung nach demſelben Geſetz wie bei der Entſcheidung einer einfachen Alternative, indem ſie dem homogenen Triebe der höhern Alternative Dasjenige aus den allgemeinen Mitteln des Selbſt hinzuſetzt, was ihm noch mangelt, um zum wirkſamen Gegentriebe der niedern Alternative zu werden. Damit ſtehen freilich obere und untere Alternative einander erſt in gegenſeitiger Hemmung entgegen, wie ein einfacher Gegentrieb dem einfachen Triebe, und die Frucht ſolcher Anſtrengung iſt demnach erſt Ueberlegung, was geſchehen ſolle. Damit nach der obern Alternative entſchieden werde, muß aus der Anſtrengung dem Triebe der obern Alternative noch ein Plus hinzutreten, welches freilich nur ein um ſo geringeres ſein wird, je ſchwerer die Anſtrengung dem Individuum zu vollziehen wird. Daraus erklärt ſich die Erſcheinung, daß wir Das, was wir mit großer Anſtrengung thun, gewöhnlich langſam, d. h. mit einer geringen Bewegungskraft des Triebes thun. Zugleich liegt aber auch im Bisherigen die Einſicht enthalten, daß wir durch Anſtrengung nicht nur im Stande ſind, einem Triebe von geringem Uebergewicht ein ſtarkes zu geben, ſondern auch, einen ſtärkern Trieb durch einen ſchwächern zu hemmen, dadurch daß wir letzterm die mangelnde Stärke künſtlich zuſetzen, ja ſogar im Conflict zwiſchen einem ſtärkern und einem ſchwächern Triebe dem letztern über den erſtern den Sieg zu verſchaffen.

Anders verhält ſich die Sache im zweiten der fraglichen Fälle, wo nämlich der Weg zum Freunde ein gefahrloſer, blos durch ſchlechtes Wetter, Regen u. dgl. unangenehm gemachter iſt. Das ſchlechte Wetter zu überwinden, koſtet mich nun gar keine Anſtrengung, es iſt mir völlig gleichgültig, ob das Wetter ſchlecht oder gut iſt. Dies heißt, mit andern Worten ausgedrückt, daß der Regen und das ſchlechte Wetter, obwol daſſelbe in die ſinnliche Empfindung eindringt, doch ganz und gar keinen Unluſttrieb erregt. Wir

empfinden nun in dem Triebe nach dem Ziele des Weges darum die Unluſt der ſchlechten Witterung ganz und gar nicht, weil die auf einen andern Punkt geheftete Aufmerkſamkeit die ſinnlichen Eindrücke gar nicht mit ſolcher Deutlichkeit bildet, daß ſie fähig wären, fortdauernd einen ſinnlichen Unluſttrieb zu erregen, indem durch dieſe eigenthümliche Richtung der Aufmerkſamkeit die momentan uns durchfliegende Unluſt ſtets ſogleich wieder über ſtärkern Gefühlen, d. h. über einer anders gerichteten Aufmerkſamkeit vergeſſen, d. h. annihilirt wird. Dies iſt der einzige Fall, in welchem die untere Alternative ſich als eine wirklich gleichgültige und gänzlich unwirkſame verhält, weil ihre Triebe durch ihr flatterndes Verſchwinden gänzlich annihilirten gleich zu achten ſind. Dieſe in der That zwar unvollkommene, in der Wirkung aber vollkommene Triebannihilation iſt die Frucht einer übermäßig ſtarken Erzeugung des Triebes in der obern Alternative, wodurch die ganze Aufmerkſamkeit auf die obere Alternative hingelenkt und dadurch der untern entzogen wird. Eine unvollkommene Aufmerkſamkeit bildet unvollkommene Anſchauungen, und unvollkommene Anſchauungen ſind nicht im Stande, dem Selbſt die gehörigen Reizungen zur Triebproduction zu geben. Es entſteht hierdurch die neue Frage, was es heiße, die Aufmerkſamkeit ausſchließlich auf die eine Alternative zu lenken und dadurch der andern zu entziehen.

Je ſtärker der Trieb iſt, deſto mehr zwingt er die Aufmerkſamkeit, auf dem Gegenſtande zu ruhen, von welchem aus er erweckt wird. Und umgekehrt, je ſtärker die Aufmerkſamkeit auf einem Gegenſtande feſt ruht, deſto mehr wirkt derſelbe als ein Reiz auf das Selbſt, um diejenigen Triebe zu wecken, welche er zu wecken im Stande iſt. Eine ſolche auf einem Gegenſtande feſt ruhende Aufmerkſamkeit iſt von beobachtender oder inſchwebender Natur, und wird als eine inſchwebende Frage immer durch den vom Gegenſtand geweckten Trieb in Bewegung geſetzt. Z. B. des Freundes Unglück erregt durch das Mitgefühl in mir einen Unluſttrieb, in welchem das Streben, ſein Unglück zu mildern, enthalten iſt. Die verſchiedenen Arten, wie dies geſchehen kann, treten als particulare Triebe untereinander in Hemmung oder Frage, eine Frage, welche dem Begriffe des Unglücks beobachtend inſchwebt, und jemehr ich überlege, wie geholfen werden kann und ſo die Aufmerkſamkeit auf das Unglück richte, deſto mehr verſtärkt ſich mein Trieb zu helfen. Um einen matten Trieb in ſtärkere

Bewegung zu ſetzen, braucht man daher nur über die Mittel zu ſeiner Ausführung zu ſinnen. Die dadurch verſtärkte Aufmerkſamkeit auf ſeinen Gegenſtand wird auch ſogleich den Trieb verſtärken. So gibt es alſo eine Verſtärkung der Aufmerkſamkeit durch den Trieb, und des Triebes durch die Aufmerkſamkeit.

Durch Anſtrengung wird immer der Trieb, auf welchen ſich dieſelbe richtet, unmittelbar verſtärkt, und zugleich die Aufmerkſamkeit ſtärker auf ſeinen Gegenſtand gezogen. Durch dieſes ſtärkere Anſichziehen der Aufmerkſamkeit wird dieſelbe mehr abgelenkt vom Gegenſtande des Gegentriebes, dadurch das Bild dieſes Gegenſtandes unvollkommener dargeſtellt, dadurch der Trieb, welchem dieſes Bild als Reizmittel dient, geſchwächt. Sobald alſo die Anſtrengung auf unmittelbare Art einen Trieb verſtärkt, ſo iſt immer die Folge davon, daß ſich in eben dem Grade der Gegentrieb mittelbar ſchwächt, und wenn ſich die Triebe der obern Alternative durch Anſtrengung unmittelbar ſtärken, ſo iſt immer die Folge davon, daß ſich in eben dem Grade die Triebe der untern Alternative mittelbar ſchwächen. Hieraus erklärt ſich, wie es zugeht, daß im Triebleben ſehr kleine Uebergewichte einen entſcheidenden Ausſchlag zu geben vermögen, wie die Erfahrung lehrt. Denn das Ueberwiegen der Triebe gleicht nicht der Bewegung einer Wage, wo das geringere Gewicht nur dem Ueberſchuß des größern weicht ohne ſelbſt an ſeiner Schwere zu verlieren, ſondern wir müſſen uns, wenn wir dies verſinnlichen wollen, eine Wage vorſtellen, bei welcher in dem Moment, wo das größere Gewicht zu wirken anfängt, dem kleinern die Wirkungskraft des größern noch dazu am eigenen Gehalte entzogen wird. Geſetzt z. B. es lägen in jeder Schale 10 Pfund, und die eine Schale würde durch Anſtrengung beſchwert mit 2 Pfund, ſo würden die Triebe nicht im Verhältniß wie 12: 10, ſondern wie 12: 8 gegeneinander wirken. In jedem Falle alſo, wo es gelänge, den einen der einander hemmenden Triebe durch Anſtrengung aufs Doppelte zu bringen, würde der Gegentrieb annihilirt ſein, indem das Bild ſeines Gegenſtandes, vom Felde der Aufmerkſamkeit ausgeſchloſſen, dem Gedächtniß anheimfiele. Damit alſo würde die Alternative des ſchlechten oder guten Wetters ſchon zur gänzlich gleichgültigen und unwirkſamen werden, ſobald die Triebe aus andern Alternativen, z. B. der Geſundheit, des Wohlſtandes, der Freundſchaft, nur die doppelte Stärke erreichten, wozu wenig gehört.

Was heißt nun aber dieſes: die Aufmerkſamkeit verſtärkt ſich und wächſt in Bezug auf den einen Trieb, ſchwächt ſich und erliſcht in Bezug auf den andern?

Der einfachſte Fall iſt, wenn z. B. ein Thier durch den Geruch prüft, ob ein Kraut auf der Wieſe eßbar ſei oder nicht. Die Anſchauung des Krautes iſt hier der Stammbegriff der Frage, dem die Aufmerkſamkeit beobachtend inſchwebt, wobei ſie ſich an die disjunctiven Geruchsbilder der Phantaſie, welche die Reize ihrer Triebhemmung ſind, feſthält. Tritt nun das eine dieſer Bilder in den Stammbegriff ein als ſinnliche Anſchauung, ſo tritt eine Abtrennung des Stammbegriffs, welcher zugleich der Focus der inſchwebenden Aufmerkſamkeit oder Frage iſt, vom ausgeſchloſſenen Merkmale ein. Das ausgeſchloſſene Merkmal ſinkt ins Gedächtniß ab, und ſein Trieb wird annihilirt. Dagegen tritt die Aufmerkſamkeit mit verdoppelter Stärke in das durch die Erfahrung beſtätigte Merkmal ein, und verdoppelt dadurch den Trieb, dem dieſes Merkmal zum Reize dient. Die Aufmerkſamkeit iſt nun nicht mehr dem allgemeinen Stammbegriffe inſchwebend. Darin liegt aber ausgeſprochen, daß der Stammbegriff nun ſtatt ſeiner alten inſchwebenden Frage eine neue bekommen hat. Denn durch die Annihilation des Gegentriebes iſt nun die alte Frage erloſchen. Hieraus folgt, daß bei jeder Beantwortung einer Frage in ihrem Stammbegriff ein Fragenwechſel vor ſich geht.

Wenn das Thier gerochen hat, daß ein gewiſſes Kraut eßbar ſei, ſo bleibt nach Annihilation des am Eſſen hindernden Gegentriebes die Aufmerkſamkeit am Kraute haften, aber nun nicht mehr, um zu prüfen, ob eßbar oder nicht eßbar, ſondern um dem Maule und den Zähnen des Thieres die Richtung zu beſtimmen, in welcher ſie zuſchnappen müſſen, um das Kraut abzugraſen. Die verſchiedenen Richtungen des Zubeißens, an denen ſich die inſchwebende Frage hält, ſind verſchiedene mögliche Arten der Manifeſtation des Hungertriebes, welche nun durch den Reiz des Stammbegriffs aus dem ſiegenden Triebe als disjunctive Untertriebe miteinander in Hemmung treten und ſo den Stammbegriff als eine neue inſchwebende Frage erleuchten. Dies iſt der Fragenwechſel. Er beſteht darin, daß, nachdem der Stammbegriff ſich durch eine Hineinnahme des einen der fraglichen Merkmale genauer beſtimmt hat, nun aus dem Triebe, deſſen Reiz das hineingenommene Merkmal iſt, in Beziehung auf den Stamm-

können, aufmerksam zu werden. Die Alternative, wie geflohen werden solle, besiegt die Alternative, wie gegessen werden solle, weil die Todesfurcht ein stärkerer Trieb ist als der Hunger. Und da keine absolute Annihilation des Grundtriebes möglich ist, so erfolgt eine relative Annihilation, d. h. eine Suspension für eine Zeit lang. Denn indem Furcht und Hunger in Frage treten, schwebt die Aufmerksamkeit zwischen ihnen in der Mitte, als eine Frage zwischen der Thätigkeit entweder des einen oder des andern Grundtriebes in Bezug auf einen gewissen Zeitpunkt, der nicht die Thätigkeit beider zugleich in sich leidet. Und die Frage wird nun entschieden entweder nach der Dringlichkeit oder nach der Stärke der Triebe.

Wird sie entschieden nach der Dringlichkeit der Triebe, so gleicht die Entscheidung ganz der Beantwortung einer Frage durch sinnliche Beobachtung. Denn zeigt sich der eine Trieb (wie z. B. hier der der Furcht) ganz unabtrennbar vom Zustande der Gegenwart, der andre Trieb aber (wie z. B. hier der des Hungers) abtrennbar und suspendirbar, so löst sich das Reizbild des suspendirbaren Triebes aus dem Fragefelde der Aufmerksamkeit oder aus dem Stammbegriffe des gegenwärtigen Zustandes des Thieres aus, sowie sich bei einem Stammbegriffe durch Setzung des einen disjunctiven Merkmals in ihm das andre auslöst. Auch sind hier die Reizbilder des zu fliehenden Feindes und des abzugrasenden Feldes miteinander in Disjunction, aber in einer Disjunction von vergrößertem Maßstabe, worin ihre Triebe als einander bekämpfende Obertriebe des Selbst fungiren, weil das Selbst nicht für die Aufmerksamkeit auf beide Triebe zu gleicher Zeit Raum hat. Da sich nun von den Trieben nur der eine vom Stammbegriffe der Gegenwart abtrennbar zeigt, so würde in diesem Falle selbst das größte Ueberwiegen des Hungertriebes den Trieb der Furcht nicht zu annihiliren vermögen, dagegen der Trieb des Hungers den Stammbegriff nur soweit wird durchdringen können, als der Trieb der Furcht dadurch keine Beeinträchtigung leidet, d. h. als der Trieb der Furcht sich in seiner eigenen Alternative ebenfalls noch gehemmt sieht. Sobald diese Hemmung weicht, wird, so weit als sie weicht, der suspendirbare Trieb, sei derselbe so groß wie er wolle, in den Urquell seines Grundtriebes zurück geworfen, wodurch in seinem Reizbilde nur das geringe Maß von Aufmerksamkeit zurückbleibt, das sich noch aus dem

ten. Wogegen der Trieb nach der Lösung einer Aufgabe sich annihilirt, sobald die Unmöglichkeit dieselbe zu lösen, entweder eingesehen oder fest geglaubt wird.

Eine jede Hemmung entgegengesetzter Triebe läßt sich betrachten als eine Hemmung in den Untertrieben von allgemeinern Trieben. Wenn z. B. das Thier eine Anfrage hält an die Wiese, welches ihrer Kräuter gegessen werden solle, so hemmen sich in dieser Aufmerksamkeit nur Untertriebe aus dem Grundtriebe seines Hungers, welcher dadurch zum bewußten Triebe wird, daß ihm in Beziehung zur Sinnanschauung die inwendige Triebhemmung entsteht, welche Pflanze zunächst gegessen werden solle, diese oder jene? Aus dieser innern Triebhemmung ist der Gegenstandstrieb des Appetits zum einzelnen Kraute nur ein herausgerissener Theil. Dies ist die einzige Art, wie der Hunger zum Bewußtsein kommen kann, nämlich durch inwendige Triebhemmung in seinen Untertrieben. Ebenso ist es mit allen unsern Grundtrieben. Sie alle kommen nur dadurch zum Bewußtsein, daß sich in ihnen Triebhemmungen ihrer Untertriebe entwickeln, oder daß sie sich in Beziehung zu einem sinnlichen Anschauungsbilde in eine Hemmung von Untertrieben spalten.

Aber dies geht noch weiter. Der Hunger selbst kann nämlich mit einem entgegengesetzten Triebe in Frage treten innnerhalb des Selbst als Obertriebes. Zwar kann das Thier seinen Hunger nicht annihiliren, wol aber kann es denselben in allen seinen Untertrieben auf eine Zeitlang in Beziehung auf alle möglichen Gegenstände suspendiren, sobald ein andrer Grundtrieb des Selbst, z. B. der der Furcht, eine innere Hemmung von Untertrieben eröffnet, die sich im Augenblicke als gewichtvoller zeigt. Dann wird der Hungertrieb in seinen innern Alternativen annihilirt, zwar nicht überhaupt, sondern in Bezug auf einen gewissen Ausschnitt aus der Zeitscale. Das Thier läßt die ganze Weide voll süßer Kräuter stehen, um vor seinem Feinde die Flucht zu ergreifen, läßt sich auch während der Flucht nicht einfallen, von irgend einem derselben, die es im Fliehen niedertritt, auch nur zu naschen. Der Hungertrieb ist suspendirt, nicht in Beziehung auf einen Gegenstand, sondern auf eine Zeitlänge. Er wird dabei zwar als allgemeiner Grundtrieb noch empfunden, ohne jedoch in Beziehung auf irgend einen aller möglichen Gegenstände, die innerhalb einer gewissen Zeitdauer eintreten

können, aufmerkſam zu werden. Die Alternative, wie geflohen werden ſolle, beſiegt die Alternative, wie gegeſſen werden ſolle, weil die Todesfurcht ein ſtärkerer Trieb iſt als der Hunger. Und da keine abſolute Annihilation des Grundtriebes möglich iſt, ſo erfolgt eine relative Annihilation, d. h. eine Suspenſion für eine Zeit lang. Denn indem Furcht und Hunger in Frage treten, ſchwebt die Aufmerkſamkeit zwiſchen ihnen in der Mitte, als eine Frage zwiſchen der Thätigkeit entweder des einen oder des andern Grundtriebes in Bezug auf einen gewiſſen Zeitpunkt, der nicht die Thätigkeit beider zugleich in ſich leidet. Und die Frage wird nun entſchieden entweder nach der Dringlichkeit oder nach der Stärke der Triebe.

Wird ſie entſchieden nach der Dringlichkeit der Triebe, ſo gleicht die Entſcheidung ganz der Beantwortung einer Frage durch ſinnliche Beobachtung. Denn zeigt ſich der eine Trieb (wie z. B. hier der der Furcht) ganz unabtrennbar vom Zuſtande der Gegenwart, der andre Trieb aber (wie z. B. hier der des Hungers) abtrennbar und ſuspendirbar, ſo löſt ſich das Reizbild des ſuspendirbaren Triebes aus dem Fragefelde der Aufmerkſamkeit oder aus dem Stammbegriffe des gegenwärtigen Zuſtandes des Thieres aus, ſowie ſich bei einem Stammbegriffe durch Setzung des einen disjunctiven Merkmals in ihm das andre auslöſt. Auch ſind hier die Reizbilder des zu fliehenden Feindes und des abzugraſenden Feldes miteinander in Disjunction, aber in einer Disjunction von vergrößertem Maßſtabe, worin ihre Triebe als einander bekämpfende Obertriebe des Selbſt fungiren, weil das Selbſt nicht für die Aufmerkſamkeit auf beide Triebe zu gleicher Zeit Raum hat. Da ſich nun von den Trieben nur der eine vom Stammbegriffe der Gegenwart abtrennbar zeigt, ſo würde in dieſem Falle ſelbſt das größte Ueberwiegen des Hungertriebes den Trieb der Furcht nicht zu annihiliren vermögen, dagegen der Trieb des Hungers den Stammbegriff nur ſoweit wird durchdringen können, als der Trieb der Furcht dadurch keine Beeinträchtigung leidet, d. h. als der Trieb der Furcht ſich in ſeiner eigenen Alternative ebenfalls noch gehemmt ſieht. Sobald dieſe Hemmung weicht, wird, ſo weit als ſie weicht, der ſuspendirbare Trieb, ſei derſelbe ſo groß wie er wolle, in den Urquell ſeines Grundtriebes zurück geworfen, wodurch in ſeinem Reizbilde nur das geringe Maß von Aufmerkſamkeit zurückbleibt, das ſich noch aus dem

gebliebenen Reſte der Untertriebe entwickeln kann. Dieſer höchſt gewaltſame Proceß einer Suspenſion der undringlichen Alternativen durch die dringlichen bietet auch im moraliſchen Gebiet einen oft anzuwendenden Erklärungsgrund unſerer Handlungen. Nur wird das Erklären hier dadurch complicirter, daß die Dringlichkeiten ſelbſt oft miteinander in Streit treten. Dem Einen z. B. erſcheint die Alternative des Lebens dringlicher als die der Ehre, dem Andern umgekehrt.

Der zweite Fall iſt, wo die Frage zwiſchen mehren Alternativen nicht nach der Dringlichkeit, ſondern nach der Stärke der Triebe ſich entſcheidet. Dieſes geſchieht da, wo beide Triebe ſuspendirbar ſind und ſich nach Luſt und Neigung entſcheiden. Es iſt z. B. Jemand in Zweifel, ob er auf die Jagd gehen oder ſtudiren ſoll. Beides läßt ſich aufſchieben und wird auch aufgeſchoben, ſobald etwas Dringliches kommt. Sobald aber nichts Dringliches dazwiſchen kommt, und der Menſch hat gleiche Luſt zu beidem, ſo muß er ſich ſelbſt zu einem von beidem den Impuls geben, welches durch die Aufmerkſamkeit geſchieht. Ein zufälliger Umſtand lenkt z. B. die Aufmerkſamkeit mehr auf die eine dieſer Beſchäftigungen. Ihr Trieb zergeht in gehemmte Untertriebe, und in dem Maße als dies geſchieht zieht ſich durch den entſtandenen Fragenwechſel die Aufmerkſamkeit aus der erſten Frage und damit aus dem Reizbilde des entgegengeſetzten Triebes zurück, womit das Reizbild ſammt ſeinem Triebe, den es erregt, geſchwächt wird. Man könnte dieſe Procedur ein künſtliches Dringlichmachen des einen unter den beiden undringlichen Trieben nennen. Denn durch das ſtärkere Reflectiren auf den einen unter ihnen wird derſelbe ſtärker in das Geſammtbild meines gegenwärtigen Zuſtandes verflochten, und erſcheint nun unabtrennbarer als der andre. Wer alſo ſeine Aufmerkſamkeit als den Regulator der Triebe ſtark in ſeiner Gewalt hat, oder wer leicht zum Entſchluß kommt, wo andre ſchwanken, das iſt ein Mann, dem der Fragenwechſel leicht wird, oder der ſich gewöhnt hat, mit großer Leichtigkeit aus der anſchwebenden Frage eines Triebes in ſeine inſchwebenden Fragen überzutreten. Wo er dies thut, nimmt im Augenblick der Gegentrieb in eben dem Maße ab, als ſich der Trieb verſtärkt. Wo daher im moraliſchen Leben zu fürchten iſt, daß irgend eine Alternative zu ſehr am Gewicht verlieren möchte, da iſt das Gegenmittel, die Aufmerkſamkeit mit Anſtrengung auf dieſe Alternative zu heften, damit ihre Triebe ſich ſtärken. Aus dieſem

Grunde ſuchen Redner die Aufmerkſamkeit auf den trieberregenden Punkten zu feſſeln, und von allen Punkten, welche Gegentriebe erregen könnten, abzuziehen.

Ein andrer Fall tritt wieder ein, wenn lauter dringliche oder dringlich ſcheinende Triebalternativen, z. B. Ehre und Leben, Flucht und Erſchöpfung, miteinander in Conflict kommen. Hier kann vermöge der Aufmerkſamkeit, welche auf beide Triebalternativen unverrückbar geheftet iſt, nichts ausgerichtet werden, ſondern es kommt auf eine unmittelbarere Einwirkung des Selbſt durch eine Anſtrengung an, welche der Muth heißt, und ſich, wie bereits oben beſchrieben, nach den Graden der Zuverſicht des Selbſt in ſeine eigenen Kräfte richtet. Die Anſtrengung des Muths bewirkt eine unmittelbare Verſtärkung der Triebe durch einen größern Zufluß aus den Grundtrieben des Selbſt zur Schwängerung der Reizbilder, auf welche der Muth gerichtet iſt. Wenn das muthige Vorwärtsſchreiten im Handeln fodert, daß unter zweien gleich ſtarken Trieben, z. B. rechts oder links zu gehen, der eine auf der Stelle den andern beſiege, ſo gibt der Muth durch verſtärkten Zuſtrom dem einen Triebe, einerlei welchem, ein momentanes Uebergewicht, wodurch die Triebhemmung geſtört und die Frage gereizt wird, aus der anſchwebenden Stellung in die inſchwebende beim verſtärkten Triebe überzugehen. Die Aufmerkſamkeit mit Anſtrengung worauf heften oder, was daſſelbe iſt, das Feld der Aufmerkſamkeit verkleinern, heißt daher nichts weiter, als die inſchwebende Frage einer Anſchauung oder eines Denkbegriffs dadurch verſtärken, daß man denjenigen Trieb durch Anſtrengung von innen her verſtärkt, deſſen Untertriebe durch ihre Hemmung die inſchwebende Frage bilden. Die Aufmerkſamkeit lange und anhaltend mit Anſtrengung wohin heften zu können, iſt daher immer ein Symptom von Charakterſtärke.

§. 46.

Die gebundene und die freie Aufmerksamkeit.

Das Fragebild mit dem vorschwebenden Obertrieb und den inschwebenden Untertrieben. Unterschied von gebundener und freier Aufmerksamkeit. Mechanismus der ästhetischen Aufmerksamkeit. Der Unlusttrieb darin ist die Furcht vor einem Aufhören der Lust. Trieb des Interesses und Trieb der Neugierde. Die ideale Schönheit und das witzige Product.

Die Anstrengung der Aufmerksamkeit ist nichts weiter als ein Symptom der Anstrengung eines Triebes. So lautete das Resultat der letzten Untersuchung. Dieses Resultat ist von höchster Wichtigkeit in Beziehung auf die willkürliche Leitung unserer Denkprocesse. Denn diese Leitung besteht in nichts Anderm als in lauter Acten der Anstrengung unserer Aufmerksamkeit.

Das erste ist hier der einfache Erkenntnißact durch angestrengte Aufmerksamkeit, z. B. beim Sehen in die Ferne. Nach den Graden der Aufmerksamkeit wird aufgefaßt, die Aufmerksamkeit ist der Kitt der verschiedenartigen Vorstellungselemente. Da dieselbe, wie wir gesehen haben, eine *inschwebende Frage* ist, welche dadurch verstärkt werden kann, daß der Trieb, welchem sie inschwebt, verstärkt wird, so ist hiermit der Vorgang des aufmerksamen Erkennens, der ein wahres Kunstwerk zu nennen ist, in seiner Wurzel ergriffen. Die Triebe, deren Hemmung die Frage ist, mögen die *Untertriebe* heißen, der Trieb hingegen, welchem die Triebhemmung inschwebt, der *Obertrieb*. Die Vorstellung, welcher die Frage inschwebt, heiße das *Fragebild*. Die entgegengesetzten Merkmale des Bildes, an denen sich die einander hemmenden Triebe festhalten, mögen die *Disjunction des Bildes* heißen. Zuletzt mögen die Triebe, welche die Frage bilden, die *inschwebenden* Triebe des Bildes heißen, und der Obertrieb der *vorschwebende* Trieb des Bildes genannt werden. Ein Beispiel möge dies verdeutlichen.

Der *Jäger* erblickt in einem Raume Etwas, zweifelt, was es sei, erkennt bei *angestrengtem* Hinblicken an den Bewegungen das *Rebhuhn*, und legt darauf an. Hier wird der ganze Vorgang regiert vom *Triebe des Jägers nach Beute*, welcher demnach der *vorschwebende* Trieb des Fragebildes oder Grundbildes ist. Er ist aber der Trieb, Beute durch einen Schuß zu gewinnen. Aus ihm treten

in Bezug auf das Grundbild die beiden Gegentriebe hervor, der, auf dieſes Bild zu ſchießen, und der, bei ihm die Büchſe in Ruhe zu laſſen. Jeder dieſer einander hemmenden Triebe ruft verſchiedene Phantaſiebilder hervor, der eine die Bilder der Beute, Rebhuhn, Taube u. ſ. f., der andre andre Bilder, blinkendes Laub, durchſcheinenden Sonnenſtrahl u. ſ. f. Dieſe vorſchwebenden Bilder verhalten ſich zum Grundbilde wie Prädicate zum Subject. Der Jäger fragt: iſt dies Beute oder keine? Je ſtärker nun im Jäger der Trieb nach Beute überhaupt iſt, deſto ſtärker werden die Untertriebe ſein, in welche er bei Gelegenheit jedes Grundbildes zerfällt, oder deſto mehr wird ſich in Beziehung auf jeden vorkommenden Gegenſtand die Frage ſchärfen. Um alſo willkürlich die Aufmerkſamkeit zu ſchärfen, bedarf es einer willkürlichen Verſtärkung des vorſchwebenden Triebes. Der Jäger ſtimulirt ſich dadurch zu verſtärkter Aufmerkſamkeit, daß er ſeinen Trieb nach Beute mehr anſtrengt. Er hält ſich z. B. vor, daß es eine Schande für ihn ſei, ohne Beute zu Hauſe zu kehren, und muſtert nun alle Gegenſtände ſeines Weges mit angeſtrengterm Blick. Je mehr nun die inſchwebende Frage eines Grundbildes wächſt, ein deſto genaueres Bild deſſelben erzeugt ſich nach dem Geſetze der Complication. Zeigt ſich nun das Rebhuhn, ſo tritt die Frage in den Trieb zu ſchießen, indem ſich der Gegentrieb annihilirt. Dieſer Trieb, der bisher einer der Untertriebe war, wird nun Obertrieb oder vorſchwebender Trieb, indem das Gewehr angelegt wird, und zertheilt ſich nun in eine Menge Untertriebe, welche den verſchiedenen Richtungen des Gewehrlaufs entſprechen, in denen geſchoſſen werden kann. Die durch Hemmung dieſer Untertriebe entſtehende Frage heißt das Zielen. Sie wird dadurch entſchieden, daß die angeſtrengte Aufmerkſamkeit den Gegenſtand gerade auf dem Korn des Gewehrs erblickt. In dieſem Augenblick annihiliren ſich die ſämmtlichen Gegentriebe und der Schuß fällt. Seine Sicherheit hängt ab von der Aufmerkſamkeit des Zielens, der Grad dieſer Aufmerkſamkeit aber vom Grade der Anſtrengung der Begierde, den vor dem Auge ſchwebenden Gegenſtand zu treffen.

Die Aufmerkſamkeit des einfachen Erkennens kann zu dem vorſchwebenden Triebe, von dem ſie ausgeht, ein zwiefaches Verhältniß haben. Entweder dient dem Triebe die Erkenntniß als Mittel, oder ſie iſt ihm ſelbſt der Zweck. Im erſten Falle entſteht die prak-

tiſche oder gebundene, im zweiten Falle die theoretiſche oder freie Aufmerkſamkeit.

Als Beiſpiel der praktiſchen oder gebundenen Aufmerkſamkeit kann der nach Beute ſpähende und auf ſie zielende Jäger dienen. Seine Aufmerkſamkeit, ſowol beim Spähen als beim Zielen, entſteht dadurch, daß der regierende Trieb als Obertrieb ſich durch eine Berührung mit ſeinem Gegenſtande in Untertriebe ſpaltet, welche miteinander in Hemmung treten. Dieſe Hemmung bewirkt eine Erkenntniß des Gegenſtandes, bei ſchwachem Obertriebe eine ſchwache, bei verſtärktem Obertriebe eine verſtärkte. Dieſe Erkenntniß des Gegenſtandes iſt aber nur eine gelegentliche, nicht eine bezweckte. Denn der Trieb geht nicht auf Erkenntniß der Beute, ſondern auf die Tödtung derſelben. Dadurch daß dieſer Trieb nun in Untertriebe zerfällt, wird das ſeine Anticipation ausmachende Bild der Beute zum Gliede einer Disjunction. Denn indem der Trieb dieſes Bild blindlings an irgend einen Ort verſetzt und ſich dadurch zum Specialtriebe in Beziehung auf dieſen Ort herabſetzt, hebt er den Trieb, an dieſem Orte das Gewehr anzulegen, aus ſich hervor als einen Trieb, welcher unbeſchadet ſeinem Obertriebe ſowol gehemmt als annihilirt werden kann. Dieſe Annihilation iſt unvermeidlich in dem Augenblicke, wo in der ſinnlichen Sphäre an dieſem Orte ein dem Bilde der Beute widerſprechendes Bild erſcheint. So lange dies aber noch nicht der Fall iſt, erſcheint das Bild des Untertriebes, welches in dieſem Falle mit dem des Obertriebes identiſch iſt, in Disjunction mit dem Bilde ſeiner Negation, welches die Anticipation des Gegentriebes iſt. Sodaß die Erkenntniß einzig und allein dadurch entſpringt, daß dem ſpecificirten Triebe aus den Tiefen des Selbſt ein Gegentrieb entgegentritt. Denn ohne dieſes Entgegenſtemmen des Gegentriebes wäre keine Aufmerkſamkeit, und folglich auch keine erkennende Wahrnehmung. Das Begehren des Triebes geht nicht aufs Erkennen, ſondern auf den Schuß. Aber es geht auch ebenſowol auf Selbſterhaltung des Triebes und folglich auf Annihilation ſeines Gegentriebes. Je mehr dieſer Drang nach Selbſterhaltung eine Verſtärkung des Triebes bewirkt, deſto ſtärker wird auch dem verſtärkten Triebe entgegen der Gegentrieb aus dem Selbſt emporgehoben, deſto mehr verſtärkt ſich der Erkenntnißact, welcher hier ein Act der vorherrſchenden Unluſt iſt, indem er den Trieb in der

Erreichung seines Begehrens verzögert und aufhält. Der Trieb wird zum Erkenntnißtriebe, nicht weil er *mag*, sondern weil er *muß*. Das Erkennen ist ihm *ein schmerzhafter Proceß*, den er gleichwol nicht umgehen kann, wenn er nicht sich selbst aufgeben will, *den er aber je eher je lieber beendigt wünscht*, weil aus dieser Beendigung seine eigene Vollziehung entspringt. Der Trieb findet die *Erkenntniß ohne nach ihr zu suchen*, indem sein Suchen auf etwas ganz Andres, auf *Beute* geht. In allen Fällen, wo wir nach irgend etwas Bestimmtem suchen, z. B. nach *Wiederfindung* eines verlorenen Gegenstandes, nach *Metallen* in der Erde zu unserer Bereicherung, nach *Zügen* im Schachspiel zur Ueberwindung unsers Gegners u. s. f., findet ganz derselbe Fall statt.

Umgekehrt erfodern diejenigen Erkenntnißacte, in denen das Suchen des Triebes *auf die Erkenntniß selbst* geht, daß die Erkenntniß und die in ihr enthaltene Anstrengung der Aufmerksamkeit als eine Lust empfunden werde. Denn Das, was begehrt wird, heißt, sofern es begehrt wird, eine Lust. Dieser Fall tritt z. B. ein beim *Sehen eines Schauspiels*. Der Trieb geht hier auf die Lust, welche aus dem Anschauen der vorzuführenden Bilder erwartet wird, und *prüft* nun jeden der kommenden Augenblicke, ob er dem Triebe gemäß eine Lust bringe oder nicht. Wird das Schauspiel ganz *langweilig*, so annihilirt sich der Trieb und unsere Aufmerksamkeit *hört auf*. Erwarten wir aber, während wir momentan die Unlust der Langenweile empfinden, doch noch, daß sich *irgend etwas Interessantes entwickele*, so halten wir *mit Anstrengung* die Aufmerksamkeit gespannt, d. h. wir *verstärken mit Anstrengung die Schaulust* oder den Trieb, etwas Angenehmes zu erblicken, in Beziehung auf jeden folgenden Zeitmoment, entgegen dem aus der Langenweile entspringenden Unlusttriebe, sowie entgegen dem Unlustgefühle, welches in jeder Art von angestrengter Anspannung der Aufmerksamkeit verborgen ist. Sobald hingegen die Lust des Schauens wirklich eintritt, schwindet der Unlusttrieb der Langenweile, und bleibt als Gegentrieb nur noch das *Unlustgefühl angestrengter Aufmerksamkeit* übrig. Daß dieses nicht als solches in solchen Momenten vorherrschend empfunden wird, beweist nichts gegen seine Existenz, da es in diesem Falle nur als ein gehemmtes existirt. Vorhanden ist es aber darum, weil in einer jeden Triebhemmung jedem Triebe das Unlustgefühl des

Gehemmtseins beiwohnt, woraus als Product die Unlustsumme entspringt, welche Neugierde heißt, und ein Trieb nach Beendigung der Frage ist. Wenn demnach die Lust an Dem, was erblickt wurde, hier den Lusttrieb bildet, indem dieselbe nach einer Fortsetzung ihrer selbst strebt, so bildet die ungeduldige Neugierde nach Dem, was der folgende Augenblick bieten werde, hier den Unlusttrieb. Der Lusttrieb geht auf die Vergangenheit, der Unlusttrieb geht auf die Zukunft, während ihre Hemmung die Gegenwart bildet. Der Lusttrieb ist reiner Lusttrieb als ein solcher, dessen Anticipation ein Gedächtnißbild aus der Vergangenheit ist. Der Lusttrieb entspringt aus einem bereits vorbei gegangenen Zeitmomente oder aus der Antwort, welche die Frage empfing, nicht aus der Frage als solcher. Dagegen entspringt der Unlusttrieb aus der Frage selbst. Die Frage als solche bildet demnach hier den Unlustzustand, die Lust geht schlechterdings nicht von der Frage aus, sondern von ihrer Beantwortung. Beide Triebe sind aber als Untertriebe der Schaulust überhaupt anzusehen. Denn in der Schaulust liegt die Foderung, daß das Lustgebilde von Augenblick zu Augenblick aufs neue producirt werde, und daß folglich seinem Lusttriebe sich von Moment zu Moment ein Gegentrieb aus dem Selbst entgegenstemme, mit welchem zusammen er die immer erneuerte Frage bilde. Es entsteht die Aufgabe, diesen Gegentrieb genauer zu bestimmen.

Der Gegentrieb kann nur durch das Bild eines Zustandes getragen werden, in welchem die Lust des Anschauens wiche. Dies ist der Unlustzustand der Langenweile, wie wir oben gesehen haben. Dieser Zustand ist in der Gegenwart nicht vorhanden, sein Bild kann nur insofern einen Trieb erregen, als die Furcht entsteht, daß er für die Zukunft eintreten könne. Je stärker aber die Lust des Augenblicks ist, desto mehr muß sich das Unlustgefühl schärfen, welches aus dem Gedanken entspringt, daß dieselbe im folgenden Augenblicke vielleicht schon aufhören könne. Es gibt aber keinen einzigen Zeitmoment in einer fortdauernden Lust, der diese Besorgniß ausschlösse. Vielmehr fürchten wir, je höher die Lust steigt, auch desto mehr ihre Verminderung, und daher steigt mit dem Grade der Lust auch der Grad unserer Aufmerksamkeit auf ihren Gegenstand. Je höher die Lust steigt, desto mehr ist ihr Ausdruck: o daß doch dieser Zustand ewig dauern könnte, d. h. mit andern Worten: wir fürchten das bevorstehende

Ende dieſer Luſt ebenſo ſehr, als uns ihre Gegenwart mit Wonne erfüllt. Nach dem Grade der Stärke der Luſt richtet ſich der Grad dieſer Beſorgniß, mit welcher zuſammen ſie die Frage bildet: wird der nächſte Augenblick zu wünſchen oder zu fürchten ſein? Und dieſe Frage iſt die Aufmerkſamkeit, mit welcher das Schauſpiel in Augenſchein genommen wird. Weil nun, je ſchärfer dieſe Frage iſt, deſto mehr ſich die Neugierde auf die Zukunft ſpannt, ſo ſieht man, daß die in der Neugierde enthaltene Unluſtſumme genau proportionirt ſein muß der Stärke der Beſorgniß um das Entſchwinden der Luſt, und dieſe wiederum der Stärke des Luſtgefühls ſelbſt. Der Trieb der Beſorgniß iſt das Gefühl, daß in jedem Momente die Zeit und mit ihr die Luſt dahineilt, woraus das Streben entſpringt, die entfliehende in den Momenten der Zukunft wieder zu ergreifen, während der Luſttrieb auf das Bild der Gegenwart geheftet iſt mit dem Streben, die Gegenwart möge ſtets bleiben und gar keine Zukunft kommen. Hier tritt alſo der eigenthümliche Fall ein, daß das Bild, woran ſowol Trieb als Gegentrieb ſich feſthalten, ein und daſſelbe iſt, nur daß der Luſttrieb es in der Gegenwart ergreift, während der Unluſttrieb es in die Zukunft projicirt. So ſtrebt der eine der Triebe rückwärts, der andre vorwärts, während es eine und dieſelbe Anticipation iſt, nach welcher ſie ſtreben, nur in verſchiedenen Zeitlagen erſcheinend. Beide Triebe, der der Luſt und der der Beſorgniß, gehen demnach aus dem allgemeinen Triebe der Schauluſt in Beziehung auf jeden Zeitmoment als Untertriebe hervor. Nur dadurch, daß wir ſie in jedem Momente zu verlieren fürchten, erneuert ſich die Luſt des Anſchauens in jedem Momente, und wenn die Beſorgniß ihres Verluſtes wiche, ſo würde die Luſt ſelbſt damit entweichen.

Beſorgniß und Luſt verhalten ſich demnach in dieſem Proceſſe wie Frage und Antwort. Während die Beſorgniß beſtändig in die Zukunft hinein fragt, bekommt ſie zur Antwort beſtändig die Luſt, welche ihr dabei beſtändig auch noch mit zum Gegentriebe in ihrer eigenen Frage dient. Sobald die Luſt gänzlich entweicht, geht die Beſorgniß in Erfüllung und wird zur Langenweile, d. h. zum gänzlichen Luſtmangel, wovon die Folge iſt, daß die Frage aufhört. In dieſem Fall läßt ſich aber der Mangel an augenblicklicher Luſt auf künſtliche Art dadurch erſetzen, daß wir uns den Anblick der Gegen-

wart als etwas zur zukünftigen Lust wesentlich Gehöriges, etwas sie Einleitendes, Vorbereitendes, zu ihr Unentbehrliches vorstellen.

Gibt es demnach eine Triebhemmung, bei welcher der vorschwebende Trieb gar kein andres Strebeziel hat als die Fragethätigkeit selbst? Diese Annahme muß verneint werden. Denn nicht in der Frage steckt die Lust, die der Trieb begehrt, sondern in der Antwort auf die Frage. Die Frage ist unter jeder Bedingung ein Zustand, der von sich hinwegstrebt, und daher ein Zustand, welchen der Trieb immer nur herbei führt, weil er muß und nicht, weil er mag. Dagegen ist hierbei immer noch genug übrig gelassen, um einen specifischen Unterschied zu begründen zwischen einer freien Aufmerksamkeit, welche nach Erkenntniß um der Erkenntniß willen, und einer gebundenen, welche nach Erkenntniß um praktischer Zwecke willen strebt. Zwar hängt in beiden Fällen entweder die Vollziehung oder Annihilation des Triebes von der Erkenntniß ab, zwar ist es in beiden Fällen nicht die Erkenntniß als solche, sondern eine aus ihr folgende Wirkung, worin sich der Trieb entweder befriedigt oder annihilirt. Aber in der Art dieser Wirkung liegt der Unterschied. Denn während dieselbe bei der praktischen Aufmerksamkeit in einer Thätigkeit meines Organismus besteht, einem Zugreifen der Hand, einer Bewegung der Füße u. dgl., welche nun entweder vollzogen wird oder unterbleibt, besteht sie bei der theoretischen Aufmerksamkeit in einem bloßen einfachen Wohlgefallen oder Misfallen, welches durch die Beantwortung der Frage erweckt wird. Die Frage, welche in der praktischen Aufmerksamkeit von höchst besondern Interessen und Trieben des Organismus in Bewegung gesetzt wird, bekommt in der theoretischen Aufmerksamkeit die allgemeinen Stimmungen von Lust und Unlust zu Triebrädern. Dagegen die Art und Weise, wie die Frage in Bewegung gesetzt wird, in beiden Fällen dieselbe ist.

Eins der auffallendsten Phänomene bei der freien Aufmerksamkeit ist dies, daß eine Abwechselung und Mannichfaltigkeit im Angeschauten ihrer Anspannung sehr zu Hülfe kommt, während die Einförmigkeit des Gegenstandes, sowol in seiner Aufeinanderfolge als in seinen Theilen, die Aufmerksamkeit erschlafft,

und uns zuletzt einschläfert. Denn der völlige Untergang der Aufmerksamkeit ist der Schlaf. Wenn wir Abwechselung in unsere geistige Beschäftigung zu bringen verstehen, so erleichtert uns dies sehr unsere Anstrengung. Umgekehrt räth man einem Menschen, der über der Lebhaftigkeit seines Vorstellungsspieles nicht einschlafen kann, von eins bis hundert zu zählen, um seine Aufmerksamkeit durch die Monotonie der Zahlenreihe künstlich zu ermüden. Diese und ähnliche wohlbekannte Erfahrungen erklären sich leicht, sobald man es versteht, die freie Aufmerksamkeit in ihre beiden Factoren zu zerlegen, nämlich in die Lust am Gegenstande, welche das Interesse heißt und auf der Gegenwart fest ruht, und in die Besorgniß um die Zukunft, welche im Gefühl des Schwindens der Gegenwart auf die Zukunft gespannt ist. Wird nun, wie es bei einförmigen Gegenständen der Fall ist, das Gefühl eines Zeitwechsels gänzlich herabgespannt, so sinkt damit der in die Zukunft gerichtete und die Frage spannende Trieb der Neugierde auf eine kleinste Größe herab, und die Frage ermattet. Weil aber bei ermattender Frage schlecht und unvollkommen aufgefaßt wird, an der Auffassung aber die Lust und das Interesse hängt, so ermattet bei monotonen Gegenständen, so angenehm uns dieselben anfangs sein mochten, doch mit dem Spannungstriebe allmälig auch das Interesse, sie werden uns langweilig. Die Langeweile besteht demnach in einem Verlust aller Neugierde, welche den Verlust des Interesses immer zur Folge hat. Dagegen kann der Verlust des Interesses auch noch andre Ursachen haben als Langeweile, er kann z. B. aus der Widerwärtigkeit der begegnenden Eindrücke entspringen.

Die beiden in der freien Aufmerksamkeit enthaltenen Triebe, der des Interesses und der der Neugierde, werden auch im gemeinen Leben an ihren Wirkungen gut genug unterschieden. Der Name des Interesses wird zwar im gewöhnlichen Leben für beide Triebe promiscue gebraucht. Dennoch schließt auch in der gewöhnlichen Redeweise, wenn gesprochen wird von einem reinen oder uneigennützigen Interesse, das man hat am Anblick einer schönen Landschaft, einer herrlichen Blume, dieses alle vorherrschende Spannung der Neugierde aus. Wer dabei noch obendrein neugierig ist nach der Zahl der Staubfäden in der Blume, nach dem Namen der Dörfer in der Landschaft, der interessirt sich auch in sofern noch für den Anblick der

Blume und der Landſchaft, aber doch nicht rein, d. h. nicht um dieſes Anblicks ſelbſt willen. Sein Trieb geht nicht auf die Gegenwart, ſondern von dieſer hinweg auf etwas Andres. Die Gegenwart wirkt auf ihn repulſiv. Das reine Intereſſe iſt aber der reine Attractionstrieb der Gegenwart. Wir empfinden ſein Walten ganz beſonders beim Anſchauen plaſtiſcher Kunſtwerke, wo die Aufmerkſamkeit rein auf der Gegenwart mit Wohlgefallen ruhet, und von der Zukunft nichts weiter zu erwarten hat, als was auch ſchon die Gegenwart bietet. Ferner bei der griechiſchen Tragödie, welche die Spannung der Neugierde ſo viel als irgend möglich iſt ausſchließt, das Wohlgefallen an der Idealität gegenwärtiger Anſchauungen ſo ſehr als möglich begünſtigt. Die Spannung des entgegengeſetzten Triebes wird hingegen beſonders empfunden im witzigen Product, deſſen Wohlgefallen darin beſteht, daß die zukünftige Gegenwart die vergangene wiederholt auf überraſchende Weiſe an Ergötzlichkeit überbietet, wodurch ſich dann das Intereſſe beſtändig auf Das geſpannt hält, was da kommen ſoll. Wird dieſes Spiel zu lange fortgetrieben, ſo ermattet es am Ende an dem Umſtande, daß eine ſolche Steigerung nicht ins Unendliche gehen kann, und daher die Erwartung ſich nicht mehr in dem Grade befriedigt findet wie vorher. Dadurch macht ſich dann zuletzt ein Mangel an reinem Intereſſe fühlbar, an welchem das ideale plaſtiſche Kunſtwerk niemals zu leiden hat, welchem dagegen bei einem zu langen Anſchauen das Entgegengeſetzte bevorſteht, daß nämlich endlich die Spannung des immer Neues ſuchenden und entdeckenden Zukunftstriebes ganz entweicht. So entſteht dann in beiden Fällen auf entgegengeſetzte Art Spannungsloſigkeit oder Langeweile, hier auf directem, dort auf indirectem Wege.

Jetzt erſt ſind wir vorbereitet, über die Art und Weiſe, wie die freie Aufmerkſamkeit angeſtrengt werden kann, etwas Näheres zu beſtimmen. Denn da ihre Frage entgegengeſetzte Triebe in ſich ſchließt, ſo muß dieſelbe auch von entgegengeſetzten Seiten her angefacht werden können, je nach verſchiedenen Umſtänden und Gelegenheiten. Hiervon mag der folgende Abſchnitt Zeugniß geben.

§. 47.

Die äſthetiſche und die wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit.

Die Inverſion des Luſttriebes oder centripetalen Triebes. Die Inverſion des Unluſttriebes oder centrifugalen Gegentriebes. Von der wiſſenſchaftlichen Aufmerkſamkeit. Gegenſatz der wiſſenſchaftlichen Aufmerkſamkeit zur äſthetiſchen. Die ſcheinbar freie Aufmerkſamkeit. Von der Willkür als Fähigkeit, die Triebe anzuſtrengen.

Wenn man die freie Aufmerkſamkeit genauer betrachtet, ſo findet man darin nicht nur jedesmal zwei Triebe ſpielend, den des reinen Intereſſes und den der Neugierde, ſondern dieſe beiden Triebe nehmen auch nach Art und Umſtänden der Aufmerkſamkeit mannichfaltige Geſtalten an, welche jetzt näher unterſucht werden müſſen.

Beim ruhigen Beſchauen eines ſchönen Gegenſtandes, z. B. eines Gemäldes, iſt der Trieb des Intereſſes ein reiner Luſttrieb, der nichts weiter begehrt als die Fortdauer der vorhandenen Luſt der Betrachtung. Wird das Gemälde dem Auge entrückt, ſo verwandelt ſich dieſer Luſttrieb in einen nach demſelben Ziele ſtrebenden gemiſchten Trieb. Denn aus der entſchwindenden Luſt des Anſchauens entſpringt ein Trieb der indirecten Unluſt, in welchen das erinnerte Luſtbild als eine luſterregende Anticipation einſchmilzt. So dauert demnach im Triebe nach dem nicht mehr vorhandenen Schönheitsanblick der Luſttrieb des Intereſſes fort, und jener möge daher die Inverſion des Luſttriebes als des centripetalen Triebes in der Aufmerkſamkeit heißen. Dieſer centripetale Luſttrieb iſt es, welcher in ſeiner Inverſion ſowol als in ſeiner einfachen Geſtalt die Aufmerkſamkeit auf ihrem Gegenſtande gefeſſelt hält, und ihr gleichſam die Klebekraft ertheilt. Denn dieſer Trieb läßt die Anſchauung nicht fahren, ſei es nun, daß ſeine Luſt unmittelbar von ihr ſelbſt, oder von einem mit ihr innig verſchmolzenen Anticipationsbilde des Einbildungsraums ausgehe. Ich werde z. B. das Feld der Laterna magica, in welchem ich den Eintritt einer Figur jeden Augenblick erwarte, mit ebenſo geſpannter Aufmerkſamkeit anſchauen, als ich daſſelbe anſchaue, ſobald die Figur wirklich eingetreten iſt.

Die Neugierde muß hingegen als der centrifugale Trieb der Aufmerkſamkeit bezeichnet werden. Denn ſie ſtrebt nicht nach einer beſtimmten als angenehm begehrten Vorſtellung, ſondern ſie brennt nur

zu erfahren, was im kommenden Augenblicke ſein und ſich begeben werde, und verhält ſich demnach als einfacher Unluſttrieb von der Gegenwart hinwegtreibend ohne Anticipation einer Zukunft. Hierin liegt, daß es das Begehren der Neugier ſein muß, im folgenden Augenblick etwas Andres zu erfahren als im gegenwärtigen, und daher, ſobald an dem Orte, auf welchen die Aufmerkſamkeit geheftet iſt, ſich nur immer aufs neue dieſelbe Vorſtellung erzeugt, die Aufmerkſamkeit oder Frage von dieſem Orte auf einen andern hinüberzuſpielen, woraus die Beobachtung mit hin und her ſpringender Aufmerkſamkeit hervorgeht. Zwar fodert die Fortbewegung der Aufmerkſamkeit als der ganzen Frage die Fortbewegung beider Triebe, aus denen die Frage beſteht. Dieſe aber hat darum auch gar keine Schwierigkeit, weil die Neugier oder der centrifugale Trieb aus der Unluſtſumme in der Hemmung beider Triebe entſpringt, und folglich ſeine centrifugale Gewalt von beiden in Frage ſtehenden Trieben völlig gleichmäßig ausgeht. Der centrifugale Trieb der Aufmerkſamkeit bildet folglich nicht den polaren Gegenſatz zum centripetalen, ſondern iſt ein Product aus dem centripetalen und einem Gegentriebe. Die Centrifugalität iſt eine Eigenſchaft der Aufmerkſamkeit als einer ganzen und vollen, während die Centripetalität eine Eigenſchaft iſt, welche dem in ihr enthaltenen Luſttriebe anklebt.

Der die Neugier erregende Gegentrieb unterliegt eben ſowol einer Inverſion als der Grundtrieb des reinen Intereſſes. Dieſer Gegentrieb tritt in reiner Geſtalt dann auf, wenn die Vorſtellung der Aufmerkſamkeit aufhört Luſt zu erregen. Die Folge ſeiner Oberherrſchaft iſt eine Annihilation des Intereſſes, welche ſo bald eintritt, als ich von der beobachteten Vorſtellung auch für die Zukunft keine Luſt mehr erwarte. In dieſem Fall hört die Frage gänzlich auf. Dauert ſie fort, ſo zeigt das an, daß die Erwartung der Luſt noch nicht aufgegeben worden iſt. Bietet bei dieſer fortdauernden Erwartung die Gegenwart gar keine Luſt, ſo iſt der Gegentrieb ein reiner Unluſttrieb, oder ein Zuſtand, welcher von ſich ſelbſt hinwegſtrebt. Da nun dies gänzliche Hinwegſtreben von der gegebenen Vorſtellung durch den centripetalen Trieb verhindert wird, ſo entſteht als ein drittes mittleres die centrifugale Bewegung der Aufmerkſamkeit innerhalb der Grenzen der gegebenen Geſammt-

vorſtellung, ein centrifugales Hüpfen der Aufmerkſamkeit von einem Focus zum andern innerhalb eines gegebenen Feldes. Bei dieſer Stellung, wo der Unluſttrieb in ſeiner Unmittelbarkeit wirkt, ſteht der Luſttrieb in ſeiner ſchärfſten Inverſion geſpannt; je mehr aber der Luſttrieb aus ſeiner Inverſion wieder in ſeine gerade Lage tritt, eine deſto künſtlichere Stellung bekommt der die Frage erregende Unluſttrieb. Denn dieſer ſchöpft bei völlig luſtvoller Gegenwart ſeine Flucht vor der Gegenwart nur noch daher, daß von der Zukunft eine noch größere Luſt erwartet wird, deren Phantaſiebild die Gegenwart mit einem indirecten Unluſtgefühl behaftet. Dieſe Umwandlung des Gegentriebes aus einer directen Unluſt in ein aus dem Phantaſiebilde erhöhter Luſt fließendes indirectes Unluſtgefühl möge die Inverſion des Unluſttriebes heißen. Dann findet das Geſetz ſtatt, daß, je mehr der eine von beiden Trieben in den Zuſtand ſeiner Inverſion tritt, deſto mehr der andere in reiner Geſtalt erſcheint, und umgekehrt.

Hieraus folgt, daß die Inverſion eines Luſttriebes ſchon allein ſtets einen Trieb und Gegentrieb in Bezug auf die Feſthaltung einer Anſchauung, und folglich eine Triebhemmung oder Frage in Beziehung auf dieſelbe aus ſich erzeugt. Denn die indirecte Unluſt erzeugt eine Flucht vor der Gegenwart, die vom Hoffnungsbilde ausgehende directe Luſt aber eine Feſthaltung der Gegenwart, wodurch eine Frage zwiſchen beiden Trieben geſetzt iſt, welche um ſo mehr ſteigt, je mehr ſich die Inverſion ſchärft, ohne daß das Intereſſe für den Gegenſtand abnimmt, d. h. ohne daß ſich das Luſtbild der Einbildung vom Anſchauungsbilde des Gegenſtandes abtrennt. Daher die größte Anſpannung der Aufmerkſamkeit dann ſtattfindet, wenn bei möglichſt geſteigertem Intereſſe die möglichſt geringe augenblickliche Befriedigung des Intereſſes gegeben iſt. Beides aber iſt innerhalb gewiſſer mittlerer Grenzen eingeſchloſſen. Denn die äußerſten Steigerungen des Luſttriebes, wie des Unluſttriebes, ſind dem Bewußtſein wiederum beide nachtheilig, weil ſie auf Annihilation des Gegentriebes ausgehen. Daher verlieren wir ſowol bei zu hoher Freude als bei zu hohem Schmerze Bewußtſein und Beſinnung.

Eine jede unbefriedigte Begierde muß in Beziehung auf den Gegenſtand, von welchem Befriedigung erwartet, aber nicht ge-

leiſtet wird, d. h. mit welchem das Anticipationsbild der Befriedigung irrthümlich verſchmilzt, Bewußtſein erzeugen, indem der vom Bilde ausgehende directe Luſttrieb mit dem am Gegenſtande haftenden indirecten Unluſttriebe der verſagten Luſt (welche beide mit demſelben Anſchauungsgegenſtande in gleich enger Verknüpfung ſind) nothwendig in Hemmung tritt. Dieſe Hemmung iſt die Spannung der Erwartung, welche ſich darſtellt als die Frage, ob dieſer Gegenſtand der Befriedigung der Begierde, z. B. des Hungers, vielleicht dennoch dienen könne oder nicht. So erſcheint demnach die freie Aufmerkſamkeit aus reinem Intereſſe nur als ein untergeordneter Fall des Geſetzes vom unbefriedigten Triebe oder von der Hemmung zwiſchen einer directen Luſt und indirecten Unluſt, welche beide ausgehen von einem und demſelben Bilde des Phantaſieraums.

Der directe Luſttrieb geht in dieſen Fällen immer zwar auf das Anſchauungsbild, aber nicht auf das ganze, ſondern auf diejenigen Theile, welche mit dem Anticipationsbilde verſchmelzen, ihm genau entſprechen. Der indirecte Unluſttrieb geht zwar ebenfalls auf das Anſchauungsbild, aber wiederum nicht auf das ganze, ſondern auf diejenigen Theile, welche dem Anticipationsbilde widerſprechen. Dadurch entſteht ein wechſelndes Angezogen- und Abgeſtoßenwerden der Theile des Bildes, eine Flucht der Frage oder Aufmerkſamkeit vor den unluſterregenden Theilen und ein ämſiges Aufſuchen der luſterregenden. Dieſe hin und her fahrende Thätigkeit, an welcher beide Triebe gleich großen Antheil haben, iſt die Centrifugalthätigkeit der Neugier.

Wir haben uns bisher ausſchließlich mit derjenigen Art von freier Aufmerkſamkeit beſchäftigt, welche aus einem ſich auf die Schönheit des geſchauten Gegenſtandes gründenden Vergnügen entſpringt. Dies iſt aber nicht die einzige Art von freier Aufmerkſamkeit, d. h. von Aufmerkſamkeit, welche nichts Andres begehrt als die Erkenntniß ihres Gegenſtandes. Es iſt vielmehr die wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit, welche dieſe Eigenſchaft mit der äſthetiſchen Aufmerkſamkeit theilt, ſogar die letztere in Bezug hierauf noch wol übertrifft. Denn während bei der äſthetiſchen Aufmerkſamkeit die Erkenntniß des Gegenſtandes nur das Mittel iſt zur Gewinnung der begehrten Luſt, erſcheint in der wiſſenſchaftlichen Aufmerkſamkeit dieſes

Mittel als der Zweck ſelbſt. In der wiſſenſchaftlichen Aufmerkſamkeit ſcheint ein Aufmerken ſtattzufinden, welches nichts Anderes begehrt als ſich ſelbſt, eine Aufmerkſamkeit um der bloßen Aufmerkſamkeit willen.

Die in dieſer Aufmerkſamkeit enthaltene Wißbegierde enthält eine Unluſt am Zuſtande der Unwiſſenheit, welcher der Aufmerkſamkeit vorhergeht. Dieſe Unluſt kann entweder eine directe oder eine indirecte ſein. Direct iſt ſie dann, wenn ſie dem Zuſtande des Vorſtellens, in welchem wir uns befinden, unmittelbar anhaftet, z. B. wenn die Vorſtellung, die wir uns von einem gewiſſen Gegenſtande, etwa der Beſtimmung unſeres eigenen Lebens, machen, uns wegen ihrer innern Widerſprüche unerträglich iſt, ohne daß wir uns von ihr zu befreien wiſſen. Indirect iſt ſie dann, wenn ſie dem Zuſtande des Vorſtellens, in welchem wir uns befinden, durch eine Nebenrückſicht hinzugefügt wird, z. B. wenn wir mit Furcht und Scheu daran denken, in dieſem Zuſtande des Vorſtellens bei irgend einer Gelegenheit in Zukunft, beim Examen, beim Geſpräche, in Geſellſchaft, im Amtsgeſchäft u. ſ. f. angetroffen zu werden. Dies läßt uns dann den gegenwärtigen Zuſtand unſers Vorſtellens ebenſo unerträglich erſcheinen, als wenn ſein Unzuſammenhang ſelbſt ihn uns unerträglich machte. Dieſes entweder directe oder indirecte Gefühl der Unerträglichkeit bildet aber nur erſt den einen Grundtrieb in der wiſſenſchaftlichen Aufmerkſamkeit, wobei der andre noch zu ſuchen iſt, weil bei dem alleinigen Walten jenes Grundtriebes nicht eine wiſſenſchaftliche Neugierde, ſondern ein Vermeiden des unerträglichen Vorſtellungskreiſes entſpringen würde. Hierzu kann es darum nicht kommen, weil wir ein Intereſſe für den unerträglichen Vorſtellungskreis beibehalten, d. h. weil wir hoffen, die Unluſt durch erneuertes Aufmerken ſchwinden zu ſehen. Hierdurch entſteht eine übertragene Luſt am unerträglichen Vorſtellungskreiſe, welche aus der Hoffnung eines baldigen Entſchwindens ſeiner Unerträglichkeit fließt. Genauer geredet heißt dieſes: der Grundtrieb der Unluſt an der Vorſtellung projicirt ſich vermöge ſeines Strebens eine indirecte Luſtanticipation in Beziehung auf dieſelbe Vorſtellung, und dieſe Anticipation hält nach dem Grade ihrer Stärke die Aufmerkſamkeit als die Spannung beider Triebe auf der Vorſtellung feſt geheftet. Daraus begreift ſich dann völlig die große

Anſtrengung, die es koſtet, bei ſchwierigen wiſſenſchaftlichen Aufgaben die Aufmerkſamkeit geſpannt zu erhalten. Denn wie die Schwierigkeit der Aufgabe ſteigt, ſinkt die Wahrſcheinlichkeit einer baldigen Löſung, und mit ihr der Lufttrieb aus der Anticipation der Zukunft. Derſelbe kann aber durch Anſtrengung verſtärkt werden, und muß es häufig, wenn die Aufmerkſamkeit nicht aufhören ſoll. Ja es kommen ſogar nicht ſelten Fälle vor, in denen beide Triebe ihre Exiſtenz einer fortdauernden Anſtrengung verdanken. Wenn ich mich z. B. zum Behuf einer Abhandlung nach Notizen umſehe, deren ich auch wol allenfalls entrathen könnte, die indeſſen wünſchenswerth ſind, um die Genauigkeit auf ihren Gipfel zu treiben, ſo muß ich dem Triebe meiner Ungeduld entgegen ſchon das Gefühl des Unbehagens an ihrem Mangel durch Anſtrengung verſtärken. Schon ihren Mangel blos zu empfinden koſtet mich Anſtrengung. Sind ſie dabei noch ſchwer zu haben, ſo wird es eine noch größere Anſtrengung koſten, für ſie ein ſolches Intereſſe zu gewinnen, daß man nach ihnen ſucht. Wer es über ſich gewinnt, in ſolcher Doppelanſtrengung beider Triebe ſeine Aufmerkſamkeit wach und rege zu halten, von dem wird geſagt, daß er mit Hingebung, mit Aufopferung ſeine Forſchungen anſtellt.

Es ergibt ſich aus dem Bisherigen, daß bei der wiſſenſchaftlichen Aufmerkſamkeit ebenſo wenig, als bei der äſthetiſchen, ein Aufmerken aus bloßer Luſt am Aufmerken vorhanden iſt, ſondern daß die wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit ihren Urſprung ſtets hat in einem Unluſttriebe, welcher ſich durch die von ihm ausgehende indirecte Luſtanticipation an die Vorſtellung feſſelt, welche ihn erregt, und ſich ſo durch den von ihm ausgehenden indirecten Lufttrieb ſelbſt eine Hemmung auferlegt. Die wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit entſpricht daher demjenigen Theile der äſthetiſchen, wo der Trieb des Intereſſes auf ſeinem Gegenſtande (z. B. auf den Häuſern einer finſtern Straße in Erwartung eines Fackelzugs) feſt ruht, obgleich im Augenblick nur unangenehme Empfindungen von dieſem Gegenſtande ausſtrömen. Nur iſt dabei der Unterſchied, daß das Anticipationsbild der Luſt, welches beim reinen Wiſſenstriebe allemal ein abſolut unbeſtimmtes iſt, bei der äſthetiſchen Aufmerkſamkeit mehr oder weniger Beſtimmtheit und Deutlichkeit in ſich hat, daß dagegen das Gefühl der Unerträglichkeit oder Un-

luſt, welches in der reinen Wißbegierde allemal ein directes Gefühl iſt, bei der äſthetiſchen Aufmerkſamkeit mehr oder weniger die indirecte Natur zeigt, indem es erſcheint als das Gefühl des Mangels einer Luſt von beſtimmter Art, deren baldigen Eintritt wir erwarten. Der größte Unterſchied beſteht aber darin, daß die erwartete Luſtempfindung, ſobald ſie nun wirklich eintritt, bei der äſthetiſchen Aufmerkſamkeit immer ein directes Gefühl iſt, bei der rein wiſſenſchaftlichen Aufmerkſamkeit hingegen ein indirectes, nämlich das Gefühl einer gelöſten Schwierigkeit, einer aufgehobenen Unerträglichkeit, und weiter nichts daneben. Stellt man daher dem Proceß der reinen Wißbegierde denjenigen Proceß der äſthetiſchen Beſchauung entgegen, wo die erwartete Luſt ſchon in vollem Gange iſt, während ſie ſich durch Erwartung noch höherer Grade fortwährend ſo viel indirecte Unluſt zuſetzt, als nöthig iſt, um bei Aufmerkſamkeit zu bleiben; ſo bilden dieſe beiden Proceſſe den vollkommenſten Gegenſatz. Denn während beim reinen Schönheitsgenuß alle darin vorkommende Luſt eine directe, alle Unluſt eine indirecte iſt, ſo iſt beim reinen Wiſſenstriebe alle darin vorkommende Unluſt eine directe, alle Luſt eine indirecte. Sowie es aber niedere Grade der äſthetiſchen Spannung gibt, welche mit der Spannung der Wißbegierde mehr Aehnlichkeit haben, ſo gibt es auch vermiſchte Grade der Wißbegierde, in denen ſich der Proceß einer äſthetiſchen Spannung in den wiſſenſchaftlichen Proceß einmiſcht. Dies geſchieht überall da, wo wir in einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung für eins der möglichen Reſultate, die zu erwarten ſtehen, eine vorausgefaßte Vorliebe haben. Denn hierdurch wird ſich die Aufmerkſamkeit ſpannen zwiſchen der Luſt an dem Reſultate, das wir zu erreichen, und zwiſchen der Unluſt an dem Reſultate, das wir zu vermeiden hoffen, und ſo zwiſchen einer directen Luſt und einer directen Unluſt in der Mitte ſchweben. Kommt dann das gewünſchte Reſultat zum Vorſchein, ſo wird ſein Erſcheinen mit directer Luſt verknüpft ſein, wogegen das Erſcheinen ſeines Gegentheils eine directe Unluſt mit ſich führen wird, welcher die mit der Entſcheidung jeder wiſſenſchaftlichen Frage verknüpfte indirecte Luſt nicht ſtark genug ſein wird die Stange zu halten.

Der reine Schönheitstrieb und der reine Wiſſensdrang bilden die Extreme des Proceſſes der freien Aufmerkſam-

keit, zwiſchen denen alles übrige in die Mitte fällt. Denn wohin auch die freie Aufmerkſamkeit ſich wenden mag, ſie wird dahin immer gezogen entweder durch das Angenehme, was ſie dort zu ſchauen erwartet, oder durch das Undeutliche, Unklare und darum Beunruhigende und Unerträgliche, was die Neugier an den Ort feſſelt. Dabei erſcheint jedoch auch Vieles als freie, d. i. unintereſſirte Aufmerkſamkeit, was dies nicht iſt. Ein undeutlich geſehener Gegenſtand z. B. feſſelt zwar die Aufmerkſamkeit ſchon durch ſeine bloße Undeutlichkeit, noch mehr aber durch die Bilder einer möglichen Gefahr oder eines möglichen Vergnügens, die ſich an ihn knüpfen. Wir werden daher im einſamen Walde und allein einen jeden undeutlichen und ſonderbaren Fleck unſers Sehfeldes mit geſpannterer Aufmerkſamkeit betrachten, als in Begleitung und auf offener Landſtraße, wir werden in einſamer Nacht auf jedes Geräuſch angeſtrengter horchen als am lebendigen Tage. Fodert mich Jemand auf, meine Blicke nach einem Orte zu wenden, den er mir bezeichnet, ſo werde ich darum der Auffoderung Folge leiſten, weil ich erwarte, an dieſem Orte Etwas zu erblicken, das mir entweder Gefahr und Verluſt droht, oder Vergnügen verſpricht. Die Hemmung dieſer beiden Triebe, welche ſofort für mich von dieſem Orte auszugehen beginnt, iſt eben meine Aufmerkſamkeit. In dieſen und ähnlichen Fällen iſt daher die Aufmerkſamkeit nur ſcheinbar eine freie, d. h. eine auf die bloße Luſt des Erkennens gerichtete, in Wirklichkeit iſt ſie eine intereſſirte, d. h. die Luſt und Unluſt, woraus ſie entſpringt, wurzelt nicht im bloßen Erkennen, ſondern gehört der ſinnlichen, d. h. der unbewußten Sphäre des Lebens an. Die freie Aufmerkſamkeit iſt eine Hemmung zwiſchen Trieben, welche ſelbſt erſt innerhalb der bewußten Sphäre des Daſeins ihre Exiſtenz bekommen, die intereſſirte Aufmerkſamkeit iſt eine Hemmung zwiſchen Trieben, welche in der unbewußten Sphäre entſpringen, und daher der unbewußten Sphäre als einer ſolchen angehören. Die intereſſirte Aufmerkſamkeit verhält ſich zu den ihr zu Grunde liegenden Trieben lediglich als deren Product, wogegen die freie Aufmerkſamkeit ſelbſt die producirende Thätigkeit derjenigen Triebe iſt, aus denen ſie als Product entſpringt.

Da demnach das Phänomen der Aufmerkſamkeit in ſeiner ganzen

Ausdehnung durch Impulſe der Luſt und Unluſt einzig und allein in Bewegung geſetzt wird, ſo bleibt zuletzt noch übrig, daß wir eine Erläuterung hinzufügen in Beziehung auf die Fälle, wo beim dialektiſchen Nachdenken oder bei wiſſenſchaftlichen Conſtructionen das Gegentheil der Fall zu ſein ſcheint. Hier kommt es nämlich häufig vor, daß die Aufmerkſamkeit ſich mit ſogenannter Willkür zuerſt nach dieſer oder nach jener Seite wendet, blos weil ſie will, ohne von etwas Anderm getrieben zu ſein als von ſich ſelbſt. Wenn ich z. B. zum Behuf einer geometriſchen Demonſtration zwei Hülfslinien an der Tafel zu ziehen habe, ſo treibt mich zwar zum Ziehen beider Linien der Zweck der Aufgabe, welcher mir als eine Luſtanticipation mit mehr oder weniger Deutlichkeit vorſchwebt, dagegen iſt es völlig gleichgültig und meiner Willkür überlaſſen, welche dieſer Hülfslinien ich zuerſt ziehen will, ob die rechte oder die linke. Daher ſcheint hier die Aufmerkſamkeit lediglich durch ſich ſelbſt bewegt zu ſein. Oder wenn ich im Nachdenken durch die unerträgliche Ungewißheit meiner Zukunft bewogen werde, mir die Folgen zweier möglichen Fälle zu verdeutlichen, ſo kann es ſchlechthin gleichgültig ſein, bei welchem Gliede der Alternative mein Nachdenken beginnt. Denn die Unluſt des Augenblicks zwingt es, bei beiden zugleich zu beginnen, welches doch unmöglich iſt, es muß alſo zwiſchen zwei ſchlechthin gleichgültigen Poſitionen wählen, und die Aufmerkſamkeit ſcheint demnach auch hier wieder lediglich durch ſich ſelbſt ihren Antrieb empfangen zu müſſen.

Indeſſen frühere Betrachtungen befähigen uns vollkommen, auszuſprechen, daß dem nicht ſo ſei. Wir haben bereits früher die Fälle discutirt, wo z. B. ein Flüchtling in der Angſt ſeiner Flucht wählen mußte in ſchlechthin gleichgültiger Wahl zwiſchen zwei entgegengeſetzten Wegen, oder wo die Langeweile zwang, zwiſchen mehren Beſchäftigungen zu wählen, wovon die eine nicht beliebter war als die andre. Dies beweiſt, daß eine ſolche willkürliche Entſcheidung zwiſchen entgegengeſetzten Fällen durchaus nicht ein der freien Aufmerkſamkeit eigenthümliches Phänomen iſt, ſondern eben ſo ſehr ſchon im Bereiche der intereſſirten Aufmerkſamkeit gefunden wird. Daſſelbe kann folglich nur in den Geſetzen des Trieblebens ſeine Erklärung finden, und wir haben ſein Geſetz bereits entdeckt in der

Fähigkeit des Selbſt, die Triebe anzuſtrengen. Dieſe Fähigkeit, welche bei der intereſſirten Aufmerkſamkeit mehr im Großen und Groben wirkt, ſpielt bei der freien Aufmerkſamkeit bis ins Feinſte und Kleinſte hinein, wo die Anſtrengung der Triebe zwar noch immer als eine Anſtrengung der Aufmerkſamkeit empfunden wird, wo aber, weil die Triebe erſt ſelbſt durch einen ihnen vorausgegangenen Zuſtand der Aufmerkſamkeit entſpringen, die Täuſchung leicht entſteht, als ſeien es nicht die aus der vorhergegangenen Aufmerkſamkeit entſprungenen Triebe, was die nachfolgende Aufmerkſamkeit in Bewegung ſetzt, ſondern als ſei es die vorhergehende Aufmerkſamkeit ſelbſt, wodurch ohne alles Mittelglied der nachfolgenden ihre Richtung beſtimmt würde. Es ſteht demnach feſt, daß auch die freie Aufmerkſamkeit niemals von einem andern Geſetze regiert und bewegt wird als von dem der Luſt und Unluſt, oder vom Geſetze des Trieblebens.

Hiermit fällt dann auch zugleich Alles über den Haufen, was man wol erdichtet hat über die Kraft der logiſchen Begriffe oder Kategorien, als ob dieſelben fähig ſeien, bewegend und antreibend auf die erkennende Aufmerkſamkeit einzuwirken. Nichts entfernt ſich weiter von der Natur der Sache als eine ſolche Ueberſchätzung des Logiſchen im pſychologiſchen Gebiet. Die logiſchen Kategorien ſind nur Producte, durchaus nicht bewegende Kräfte der Aufmerkſamkeit. Sie ſind nichts weiter als die Gedächtnißbilder, welche von den Bewegungen der freien Aufmerkſamkeit, d. h. von den Bewegungen des ſich im bewußten Elemente erzeugenden Trieblebens zurückbleiben. Ihre Macht und Größe beſteht demnach nicht darin, daß ſie die abſtracteſten Gedankenbilder ſind, die es gibt, ſondern darin, daß ſie die unmittelbarſten Abbilder der ewigen Geſetze des Trieblebens ſind, welches allem Daſein als ſein tiefſtes Fundament untergebaut iſt.

§. 48.

Allgemeine Geſetze der Aufmerkſamkeit.

Von der Erweckung der verſchiedenartigen Gegentriebe. Der Reiz des Gegentriebes iſt die Lücke im ſinnlichen Weckebilde. Von der Spaltung der Triebe. Unterſchied zwiſchen den die Frage bildenden und den dieſelbe erregenden Trieben.

Wir ſind bis zu einem Punkte der Unterſuchung gelangt, an welchem ſich bereits allgemeine Geſetze des Reizes aufſtellen laſſen,

auch hier das Geſetz von der Anſtrengung der Triebe ein. Denn ſobald ich einen Trieb in Beziehung auf einen unzulänglich empfundenen Gegenſtand anſtrenge, ſo iſt davon die unumgängliche Folge, daß zugleich damit die Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand ſich angeſtrengt heftet, d. h. daß aus dem Grundtriebe ein Gegenſtandstrieb in Bezug auf dieſen Gegenſtand hervortritt, welchem darum, weil ſein Weckebild ein unvollkommenes iſt, ſofort ein ihn hemmender Gegentrieb aus der Tiefe des Selbſt entgegentritt.

Hierbei iſt merkwürdig, daß die Stärke des Gegentriebes ſich immer nur nach der Stärke des Triebes, nicht aber nach dem Grade der größern oder geringern Zulänglichkeit des Weckebildes richtet. Denn auch bei einem hohen Grade von Zulänglichkeit erfodert die Aufmerkſamkeit dennoch bei ihrer Prüfung das vollkommene Gegengewicht des Gegentriebes, damit ſie zu Stande komme, und auch bei dem allerunzulänglichſten Weckebild darf der Gegentrieb nie den Trieb überſteigen, ſobald Aufmerkſamkeit entſtehen ſoll. Dagegen wird die Anſtrengung der Aufmerkſamkeit in deſto höherm Grade empfunden, je unzulänglicher das Weckebild des Gegenſtandstriebes iſt. Die Anſtrengung der Aufmerkſamkeit trifft folglich nur allein das Verhältniß des Weckebildes zum Gegenſtandstriebe. Der Gegentrieb ſpringt aus den Tiefen des Selbſt immer von ſelbſt und ohne alle Anſtrengung hervor, in der dem Gegenſtandstriebe genau entſprechenden Stärke.

Da die Anſtrengung des Gegenſtandstriebes mit der Unzulänglichkeit des Weckebildes ſteigt, wenn Aufmerkſamkeit erfolgen ſoll, ſo folgt daraus, daß ohne alle Anſtrengung ſich nur diejenigen Gegenſtandstriebe erwecken, in deren Weckebildern durchaus nichts Mangelhaftes angetroffen wird, das einen Zweifel erregen könnte, weder in Bezug auf die Empfindung, noch in Bezug auf die Vollziehung der Bewegungen des Triebes. Die Anſtrengung hingegen fängt da an, wo eine Mangelhaftigkeit des Weckebildes geſetzt iſt, entweder in Bezug auf ſeine Erkennbarkeit oder auf die Bewegungen, welche zur Vollziehung des Triebes nothwendig ſind. Dieſe Mangelhaftigkeit ſchließt aber auch immer das Erſcheinen der Gegentriebe oder die Aufmerkſamkeit in ſich. Daher eine jede Anſtrengung des Triebes Aufmerkſamkeit oder Bewußtſein als eine unvermeidliche Folge mit ſich bringt. Erfolgt die Anſtrengung der Triebe in hohem Grade und auf regelmäßige Art, ſo nennen wir ſie Arbeit.

den Tiefen des Selbſt. Es ſei z. B. das Bild der Speiſe, die das Thier erblickt, ein undeutliches, ſo wird ſich die Begierde des Appetits, welche auf die Speiſe zuſtürzt, einen Augenblick hemmen, und das Thier wird zuvor prüfen, ob hier Speiſe vorhanden ſei. Der Trieb zeigt ſich nun gehemmt durch einen entgegengeſetzten Trieb, obgleich man nicht ſagen kann, daß der hemmende Trieb das conträre Gegentheil ſei von dem gehemmten. Denn das conträre Gegentheil des Appetits iſt der Ekel, von einem ſolchen aber iſt hier nicht die Rede, ſondern dem Triebe zu eſſen ſteht hier in Beziehung auf dies Object blos entgegen der Trieb, nicht davon zu eſſen. Davon aber, daß dieſer Gegentrieb erſcheint, läßt ſich hier kein anderer Grund angeben als der, daß für das Spiel des urſprünglichen Gegenſtandstriebes kein hinreichender Grund vorhanden war. Denn wäre bei dem hungrigen Thiere ein hinreichender Grund zum Eſſen vorhanden geweſen, d. h. hätte ſich der Gegenſtand von Anfang an in der Empfindung mit Entſchiedenheit als Speiſe ausgewieſen, ſo hätte der Gegentrieb nicht entſtehen können, während er bei der Unzulänglichkeit der Empfindung in einem des Bewußtſeins fähigen Weſen gar nicht ausbleiben konnte.

Das Geſetz, welches ſich hieraus für bewußtſeinfähige Weſen ergibt, lautet: Eine unzulängliche Empfindung erregt den ihr entſprechenden Gegenſtandstrieb entweder gar nicht, oder aber ſie erregt ihn zwar, ſtellt ihm aber einen Gegentrieb von gleicher Stärke ſo lange entgegen, bis die Empfindung ſich aus einer unzureichenden in eine zureichende verwandelt. Daher müſſen nun alle Bewußtſeinsreize unter die Kategorie der unzureichenden Empfindungen fallen. Nicht aber ſind von der andern Seite alle unzureichenden Empfindungen auch ſchon eben damit Reizungen des Bewußtſeins. Denn die größte Mehrzahl der unzulänglichen Empfindungen reizt das Triebleben gar nicht. Dieſes aber, ob ein Trieb durch eine unzulängliche Empfindung erwache oder nicht, hängt nicht von der Beſchaffenheit der unzulänglichen Empfindungen, ſondern einzig von der Schwäche oder Stärke derjenigen Grundgefühle ab, welche mit der unzulänglichen Empfindung in Verbindung zu treten fähig ſind. Ein nur mäßig hungriges Thier wird z. B. an den Gegenſtänden von zweifelhafter Eßbarkeit gleichgültig und ungereizt vorüber gehen, welche das ausgehungerte Thier mit Begierde umſchnüffelt. Zugleich wirkt aber

auch hier das Geſetz von der Anſtrengung der Triebe ein. Denn ſobald ich einen Trieb in Beziehung auf einen unzulänglich empfundenen Gegenſtand anſtrenge, ſo iſt davon die unumgängliche Folge, daß zugleich damit die Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand ſich angeſtrengt heftet, d. h. daß aus dem Grundtriebe ein Gegenſtandstrieb in Bezug auf dieſen Gegenſtand hervortritt, welchem darum, weil ſein Weckebild ein unvollkommenes iſt, ſofort ein ihn hemmender Gegentrieb aus der Tiefe des Selbſt entgegentritt.

Hierbei iſt merkwürdig, daß die Stärke des Gegentriebes ſich immer nur nach der Stärke des Triebes, nicht aber nach dem Grade der größern oder geringern Zulänglichkeit des Weckebildes richtet. Denn auch bei einem hohen Grade von Zulänglichkeit erfodert die Aufmerkſamkeit dennoch bei ihrer Prüfung das vollkommene Gegengewicht des Gegentriebes, damit ſie zu Stande komme, und auch bei dem allerunzulänglichſten Weckebild darf der Gegentrieb nie den Trieb überſteigen, ſobald Aufmerkſamkeit entſtehen ſoll. Dagegen wird die Anſtrengung der Aufmerkſamkeit in deſto höherm Grade empfunden, je unzulänglicher das Weckebild des Gegenſtandstriebes iſt. Die Anſtrengung der Aufmerkſamkeit trifft folglich nur allein das Verhältniß des Weckebildes zum Gegenſtandstriebe. Der Gegentrieb ſpringt aus den Tiefen des Selbſt immer von ſelbſt und ohne alle Anſtrengung hervor, in der dem Gegenſtandstriebe genau entſprechenden Stärke.

Da die Anſtrengung des Gegenſtandstriebes mit der Unzulänglichkeit des Weckebildes ſteigt, wenn Aufmerkſamkeit erfolgen ſoll, ſo folgt daraus, daß ohne alle Anſtrengung ſich nur diejenigen Gegenſtandstriebe erwecken, in deren Weckebildern durchaus nichts Mangelhaftes angetroffen wird, das einen Zweifel erregen könnte, weder in Bezug auf die Empfindung, noch in Bezug auf die Vollziehung der Bewegungen des Triebes. Die Anſtrengung hingegen fängt da an, wo eine Mangelhaftigkeit des Weckebildes geſetzt iſt, entweder in Bezug auf ſeine Erkennbarkeit oder auf die Bewegungen, welche zur Vollziehung des Triebes nothwendig ſind. Dieſe Mangelhaftigkeit ſchließt aber auch immer das Erſcheinen der Gegentriebe oder die Aufmerkſamkeit in ſich. Daher eine jede Anſtrengung des Triebes Aufmerkſamkeit oder Bewußtſein als eine unvermeidliche Folge mit ſich bringt. Erfolgt die Anſtrengung der Triebe in hohem Grade und auf regelmäßige Art, ſo nennen wir ſie Arbeit.

Wollen wir uns Gegenſtandstriebe von abſolut mangelloſen Weckebildern vergegenwärtigen, ſo finden wir im wachen Leben dazu keine Beiſpiele, ſondern müſſen, um ſolche aufzufinden, ins Schlafleben oder ins phyſiologiſche Daſein hinabſteigen. Da finden wir z. B., daß die Senſation der eingeathmeten Luft in der Lunge für die Bewegungen des Triebes der Ausathmung ein vollkommenes und mangelloſes Weckebild iſt, und ebenſo die Senſation der in den Magen aufgenommenen Speiſe für die Bewegungen der Verdauung, die Senſation der Frucht im Uterus für die Milchabſonderung in den Brüſten u. ſ. f. Dagegen die ſämmtlichen bewußten Bewegungen nur allein dadurch ſolche ſind, daß ihr ſie erregender Gegenſtand einen Zweifel oder eine Wahl unter ihnen geſtattet.

Die Anſtrengung beſteht darin, daß ein gewiſſes Grundgefühl ſich mit Bewußtſein an ein gewiſſes Weckebild heftet, an welchem es ohne Bewußtſein nicht haften könnte. Es haftet dadurch, daß die Phantaſie an dem Weckebilde das ihm Mangelnde ergänzt. Und folglich beſteht die Anſtrengung eines Gegenſtandstriebes darin, daß er nicht durch den Reiz eines Anſchauungsbildes, ſondern eines dem Anſchauungsbilde anklebenden Phantaſiebildes erweckt wird. Da nun der unausweichliche Reiz der Gegenſtandstriebe von außen immer nur in den Anſchauungsbildern ruht, ſo wird dieſen in der Anſtrengung ein Reiz von innen ſubſtituirt, welchem nach dem Geſetze der Aehnlichkeit ein Phantaſiebild als Halter und Spanner des Gegenſtandstriebes ſich zugeſellt. Iſt daher die unangeſtrengte Erweckung von Gegenſtandstrieben durch zulängliche Bilder einem Angezogenwerden derſelben durch die Weckebilder vergleichbar, ſo findet bei der Erweckung der Triebe durch Anſtrengung ein Entgegenſtoßen der Triebe aus dem Selbſt dem Weckebilde entgegen ſtatt, wobei der Grundtrieb den Impuls zur Offenbarung ſeiner Tiefe an dem Gegenſtande nicht vom Gegenſtande aus, ſondern vom vorhandenen Bewußtſein aus empfängt. Dabei iſt die Anſtrengung immer das Product eines Verhältniſſes zwiſchen Grundtrieb und Bewußtſein.

Was nun die Erweckung des Gegentriebes betrifft, ſo entſteht er entweder durch Spaltung oder Entgegenſetzung. Der erſte Fall bietet keine Schwierigkeit, indem aus dem Geſetz der Entſtehung der Gegenſtandstriebe klar iſt, wie ſich ein Grundtrieb in viele coordinirte Nebentriebe, welche ſich untereinander als Gegentriebe verhalten, ſpal-

ten kann. Wenn z. B. der Scribent unter zwei oder mehren Federn, mit deren einer er ſchreiben ſoll, ſich die beſte ausſucht, ſo geht der Trieb zu ſchreiben, ſo lange die Wahl noch nicht getroffen iſt, ebenſowol auf die eine Feder als auf die andre, und doch iſt es ſeine Natur, nur auf eine einzige zugleich gehen zu können, weil für die Hand, welche ſchreiben ſoll, zwei oder mehr Federn auf einmal zu viel ſind. Daher *ſpaltet* ſich nun der Trieb in zwei Triebe derſelben Art, in den Trieb, mit der einen Feder zu ſchreiben, und in den Trieb, mit der andern Feder zu ſchreiben. Obgleich beide Triebe in ihrem Grunde ganz derſelbe Trieb ſind, ſo können ſie doch nicht miteinander zugleich beſtehen, und es kann folglich nicht eher geſchrieben werden, als bis der eine dieſer Triebe annihilirt iſt, d. h. bis ſein Inhalt ſich von ſeinem Gegenſtande abgelöſt hat und als Verſtärkung in den homogenen Inhalt ſeines Gegentriebes übergegangen iſt.

Dagegen iſt in dem zweiten Fall Etwas, das das Nachdenken ſtärker herausfodert. Hierher gehören nämlich theils diejenigen Fälle, wo beide Gegentriebe unmittelbar *als Gegenſtandstriebe* gegeben ſind, theils diejenigen, wo *nur der eine* Trieb als Gegenſtandstrieb gegeben iſt, der andre als Gegentrieb *aus den Tiefen des Selbſt mittelbar hinzutritt*. Beiſpiele mögen dies verdeutlichen. Wenn das Thier an einem Raſenplatz feſtgehalten wird durch das Futter, das es hier findet, zu gleicher Zeit aber in Furcht geſetzt wird durch den gehörten Knall eines fernen Gewehrs, und nun zweifelt, ob es das Futter fortgenießen oder fliehen ſoll, ſo kommen hier zwei von verſchiedenen Gegenſtänden geweckte und von verſchiedenen Grundgefühlen ausgehende Triebe miteinander in Conflict. Dieſe Triebe erſcheinen beide in ihrer Entſtehung völlig motivirt. Anders geſtaltet ſich die Sache in dem Fall, wo der Durſt im Begriff iſt, nach einem Getränke zu langen, aber in Zweifel geräth durch den Gedanken, ob dieſes Getränk nicht vielleicht der Geſundheit ſchädlich ſein könne. Hier ſteigt der Luſt zu trinken die Furcht vor dem Trunk auf mittelbare Art aus der Tiefe des Selbſt entgegen, indem, wenn jene Luſt nicht vorhanden wäre, ſich dieſe Furcht nicht regen würde. Denn ſie iſt keine unmittelbare Furcht vor dem Getränk, ſondern eine Furcht vor dem Genuß des Getränks, wonach der Durſt ſtrebt, und welchen er daher als ſein Anticipationsbild in ſich trägt. Daher erklärt ſich auch in dieſem Fall die Sache noch leicht. Denn es wird der zweite

Trieb (die Furcht) eben ſowol als der erſte Trieb (die Luſt nach dem Getränk), noch immer jeder durch einen beſtimmten und beſondern Gegenſtand aus der Tiefe des Selbſt emporgehoben, nur mit dem Unterſchiede, daß der reizende Gegenſtand beim einen Triebe ein Bild des äußern Sinnes, beim andern aber das Phantaſiebild der Anticipation des erſten Triebes ſelbſt iſt. Der Trieb nach dem Getränk begehrt das in das Getränk eingeſchmolzene Bild ſeines Genuſſes, der Trieb der Furcht verabſcheut und flieht dieſes Bild. Der Antagonismus der Triebe beſteht alſo hier darin, daß aus entgegengeſetzten Grundgefühlen durch ein und daſſelbe Bild zwei Gegenſtandstriebe hervorgehoben werden, welche nun in eine Hemmung gerathen. Daher auch dieſer Fall keine beſondere Schwierigkeit bietet, und als räthſelhaft allein der Fall zurück bleibt, wo der Gegentrieb aus den Tiefen des Selbſt durch keine andre Gewalt hervorgehoben wird als durch die Unzulänglichkeit des Weckebildes. Ich ſehe z. B. etwas wie Edelſtein von ferne auf der Erde ſchimmern, möchte es daher aufheben und frage mich, ob dies wol ein edler Stein ſei oder nicht, d. h. ob ich es aufheben ſolle oder nicht. Hier ſteht weder dem Bilde des Edelſteins ein beſtimmtes andres Bild gegenüber, noch auch dem Triebe des Begehrens ein Trieb des Abſcheus. Denn um z. B. den blinkenden Strohhalm gleichgültig liegen zu laſſen, bedarf es keines Abſcheus, ich verhalte mich nur gleichgültig, d. h. trieblos gegen ihn. Und doch wird hier gezweifelt und gefragt, d. h. der Trieb des Begehrens wird gehemmt, woraus folgt, daß hier ſo lange, bis die Frage zur Entſcheidung kommt, ein Trieb rege iſt, dem vorhandenen Triebe nicht zu folgen, weil widrigenfalls ihm ſogleich gefolgt werden müßte. Von welcher Art iſt nun dieſer räthſelhafte Gegentrieb, welcher ſich, wenn er Sieger bleibt, als ein völlig gleichgültiges Vorübergehen, alſo als völlige Trieblosigkeit äußert?

Die Sache verdeutlicht ſich am leichteſten, wenn wir auf den Fall der Zerſpaltung eines Grundtriebes in mehre widerſtreitende Gegenſtandstriebe zurückgehen. Denn hier kommt nebenher etwas Aehnliches vor. Wenn der Scribent in der Wahl zwiſchen zwei Federn die eine nach der andern prüfend beſichtigt, ſo fragt er ſich bei einer jeden, ob er mit dieſer ſchreiben ſolle oder nicht, und fällt die Antwort auf Nein, ſo legt er dieſelbe gleichgültig und ohne allen Abſcheu bei Seite. Woher ſollte hier auch der Abſcheu kommen, da der Ge-

gentrieb nur der Trieb iſt, mit der andern Feder, und folglich nicht mit dieſer, zu ſchreiben? So lange der Scribent daher die eine Feder prüfend in der Hand hält, und von der andern abſieht, iſt der Trieb geweckt durch das ſinnliche Bild der angeſchauten Feder, aber der Gegentrieb durch das Erinnerungsbild der aus der Hand gelegten Feder. Zeigt dieſes Erinnerungsbild vollkommnere Eigenſchaften als das Sinnenbild, ſo zieht es mehr Partikeln aus dem Grundtriebe zu ſchreiben an ſich, als das ſinnliche Bild zu tragen vermag, und überwiegt damit den Trieb des Sinnenbildes. Tritt nun aber der Fall ein, daß weder die eine noch die andre Feder dem Bilde entſpricht, das ſich der Scribent in der Phantaſie entwirft von der Feder, mit welcher er ſchreiben möchte, ſo werden beide gleichgültig bei Seite gelegt, und es wird nach einer dritten nicht vorhandenen geſucht. D. h. der Trieb zieht ſich von beiden mit dem Anticipationsbilde verbunden geweſenen Gegenſtänden zurück, indem er blos auf dem Anticipationsbilde haften bleibt. Siehe da die Erklärung des obigen Falls in Betreff des vermeintlich gefundenen Edelſteins! Die Begierde, den glänzenden Gegenſtand aufzuheben, wurde nämlich gereizt durch das in ihn einſchmelzende Bild des Edelſteins. Nur auf dieſes geht der Trieb des Aufhebens unbedingt, auf den Gegenſtand nur bedingterweiſe. Und die Frage iſt folglich hier nur darum, ob das vorläufig eingeſchmolzene Bild wirklich dem Gegenſtande entſpreche oder nicht, wodurch denn das Anticipationsbild ſogleich zergeht in ein in den Gegenſtand eingeſchmolzenes und in ein dem Gegenſtande entfremdetes Bild. Da nun die beiden einander hemmenden Triebe hier ſind der Trieb des in den Gegenſtand eingeſchmolzenen Bildes und der Trieb des dem Gegenſtande entfremdeten Bildes, ſo handelt es ſich hier um nichts anders als um einen und denſelben Grundtrieb, welcher ſich in zwei Gegentriebe ſpaltet, von denen der eine getragen wird von einem mangelhaften Weckebilde, der andre aber von einem mangelloſen Anticipationsbilde. Sobald nun das Weckebild gänzlich mit dem Anticipationsbilde verſchmilzt, hebt ſich der Unterſchied von Trieb und Gegentrieb auf, und beide vereinigen ſich. Sobald aber dieſe Verſchmelzung ſich unmöglich zeigt, d. h. in einem folgenden Augenblicke gänzlich aufhört, tritt damit der geſpaltene Trieb gänzlich in ſein Anticipationsbild zurück, und der Trieb des Weckebildes wird annihilirt.

Von hieraus können wir nun aber auch ein helleres Licht auf die frühern Beiſpiele zurückfallen laſſen. Wenn wir das erſtere Beiſpiel uns vergegenwärtigen vom Thier, welches durch die entgegengeſetzten Triebe, auf der einen Seite den der Eßluſt, auf der andern den der Furcht, in die Frage gezogen wird, ſo bemerken wir bald, daß ſich genau genommen auch hier die Sache anders verhält. Das Thier nämlich, welches durch die Furcht vor einem von Ferne gehörten Knall ins Lauſchen gebracht wird, während es einen Raſen abweidet, und das Thier, welches in dieſelbe Lage verſetzt wird, während es ganz müßig ohne Futter oder weitere Ergötzung ſich an dieſem Orte aufhält, werden beide genau in denſelben Zuſtand des Spähens verſetzt, woraus folgt, daß der Trieb der Eßluſt im erſten Fall ein Trieb iſt, der bei der Bildung der Frage gar wohl entbehrt werden kann, und folglich zur Bildung derſelben gar nicht unmittelbar mitwirkt. Man überzeugt ſich hiervon noch deutlicher, wenn man bedenkt, daß, um eine Frage hervor zu bringen, ſich beide Triebe genau das Gleichgewicht halten müſſen, welches niemals durch ein zufälliges Zuſammentreffen zweier verſchiedenartiger Gegenſtandstriebe, wie Furcht und Eßluſt, möglich iſt, ſondern immer nur hervorgebracht wird durch gefliſſentliche Anſtrengung des Selbſt, ſeinem Triebe den Gegentrieb in fortwährend gleichbleibender Stärke entgegen zu ſtellen. Auch gibt uns das Thierleben genug Zuſtände eines blos zufälligen und blinden Umherſchwankens zwiſchen entgegengeſetzten Trieben zu erkennen (z. B. bei der zwiſchen verſchiedenen Erdlöchern umhertaumelnden Ameiſe), die wir ſehr wohl vom Zuſtande der gleichſchwebenden Triebhemmung oder vom Fragezuſtande zu unterſcheiden wiſſen. Es folgt hieraus, daß jenes Beiſpiel nicht das einer einfachen, ſondern einer doppelten Triebhemmung iſt, welche ſich zerſpaltet in die Fragen: Soll geflohen werden oder nicht? und: Soll gegeſſen werden oder nicht? Die zweite Frage beantwortete ſich das Thier, während es fraß, fortwährend mit Ja. Nun aber wurde es durch die neue Frage, ob geflohen werden ſolle, plötzlich am Freſſen gehindert. Es trat nämlich hiermit der Fall eines dringenden Triebes ein, welcher, wie oben gezeigt wurde, im Stande iſt, jeden nicht dringenden Gegentrieb zu ſuspendiren, abgeſehen ganz von ſeiner Schwäche oder Stärke. So wie die Triebe, wirken aber auch die Doppeltriebe oder Fragen aufeinander. Die Frage der Furcht als des dringenden Triebes

ſuspendirt auf der Stelle die Frage der Eßluſt als des ſuspendirbaren Triebes. Und es beruht daher auf einer Täuſchung, daß hier der Trieb der Furcht in Frage geſetzt werde durch den Trieb der Eßluſt. Er wird vielmehr in Frage geſetzt durch ſich ſelbſt, inwiefern er einerſeits von einem äußern Weckebilde emporgehoben wird, andererſeits doch nur vielleicht einzig und allein an einem innern Weckebilde hängend befunden wird. Die ſtreitenden Triebe ſind alſo hier der des äußern und der des innern Bildes, beide aber ſind nur die verſchieden vertheilten Hälften deſſelben Grundtriebes der Furcht, welcher, ſobald das äußere Bild ſich bewahrheitet, zur Activität gelangt, ſobald aber das innere ſich im Gegenſatz zum äußern bewahrheitet, und das äußere damit negirt, in den Seelengrund abſinkt.

Etwas Aehnliches ſtellt ſich heraus bei genauer Erwägung des Beiſpiels vom Getränke, bei welchem die Frage entſteht, ob daſſelbe uns nicht vielleicht ſchädlich ſein könne. Die in dieſer Frage liegende Furcht tritt dem Durſte allerdings als ein Gegentrieb entgegen, und ſie würde auch für ſich ohne den vorhandenen Durſt gar nicht entſtehen. Doch irrt man, wenn man meint, daß die Frage in dieſem Fall eine einfache ſei, nämlich daß der Trieb zn trinken hier nur den einfachen Gegentrieb zum Triebe der Furcht bilde ohne ſich ſelbſt zu ſpalten. Sobald nämlich die Furcht hinzutritt, wird ſofort im Weckebilde des Durſtes eine Lücke oder ein Mangel bemerkbar. Wir meinten z. B. anfangs, es ſei guter Wein; die Beſorgniß ſubſtituirt uns ſtatt deſſen, daß es wol Wein ſein möge, aber ſchlechter und gefälſchter, und wir haben nun gar nicht mehr das vollſtändige Weckebild vor uns. Ein unvollſtändiges Weckebild aber ſpaltet immer, wie wir wiſſen, den Trieb. Folglich ſteht hier die Sache genau angeſehen ſo, daß die erregte Furcht modificirend einwirkt auf das Weckebild des Durſtes, und ſo den Durſt in ſich ſelbſt zu einer Frage ſpaltet, welche in die Prüfung des Getränkes übergeht. Zeigt ſich nun das Getränk als ein ſchlechtes, ſo wird entweder bei überwiegender Furcht nicht getrunken, oder es folgt die neue Deliberation, ob denn auch wol wirklich hierbei (beim ſchlechten gefälſchten Wein) ernſthaft zu fürchten ſein dürfte, und nun erſt tritt der Furchttrieb ſelbſt in eine innere Frage, während derſelbe bisher noch gar nicht ſelbſt in Frage geſtanden, ſondern nur als Erreger einer ihm ſelbſt fremden Frageſtellung

gewirkt hatte. Die dem Furchttriebe inſchwebende Frage iſt aber die, ob das Furcht weckende Phantaſiebild auf das vorſtehende ſinnliche Weckebild der Furcht paſſe oder nicht.

Man muß daher immer genau unterſcheiden zwiſchen den die Frage bildenden und den die Frage erregenden Trieben. Die Erregung der Frage geſchieht durch eine Veränderung des Weckebildes. Wenn nämlich ein Weckebild, das zuvor vollkommen erſchien, durch einen hinzutretenden Trieb in ein unvollkommenes umgewandelt wird, ſo heißt der hinzutretende Trieb der Erreger der Frage. Die Triebe, welche die Frage bilden, ſind aber jederzeit von gänzlich homogener Natur, nämlich ſie ſind in allen Fällen ohne Ausnahme ein durch unvollkommene Weckebilder geſpaltener Grundtrieb.

§. 49.

Erweckung des Bewußtſeins durch Anſchauungsbilder.

Vom Verhältniß des Wachens zum Schlaf. Das angeſtrengte Sichwacherhalten, ſeine Urſache und ſeine Folge. Antagoniſtiſcher Mechanismus des Schlaftriebes gegen die Anſtrengung des Wachens. Von der Betäubung.

Es iſt noch übrig, von den verſchiedenen Stellungen zu reden, welche die die Frage erregenden Triebe zu den die Frage bildenden Trieben einnehmen können.

Die Reizung des Bewußtſeins geſchieht, wie wir geſehen haben, ohne Ausnahme immer durch die Unvollſtändigkeit, welche im Weckebilde angetroffen wird. Dieſe iſt entweder eine urſprüngliche, wie beim Thier, das den fernen Knall hört, und noch nicht weiß, woher er kommt, oder eine mitgetheilte, wie beim Durſtigen, welchem die Sorge für ſeine Geſundheit in das Weckebild des Getränkes ein Merkmal einmiſcht, das ſonſt ſich nicht eingemiſcht haben würde. Im erſten Fall erſcheint der Trieb als ein unmittelbar oder von ſich ſelbſt her, im zweiten Fall als ein mittelbar durch einen andern Trieb zum Bewußtſein gereizter Trieb.

In die erſte Kategorie gehören die Phänomene des Erwachens und Einſchlafens. Der Schlaf tritt mit der Ermüdung ein, d. h. dann, wenn die Kraft des Selbſt zu ſehr geſchwächt iſt, als daß die Anſtrengung, welche in den Triebhemmungen des Wachens liegt, noch ferner hervorgebracht werden kann. Sobald die Triebe ſich wie-

der von Innen geſtärkt haben durch den Schlaf, werden ſie durch die Weckebilder der Sinne aufs neue zu Gegenſtandstrieben emporgehoben, und da es in der Natur der ſinnlichen Weckebilder liegt, ſämmtlich mehr oder weniger lückenhaft und unbeſtimmt zu ſein, ſo iſt das Emporgehobenwerden der Triebe beim Erwachen eins mit ihrem Emporgehobenwerden in den Fragezuſtand. Und umgekehrt können, ſobald die Kraft weicht, die Anſtrengung des Fragens zu ertragen, die Weckebilder des Wachens nicht mehr ziehen. Denn ſie ziehen bei ihrer Lückenhaftigkeit nur dadurch, daß jene Anſtrengung übernommen wird. Sobald dies nicht mehr möglich iſt, reizen die Bilder nicht mehr, und weil dabei die Triebe für ihre Production aufhören, ſchließen ſich die Augen, und ſinkt der Leib in ſich zuſammen. Die Höhe und Beſchaffenheit des Bewußtſeins iſt daher immer zuſammengeſetzt 1) aus dem Grade der Kraft, ſeine Anſtrengung zu ertragen, 2) aus der Stärke des Weckebildes, und 3) aus dem Umſtand, in welchem Theile des Vorgangs die Erregung des Bewußtſeins vor ſich gehe, ob im Weckebilde ſelbſt, oder in den zur Vollführung ſeines Triebes zu erregenden Bewegungen der Glieder.

Bemerkenswerth iſt hierbei zuerſt der Umſtand, daß zur Uebernahme der mit einer jeden Frage verbundenen Anſtrengung ein gewiſſer Grad von Kraft in den Grundtrieben erfoderlich iſt. Anſtrengung nämlich heißt die Emporhebung des Gegenſtandstriebes aus dem Grundtriebe bei mangelhaftem Gegenſtandsbilde. Dieſe iſt nur möglich durch eine Halbirung des Triebes, wobei die eine Hälfte dem unvollkommenen Weckebilde, die andere dem vollkommenen Anticipationsbilde anhängt. Ein gänzlich vollkommenes Weckebild hebt den Trieb ohne alle Anſtrengung empor, aber auch (wenn nicht andre Umſtände hinzutreten) ohne alles Bewußtſein. Daher iſt alles gänzlich anſtrengungsloſe Thun auch ein bewußtloſes, und alle bewußtloſe Thätigkeit eine ſich ohne Anſtrengung vollziehende. Daher dauern die Triebthätigkeiten des phyſiologiſchen Lebens im Schlafe ununterbrochen fort, d. h. in dem Zuſtande, wo wegen Mangels an hinreichender Lebenskraft die angeſtrengten Thätigkeiten nicht mehr gelingen. Denn ihre Weckebilder, z. B. das Unluſtgefühl der Beklemmung in der nicht athmenden Bruſt, des ſchmerzhaften Drucks im nicht verdauenden Magen, ſind abſolut vollſtändig, haben keine Art von Lücke oder Mangel an ſich, und erwecken daher ihren Trieb ohne

alle Anſtrengung, und folglich auch ohne alles Bewußtſein. Hieraus erklärt ſich dann auch ſehr leicht der Ueberſchuß an Triebkraft, welcher durch den Schlaf gewonnen wird. Denn da die ganze ſehr bedeutende Conſumtion, welche bei Tage durch die Anſtrengungen des bewußten Lebens, durch Nachdenken, Sinnempfindung und Muskelbewegung gemacht wird, hinwegfällt, ſo muß ſich allmälig ein bedeutender Kraftvorrath anſammeln, ohne daß man nöthig hat, dabei auf irgend andere Zuflüſſe zu rathen als die nämlichen, welche durch das Athmen, die Einſaugungen der Haut, die Blutbereitung aus dem Chylus u. ſ. f. der Triebkraft bei Tage wie bei Nacht unausgeſetzt zu Gebote ſtehen.

Wie groß nun die Triebkraft noch ſein müſſe, um Wirkungen der Anſtrengung oder des Wachens hervorbringen zu können, dafür haben wir kein Maß. Das Können findet hier nämlich ſeine Grenze nicht in der Unmöglichkeit, ſondern in der Geſundheit. Wir können uns durch Vergrößerung der Anſtrengung wach halten, wenn wir einſchlafen wollen. So paradox dieſer Satz in der Theorie ausſieht, ſo gemein iſt er doch in der Erfahrung. Wir erhöhen dann nämlich in jedem Augenblicke, wo noch Anſtrengung vorhanden iſt, dieſelbe gefliſſentlich, und geben dadurch den Gegenſtandsbildern, an denen das Bewußtſein hängt, eine erhöhte Helligkeit, welche für den nächſten Augenblick das Anhaften der Triebe erleichtert. Kommt nun dieſer Augenblick herbei, ſo wiederholen wir denſelben Act, und ſorgen ſo in jedem Augenblicke für den nächſtfolgenden. Wie lange man bei feſtem Willen dieſes Thun würde fortſetzen können, iſt nicht zu ſagen. Die gewöhnliche Folge davon iſt, daß ein Zeitpunkt eintritt, wo die Neigung zum Schlaf ſich fürs erſte wieder verliert, oder wo der Schlaf uns, wie man zu ſagen pflegt, vergangen iſt. Es iſt dieſe Erſcheinung ähnlich jener, wo auch der Hunger, der Durſt, die Ermüdung beim Gehen, ſobald man ſie auf einem gewiſſen Höhenpunkt, auf welchem ſie Befriedigung heiſchen, unbefriedigt läßt, nach einer Weile wiederum mehr zurück weichen, und alſo das Leben ſich entſchließt, eine Kraftmenge zum beſten zu geben, welche es eine Weile vorher noch zurückhielt. So auch zeigt es ſich hier, daß die zur Anſtrengung des Bewußtſeins erfoderliche Triebkraft kein von vornherein beſtimmtes Quantum iſt, ſondern daß der Grundtrieb des Lebens durch die Hartnäckigkeit, womit ihm die Ruhe des Schlafs

und der Reſtauration verweigert wird, bewogen werden kann, in eine neue Gewohnheit wacher Anſtrengungen einzugehen, und dabei die Kraft zur Anſtrengung, welche im vorigen Augenblicke noch nicht disponibel erſchien, bei den dem Wachen nicht unterworfenen Organen ſo lange auf Borg zu nehmen. Hinterher wird ſich dann durch übermäßig vergrößertes Schlafbedürfniß die Größe der contrahirten Schuld ausweiſen.

So wie man manchmal vor Müdigkeit und Schwäche nicht einſchlafen kann, ſo ſchläft auch das Alter ſchlecht. In Krankheiten iſt ein guter Schlaf das beſte Zeichen der Geneſung, d. h. der Kräftigung, der Wiedererſtattung verlorener Kräfte, entweder überhaupt oder in einzelnen betroffenen Organen. Man ſieht daraus, daß die Fähigkeit zum Schlafen ihrerſeits eben ſowol eine Kraftäußerung des Organismus in ſich ſchließt als die Fähigkeit des Wachens auf andre Weiſe. Die Fähigkeit des Wachens beſteht darin, daß Kraft disponibel werde zu derjenigen Conſumtion, welche durch Anſtrengung der Triebe vor ſich geht. Dieſe Conſumtion kann ſich ſteigern bis zur abſoluten Erſchöpfung, nämlich bis zum Tode, welcher bei anhaltender Schlafverweigerung eintritt. Gegen dieſen Erfolg iſt der Schlaf das Gegenmittel, und die Fähigkeit zum Schlaf iſt demnach eine Reaction des Selbſterhaltungstriebes meiner Perſon gegen die durch das Ueberwachen drohende gänzliche Erſchöpfung ihrer Kräfte. Der Trieb zum Schlaf fällt dadurch in die Kategorie der gegen drohende Schmerzen reagirenden Lufttriebe, und wie es eine Schwäche der Schläfrigkeit gibt, welche dieſem Triebe entgegen nicht eine halbe Stunde länger wachen kann, ſo gibt es auch eine Schwäche der Krankheit und der Ueberreizung, bei welcher das Leben zu unvermögend iſt, ſich zum Reactionstriebe des Schlafs zu ermannen, und folglich gezwungen wird, ſich aus Schwäche in übermäßigen Anſtrengungen zu erſchöpfen.

Wenn demnach die Frage aufgeworfen wird, welcher Grad von Kraft eines Triebes erfoderlich ſei, damit eine Spaltung deſſelben in die Triebhemmung des Bewußtſeins zu Stande komme, ſo iſt zu ſagen, daß dies bei einem jeden Kraftgrade möglich iſt, von der größten Stärke an bis zur völligen Erſchöpfung, daß aber der Umſtand, ob die Triebſpaltung wirklich zu Stande komme, von der Kraft abhängt, womit der unbewußte Lufttrieb des Schlafs gegen die Er-

schöpfung der Triebkraft reagirt, welche durch das Bewußtsein früher oder später herbeigeführt wird. Dieser reagirende Trieb des Schlafs kann daher in nichts Anderm bestehen als in einem in den Tiefen unseres Selbst und seiner Grundtriebe liegenden Streben, dieselben nicht völlig in gespaltene Gegenstandstriebe umwandeln zu lassen. Der ursprüngliche Grundtrieb der Lust oder der Selbsterhaltung, welcher das Selbst heißt, hat die Eigenschaft, in seiner eigenen Tiefe unbewußt bleiben zu wollen, und dieses Streben gelingt ihm so lange, als die entgegenstehenden Anreizungen der Anschauungsbilder nicht zu stark und zu überwiegend werden, welches so lange nicht geschieht, als es noch dagegen reagiren, d. h. einschlafen kann. Kann er dies nicht mehr, so behaupten die Reize der Anschauungen über ihn den Sieg als Schmerzen und Krämpfe, und der Organismus geht seiner Auflösung entgegen.

Hierdurch wird auch eingesehen, was es mit den bei zu großer Höhe der Eindrücke vorkommenden Betäubungen des Bewußtseins für eine Bewandniß hat. Die Betäubung ist Das im Kleinen, was der Schlaf im Großen ist. Sie ist nämlich ebenfalls eine Reaction des Selbsterhaltungstriebes gegen die in der bewußten Krafteonsumtion drohende Erschöpfung. Der in der Anstrengung des Bewußtseins liegende Kraftverbrauch wächst nämlich dann ins Ungeheure, wenn das Bewußtsein selbst ins Ungeheure wächst. Dies aber ist der Fall bei sehr hoch steigenden Affecten, sowie auch bei sehr hoch steigenden Empfindungen, besonders sehr hoch steigenden Schmerzen. Denn je höher der Affect oder die Empfindung steigt, desto mehr Theile des Grundtriebes werden zu ihrer Bildung aus dem Selbst emporgehoben und demjenigen Verbrauch oder Verluste ausgesetzt, welcher mit der im Bewußtsein vorkommenden Triebspaltung verbunden ist. Daher lehrt die Erfahrung, daß gewöhnlich, sobald der Affect oder der Schmerz im Begriff ist, eine übermäßige Höhe zu erreichen, das Selbst hiergegen durch ein Zurückgehen ins Unbewußte reagirt, und einen Schlafzustand eintreten läßt, welcher nach Umständen Betäubung, Ohnmacht oder Delirium heißt. So bringen Foltern, Schrecken, Angst, auch übermäßige Lustaffecte Ohnmachten hervor. Erreicht der Affect nicht völlig diese Höhe, oder gelingt es dem Lebenstriebe nicht, in voller Kraft zu reagiren, so wird ein unvollständiges, gleichsam zur Hälfte in den Schlaf herabgezogenes Wachen die Folge sein, wobei

die Triebhemmungen der Aufmerkſamkeit unvollſtändig zu Stande kommen, das Handeln ſeinen vernünftigen Charakter verliert, und ein wüſtes halbbewußtes Phantaſiren als Delirium an die Stelle der wachen Aufmerkſamkeit tritt. Endlich, und dies iſt das Merkwürdigſte, finden wir auch, daß ſolche Betäubungen partiell und in Beziehung auf einzelne Vorſtellungen auftreten können. So hat man nicht ſelten Gelegenheit an ſich zu bemerken, daß in Beziehung auf eine uns niederſchlagende Botſchaft oder auf eine uns in Verwirrung ſetzende Anfrage völlig das Bewußtſein verloren geht, während daſſelbe doch in Beziehung auf den ſonſtigen Geſammtzuſtand unſers Denkens und Empfindens unverändert fortdauert, ſodaß wir z. B. im Stande ſind, unſere Verlegenheit, d. h. unſere partielle Betäubung, vor den Augen unſerer Umgebung bis auf einen hohen Grad zu verbergen. Einen ganz ähnlichen Fall bieten die fixen Ideen des Wahnſinns, wobei das Bewußtſein in Beziehung auf gewiſſe Vorſtellungsgruppen, ſobald dieſelben wiederkehren, unvollkommen gebildet wird, während daſſelbe in Beziehung auf die ganze übrige Vorſtellungswelt normal und richtig zu Stande kommt. Nicht minder gehören hierher die häufig vorkommenden Fälle, wo bei einer hochgeſpannten Begierde, gewiſſe Data ins Gedächtniß zurückzurufen, gerade diejenige Vorſtellungsgruppe, auf welche die Spannung der Begierde geht, ſich verdüſtert, während alle Nebenerinnerungen, auf welche uns im Augenblick nichts ankommt, im hellen Lichte glänzen. Auch die mehrfach gemachten Erfahrungen gehören hierher, wo Nervenſchwache zwar leſen, aber nicht frei reden konnten, weil das freie Reden eine größere Anſtrengung der Aufmerkſamkeit erfodert als das nach dem bloßen Complicationsgeſetz von Buchſtab und Laut vor ſich gehende Leſen [1]). Es ergibt ſich aus allen dieſen Fällen, daß der Trieb des

1) „Neues allgem. Repertor. für empiriſche Pſychologie" von Mauchart und Tſchirner. I, S. 105: Ein Mann, vom Schlagfluß gelähmt, ſchien die Sprache ſo ganz verloren zu haben, daß er alle ſeine Wünſche und Bedürfniſſe, da er nicht ſchreiben konnte, durch Zeichen ausdrücken mußte. Deſſenungeachtet las er bald wieder, an jedem Morgen und Abend, ſein Morgen- und Abendgebet aus einem Buche laut, völlig vernehmlich und ohne einigen Anſtoß her, als ob ſein Sprachvermögen gar nicht gelitten hätte. Das erſte mal, als dies geſchah, freuten ſich die Seinigen, weil ſie glaubten, er hätte den Gebrauch der Sprache ganz wieder erlangt, und erwarteten nun, er würde den Tag über ſprechen; er aber blieb bei ſeinen ſtummen Zeichen, ſo oft und mühſelig er ſich auch anſtrengte, nur ein einziges

Schlafs oder der Betäubung ebenſo im Stande iſt, ſich in Beziehung auf ein einzelnes Vorſtellungsgebilde geltend zu machen, als der gegen die unbewußten Schmerzen der Sinnlichkeit reagirende Lufttrieb der Selbſterhaltung, von welchem in einem frühern Abſchnitt die Rede geweſen iſt. Wir befinden uns in Beziehung auf die Vorſtellung, die uns in Verlegenheit ſetzt, im Schlafzuſtande, obgleich wir im übrigen vollkommen wachen. Und ebenſo lebt der Wahnwitzige, obgleich er im übrigen vernünftig iſt, in Beziehung auf Alles, was mit ſeinen fixen Ideen in irgend eine Verbindung tritt, in einem fortwährenden Traum.

Wenn demzufolge als Regel gilt, daß eine jede Vorſtellung, ſobald ſie eine gewiſſe Höhe des mit ihr verbundenen Gefühls überſchreitet, von da an nur noch ein unvollkommenes Bewußtſein zu erzeugen fähig iſt, und zwar dieſes nicht aus Nothwendigkeit oder an ſich, ſondern vermöge der dann eintretenden Reaction des Schlaftriebes; ſo gilt im Gegenſatze hierzu auch wieder als Regel, daß, ſobald das mit einer Vorſtellung verbundene Gefühl einen gewiſſen Grad der Kleinheit überſchreitet, gar keine Aufmerkſamkeit mehr gebildet wird, aber freilich auch nur wieder nach Umſtänden und nicht nach innerer Nothwendigkeit. Denn wenn ein völliger Mangel an hervorragenden Empfindungen gegeben iſt, ſo wird auch die kleinſte Vorſtellung, verbunden mit dem allergeringſten Grade des Triebes, hinreichen, Aufmerkſamkeit zu erzeugen. Bei der ſchwülen Stille des Sommermittags vernehmen wir deutlich das Gezirpe jedes Grashüpfers, im ſtillen Arbeitszimmer das Gepicke der vor uns liegenden Uhr u. ſ. f. Aber ſobald ſtärkere Eindrücke hinzukommen, hören die kleinern ganz auf, gebildet zu werden, d. h. ſie hören ganz auf, Gegenſtandstriebe empor zu ziehen, und wo kein Gegenſtandstrieb emporgezogen wird, kann auch keiner geſpalten werden, oder kann ſich kein Bewußtſein erzeugen. Daher ſind auch die Eindrücke, welche uns gar nicht intereſſiren, ſo gut wie gar nicht für uns vorhanden, erzeugen gar keine oder eine höchſt mangelhafte Aufmerkſamkeit, und werden daher auch ſchlecht erinnert. In die Kategorie ſolcher

---

Wort aus freiem Trieb zu ſprechen. Auf dieſe Weiſe fuhr er mit ſeinen Gebetsübungen fort, und von nun an bis zu ſeinem Tode blieb es ſo, daß er zwar laut und vernehmlich leſen, aber von ſich ſelber kein Wort ſprechen konnte.

Eindrücke gehören auch die, welche aus zu großer Gewohnheit keinen Trieb der Aufmerksamkeit mehr erregen und daher ganz unbeachtet bleiben, ihr Vorhandensein gar nicht mehr bemerkbar machen, wie der Müller nicht mehr auf das andern Menschen höchst auffallende Geräusch seiner Mühle achtet, oder wie der Soldat sich an die anfangs drückende Last von Helm und Tornister so gewöhnt, daß ihm später diese Eindrücke nicht mehr einfallen. Daß also Eindrücke von großer Kleinheit das Bewußtsein noch nicht erregen, sowie, daß Eindrücke über ein gewisses Maß hinaus das Bewußtsein betäuben, diese Beobachtungen haben nur den Werth von Regeln, von denen es auch wieder Ausnahmen geben kann, nicht aber von einem allgemeinen Naturgesetz.

Das allgemeine Naturgesetz lautet hier vielmehr, daß die Triebe ihrer innern Natur und ihrem Wesen nach auf jedem beliebigen Grade ihrer Stärke die Fähigkeit besitzen, sich zu hemmen und dadurch Bewußtsein zu erzeugen, daß aber dem Zustandekommen dieser Erzeugung die Reactionsgesetze unsers Trieborganismus in mannichfaltiger Art entgegenarbeiten.

Hiermit ist der erste Fall erledigt, nämlich die unmittelbare Erweckung des Bewußtseins durch die unvollständigen Anschauungsbilder der äußern Sinnlichkeit überhaupt. Wir gehen im Folgenden zum zweiten Fall über, nämlich zur Erweckung des Bewußtseins durch einen hinzutretenden und als Reiz wirkenden Trieb.

§. 50.

Erweckung des Bewußtseins durch hinzutretende Triebe.

Die Erweckung der Aufmerksamkeit durch Reflexbewegungen. Engigkeit des Thierlebens. Der Fragezustand bei zum Theil unbewußten Trieben. Warum der Lufthunger selten, der Speisehunger immer zum Bewußtsein gelangt. Unterschied der bis in den Grund hemmbaren Triebe von den nur zum Theil hemmbaren.

Alle Vorstellungen unserer unmittelbaren sinnlichen Umgebung, auf welche wir die Aufmerksamkeit mit einer gewissen Spannung richten, kommen zu ihrer Erhellung durch einen als Reiz wirkenden Trieb. Der Flüchtling wird z. B. auf jedes kleinste Geräusch im

Walde horchen, wovon Der, welcher keine Feinde zu fürchten hat, keine Verfolger hinter ſich weiß, nichts merkt. Damit ein ſinnlicher Eindruck ohne alle den Reiz verſtärkende Nebentriebe rein durch eigene Kraft die Aufmerkſamkeit ſpanne, wie ein Donnerſchlag, ein Regenſchauer, ein Blitz u. dgl., dazu gehört ſchon, daß er ſo ſtark ſei, unwillkürliche oder Reflex-Bewegungen den Grundtrieben des Selbſt zu entlocken, woraus dann die Frage entſpringt, ob dieſe Reflexbewegungen ausbrechen ſollen oder nicht, wie z. B. beim Blitz das Zwinkern mit den Augenwimpern, beim Donnerſchlag das Auffahren, beim Regenguß die Flucht unter Dach. Aber der allerkleinſte Theil der ſinnlichen Empfindungen ſind von dieſer Stärke, die Aufmerkſamkeit durch Gewalt ihres eigenen Eindrucks aufzurütteln. Kämen daher nicht die immer wachen Motive der Vorſicht, der ſuchenden Neugierde, der Beobachtung zu irgend einem Zweck, ferner des äſthetiſchen Wohlgefallens, auch der Lüſternheit, Naſchhaftigkeit, des Triebes ſich zu ergötzen und durch Mannichfaltigkeit der Eindrücke zu vergnügen hinzu, ſo würden faſt ſämmtliche Eindrücke der Sinnlichkeit wie ein ungelichtetes Chaos an uns abgleiten, wir würden in Beziehung auf ſie uns mehr ſchlafend als wach verhalten. Und auch ſo bleibt trotz der vielen hinzukommenden Hülfsmittel eine große Menge ſinnlicher Eindrücke mitten im Wachen in Schlaf getaucht, und erſt die gefliſſentlich ſpähende Wiſſenſchaft iſt es, welcher ſich die ganze wirkliche Fülle der ſinnlichen Umgebung erſchließt. Das Geſetz dieſer Sache iſt, daß ſich nur ſo viel Aufmerkſamkeit erzeugen kann, als Intereſſe oder Trieb zum Fragen vorhanden iſt. Wir können hieran die Dunkelheit der ſinnlichen Sphäre ermeſſen, in welcher das Thier lebt, bei welchem der Kreis des Intereſſes auf Das eingeſchränkt iſt, was die Nothdurft ſeines Lebens ganz unmittelbar berührt, oder was in die enge Sphäre Deſſen fällt, wozu der Inſtinct es treibt. Der größte Theil der Welt, in welcher es lebt, iſt für das Thier daher ſo gut als nicht vorhanden, die Umgebung kann ihm nie zur Feſtigkeit des Wirklichen gelangen, ſie muß ihm immer eine Art von Traumbild bleiben. Um die Aufmerkſamkeit des Thieres außerhalb dieſes engen Kreiſes auf ſich zu ziehen, müſſen die Empfindungen ſchon von jener ſtarken Art ſein wie Blitz, Donner und Regenſchauer, welche dem Organismus einen blin-

den Schrecken einjagen und in Folge deſſen gewiſſe Reflexionsbewegungen rufen, oder ſie müſſen ein Gefühl von Unheimlichkeit und unbeſtimmter Angſt hervorbringen, wie es der Hund durch Anbellen des Mondes und durch klägliches Geheul bei gehörter Muſik zu erkennen gibt.

Unter den das Bewußtſein reizenden Trieben ſind zwei Arten voneinander zu unterſcheiden, wovon die eine die Frage unmittelbar, die andere aber mittelbar hervorbringt. Was die unmittelbare Hervorbringung betrifft, ſo werden ſich an einen jeden Gegenſtand, welcher unter das Feld der nach Erheiterung und Zerſtreuung haſchenden Neugierde fällt, ſogleich die Triebe und Neigungen heften, welche die ſtärkſten und ausgebildetſten ſind. So wird beim Anblick einer Landſchaft der Krieger die Frage nach einer möglichen Heeresſtellung aufwerfen, der Maler nach den vortheilhaften Punkten der äſthetiſchen Beſchauung ſuchen, der Landwirth beobachten, ob der Boden vortheilhaft in den möglichen Nutzen verwandt ſei, der Botaniker prüfen, ob die Flora ihm Ausbeute verſpreche u. ſ. f. Wer aber gar kein Intereſſe von ſolcher oder ähnlicher Art anzuknüpfen weiß, der wird, wenn ſein Weg ihn durch die Landſchaft führt, ſich blos von ſeinem Ziele getrieben fühlen, und die Landſchaft wird ihm völlig unbeachtet vorüber gehen. Ein ebenſo unbeachtetes Vorübergehen faſt aller Eindrücke tritt dort ein, wo wir leidenſchaftlich einem beſtimmten Ziele entgegen ſtreben, welches ſich durch ein rückſichtsloſes, unvorſichtiges Handeln und ein Ueberſehen oder Nichtbeachten unſerer Umgebung kund zu thun pflegt. Es tritt nämlich dann der Fall ein, daß, weil die ganze Kraft der Grundtriebe durch die vorherrſchenden Empfindungen in Anſpruch genommen iſt, die kleinern Eindrücke gar keine Triebelemente mehr emporheben, und alſo in Schlaf ſinken. Doch nimmt die Sache ſogleich eine andere Geſtalt an, ſobald der kleinſte Eindruck mit der herrſchenden Grundſtimmung irgend eine Verwandtſchaft zeigt. Wer z. B. auf dem Wege nach einem Vergnügungsorte hin einen werthvollen Gegenſtand verliert, der wird plötzlich unempfindlich gegen alle bevorſtehenden Freuden und Erheiterungen, dagegen wird jeder Buſch am Wege, jede Wagenſpur, jeder Fußtapfen im Sande, worin er ſich kann verloren haben, ihm wichtig und intereſſant.

Was die mittelbare Hervorbringung der Frage durch einen anreizenden Trieb betrifft, so wird sie, wie oben bereits an einem Beispiele nachgewiesen worden, dadurch erregt, daß ein zweiter Trieb in dem Weckebilde des ersten Triebes eine Veränderung hervorbringt. Ein Getränk, welches den Durst einfach zum Trinken reizt, so lange es als vollkommenes Weckebild erscheint; aber, sobald es durch den hinzutretenden Trieb der Furcht eine Lücke bekommt, den Durst spaltet in die Frage, ob getrunken werden solle? dies war das obige Beispiel. Aehnlich wird der Trieb zum Spazierengehen durch hinzutretende Besorgniß in Beziehung auf das Wetter gespalten in die Frage, ob gegangen werden solle; der Trieb zum Auswandern durch vergrößertes Behagen der heimatlichen Stellung in die Frage, ob ausgewandert werden solle u. s. f. Diese künstliche Erweckung des Fragezustandes ist besonders von Bedeutung bei denjenigen Trieben unsers Organismus, welche sich im Gewöhnlichen unbewußt und unwillkürlich vollziehen, und nur ausnahmsweise in den Kreis der Willkür und des Bewußtseins hineingezogen werden. Dies geschieht jedesmal durch einen hinzutretenden zweiten Trieb. Wir können den Trieb des Athemholens spalten in die Frage, ob geathmet werden solle oder nicht; doch ist im Gewöhnlichen der Athmungsproceß selbst mitten im Wachen in Schlaf versenkt. Er erwacht erst, wenn sein Weckebild der Lungenerfrischung durch einen Uebelgeruch, durch in die Nase eindringendes Wasser u. dgl. einen fremdartigen Zusatz bekommt und dadurch mangelhaft wird. Dann entsteht die Frage, ob geathmet werden solle oder nicht, welche entschieden wird, je nachdem von der einen Seite das Bedürfniß des Athemholens als dringend, von der andern die nachtheilige durch Einathmen bewirkte Affection als schädlich empfunden wird. Auf ähnliche Art wird der Athmungstrieb in eine Frage gespalten, wenn ich aus bloßer Neugierde versuche, ob und wie lange ich das Athmen anhalten kann. Mich ergötzt nämlich nun, dies zu erfahren, d. h. es macht mir Unruhe, dies nicht zu wissen, und diese Unruhe theilt dem Weckebilde des Triebes den Makel mit, daß, so lange dasselbe wirkt, die Neugierde nicht befriedigt wird. Was von der Frage gilt, ob geathmet werden solle, gilt auch von der Frage, ob stärker oder schwächer, langsamer oder schneller geathmet werden solle. Immer

wird das Bewußtſein durch eine Veränderung im Weckebilde hervorgerufen werden, in welches ein hinzukommender Trieb des Abſcheus als ein zurückſtoßendes Merkmal einſchmilzt, und dadurch den Trieb der Athmungsbewegung ſpaltet. Aber auch ein hinzutretender Luſttrieb kann die Bewegung des Athmens zum Bewußtſein bringen, z. B. der Wohlgeruch einer Blume, welcher uns veranlaßt, mit Bewußtſein ſtärker zu athmen, um ihn ſtärker zu empfangen. Hierbei wirkt der Wohlgeruch, gleich allen ähnlichen ſinnlichen Annehmlichkeiten, als ein unvollkommenes Weckebild, welches die Lunge zum ſtärkern Athmen zwar lockt, ohne ſie jedoch dazu zu zwingen, wodurch ihr Trieb in eine Frage geſpalten, und dadurch zum Bewußtſein gebracht wird. Daß wir beim Eſſen und Trinken nicht erſt auf ſolche äußerliche Hülfen zur Bewußtmachung des Triebes zu warten brauchen, beruht darauf, daß das Suchen und die Ergreifung der Speiſe und des Getränkes, worauf der Trieb geht, immer ſchon ganze Reihen von Fragen in ſich ſchließt, d. h. erſt durch ganze Reihen unvollkommener Weckebilder zum vollkommenen Weckebilde und damit zur Befriedigung des Bedürfniſſes gelangt. Ebenſo ſchließen unſere Gliederbewegungen und das Halten des körperlichen Gleichgewichts eine unaufhörliche Folge von Spaltungen der Obertriebe in Untertriebe und damit eine unaufhörliche Folge von Bewußtſeinsacten in ſich, deren Aufhören den Körper ſogleich zu Boden ſinken läßt.

Von beſonderm Intereſſe iſt die Anwendung des eben beſchriebenen Geſetzes auf die phyſiologiſchen Bewegungen von mehr vegetativer Art. So lange eine gutverdauliche Speiſe in den Magen eindringt, ſo lange ein Venenblut von normaler Beſchaffenheit ins Herz einſtrömt, ſo lange ein wohlbereitetes Arterienblut ſich durch das Adernetz dem Muskelfleiſche zur Aſſimilation bietet, werden durch dieſe Stoffe die betroffenen Organe auf unbewußte Art zur Thätigkeit angeregt, und folglich wirkt der Reiz, den der Stoff in dieſem Falle auf das Organ, zu welchem er ſich als Speiſe verhält, ausübt, als ein vollkommenes Weckebild, welches den Gegenſtandstrieb aus ſeinem Grundtriebe emporhebt ohne ihn zu ſpalten. Anders verhält ſich die Sache, ſobald der Magen entweder der Speiſe entbehrt oder mit ſchwer verdaulicher Speiſe beſchwert wird, ſobald ein ſchlecht gemiſch-

tes Blut ins Herz einſtrömt und von dort den Gliedern zur Aſſimilation zugeführt wird u. dgl. m. Jetzt empfinden wir in den Nervengeweben des Magens, des Herzens oder der ſonſt betroffenen Theile Unbehagen von mannichfacher Art, je nach der größern oder geringern Nervoſität der Theile und nach der Beſchaffenheit der das Weckebild des phyſiologiſchen Triebes hindernden Umſtände. Im erſten Fall, wo der Trieb der Verdauung durch bloße Entleerung des Magens zum Bewußtſein kommt, iſt im Weckebilde kein anderer Mangel als die quantitative Abnahme deſſelben. Daſſelbe feſſelt nach wie vor, ſoweit es vorhanden iſt, den Trieb auf vollkommene, folglich auf unbewußte Weiſe, aber es reicht nur hin für einen Theil des Triebes, wobei ein Ueberſchuß frei wird, d. h. in den bewußten oder nach Speiſe fragenden Zuſtand übergeht. Dagegen tritt im zweiten Fall, wo dem Verdauungstriebe durch Anfüllung des Magens mit ungeſunder Speiſe ſein Schmerz zugefügt wird, eine qualitative Alteration des Weckebildes ein, wobei ſich der Schmerz mehr ſpecificirt und ſchärft. In jedem der beiden Fälle aber kommt der Verdauungstrieb zum Bewußtſein, d. h. es wird, während ein Theil ſeiner ſelbſt in Thätigkeit bleibt, ein anderer Theil deſſelben frei oder in Frage geſtellt zur Ausfüllung des Mangels oder der Entfernung der Störung im Weckebilde. Dieſer Mangel oder dieſe Störung im Weckebilde wird in jedem dieſer Fälle als eine verſchiedene Art von Schmerz oder Unbehagen empfunden. Im erſten Fall trachtet der frei oder bewußt werdende Theil des Triebes nach Vermehrung des Weckebildes oder nach Speiſe, im zweiten Fall nach Umänderung des Weckebildes, alſo bei überwiegenden heterogenen Beſtandtheilen nach Erbrechen, bei ermäßigten ſolchen nach Arznei, Branntwein u. ſ. w.

Beim Gefühl des Hungers findet die Spaltung oder das Bewußtſein des außer Activität gekommenen Triebtheils nur ſo lange ſtatt, als die unangenehme Empfindung einer *Abnahme des Speiſereizes* und einer *Abſchwächung der Wirkſamkeit des Verdauungstriebes* dauert. Bei ſeiner Sättigung, d. h. bei der Wiederherſtellung ſeines *vollkommenen Weckebildes* verſchwindet mit der Unvollkommenheit des Weckebildes auch alles Bewußtſein des Triebes. Dabei hat die Spaltung des Triebes nicht den Sinn der Frage, *ob und wie ſtark* verdaut werden ſolle, einer Frage, welche niemals

vorkommt, ſondern nur den, durch welche Speiſe der geſchwächte Trieb ſich wiederum ſtärken wolle. Die Auswahl unter den Speiſen iſt die Wirkung des geſpaltenen Theiles des Verdauungstriebes, und folglich bleibt dieſer Theil nur ſo lange geſpalten oder im Bewußtſein, als er noch in Frage um ſeine Speiſe, d. h. um ſeinen zu vermehrenden Reiz ſteht. Sobald derſelbe gefunden und dem Triebe nahe gebracht iſt im Magen, ſpaltet ſich der Trieb nicht mehr, ſondern ſein unermüdliches Thun ſinkt in den Schlaf des phyſiologiſchen Wirkens zurück. Das Räthſel alſo, daß hier nur unangenehme, nicht angenehme Empfindungen ins Bewußtſein fallen können, löſt ſich in dieſem Falle leicht auf. Dieſes muß nämlich nothwendig überall dort der Fall ſein, wo das Streben eines Triebes darauf geht, ein völlig mangelloſes Weckebild zu finden. Denn in ſolchem Falle iſt der Trieb, ſolange er ſucht, alſo geſpalten iſt, von Unbehagen erfüllt, ſobald aber ſein Unbehagen ſich in Luſt verwandelt, in ſein mangelloſes Weckebild verſenkt und folglich nicht mehr geſpalten oder im Bewußtſein.

Dieſe Regel iſt anwendbar auf alle phyſiologiſchen Schmerzgefühle. Führe ich, um mich zu wärmen, die Hand zu nahe an die Flamme, ſo bekommt der im Nerven wohnende Trieb nach Erwärmung eine Störung im Weckebilde. Es tritt dadurch in die Spaltung der Frage, auf welche Art ſich die Vollſtändigkeit des Weckebildes wiederherſtellen laſſe, d. h. nach welcher Richtung ich die Hand bewegen müſſe, um den Mangel aus dem Weckebilde zu entfernen oder um die normale Reizung des Triebes nach Wärme wieder herzuſtellen. Für den Fall, daß eine mäßige Entfernung der Hand von der Flamme hinweg genügt, wird der Trieb befriedigt ſein, und nun die Aufmerkſamkeit nicht weiter ſpannen. Wenn aber mit der Entfernung der Hand die Störung des begehrten Reizes noch nicht ſofort gehoben iſt, z. B. wenn ich mir die Hand an der Flamme verbrannte, ſo dauert der Schmerz und mit ihm die Spaltung des zum Theil in ſeiner Wirkſamkeit gehemmten Triebes fort, als eine immer neue Frage, wie der Schmerz zu entfernen und die Luſt wiederzugewinnen ſei. Daß ich bei dieſer Frage vielleicht um eine Antwort verlegen bin und erſt den Arzt zu Hülfe rufen muß, ändert bei der Sache nichts. Der Trieb richtet ſich bei ſeiner Spaltung nicht nach der Möglichkeit der

Beantwortung der Frage, ſondern er ſpaltet ſich jedesmal, wenn er muß, und empfindet dabei das Störende im Weckebilde, welches den geſpaltenen Theil in die Flucht treibt oder von ſeiner Wirkſamkeit ſuspendirt, als Schmerz. So iſt auch der Schmerz der Kolik die Empfindung der im Reiz des Verdauungstriebes eingetretenen Störung, trotz welcher freilich immer ein Theil des Triebes unermüdet fortarbeitet, ſo lange noch das Leben dauert. Während deſſen flüchtet die andere Hälfte in die Spaltung der Frage nach irgend einer möglichen Art, dem geſtörten Triebe ſein vollkommenes Weckebild wieder zu geben, welches wir die Geſundheit nennen. Die nothwendige Folge davon iſt Bewußtſein verbunden mit ſchmerzlichem Unbehagen und einer Unruhe des Organismus, worin er nach ihm ſelbſt unbekannten Bewegungen der Heilung und Geneſung trachtet. Daher das ungeſtüme Umherwälzen auf dem Lager während ſeiner Schmerzen. Wird das Hinderniß des Reizes aus dem Wege geräumt, ſo ſinkt der frei gewordene Theil des Triebes aus dem Bewußtſein oder der Spaltung in den Schlaf oder die Wirkſamkeit zurück. Vermehrt ſich dagegen das Hinderniß des Reizes, ſo wird der als wirkſam zurückbleibende Theil des Triebes ſich vermindern, ein immer größerer Theil ſich ſpalten und von der Wirkſamkeit entbinden, und in eben dem Maße Schmerz und Angſt wachſen. Dieſer Zuſtand kann ſich ſteigern bis zur völligen Freiwerdung des Triebes oder zum völligen Aufhören ſeiner Wirkſamkeit. Hierbei wandelt ſich der noch übrig ſeiende active und unbewußte Theil vollends in lauter geſpaltenen oder freien Trieb um, während die Symptome der Angſt und Unruhe ſich aufs höchſte ſteigern bis zur convulſiviſchen Anſtrengung aller Muskeln des Leibes. Dies iſt das unter dem Namen des Sterbens bekannte Phänomen.

Vergleichen wir nun mit den eben betrachteten Zuſtänden der phyſiologiſchen Triebe den Zuſtand der ſpontanen oder der Willkür unterworfenen, zu denen wir ſchon den Trieb des Athemholens mitzählen dürfen, ſo zeigen ſich die letztern als gänzlich freigewordene, in den Zuſtand einer völligen Abtrennung von blinder und unbewußter Wirkſamkeit übergegangene Triebe, wenngleich dieſelben bei einſömiger Wiederkehr ihrer Weckebilder in eine ſchlafende Activität verſinken können, was nicht blos dem Triebe des Athemholens, ſondern auch des

Wanderns an einem bestimmten Ort, des Verrichtens angenommener Gewohnheiten u. dgl. begegnen kann. Man kann diese Eigenschaft einer Befreiung des Triebes eine Spaltbarkeit desselben bis auf den Grund nennen. Denn während bei den vegetativen Trieben immer noch ein Rest in unbewußter Wirksamkeit bleibt, ist hier der ganze Trieb im Stande, seine Activität beliebig auszusetzen oder zu vermehren, zu beschleunigen oder zu verzögern. Seine Frage ist daher nicht blos die Frage, in Beziehung auf welchen Gegenstand der Trieb agiren solle, sondern auch, ob und in welchem Maße er entweder agiren oder sich suspendiren solle. Das unvollkommene Weckebild ist hierbei der Halter der einen Hälfte des Triebes, während das vollkommene Anticipationsbild der Halter der andern Hälfte ist. Ein solches Verhältniß kommt bei den vegatativen Trieben niemals vor, sondern dort ist das unvollkommene Weckebild trotz seiner Unvollkommenheit noch fortwährend der vollkommene Reiz für den unbewußten und activen Triebtheil, für welchen es also fortwährend die Bedeutung eines vollkommenen Weckebildes hat. Nur für den frei werdenden Theil des Triebes verliert es diese Bedeutung, weshalb sich derselbe seinem Anticipationsbilde gemäß in die Anschauung der eßbaren Gegenstände zerstreut, und nun bei einem jeden derselben die Spaltung vermöge Anticipations- und Weckebilder wiederholt. Darum ist auch die Hemmung der bis in den Grund hemmbaren Triebe durchaus nicht, wie die Hemmung der vegetativen Triebe, mit einem Schmerz verbunden, sondern gibt eben so wenig Schmerz als Luft zu erkennen, wenngleich sie durch unverhoffte Unlust- oder Lustempfindungen verursacht wurde, wie z. B. das bewußte Einhalten des Athemholens eben sowol durch den Unlusttrieb eines Uebelgeruchs, als durch den Lusttrieb eines vollkommenen Vortrages beim Gesange bewirkt werden kann. Denn dadurch, daß der ganze Trieb gehemmt wird, tritt der ganze Trieb momentan außer Activität, und es schwindet hiermit auch der dem Weckebilde zugemischt gewesene Schmerz, z. B. des Uebelgeruchs, zu dessen Empfindung die Action des Einathmens erfodert wird. Weil hingegen bei den vegetativen Trieben nur ein Theil außer Wirksamkeit tritt, so ist es nur dieser Theil, welcher gehemmt wird, und der die Hemmung verursachende Schmerz kann darum keinen Augenblick weichen, weil die

Wirksamkeit des Triebes, welche denselben immer aufs neue hervorbringt, keinen Augenblick im andern Theile des Triebes nachläßt. Aus diesem Grunde muß der Moment des Todes der Moment des Aufhörens der Todesschmerzen sein. Denn der gänzlich unwirksam gewordene Trieb kann Schmerzen, welche nur durch seine Wirksamkeit möglich werden, ebenso wenig empfinden, als der angehaltene Athem den Gestank empfinden kann, welcher in die Nase bringt, sobald das Athemholen wieder in Wirksamkeit tritt.

Es geht aus dem Bisherigen unter anderm auch hervor, warum die Schwindsucht in Beziehung auf ihren Sitz, die Lunge, eine schmerzlose Krankheit ist, und Schwindsüchtige in Folge hiervon gar keine Vorgefühle ihres nahen Todes zu haben pflegen. Der Grund davon ist, daß der Trieb des Athmens ein suspendirbarer Trieb ist, welcher gänzlich ohne Schmerz gehemmt werden kann, bei welchem daher die schmerzhaften Affectionen der nur theilweise hemmbaren Triebe nicht vorkommen. Denn schmerzhaft ist eine Triebhemmung nur so lange, als sie partial ist; die totale Triebspaltung hat ihren Schmerz, welcher nur aus dem ungespaltenen Rest des Triebes stammt, überwunden. Daher kann durch ein allmäliges Verflüchtigen der Lunge nichts weiter entstehen als eine völlig schmerzlose Verminderung der Wirksamkeit eines suspendirbaren Triebes, wodurch sich allmälig freilich eine Beschwerde einstellt, aber von anderer Art. Nämlich der Trieb zu athmen bleibt, obgleich sein Organ schwindet, und äußert sich nun als ein Trieb nach größerer Athemholung, größerer Erfrischung, als das Organ leistet. Der Patient fühlt sich dumpf in seiner Umgebung, sehnt sich nach Reisen, nach erfrischender Bewegung in freier Luft, nach erfrischendem Aufenthalt auf dem Lande, in der Natur, und fühlt sich glücklich und heiter in der Ausmalung dieser Phantasiebilder. Es ist dies das Spiel des Athmungstriebes in seiner innern Bilderwelt, während er Schritt vor Schritt aus seinem Hause verdrängt wird ohne ein Gefühl davon zu bekommen. Woher sollte auch der Patient eine Vorahnung seiner Todesschmerzen gewinnen, da diese nicht von dem Organ, an welchem er leidet, ihren Ursprung gewinnen, sondern von einem ganz andern Orte aus? Denn die Schmerzen der Erstickung sind nicht Lungen-, sondern Blutschmerzen, Schmerzen der Blutalteration, welche